Aus dem

Leben eines Volkskämpfers.

Dritter Band.

Aus dem

Leben eines Volkskämpfers.

Erinnerungen

von

Corvin.

Bene facit, qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumat.

Dritter Band.

Amsterdam,

Gebrüder Binger.

1861.

Druck von Gebrüder Binger in Amsterdam.

Inhalt.

V. Die Revolution.

V.

Die Revolution.

»No libel is so galling as the truth.«

Erstes Capitel.

Paris im Februar 1848. — Die drei Tage. — Brief an Herrn von Lamartine. — Die Deutschen in Paris. — Georg Herwegh. — Die deutsche Legion. — Adalbert von Bornstedt. — Reinhardt von Schimmelpfennig. — Löwenfels. — Verhandlungen mit der provisorischen Regierung. — Ledru-Rollin. — Flocon. — Abmarsch des ersten, — des zweiten Bataillons. — Abschied in Vincennes. — Meine Wirthin als Sybille. — Abreise nach Straßburg.

Durch die im vorigen Buche näher erläuterten Geschäfte nach Paris geführt und dort festgehalten, wurde mir für meine Bemühungen für den Fortschritt und die Freiheit die Belohnung zu Theil, Augenzeuge und Theilnehmer des großen Ereignisses zu werden, welches der Anfang einer Kette von politischen Handlungen wurde, welche seit jener Zeit Europa, ja die ganze Welt, in fortwährender Aufregung erhalten haben.

Auf Dienstag den 22. Februar 1848 war in den Champs-Elysées ein „Reformbanquet" festgesetzt worden und die Regierung hielt es für zweckmäßig, einige zu diesem Ende getroffene Anordnungen zu untersagen. In den Straßen hörte man einzelne Rufe: „A bas Guizot!" und „Vive la reforme!"

Ich sprach gegen meinen Quasi-Schwager — einen Conservativen, weil er etwas zu conserviren hatte — die Absicht aus, den Ort zu besuchen, wo das Banquet stattfinden

sollte, da dort sicherlich Interessantes zu sehen sein werde; er rieth mir jedoch dringend davon ab, indem er sagte: „Es wird dort ein von Taschendieben verursachter Auflauf stattfinden, wobei Sie Ihre Uhr los werden und dafür vielleicht eine Kugel in den Leib bekommen können; glauben Sie mir, diese ganze Geschichte wird gar keine Folgen haben, wir sind an solche Dinge gewöhnt."

Meine junge, hübsche Wirthin, eine lebhafte Bretagnerin, hatte darüber andere Ansichten; sie sagte: „Ich bin überzeugt, es giebt in den nächsten Tagen Etwas; es wird wieder so viel in den Straßen gesungen." Ich war von der Bemerkung überrascht, denn ich hatte sie ebenfalls gemacht. Am 21. Februar rief sie mir, als ich nach Hause kam, eifrig zu: „Nun bin ich gewiß, daß es eine Revolution giebt, denn ich habe meinen Wasserträger fünf ganze Laibe Brot nach Hause tragen sehen."

„Was um des Himmels Willen haben die Brote Ihres Wasserträgers mit der Revolution zu thun?" rief ich lachend.

„Comme vous êtes bé bé!" — eine freundliche Abkürzung für bête. — rief sie ungeduldig; „sehen Sie denn nicht, daß sich der Mann für die drei Tage proviantirt?"

„Warum denn für die drei Tage?" —

„Ach, weil sie diese dummen Dinge hier immer in drei Tagen abmachen!"

Meine hübsche Wirthin verstand sich auf die Straßenpolitik und hatte überhaupt viel Diplomatie im Kopfe, denn sie war einige Jahre lang die provisorische Gemalin eines Gesandten gewesen und nur mit Diplomaten umgegangen, seit welcher Zeit sie sich Madame nannte, „weil das respectabler klinge." Später hatte sie einer Marquise die Lasten des Ehestandes tragen helfen und von dieser Zeit, verlebt in der

Vorstadt St. Germain, aristokratische Ideen beibehalten, obwohl sie eine Tochter des Volks war. Jetzt hatte sie eine Etage am Place du Havre möblirt und hoffte die einzelnen Zimmer an gut bezahlende Herren zu vermiethen. Ich war ihr erster und vorläufig einziger Miether, daher der Gegenstand ihrer besondern Sorgfalt und Zärtlichkeit. Herr S., der meine Wohnung und Wirthin inspicirte und in Paris ergraut war, sagte: „Vous êtes très bien ici." Und so war es auch; Madam Hérissé verwöhnte und pflegte mich und kochte mir Tisane, wenn ich mich erkältet hatte, kurz, that Alles was man von einer hübschen Pariser Wirthin wünschen und verlangen konnte.

Der Dritte in unserm häuslichen Bunde war Pompejus, ein alter Neger, der uns bediente. Er hatte mit seinem römischen Namensvetter nicht das Allergeringste gemein, trug graue Wolle auf dem Kopf, wie ein englischer Advocat, hatte die Waden seitwärts von seinen schön geschweiften Schienbeinen und war stolzer auf seine Hinterfront als auf sein Gesicht. Letzteres sah aus wie ein sehr gebrauchter, schwarzer Lederkoffer, und wenn man Pompejus von hinten betrachtete, so meinte man, er trage einen Kessel als Harnisch unter den Hosen. Auf dieses hintere Vorgebirge war er so stolz, daß er stets eine Jacke trug und es fast als eine Beleidigung ansah, wenn man ihm einen Rock schenkte. Pompejus mein Zimmer bohnen zu sehen, würde Minos zum Lachen gebracht haben. Dies Bohnen geschieht vermittelst zweier Bürsten, welche der Arbeiter sich wie Schlittschuh unter die Füße befestigt und auf denen er die merkwürdigsten Bewegungen ausführt. Pompejus' Augen funkelten und sein Wurstmaul dehnte sich bis an die Ohren aus, wenn es an's Bohnen ging. Er gerieth dabei förmlich in Extase, schnippte mit den Fingern und lachte, und der unter den Hosen verborgene

Fleischkessel zitterte so schnell, daß man fast schwindelig wurde; er schlug förmlich Triller vor Entzücken. —

Es war höchst interessant zu beobachten, wie die Aufregung in der großen Stadt von Stunde zu Stunde stieg; der Aufstand wurde auf bewundernswürdige Weise von den Führern der Demokratie geleitet, denen auch keine einzige günstige Chance entging.

Dichte Massen von Gestalten, die den Gräbern entstiegen schienen und die man sonst niemals am Tage zu sehen bekömmt, zogen unbewaffnet, in drohendem Schweigen über die Boulevarts. Die Blouse deckte die Lumpen, mit denen diese Männer bekleidet sein mochten; allein die bleichen, abgehungerten Gesichter ließen sich nicht verbergen und manchem reichen Krämer zog sich das Herz zusammen, wenn er hineinsah.

Allmählig erschienen Waffen in diesen Colonnen, zuerst Stöcke, dann einzelne Gewehre. Einer dieser Haufen, die wie Gewitterwolken über den leichtsinnigen Pariser Straßenhimmel zogen, ward von einem alten Mann in bloßem Kopf und mit langem, grauem Barte angeführt, aus dessen Augen Fanatismus hervorglühte. Ihm zur Seite schritt eine lange, humoristische Gestalt, die eine Kindertrommel um den Hals bis nur auf die Brust herabhängen hatte, auf welcher der komische Mann aus Leibeskräften trommelte.

Ich konnte nicht über diese grotesken Erscheinungen lachen, denn der Humor überdeckte hier einen entsetzlichen Ernst, todtesmuthige Entschlossenheit, und immer und immer drängte sich mir der Vers des unsterblichen Dichters auf:

These signs forerun the death or fall of kings.
(Diese Zeichen gehen dem Tode oder Falle von Königen voran.)

Neckereien mit den gardes municipaux begannen, die oft Chargen im Galop die Boulevarts entlang machten,

wenn Niemand auf dem Fahrweg war, zum großen Amüsement der dichtgedrängten Spaziergänger auf dem Trottoir.

Unter meinem Fenster vorbei marschirte ein Infanterie-Regiment, an seiner Spitze ein General. Dieser drehte verlegen seinen Bart und sah auf den Hals seines Pferdes; die sonst so heitern französischen Soldaten, die lachend und singend gegen einen Feind des Landes anstürmten, sahen bleich und mißmuthig aus; für sie war es keine heitere Aussicht, kein Fest, zum Morde ihrer Mitbürger berufen zu sein. „Diese Soldaten werden sich nicht gegen das Volk schlagen," sagte ich."

Die Ereignisse dieser Tage sind so oft beschrieben worden, daß ich den Umfang dieser Blätter nicht durch eine neue Beschreibung vermehren will. Ich war bald hier bald dort in den Straßen und obwohl das, was ich sah, seine aufregende Wirkung auf mich nicht verfehlte und mich als Erfüllung einer vor längerer Zeit von mir gemachten Prophezeihung höchlich freute, so bot sich doch in den beiden ersten Tagen keine directe Veranlassung für mich dar, an dem Kampfe persönlich Theil zu nehmen.

Meine Wirthin that Alles was sie konnte, mich von solcher Thorheit, wie sie es nannte, abzuhalten, und wenn ich ihren Gründen kein Gehör schenken wollte, konnte sie sehr böse werden und schloß ihre Rede mit einem zornigen: „Comme vous étes bé bé!" — wozu Pompejus so entsetzlich nickte, als wolle er sich ins Knie beißen.

Am Abend des 23. Februar war auf dem Boulevart des capucins vor dem Hotel des Ministers Guizot eine große Menge von Menschen, Männern und Frauen, versammelt, die ruhige Zuschauer dessen waren, was auf der Mitte der Straße vorging. Municipalgarden und berittene Jäger patroullirten auf derselben hin und her und vor dem Hotel

stand ein Bataillon eines eben in Paris eingerückten Linien-Regiments. Louis Philipp hatte bereits abgedankt, das Volk schien zufrieden und die Revolution zu Ende; ich ging also ruhig nach Hause, wo mich meine arglistige Wirthin durch ein besonders gutes Abendessen festzuhalten wußte. Der Kanonendonner und das Gewehrgeknatter dieser ereignißreichen Nacht drangen nicht in mein friedliches Zimmer am Place du Havre und ich verschlief sie, nichts ahnend von den wichtigen Vorgängen, deren Folgen noch heute die Welt durchzittern.

Gegen Morgen ergriff mich jedoch eine eigenthümliche Unruhe, eine Art von Ahnung, gemischt mit Scham, und es litt mich nicht länger im Bette. Es war noch dunkel als ich aufstand, und als meine emsige Wirthin den Kaffee bereitete, nahm ich meinen Hut und ging ihr förmlich durch. Es war noch nicht ganz hell, als ich auf die Boulevarts kam. Die dort herrschende Stille war mir auffallend und außer einer Abtheilung Linienmilitär, welche mit Gewehr beim Fuß niedergeschlagen vor dem Hotel Guizot stand, sah ich fast keinen Menschen. In der tiefer gelegenen Straße, wo sich kleine Gärten vor den Häusern befanden, sah ich in einem derselben einen Mann, welcher bei dem unsicheren Lichte emsig die Spur eines Maulwurfes zu verfolgen schien; eine Beschäftigung, welche zu der fast ländlichen Ruhe der Scene paßte. Der Mann folgte jedoch dem Wege einer Kugel.

Bei dem dämmernden Lichte bemerkte ich mit Befremden, daß der Platz vor dem Hotel mit Besen gekehrt war, und hie und da große, dunkle Flecken, deren Ursprung ich mir nicht erklären konnte, da es, so viel ich wußte, während dieser Nacht nicht geregnet hatte. Während ich, in einem dieser Flecke stehend, verwundert den Boden zu meinen Füßen

betrachtete, trat der Gartenliebhaber zu mir heran und sagte mit großer Emphase: „Ja mein Herr, das ist Franzosenblut!“ — Nun erst erfuhr ich, daß etwa zehn Minuten, nachdem ich diesen Platz am Abende vorher verlassen hatte, der verhängnißvolle Schuß aus dem Garten des Ministers gefallen war und den Mord von gegen fünfzig unschuldigen Spaziergängern zur Folge gehabt hatte.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft!“

Rachegeister schienen über den Lachen zu schweben, in denen ich ahnungslos watete; die Ruhe der Scene gewann nun eine andere Bedeutung; sie konnte nur die sein, welche dem Ausbruche eines heftigen Gewitters vorherzugehen pflegt. Ich selbst fühlte mich seltsam bewegt und aufgeregt, aber empfand mehr Mitleid als Haß gegen die armen Mörder, deren niedergeschlagene Mienen mir deutlich anzeigten, daß sie sich ihres blutigen Werkes nicht freuten.

Als ich den Weg zur Porte St. Martin einschlug, fand ich die Scene belebter. An der Ecke der Straße du Helder, vor dem Laden des Waffenhändlers Devîmes, war eine aufgeregte Volksmenge versammelt, mit welcher ich in den Waffenladen eindrang. Er war schon am Tage vorher heimgesucht worden und bot einen eigenthümlichen Anblick. Tische und Stühle in demselben waren von der eifrig nach Waffen verlangenden Volksmenge umgestülpt und ohne Muthwillen, nur durch das Gedränge in Stücke getreten worden.

Man fand einige künstlich verborgene Wandschränke und in ihnen Massen von Säbelklingen, nach welchen sich Hunderte von Händen begierig ausstreckten. Die Klingen wurden am Heftende mit Tüchern umwunden und mit Rachegeschrei geschwungen. Mir genügte eine solche Waffe nicht, allein die Arbeiter des Waffenhändlers, die mich dringend aufforderten, die lärmende Menge zum Verlassen des Ladens

zu veranlassen, sagten mir, daß kein einziges Gewehr mehr vorhanden sei. Ich gab jedoch meine Nachforschungen nicht auf und trat in die anstoßende Werkstatt, in der sich eine Art von Hängeboden befand, zu welchem ich auf einer vorgefundenen Leiter hinaufstieg. Ich fand hier einen bedeutenden Vorrath von Patronen und ganze Säcke mit Kugeln, die ich den über den kostbaren Fund jubelnden Leuten hinunterwarf; ich sagte jedoch nichts von den zahlreichen, eleganten Kästchen, die umherstanden, und welche sämmtlich kostbare Gewehre und Pistolen enthielten, die meistens von einer neuen Construction waren und deren Gebrauch das Volk sicher noch nicht kannte. Ich wollte dem Waffenhändler einen Schaden ersparen, der nur Plünderern zu gut gekommen wäre und man ließ sich auch beschwichtigen; ich selbst nahm mir jedoch ein köstliches, doppelläufiges Gewehr mit schwarzem Schaft.

Als ich mit demselben das Haus verließ, um es in einem benachbarten Weinhause in Ruhe zusammenzusetzen, folgte mir einer der Arbeiter von Devîmes. Wissen Sie wohl," sagte er, „daß dies Gewehr über 2000 Franken werth ist? ich kenne es, denn ich habe selbst daran gearbeitet." Ich gab dem Manne die Versicherung, daß ich es nach gemachtem Gebrauche wiederbringen würde; allein er lächelte ungläubig und half mir das Gewehr zusammensetzen, da mir die Construction noch unbekannt war. Es war nach dem System Lefaucher gebaut und wurde von hinten geladen mit einer eigenthümlichen Patrone. Diese bestand aus einer Hülse von dünner Pappe, deren eines Ende durch eine kupferne Kapsel geschlossen war, aus welcher ein Stift hervorragte, der in einen Einschnitt an dem untern Theil des Laufes paßte. Dieser Stift stand in einem Zündhütchen, welches sich im Innern der Patrone befand. Die Kugel war am andern

Ende der Patrone fest aufgeleimt. Durch einen gewöhnlichen Hahn, der auf den Stift wirkte, wurde das Pulver in der Patrone sehr schnell und wirksam entzündet. Gewehre dieser Art schießen außerordentlich sicher und weit. Als ich mit meinem Gewehr wieder auf die Straße trat, fand ich dort einen Mann, der eine große Masse von Patronenpacketen trug, die er nicht los werden konnte, da sie zu den gewöhnlichen Soldatengewehren nicht paßten; es waren solche zu meinem Gewehr und ich nahm ihm, höchlich erfreut, einige Päckchen ab.

So bewaffnet setzte ich meinen Weg fort. Die Ruhe hatte dem regsten Leben Platz gemacht und Tausende waren damit beschäftigt, Bäume zu fällen und sowohl die zu den Boulevarts führenden Straßen als diese selbst zu verbarrikadiren. Von der Porte St. Martin her wälzte sich eine kampferhitzte Masse; man hörte Geschrei und Schüsse und dazwischen den Gesang der Marseillaise und noch häufiger den aus den Girondisten: „Mourir pour la patrie! etc.“ —

Ich ward in den kurzen Kampf verwickelt, welcher an der Barrikade der rue du faubourg Montmatre statt fand und verschoß hier zehn Kugeln, welche in der Entfernung von höchstens fünfundzwanzig Schritt große Wirkung thaten. Ein Arbeiter wurde an meiner Seite erschossen, so daß sein Blut meinen sandfarbigen Ueberrock befleckte. Eine Spitzkugel war durch den Munitionskasten gedrungen, den man oben auf die Barrikade gelegt hatte.

An enthusiastischen Franzosen fehlte es nicht, welche den deutschen „frère“ umarmten und priesen, so daß ich froh war, ihren gut gemeinten stürmischen Liebkosungen entgehen zu können. Der Kampf schien nun vorläufig vorüber und ich dachte die Pause zum Frühstücken zu benutzen. Auf dem Wege nach meiner Wohnung begegnete ich einem Bataillon

Nationalgarde, welches mich mit Erstaunen betrachtete, denn mein Gesicht war vom Kampfe geröthet und die blutigen Zeichen auf meinem Rocke bewiesen, daß ich daran Theil genommen. Man rief mir zu: „es sei ja Alles vorüber, ich mögte doch nach Hause gehen, ich würde meine Waffe nicht mehr nöthig haben u. s. w.“ Ich lachte, zeigte auf die frischen Blutflecken und stürmte vorüber, Entsetzen in dem Herzen manches der uniformirten Epiciers zurücklassend.

Der Place du Havre, an welchem ich wohnte, wurde ebenfalls verbarrikadirt, denn man erwartete den Angriff des Militärs von der rue St. Lazare her, da in dieser, oder vielmehr in der rue de la Pépinière eine Caserne lag. Eine Barrikade erhob sich dicht unter meinem Fenster und begann der Kampf, so hatte ich in meinem Zimmer eine treffliche, die rue St. Lazare dominirende Stellung. Ich blieb daher zu Hause und ging nur manchmal auf die Straße, um den Leuten mit Rath und That beizustehen.

Man hatte sehr schöne, neue Omnibus zu den Barrikaden benutzt und ein Gamin amüsirte sich, dieselben muthwillig zu zerstören. Da er meinem Abmahnen gar kein Gehör schenkte, so fand ich für gut, ihm ein wenig die Ohren zu zausen, wofür ich mit einem grimmigen: „Arrrristocrate!“ angeschnarrt wurde, worüber ich und all die rings versammelten Arbeiter in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Unsere Erwartungen erfüllten sich nicht, obwohl wir durch Gerüchte von anrückenden Truppen bis zum Nachmittage fortwährend alarmirt wurden. Ich schrieb bei offenem Fenster, das Gewehr zwischen den Knieen, Briefe nach Deutschland, die ich vor Schluß der Post in den Briefkasten an der Börse werfen wollte. Als ich zu diesem Ende die Boulevarts durchschnitt, sah ich hier einen Volkshaufen von etwa tausend Mann nach dem Bastillenplatze zu marschiren; an der Spitze

ritt, in sehr lächerlicher Haltung, ein bebrillter polytechnischer Schüler. Die meisten der Leute hatten Fetzen rothen Sammets in den Knopflöchern oder an den Blousen, und einige von ihnen trugen hoch über ihren Köpfen einen vergoldeten Sessel. Man sagte mir, es sei dies der Thron der Könige von Frankreich und man wolle ihn unter der Julisäule verbrennen. Ich hielt dies für einen sinnreichen, symbolischen Einfall und den Sessel für einen Theaterthron, war daher nicht wenig überrascht und ärgerlich zu hören, daß ich die Einnahme der Tuilerien durch das Volk versäumt hatte und daß der zum Scheiterhaufen bestimmte Sessel der wirkliche Thron des Papiermäklers war, welcher seit achtzehn Jahren das französische Volk beherrschte, das Revolutionen so gut zu machen und so schlecht zu benutzen versteht. Louis Philipp schlich davon wie ein Dieb, wie es hieß, zweihundert Millionen in seinem Portefeuille mit sich nehmend. Die Kugeln des Fieschi und anderer zum Mord mißleiteter Menschen hatten ihn gefehlt, da ihm das Schicksal dieses besser verdiente, schmachvollere Ende bereiten wollte.

Am andern Vormittage war das Wetter schön und ich beschloß eine Reise nach der rue de la Perle zu machen, um mich nach dem Schicksal meines conservativen Freundes zu erkundigen, um den ich besorgt war, da es während der Nacht in dem Marais genannten Stadttheile scharf hergegangen sein sollte.

Der Kampf war nun vollständig zu Ende, der Sieg des Volkes entschieden. Das Aussehen der Stadt an diesem glorreichen Morgen wird mir unvergeßlich sein. Die Boulevarts boten von der Höhe herab einen merkwürdigen Anblick dar; es war, als ob ein Tornado darüber hinweggefegt sei und jeden hervorragenden Gegenstand der Erde gleich gemacht habe. Man sah nichts Aufrechtes als einige Barrikaden;

die Bäume waren gefällt worden, die Gaslaternen und ihre Träger zerbrochen, die runden, hohlen Säulen, welche als pissoirs und Ankündigungshalter benutzt wurden, umgestürzt, wie auch die Wachthäuschen. Eiserne Geländer von halber Armsdicke waren zerbrochen und hin und wieder gewunden wie Draht, so daß ich nicht begreifen konnte, durch welche Kräfte und Mittel dies zu Stande gebracht sein mochte.

Ich überkletterte auf meinem Wege zahllose Barrikaden, welche meistens von regelmäßigen Volkswachen gehütet wurden. Die an der faubourg Montmartre erregte manches Lächeln; auf ihr flatterte eine große Fahne mit der Inschrift: „vive la république!“ und neben ihr hatten sich in höchst theatralischen Stellungen junge, hübsche Männer gruppirt, welche bis an die Zähne bewaffnet waren. Die meisten Leute dachten gar nicht an die Möglichkeit einer Republik.

Auf der Straße wogte eine bunte, fröhliche Menge; es war, als würde ein großes Fest gefeiert, und in der That feierte ja das Volk den allerhöchsten Feiertag, den Geburtstag der Freiheit. Mit großer Galanterie wurden die Damen von den Wächtern über die Barrikaden geleitet und überall war Jubel und Gelächter, welche nur für den Augenblick schwiegen und stummen Ehrenbezeugungen Platz machten, wenn einer der verwundeten Volkskämpfer vorüber getragen wurde.

Die Männer waren fast sämmtlich bewaffnet, selbst die Spaziergänger, und man sah unter ihnen die abenteuerlichsten Gestalten. Ein Arbeiter fiel mir wegen der seltsamen Ausrüstung auf; er trug einen wunderschön ciselirten Helm aus dem fünfzehnten Jahrhundert, dazu einen Kürassierharnisch aus dem vorigen, ein Commisgewehr über der Achsel und Patrontasche und Säbel an Bandeliren über der Brust. Graue Leinwandhosen und Filzschuhe paßten hierzu prächtig!

Einen sehr stutzerhaft gekleideten Herrn sah ich mit einem Köcher voll Pfeilen auf dem Rücken und einem indianischen Bogen in der Hand. Lustige Mädchen empfingen ihn mit dem Ruf: „Es lebe Amor!“

Die Aufregung in der Stadt legte sich mit der Erreichung des Sieges keineswegs; sie wurde mehr freudiger Art, allein stieg mit jedem Tage; ein Schwindel schien die ganze Bevölkerung ergriffen zu haben. Die unterbrochene Communication wurde bald wieder hergestellt und überall sah man ungeheure Züge — oft gegen zwanzig tausend Menschen — mit Fahnen an der Spitze, irgend einem Volksmanne eine Ovation zu bereiten, oder der provisorischen Regierung eine Bitte dringend an's Herz zu legen; Freiheitsbäume wurden gepflanzt und Jedermann wurde „Bürger“ genannt; allein auf solche Dinge legten nur junge und alte Narren Werth; die verständigen Führer der Demokratie ärgerten sich mehr über diese Nachäffung alter Abgeschmacktheiten, die zur Zeit der ersten Revolution einige Bedeutung haben mochten, im Jahr 1848 aber einfach lächerlich waren.

Mein Gewehr schickte ich, wie versprochen, durch Pompejus an Herrn Devismes; war aber nicht wenig erstaunt, mich am andern Tage überall wegen dieser Wiedererstattung und meiner thätigen Theilnahme am Kampfe becomplimentirt zu sehen; der Waffenhändler hatte das Billet, welches das Gewehr begleitete — im National abdrucken lassen! Es scheint demnach nicht, daß viele Personen die Waffen zurückerstatteten und Manche meinten, ich hätte das Gewehr besser verdient wie Herr Devismes, dem es doch von der Regierung bezahlt würde. Selbst anständige Franzosen thun Manches ganz ungenirt, was einem Deutschen fast unmöglich ist; sie stecken zum Beispiel in den Kaffeehäusern ganz unbefangen

den übrig bleibenden Zucker in die Tasche, worüber ich mich oft entsetzt habe.

Da mir die deutschen Zustände und besonders die Stimmung des Volkes sehr wohl bekannt waren, so konnte ich darüber gar nicht im Zweifel sein, daß auch in Deutschland Revolutionen ausbrechen würden. Ich wußte aber auch sehr wohl, welche Schwierigkeiten sich dort der Erreichung des Revolutionszweckes entgegensetzten, und daß es mit einer dreitägigen Straßenschlacht nicht abgethan sein würde. Unter den damaligen Verhältnissen konnte eine Revolution in Deutschland nur vollständig gelingen, wenn die in der ersten Ueberraschung und Begeisterung errungenen Erfolge durch einen mächtigen Rückhalt für einige Zeit wenigstens festgehalten wurden.

Obwohl Frankreich genug mit sich selbst zu thun hatte, so schien es mir doch außerordentlich nothwendig und natürlich, daß es revolutionäre Bewegungen in den Nachbarländern so viel als möglich unterstützte, was auf die leichteste Weise und ohne große Opfer dadurch geschehen konnte, daß es von den ungeheuern Massen von Waffen, die es besitzt, einen Theil dem deutschen Volke abließ und sich öffentlich als Protectorin der Revolutionen in Europa erklärte.

Mir brannte in Paris der Boden unter den Füßen; ich wollte jedoch nicht mit leeren Händen nach Deutschland zurückkehren und wenigstens bestimmte Nachrichten über die Gesinnungen der neuen französischen Regierung dorthin mitbringen. Um Kenntniß davon zu erlangen, schrieb ich am 28. Februar an Herrn von Lamartine, setzte ihm die Zustände in Deutschland auseinander und kündigte ihm mit Bestimmtheit den Ausbruch von Revolutionen dort an, zugleich bat ich ihn, mich die Versicherung von der Theilnahme Frankreichs dorthin tragen zu lassen. Ich brachte den Brief selbst in

das Hotel Guizot, wo Herr von Lamartine seinen Sitz aufgeschlagen hatte, und man noch immer den Zettel mit: »Apartements à louer“ am Thore sah, den Witzlinge hier angeklebt hatten.

Ob der Brief in Lamartines Hände gekommen ist weiß ich nicht, da ich nie eine Antwort erhielt. Unter dem Warten darauf schmolzen meine Geldmittel immer mehr zusammen und das Anschaffen neuer war mit großen Schwierigkeiten verbunden, selbst für reiche Pariser.

Mein Schwager, der große Kapitalien bei seinem Bankier stehen und mehrere Häuser hatte, mußte sein Silberzeug in das Pfandhaus schicken, um nur baares Geld zur Bestreitung seines Haushaltes zu bekommen!

Während ich mich in solchem unbehaglichen Zustande befand, hörte ich, daß sich in Paris eine „deutsche demokratische Gesellschaft“ unter dem Präsidium Herwegh's gebildet und beschlossen habe, die Deutschen in Paris zu einem Truppencorps zu vereinigen, welches man nach Deutschland schicken wolle, um dem sich erhebenden Volk als Anhaltpunkt und Stütze zu dienen. — Obgleich ich schon andere Verbindungen zu ähnlichem Zweck angeknüpft hatte, entschloß ich mich doch, mich dem Näherliegenden anzuschließen, und ging zu Herwegh. Dieser theilte mir mit, daß die Mitglieder der deutschen demokratischen Gesellschaft sich am Nachmittag an der Magdalenenkirche vereinigen und von dort auf die Ebene Monçeau marschiren würden.

Ich fand mich zur bestimmten Zeit ein und traf am Sammelplatze etwa achthundert Arbeiter aus allen möglichen deutschen Vaterländern. Die meisten hatten auf den Barrikaden mitgekämpft und Alle schienen von dem besten Geiste beseelt; daß heißt sie waren, wenn man sie hörte, vollständig davon überzeugt, daß für Deutschland nur Heil zu erwarten

sei, wenn man seine sechsunddreißig Fürsten verjagte; zu diesem Zwecke Gut und Blut daran zu wagen, sagten sie, war ihr fester Entschluß.

Als Herwegh auf dem Platze erschien, brachte er die so eben eingetroffene Nachricht, daß in Wien eine Revolution ausgebrochen und Fürst Metternich verjagt sei. Diese wichtige Neuigkeit wurde mit dem größesten Jubel aufgenommen; sogleich mischte sich aber einiges Mißtrauen in die Freude, da eine Revolution in der Hauptstadt Oesterreichs selbst die kühnsten Hoffnungen übertraf.

Der Abmarsch nach der Ebene Monçeau wurde verzögert, da man eine Fahne erwartete, welche der Redacteur der „lithopraphirten Correspondenz“ Herr Heinrich Börnstein schicken und auf welche die eben erwähnte freudige Nachricht geschrieben sein sollte, damit sie sofort ganz Paris mitgetheilt würde. Sie kam endlich und man las darauf mit großen Buchstaben: „Révolution à Vienne! Prince Metternich chassé!“ — Eine andere schöne, schwarz-roth-goldene Fahne wurde von einem in Paris ansässigen Deutschen, Dr. Krätzer aus Mainz, der im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten unter Guizot eine Anstellung hatte, der Gesellschaft geschenkt. Ich werde später noch Gelegenheit haben, von diesem Manne zu reden.

Endlich setzte sich der Zug unter Trommelschlag in Bewegung, um nach der Ebene Monçeau zu marschiren. Dort angekommen, wurden die bereits in „Sectionen“ eingetheilten Leute mit großer Mühe in Ordnung gestellt; ein ehemaliger preußischer Officier, Herr Reinhardt von Schimmelpfennig, hatte den militärischen Oberbefehl.

Die Uebungen sollten angefangen werden und ich begann die mir zugetheilte Section zu ordnen und ihr die Anfangsgründe der edlen Waffenkunst beizubringen, als es

den Führern einfiel, daß es zweckmäßig sein dürfte, die Leute noch einmal zu fragen, ob sie auch fest entschlossen seien, Paris zu verlassen und zur Unterstützung der deutschen Brüder nach Deutschland zu ziehen. Wer diesen Entschluß nicht theile, wurde aufgefordert, zurückzutreten. Zu meinem großen Erstaunen blieben mir von meiner Section nur sechszehn Mann, mit welchen ich indessen meine Exercitien fortsetzte.

Die Stimmung der Leute war ganz vortrefflich. Sie waren ruhig, bescheiden und vollkommen geneigt, sich jeder militärischen Anordnung zu fügen, und hätte man von vornherein die nöthige Festigkeit gezeigt, hätte Einigkeit unter den Comitémitgliedern geherrscht, so hätte man aus den vorhandenen Elementen eine Truppe bilden können, welche den Vergleich mit den besten der Welt aushielt. — Reinhardt von Schimmelpfennigs Fähigkeiten reichten indessen nicht aus, ein solches Corps zu organisiren, und da dies sogleich Jedem einleuchtete, so wollten sämmtliche Comitémitglieder ihm beistehen, wodurch er nur noch verwirrter wurde und eine heillose Confusion entstand.

Als wir von dem Exercierplatze abmarschirten, nahmen wir unsere Richtung nach den Boulevarts, um die erstaunten Pariser mit der neuen deutschen Fahne und unsern republikanischen Gesinnungen bekannt zu machen, über welche die meisten von uns jedoch keineswegs mit sich selbst einig waren, so daß eine von Herwegh geschenkte Fahne mit: „Deutsche Republik,“ ziemlich allgemeines Gelächter erregte. Unterwegs schlossen sich unserem Zuge noch viele Deutsche an, und derselbe erreichte eine bedeutende Länge.

Vor dem Hotel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Lamartine residirte, wurde Halt gemacht. Adalbert von Bornstedt, den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, unterrichtete die Leute von dem Zwecke

dieses Anhaltens, und alsbald erschallten aus unseren Reihen die lauten Rufe: „Vive la république allemande! vive la république universelle! vive Lamartine!“ welche Bornstedt in der Weise eines Kapellmeisters dirigirte.

Wer Paris kennt, weiß, daß es von der Ebene Monçeau, an der Madaleine vorbei, die Boulevarts entlang bis zur rue du Temple und von dort nach dem Hotel de Ville ein sehr weiter Marsch ist. Das Hotel de Ville war für diesen Tag unser Endziel; wir wollten hier in Masse die Regierung um Waffen bitten, damit wir im Stande wären, für die Freiheit unserer Landsleute mitzukämpfen.

Unsere Promenade dauerte sehr lange; denn alle dreihundert Schritte machte man Halt, um einen der durch die Revolution befreiten April-Angeklagten anzuhören, welcher mit beneidenswerther Stentorstimme und Ausdauer sehr feurige Reden hielt über das Thema: „Das Zeitalter der Könige ist vorüber, das Zeitalter der Volksherrschaft hat begonnen.“ Er fand ein zahlreiches Auditorium, denn es war, glaube ich, Sonntag — wie eigentlich alle Tage in jener Zeit — und die Boulevarts wimmelten von Spaziergängern.

Es war finster, als der zu ungeheuerer Stärke angeschwollene Zug vor dem Hôtel de Ville anlangte. Der Franzose mit der Stentorstimme hielt seine letzte Rede und forderte darin das französische Volk auf, uns Waffen zu geben, welche Bitte von Allen mit lautem Ruf wiederholt wurde.

Da viele der Führer noch für denselben Abend eine Zusammenkunft im Café Mühlhouse verabredet hatten, so fand ich mich auch dort ein und erfuhr hier das Nähere über die Entstehung der deutschen demokratischen Gesellschaft.

Adalbert von Bornstedt, der bekannte Redakteur der Brüssler deutschen Zeitung, war kurz nach der Pariser Re-

volution nach Paris gekommen. Da die dort anwesenden Repräsentanten aller Nationen sich vereinigten, der provisorischen Regierung eine glückwünschende Adresse zu überreichen, so brachte Bornstedt eine solche auch von Seiten der Deutschen in Vorschlag; dieselbe fand Anklang. Zwei Entwürfe zu dieser Adresse, einer von Georg Herwegh, der andere von Venedy, wurden vorgelegt und in einer kleinen Versammlung discutirt. Venedys Adresse wurde verworfen, die Herweghs angenommen.

Die damals in den Journalen mitgetheilte Adresse wurde überreicht und von dem Justizminister Herrn Cremieux beantwortet. Bei der Ueberreichung waren unter andern auch drei Abgesandte der Londoner Communisten, und Friedrich Doll, der im Jahre 1842 in Koblenz arretirt und festgesetzt worden, weil er zum Bunde der Geächteten gehört hatte. Dieser „Bund" war zu jener Zeit von Venedy gestiftet worden, welcher damals einer der wüthendsten Fürstenfresser war. Seitdem lebte er als „Märtyrer" im Hotel Violet in Paris, indem er sich mit Schriftstellerei beschäftigte. Durch das Verwerfen seiner Adresse war seine Eitelkeit gekränkt; er zog sich von der Gesellschaft zurück und schrieb Artikel gegen dieselbe für die Kölner Zeitung, deren Correspondent er war. Später ging er nach Frankfurt und wurde in das deutsche Parlament gewählt.

Zugleich mit dieser Adreßcommission, oder schon etwas früher, hatte sich eine andere kleine Gesellschaft von Deutschen gebildet, zu der jener Doll gehörte. Beide Gesellschaften vereinigten sich und man beschloß, „die deutsche demokratische Gesellschaft" zu bilden, zu deren Leitung sogleich ein Comité gewählt wurde, und da man einen bekannten, in Deutschland gut klingenden Namen an der Spitze zu sehen wünschte, so trug man Georg Herwegh die Präsidentschaft auf.

Dieser neigte sich damals zu den Communisten — doch nur in der Theorie — und war, wenn ich nicht irre, Mitglied ihres Clubs in Paris. Was ihn besonders zur Annahme bestimmte, war der Umstand, daß ihm daran lag, die Präsidentschaft den Händen Bornstedts zu entreißen, dessen Name sowohl in Paris als in Deutschland einen sehr zweideutigen Ruf hatte.

Das Comité, welches ich bei meinem Eintritt in die Gesellschaft vorfand, bestand erstlich aus dem Präsidenten Herwegh und den Vicepräsidenten Bornstedt und Löwenfels. — Letzterer war ebenfalls, wie auch Bornstedt, preußischer Lieutenant in einem Infanterie-Regiment und Lehrer der französischen Sprache und Mathematik bei einer Divisionsschule gewesen. Aus Liebe zum Lehrfache, sagte er, hatte er nach kurzer Dienstzeit seinen Abschied genommen und war Schullehrer geworden, wozu er sich besser paßte als zum Soldaten. Nach der Revolution kam er nach Paris und zeichnete sich unter den dortigen Deutschen durch seine Begeisterung wie durch seinen Ehrgeiz aus. Das Ziel seines Strebens war es, als Befehlshaber eines Volksheeres sein Vaterland in Erstaunen zu setzen. Uebrigens war er damals noch nicht Republikaner, sondern schwärmte für die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums.

Unter den andern Comitémitgliedern nenne ich nur Karl Börnstein, Doll, Fuhrmann, Schimmelpfennig und Sturmfels; ich muß ehrlich gestehen, daß ich die Namen der anderen Mitglieder nicht kannte. Karl Börnstein, der jüngere Bruder Heinrichs, mit dem er das „Geschäft“ gemeinschaftlich hatte, diente früher in der österreichischen Artillerie und schwang sich bis zum Feldwebel in einem Infanterie-Regimente empor. Als in Gallizien Unruhen ausbrachen, wurde er, damals noch Artillerist, mit

seinem Regimente dorthin geschickt. Zum Schlagen ist es zu jener Zeit nicht gekommen; allein in Paris war es unter den Deutschen allgemein bekannt, daß Karl Börnstein, der wegen Rechnungsdifferenzen sein Regiment in Ungarn verlassen mußte, „den Feldzug in Polen“, oder „den polnischen Krieg“ mitgemacht habe. Welchen polnischen Krieg und ob als General oder als Corporal, darüber waren nur sehr Wenige unterrichtet, ich nicht. Fuhrmann und Sturmfels waren recht brave Leute, aber der Welt und mir bisher unbekannt geblieben.

Reinhard v. Schimmelpfennig war ein herzensguter, braver junger Mann, der wohl fühlte, daß er dem übernommenen Posten als Befehlshaber der zu bildenden Legion nicht gewachsen sei. An jenem Abend im Café Mühlhouse nahm er mich auf die Seite, klagte mir sein Leid und sagte mir, er wolle seine Stelle aufgeben, wenn ich mich bewegen ließe, sie zu übernehmen. Ich hatte noch viel zu wenig von dem Ganzen gesehen, um so ohne Umstände auf seinen Vorschlag einzugehen. Ich antwortete daher, daß die Sache wohl von der Entscheidung des Comité's abhängig gemacht werden müsse und daß es meiner Ansicht nach unserm Unternehmen am förderlichsten sein würde, wenn wir irgend einen kriegserfahrenen älteren Officier zur Uebernahme des Commandos gewinnen könnten. Da ich in Bezug hierauf keine Schritte thun wollte, so blieb die Angelegenheit einstweilen auf sich beruhen.

Bornstedt war von allen Mitgliedern des Comité's das thätigste; er hatte in der Straße Montmartre 64 sein Quartier aufgeschlagen und hier ein „Central-Büreau“ eingerichtet. Jeden Abend besuchte er die verschiedenen Pariser Clubs und sprach unaufhörlich, um die Franzosen für unsere Sache zu interessiren und sie geneigt zu machen, uns Geld

und Waffen zu geben. Die Reden, welche er hielt, hatten wenig Inhalt und bestanden größtentheils aus den beliebten Redensarten jener Zeit, in welchen einige zündende Stichworte beständig wiederkehrten und in den heftigsten und gemeinsten Schimpfereien gegen die Fürsten, die er oft als „Ungeziefer“ zu bezeichnen pflegte, was selbst die Republikaner unter den Franzosen anekelte.

Bornstedts rastlose Bemühungen hatten indessen Erfolg; wir bekamen gegen 150 Gewehre geschenkt und es ging Geld genug ein, um die laufenden Ausgaben zu bestreiten. Plakate mit Aufforderungen zur Unterstützung waren an allen Straßenecken zu finden und das „Central-Büreau“ war von Morgen bis zum Abend von Leuten voll, welche sich in die Listen der Gesellschaft eintragen ließen.

Die Comitésitzungen fanden in einem Wirthshaus in der Straße Montorgueil statt. Man hatte die Führer der Sectionen, welche von nun an Compagnien genannt wurden, mit hineingezogen, und in dieser Eigenschaft fand auch ich dort Eingang.

Diese Sitzungen mißfielen mir gründlich; sie waren die Musterbilder fast sämmtlicher Demokraten-Sitzungen, denen ich überhaupt beiwohnte, und in ihnen wurde nichts früher und häufiger vergessen, als eben das demokratische Princip. Von einer Discussion war fast nie die Rede, denn jede dem Comité mißliebige Bemerkung wurde von den Leitern desselben mit verletzender Heftigkeit abgewiesen, und Herwegh war in dieser Hinsicht fast noch dictatorischer als Bornstedt. Der Unwille gegen die Tyrannei und die im Ganzen herrschende Unordnung war allgemein. Mich machte dies so mißmuthig, daß ich mich zurückzuziehen beschloß, wenn diesem gewaltthätigen und dabei kindischen Treiben nicht ein Ende gemacht würde.

Während die Thätigkeit des Comité's sich hauptsächlich darauf erstreckte, Geld zusammen zu bringen, waren die Leute der Legion sehr unzufrieden. Die meisten von ihnen hatten, um sich der beabsichtigten Expedition nach Deutschland anzuschließen, ihre Arbeit aufgegeben und wollten ihr erspartes Geld nicht nutzlos in Paris aufzehren. Sie trieben daher zum Abmarsch; allein man hielt sie von einem Tage zum andern hin und machte sie endlich so böse, daß sie förmlich rebellirten. — Ihr Charakter hatte sich überhaupt in der letzten Zeit merklich zu ihrem Nachtheile geändert, und daran waren Louis Blanc, Bornstedt* und das Comité Schuld; Louis Blanc machte die französischen, Bornstedt die deutschen Arbeiter verrückt. Man schmeichelte ihnen auf die unverschämteste Weise, so daß sie endlich glauben mußten, die ganze Revolution sei nur durch sie und nur für sie gemacht worden und ihre Fäuste hätten viel mehr zu bedeuten als die gescheutesten Köpfe. Mancher bisher fleißige und bescheidene Arbeiter wurde dadurch ein aufgeblasener fauler Narr, der verlangte, die Regierung solle dafür sorgen, daß er faulenzen und gut leben könne. Es versteht sich von selbst, daß es auch vernünftige Leute unter den Arbeitern gab, welche über die Theorie der sich populär machen wollenden Phantasten lachten; allein ihre Zahl war in jener Zeit sehr klein.

Bornstedt war unser Louis Blanc, nur trieb er die Sache noch weiter als dieser, indem er die Kleidung und die Manieren der Arbeiter annahm, sie Du nannte und sich von ihnen Du nennen ließ. Er wußte es zu veranstalten, daß Arbeiter im Comité aufgenommen wurden, wodurch er der Eitelkeit derselben schmeichelte und seinen Einfluß verstärkte, indem die von ihm gewählten Leute seine Creaturen waren, die ohne zu denken nachbeteten wie er vorbetete.

Durch die auf solche Weise erzeugten falschen Begriffe von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wurde ein Geist in der Legion hervorgerufen, der aller Ordnung und Disciplin schnurstracks entgegen war. Bei einer militärischen Expedition ist es noch mehr als bei jeder andern nöthig, daß die Anführer von den Leuten als etwas Besonderes betrachtet werden; dies ist aber unmöglich, wenn man ihnen tagtäglich predigt: „die Anführer sind nichts Besseres als ihr, sie sind nur Diener, und diejenigen, welche sich durch ihre Handlungen und ihr Benehmen vor euch auszeichnen wollen, sind Aristokraten.“

Man kann den Gedanken der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sehr ernst und warm im Herzen tragen, ohne diese Gleichheit darin zu suchen, daß die Gebildeten die Sprache und die Manieren der Ungebildeten nachahmen, und die Brüderlichkeit besteht schwerlich darin, mit jedem Lump Schnaps zu trinken und sich zu duzen. Diese abgeschmackten Ideen von Freiheit und Gleichheit haben der Sache der Freiheit und Gleichheit unendlich geschadet und die Revolution ist daran gescheitert.

Herwegh machte durch seine Ansichten das Uebel noch ärger. Drang ich auf Einführung militärischer Ordnung, so bekam er beinahe die „Gichter“ und schrie mit den Füßen trappelnd: „Ich will keine Kamaschenknechte!“ — Ich war genöthigt, die Sache gehen zu lassen wie sie ging, und sie ging herzlich schlecht.

Um die Ungeduldigsten der Legion aus Paris fortzuschaffen, wurde in einer Comitésitzung beschlossen, daß an einem der nächsten Tage 500 Mann abmarschiren sollten. Vergebens machte ich auf die Unmöglichkeit aufmerksam, in dieser Frist die nöthigen Mittel herbeizuschaffen, wozu in der That noch nicht das Geringste geschehen war. Die Folge

davon war, daß man den Beschluß nicht ausführen konnte und sich damit begnügen mußte, nur die Hälfte unter Reinhard Schimmelpfennigs Führung fast ohne Geld und ohne Marschroute nach Straßburg abzuschicken, wo sich die ganze Legion versammeln und von wo aus sie, wie es hieß, ihre Operationen gegen die „sechsunddreißig Tyrannen" beginnen sollte.

Da einem Gesetz gemäß jeder deutsche Arbeiter, der in seine Heimath zurückkehren wollte, eine Marschroute mit Geldunterstützung bis an die Grenze erhielt, so gaben sich Herwegh und Bornstedt Mühe, dies auch für unsere Leute von der provisorischen Regierung zu erwirken, mit der Hoffnung, daß diese sich geneigt zeigen möchte, uns zugleich mit Waffen, Munition und Geld zur Ausführung revolutionärer Zwecke zu unterstützen. Man verhandelte mit Ledru-Rollin und Flocon, die sehr geneigt waren, unsere Wünsche zu erfüllen, obgleich es lange dauerte, ehe diese praktischen Leute die unpraktischen, unklaren Ideen Herweghs in Bezug auf die beabsichtigte Expedition begriffen. Endlich rief Ledru-Rollin: „Ah, nun verstehe ich, Sie wollen gewissermaßen ein Corps Barrikadenprofessoren nach Deutschland bringen!" — Auf einige Aeußerungen dieser ungünstig gesinnten Herren wurden sanguinische Hoffnungen gegründet, welche man unvorsichtiger Weise unsern Leuten als Gewißheit auftischte. Bescheidener Zweifel wurde mit der größten Heftigkeit zurückgewiesen.

Es war Niemand ein Geheimniß, daß die Ansichten der Mitglieder der provisorischen Regierung durchaus nicht übereinstimmten, und dies war hauptsächlich in Bezug auf die Stellung der Fall, welche Frankreich dem Auslande gegenüber annehmen solle. Die furchtsame Partei in der Regierung wollte ängstlich jede Handlung vermeiden, welche sie mit

einer der benachbarten Mächte in Collision bringen konnte, und die Unterstützung revolutionärer Schaaren würde sicher ein guter Grund zur Beschwerde, wo nicht zum Kriege gewesen sein. Wenn man von Seiten der Regierung für uns Geldmittel anwies, so geschah dies nur, weil man die deutschen Arbeiter los sein wollte, und wenn man unsern Bewaffnungen und Versammlungen nichts weiter in den Weg legte, so geschah dies theils weil man sie nicht verhindern wollte, theils nicht konnte, ohne vielleicht einen Sturm heraufzubeschwören, welcher von der determinirten Partei in der Regierung zum Sturz der andern benutzt worden sein würde.

Die uns günstig gesinnten Männer in der provisorischen Regierung durch Volksmanifestationen in ihren uns förderlichen Absichten zu unterstützen, war nun eine unserer Aufgaben und wir ließen keine Gelegenheit unbenützt. Es verging kein Tag, an welchem nicht Tausende von Parisern in geordneten Zügen, mit Fahnen an der Spitze, zu diesem oder jenem speciellen Zwecke durch die Straßen zogen. Unter dieser Menge hatten wir fast immer Freunde, welche die Veranlassung ergriffen, unsere Bitte um Waffen und Unterstützung in ihre kräftigen Rufe mit einzuflechten. Dadurch und durch die Nachrichten von dem Fortgange der Revolution in Deutschland gelang es, den Parisern großes Interesse an unserm Unternehmen einzuflößen, was, wie wir gehofft, nicht ohne Einfluß auf das Benehmen der Regierung gegen uns war.

Als unsern aufrichtigsten Freund in derselben betrachteten wir nicht ohne Grund Flocon und wünschten uns Glück, daß grade ihm die Unterhandlungen mit den fremden Republikanern übertragen waren; in bessere Hände konnten wir nicht fallen; hätte es von ihm allein abgehangen, so würden wir Alles erhalten haben, was wir wünschten und bedurften.

Wir würden dies in noch bei Weitem größeren Maße als es geschah von den Parisern selbst erhalten haben; allein das Geld war niemals dort so selten und Waffen gab man auch nur ungern her, da man dem Frieden keineswegs traute und nicht wissen konnte, wie bald die Intriguen der antirevolutionären und lauwarmen Partei das Volk wieder auf die Barrikaden rufen konnte.

Den Polen ging es nicht besser als uns und das gleiche Schicksal brachte uns näher zusammen, als es in den letzten Jahren der Fall gewesen war; die Vorgänge in Posen und das Benehmen der Polen gegen die Deutschen dort und umgekehrt, hatte auch eine gewisse Kälte zwischen den Angehörigen beider Nationen im Auslande hervorgebracht. Gleichheit der Absichten und Politik führten nun zu einem freundlicheren Verhältniß. Wollten die Polen in ihr Vaterland zurückkehren, so mußten sie Deutschland durchziehen und die Sympathien des Volkes waren ihnen zu diesem Ende nothwendig; wir dagegen hofften an ihnen nicht allein tapfere Verbündete zu finden, sondern auch von der engeren Verbindung mit ihnen in Bezug auf die Pariser Vortheil zu ziehen, denn für sie hatte das französische Volk schon langjährige Sympathien, während die für unsere Sache noch von sehr jungem Datum war. Es entstand demnach zwischen uns ein Art von Schutz- und Trutzbündniß.

Unsern gemeinschaftlichen Bemühungen, in Verbindung mit dem Interesse, welches selbst die laue Regierungspartei in der Entfernung der Fremden aus Paris hatte, gelang es endlich, von der provisorischen Regierung die Zusicherung zu erhalten, daß man uns und den Polen die Marschunterstützung bis an die Grenze bewilligte, ja die vielfachen Manifestationen zu unsern Gunsten erfüllten uns immer mehr mit der Hoff-

nung, trotz aller entgegenstehenden Gründe, vielleicht doch noch Waffen zu erhalten.

Zur Unterstützung dieses Zweckes und zur Ermuthigung unserer Freunde in der Regierung beschlossen wir daher nochmals, durch eine große, gemeinschaftliche Manifestation auf das Pariser Volk zu wirken, und dasselbe zu entschiedenem Aussprechen seiner uns günstigen Wünsche zu veranlassen.

Die Veranlassung fand sich bald. Die Polen, welche Paris verließen, wollten nämlich Sonntag den 25. März der Stadt ihren Dank für die lange genossene Gastfreundschaft überbringen, und die Republikaner aller Nationen schlossen sich an diesem Tage ihrem Zuge an, der dadurch und durch die Theilnahme aller möglichen Pariser Corporationen zu einem der großartigsten dieser ganzen Zeit wurde.

Der Platz vor dem Hotel de Ville war so dicht mit Menschen besetzt, daß buchstäblich zwischen ihnen kein Apfel zur Erde fallen konnte. Hunderte von Fahnen von allen möglichen Farben und mit den verschiedensten Inschriften flatterten und unter ihnen auch die zwei schwarz-roth-goldenen an der Spitze eines unermeßlichen Zuges.

Die Deputationen wurden im Stadthause empfangen und die Behörden hörten ihre Wünsche an und beantworteten sie in günstiger Weise, wie das Angesichts einer so großartigen Theilnahme von Seiten der Pariser wohl nicht anders sein konnte. Wir waren eigentlich nur so mitgelaufen, ohne eine Adresse zu beabsichtigen; als daher Sobrier (ich weiß nicht ob ich mich im Namen irre), der zu Pferde war und bei dieser colossalen Visite als Ceremonienmeister fungirte, die Deutschen aufforderte, ihre Deputation nun ebenfalls in das Hotel de Ville zu schicken, war man darauf durchaus nicht vorbereitet. Herwegh, stets ein schlechter Redner und immer

in Verlegenheit, mußte fast gezwungen werden in das Hotel de Ville zu gehen, und was er dort improvisirte war schwach.

Als das gegenseitige Andeclamiren vorüber war und die einzelnen Züge wieder abmarschiren wollten, führte uns der Zufall an die Seite eines Zuges französischer Handwerker. Die Rufe: vive la république! vive l'Allemagne! wurden ausgetauscht und bald vermischten sich beide Züge und der Umarmungen und des frères-Geschreies war kein Ende.

Ein langer Franzose, der mit lächelndem Blick die Verwirrung überschaut hatte, die keine Lösung finden konnte, nahm die französischen und deutschen Fahnenträger am Arm und brachte sie zusammen in der Weise, als führe er eine Cotillontour auf. Ich bin überzeugt, der Mann gehörte zum Theater und war es gewohnt, widerspenstige Statisten in Ordnung zu bringen. Sein Gedanke war ein glücklicher und wurde mit ungeheurer Acclamation aufgenommen. Deutsche und Franzosen mischten sich Arm in Arm hinter den vereinten Fahnen und unter Jubel und Trommelschlag setzte sich der große Zug nach dem Bastilleplatz in Bewegung.

Als wir bei der Julisäule ankamen, nahm Alles die Hüte ab und die Fahnen senkten sich tief vor dem Grabmal der Juli- und Februarhelden, während wir drei Mal in feierlichem Schweigen dasselbe umzogen. Ein Regierungscommissair mit der dreifarbigen Schärpe haranguirte uns und wurde wieder haranguirt, und nachdem das überstanden war, zogen wir die Boulevarts entlang, durch die Rue de la Paix auf den Vendômeplatz, wo von den Franzosen dem Justizminister, Bürger Cremieux, ein Lebehoch gebracht wurde, der vom Balcon herab dankte und dabei sich über unsere „schönen Fahnen" freute.

Herwegh und Bornstedt hatten bisher mit den Mitgliedern der provisorischen Regierung unterhandelt und hauptsächlich mit Ledru-Rollin und Flocon. Letzterer äußerte den Wunsch, die militairischen Führer der Legion zu sprechen, und eines Vormittags gingen Löwenfels und ich mit Herwegh zu ihm.

Flocon wohnte damals Rue Thevenot 14 oder 16 au quatrième. Durch eine dralle Bäuerin wurde man in ein langes mit Ziegeln gepflastertes Zimmer geführt, wo gewöhnlich eine Menge Leute auf Audienz warteten. In der Mitte dieses Zimmers — eine Art salle à manger — stand ein mit einem grünen Tuche bedeckter Tisch mit Schreibzeug und Papieren und an ihm saß Flocons Amenuensis, Herr Gregoire, ein angenehmer Mann, der unter der Republik einen guten Ruf genoß. Waren nicht zu viel Leute im Zimmer, dann rauchte er seine kurze Thonpfeife, die sich Flocon selbst auch manchmal ansteckte, wenn er nicht grade eine ceremoniöse Audienz gab, sondern mit uns verhandelte. Als Einführer fungirte besagtes hübsches Bauermädchen oder Madame Flocon selbst, eine kleine, untersetzte Dame von gegen vierzig, die an der wichtigen Stellung ihres Mannes besonderes Vergnügen zu haben schien.

Es erschien damals eine große Lithographie mit den Portraits sämmtlicher Mitglieder der provisorischen Regierung; das Flocon's gab mir von ihm einen ganz falschen Eindruck, da es ihn als einen ganz jungen Mann darstellte, während er im Gegentheil ziemlich alt, fast wie ein Fünfziger und durch seine gebückte Haltung noch älter erschien. Er hatte in jener Zeit außerordentlich viel zu arbeiten, und da seine Gesundheit schwach war, so griff ihn das sehr an und er sah abgespannt und krank aus. Sein Gesicht, wie seine ganze Art und Weise gefielen mir sehr und flößten Achtung

und Zutrauen ein. Er hatte nicht das fahrige, kindische Wesen so mancher Democraten, sondern war überlegt, ruhig und würdevoll; er machte mir den Eindruck eines Staatsmannes, der Wichtiges zu bedenken und auszuführen hat.

Er empfing uns in seinem Arbeitszimmer, reichte uns die Hand und bot uns Strohstühle an, wobei er lächelnd die Armuth der neuen Republik entschuldigte, die ihn noch nicht in den Stand gesetzt habe, sein Empfangszimmer mit Sesseln zu versehen. Die Wohnung sah in der That einfach genug aus für ein Mitglied der Regierung des mächtigen Frankreich.

Nachdem wir mit ihm an einem runden Tische Platz genommen hatten rief er „causons la guerre“ und verlangte Näheres über unsere Pläne zu wissen. Herwegh und Löwenfels drehten und wanden sich in unbestimmten Phrasen, die ihn ungeduldig machten; er wandte sich endlich mit der Frage um meine Ansicht nach mir. Ich hatte ihn scharf beobachtet und das Resultat meiner Forschungen war, daß wir ihm unbedingt trauen konnten. Ich erwiederte ihm lächelnd: „ob er eine Antwort für das Mitglied der provisorischen Regierung oder für sich persönlich wünsche?“ Die Unterscheidung schien ihm zu gefallen und seine Antwort befestigte mich in meinem Vertrauen. Ich sagte ihm, daß ich es für zweckmäßig halten würde, bei Mannheim über den Rhein zu gehen, nach Heidelberg zu marschiren, in den Odenwald vorzudringen, hier die Gegend zu revolutioniren und die Armee zu vergrößern, mit welcher ich zum Schutz des deutschen Parlaments nach Frankfurt zu marschiren gedächte. Ein anderer, ausführbarer Plan wäre vielleicht der, die Legion in Metz zusammen zu ziehen, um von hier unverhofft nach Preußen einzurücken, wo es mir vielleicht durch meine Bekanntschaft in jener Gegend und mit der Festung

selbst gelingen möchte, die kleine, starke Festung Saarlouis zu überrumpeln, die nur eine halbe Stunde von der Grenze entfernt liegt. Der Besitz einer solchen Festung würde uns das Sammeln einer Armee außerordentlich erleichtern.

Flocon hörte mir mit großer Aufmerksamkeit zu und fragte dann: „Allein wenn Sie an der Grenze, oder am Rhein Widerstand finden?“ Herwegh machte mir alle möglichen Pantomimen und Löwenfels trat mir heimlich auf den Fuß; ich ließ mich jedoch nicht stören, sondern antwortete mit großer Bestimmtheit: „Dann begegnen wir der Gewalt mit Gewalt!“ Mir schien diese Offenheit die allerbeste Politik; stellten wir uns auf einen solchen Fuß mit Flocon, so wurden die Unterhandlungen sehr erleichtert und wir erfuhren von ihm ohne Mühe, welche Bedenken von Seiten der Regierung unserm Vorhaben im Wege standen.

Während unserer Berathung brachte Madame Flocon ihrem Manne ein Portefeuille, auf welchem ministère de l'interieur stand und welches eben gebracht worden war. Flocon nahm während der Unterredung ein Packet Bankbillets, jedes von tausend Francs, heraus und hielt sie, während er mit uns redete, zwischen Daumen und Zeigefinger, so daß wir das Geld beinahe zählen konnten; es mochten etwa fünfzig Billets in dem Päckchen enthalten sein.

Endlich sagte Herr Flocon zu Herwegh: „Ich habe eben Geld vom Ministerium bekommen; wie viel brauchen Sie, für die ersten, dringendsten Ausgaben zur Ausrüstung der Legion? ich meine nur für den Augenblick.“ — Dabei wog er die Banknoten in der Hand vor unseren Augen, als wolle er sagen: Die Summe, die ich hier habe, ist für diesen augenblicklichen Zweck bestimmt. — Herwegh drehte und wandte sich auf seinem Stuhl, während ihn Flocon ruhig ansah, geduldig das Resultat dieser Contorsionen abwar=

tend. Endlich stotterte er: „Zweitausend Francs!" — Ich vergesse niemals Flocon's Gesicht; die Miene, die er machte, drückte so viel aus, daß ich es nicht auf einer Seite erschöpfend wiedergeben, aber abgekürzt in das Wort: „Dummkopf" zusammenziehen kann.

Meine Miene und selbst die von Löwenfels veranlaßte Herwegh, noch fünfhundert Francs hinzuzufügen; Flocon gab ihm das Geld; allein ich sah, daß er eine geringe Meinung von Herwegh gewonnen hatte. Dieser mußte den Empfang quittiren, was er that, ohne den Inhalt der Quittung zu lesen. Als wir auf die Straße kamen, machte ich Herwegh über seine lächerliche Forderung Vorwürfe; denn das Geld reichte nicht einmal hin, die zerrissenen Schuhe unserer Leute zu flicken und wir brauchten Hemden, neue Schuhe, Blousen und Hüte für mehr als tausend Mann. Herwegh, der stets unentschlossen, wenn er nicht übereilt war, hatte eine große Abneigung dagegen, überhaupt Geld von der französischen Regierung zu nehmen, ein Gefühl, welches in einer ehrenhaften Regung seinen Grund fand; allein da er sich einmal entschloß, überhaupt etwas zu nehmen, so mußte es doch dem Zwecke entsprechen.

Als ich ihm im Laufe des Tages die Bedürfnisse der Legion vorrechnete, schien Herwegh seinen Fehler einzusehen; allein er konnte sich nicht entschließen. Um ein Ende zu machen, ging ich am anderen Vormittage allein zu Flocon und klagte ihm meine Noth; ich sagte ihm, daß Herwegh ein unpractischer Poet sei, der nicht wisse, was militärische Ausrüstung koste und daß das erhaltene Geld so gut wie nichts nütze. Flocon zuckte mit den Achseln, erwiederte, daß er das gleich gedacht habe, gab mir 5000 Francs und bat mich, ihm auf das Hotel de Ville, wohin er eben fahre, eine

Quittung von Herwegh zu bringen, da dieser einmal die erste unterschrieben habe.

Ich suchte diesen sogleich auf und nachdem ich das Papier erhalten hatte, eilte ich Flocon nach. Ich fand ihn im Büreau des Polizeichefs, Caussidière, der ihm eben seine Geldnoth klagte. „Sehen Sie," sagte der Polizeipräfect, auf zwei kleine Säcke weisend, „diese zweitausend Francs sind alles baare Geld, welches ich besitze und jeder Mensch, der hereintritt, will Geld von mir haben; es ist eine wahre Schande!" Flocon zuckte lächelnd mit den Achseln, Caussidière war ein großer, ziemlich starker, noch junger Mann, blond wenn ich nicht irre, der in seinem schwarzen Frack etwas ungeschickt aussah.

Als ich Flocon die Quittung von Herwegh gab, die ich in der Eile gar nicht angesehen hatte, schlug er ärgerlich mit der Hand dagegen und sagte: „Das taugt gar nichts, das ist Unsinn!" Herwegh quittirte: „Von der französischen Regierung aus den Händen des Bürgers Corvin von Seiten des Bürgers Flocon 5000 Francs erhalten zu haben u. s. w. Ich bat Flocon, die Quittung selbst aufzusetzen, damit nicht ein neuer Irrthum vorkomme. Er that es und schrieb: „Von Herrn Flocon als ein Darlehn (sous titre de prêt) 5000 Francs u. s. w." Er wollte durchaus nicht, daß die französische Regierung erwähnt würde, wovon die Gründe leicht ersichtlich sind. *)

Ich war später noch einige Mal bei Flocon, den ich vergeblich zu dem Versprechen, uns Waffen zu liefern, bewegen wollte, sei es nun heimlich oder öffentlich. Die Hauptschwie-

*) In einem im August 1848 im „Morgenblatt" abgedruckten Artikel habe ich die Sache anders dargestellt, da die provisorische Regierung, als ich den Aufsatz schrieb, noch existirte und ich den wahren Verlauf nicht veröffentlichen konnte. Der Verfasser.

rigkeit und das größte Bedenken erregte unsere Absicht, von Frankreich direct in Deutschland bewaffnet einrücken zu wollen. Als ich das gewahr wurde, sann ich über ein Mittel nach, die französische Regierung zu sichern und als ich eines Morgens zu Flocon kam, den ich an seinem Schreibtische sitzend fand, sagte ich ihm, daß wir aus Frankreich in die Schweiz marschiren und von dort aus die deutsche Grenze überschreiten wollten. Flocon sprang überrascht auf, gab mir die Hand und rief: „In diesem Falle sollen Sie auch Waffen haben!“ Die anderen Mitglieder der Regierung mußten indessen wohl andere Ansichten haben, denn man hielt uns mit leeren Redensarten von Tag zu Tage hin; selbst für das zunächst abmarschiren sollende Bataillon konnten wir nicht einmal die längst versprochene Marschroute nach Straßburg erhalten.

Die Comitésitzungen, in denen wenig geschah, hatten unterdessen ihren ungestörten Fortgang, ebenso die Versammlungen der ganzen Legion, wozu eine große Reitbahn auf der Chaussee d'Antin gemiethet wurde. Der Zweck dieser Versammlungen war hauptsächlich, die Leute zu organisiren; allein dazu blieb meistens sehr wenig Zeit übrig, weil man den zahlreichen theilnehmenden Franzosen um so weniger den Zutritt versagen konnte, als sie meist nicht mit leeren Händen kamen, sondern Beiträge an Waffen und oft nicht unbeträchtliche Geldunterstützungen brachten. Die Franzosen hatten aber eine unbesiegbare Redelust, die indessen von den meisten Mitgliedern des Comités getheilt wurde. Ein paar Tische wurden zu einer Rednerbühne umgeformt, von welcher herab Franzosen und Deutsche ihren Empfindungen und ihren Verwünschungen gegen die Fürsten Luft machten. Bornstedt, Börnstein (Heinrich) und Andere sprachen um die Wette und Jeder bemühte sich, die Leute immermehr aufzuregen, welche schon durch die Nachrichten aus Deutschland und

durch das aufregende Straßenleben der damaligen Zeit wie berauscht waren. Ich hielt daher diese Reden für überflüssig und zeitraubend, und da stets dieselben banalen Redensarten wiederholt wurden, so bekam ich förmlich einen Ekel davor und konnte mich nicht entschließen, ebenfalls das Wort zu nehmen.

Herwegh, wie schon gesagt, kein Redner, war vernünftig genug, seinen Mangel einzusehen und sprach selten; allein wenn er es that, geschah es meistens nur, die zu sanguinischen Hoffnungen der Leute zu dämpfen und ihnen den richtigen Gesichtspunkt anzugeben, von welchem aus sie unsere Expedition zu betrachten hätten. Er sagte ihnen, „daß man sie keineswegs dazu werben oder überreden wolle. Wer sich nicht dazu von selbst getrieben fühle, solle entweder in Paris bleiben, oder sich seine Marschroute holen, um allein nach Deutschland zu wandern. Jeder ziehe dorthin auf seine eigene Hand und Verantwortung. Man möge ja nicht glauben, daß uns, wenn wir nach Deutschland kämen, Wohlleben und Bequemlichkeit erwarteten; im Gegentheil, es erwarte uns nichts als Hunger und Kanonen. Wer darauf nicht gefaßt sei, der möge zurückbleiben.“ Das wurde den Leuten nicht einmal, sondern bei jeder Gelegenheit gesagt, was ich zu erklären mich gegenüber Herwegh um so mehr verpflichtet halte, als ich mich so häufig über sein Benehmen tadelnd aussprechen muß. Ich thue das im Interesse der Wahrheit und aus Ueberzeugung, so schwer es mir auch eigentlich wird, da ich Herwegh persönlich lieb habe und ihn als Dichter hochschätze.

Außer den Deutschen meldeten sich auch eine Menge Franzosen, welche den Zug mitmachen wollten; ja ganze Bataillone der Garde mobile erklärten sich hierzu bereit, wenn man es ihnen gestatte; sie wollten unsere Schicksale und unsere Ent-

behrungen theilen, wie wir mit ihnen die Gefahren der drei Tage getheilt hätten. Da wir jedoch den beschränkten Patriotismus unserer Landsleute kannten, so wiesen wir alle dergleichen Anerbietungen zurück. Die Deutschen wollten sich die Freiheit allein erkämpfen, oder — vielmehr im Frankfurter Parlament erreden. Man war ja für dieses Parlament in Deutschland so fanatisirt und überschätzte die Macht desselben so sehr, daß man förmlich empört war bei dem Aussprechen des Gedankens, daß dasselbe ohne eine Volksarmee ohnmächtig sei, so daß es sogar als eine Art Verrath an der guten Sache betrachtet wurde, die Bemühungen desselben durch Waffen zu unterstützen. Als ich in diesem Sinne an einen meiner besten und zuverlässigsten Freunde schrieb, einen durchaus tüchtigen und sehr verständigen Mann, antwortete er mir: „Meine Büchse und die manches anderen Ehrenmannes ist für Sie geladen! Wollen wir die Fürsten absetzen, so können wir es noch immer thun, wenn wir es für nothwendig halten.“ So verblendet über die Bedeutung dieser Parlamentsseifenblase waren selbst ruhige, verständige Männer!

Da fast sämmtliche Angehörige der Legion ebenso gut Französisch als Deutsch sprachen, so geschah es, daß trotz aller Vorsicht sich eine Anzahl Franzosen in unsere Reihen schmuggelten, was ich erst in Deutschland gewahr wurde; es mochten einige Dreißig sein.

Wir hatten, wie ich bereits früher erzählte, die Absicht, mit den Polen zusammen in Deutschland aufzutreten; allein man rieth ihnen wie uns lebhaft von diesem Vorhaben ab, und zwar aus folgenden Gründen: Die deutschen Regierungen, sagte man, könnten und würden unter den waltenden Umständen den Polen den Durchzug durch ihre Gebiete, vielleicht selbst bewaffnet, nicht verwehren; anders sei es mit uns und wir müßten erwarten, beim ersten Schritt über die

Grenze angegriffen zu werden. Zögen die Polen mit uns, so müßten sie mit uns gemeinschaftliche Sache machen und sich mit und für uns schlagen; dadurch geriethen sie in eine feindliche Stellung zu den deutschen Regierungen, und der Marsch nach Polen, wo man sie mit Sehnsucht erwarte, würde verzögert oder gar unmöglich gemacht werden. Diese Gründe bewogen uns von unserm Vorhaben abzustehen. Dazu kam noch, daß wir überhaupt wenig mit den Polen harmonirten, woran Geldzänkereien mit Schuld waren. Kamen Gelder an, so wollten diese stets mit uns theilen, während sie zum Theilen nie bereit waren; sie waren einseitige Communisten.

Endlich nach einer langen Zwischenfrist waren wieder vierhundert Mann bereit nach Straßburg abzumarschiren. Ich hatte mir viel Mühe gegeben, sie etwas besser auszurüsten als die erste Abtheilung; die Leute sahen ganz stattlich aus und waren ziemlich gleich gekleidet. Sie trugen eine graue Leinwandblouse mit einem Gürtel und einen grauen „Freischärlerhut", der mit der deutschen Kokarde und einer kleinen dreifarbigen Feder geschmückt war. Einzelne Stutzer hatten einen ganzen Federwald auf dem Kopfe, so sehr ich auch gegen solche Narrheit eiferte. Ich hatte Unrecht; wer eine große Narrheit ausführen will, muß tolerant sein gegen kleinere, wogegen jedoch meistens gefehlt wird. Die Officiere, ähnlich gekleidet, trugen auf besonderes Verlangen Flocons Degen an der Seite und an der Spitze der Colonnen marschirten die Fahnenträger. Jeder Mann erhielt außer freiem Quartier noch einen Franc für den Tag.

Da die Polen an demselben Tage abzogen, so war ein großer Zusammenfluß von Menschen zu erwarten und ich beschloß, die Colonne selbst bis nach Vincennes zu führen,

um grobe Unordnungen zu verhüten, da ich mir wohl denken konnte, daß beim Abschiede viel getrunken werden würde.

Morgens sieben Uhr waren unsere Leute an der Barrière du Trône versammelt. Wir mußten lange warten, denn Herwegh kam nicht, welcher versprochen hatte die Marschroute zu bringen. Da er sie am Abend noch nicht erhalten, so war er mitten in der Nacht bei Ledru-Rollin gewesen und dieser hatte sogleich alle Beamte auf die Beine gebracht. Gegen neun Uhr kam Herwegh mit der Marschroute; allein wir konnten noch nicht abmarschiren, da die der Polen nicht fertig war und die mit ihren Fahnen uns das Geleite gebenden Pariser Corporationen es gern sahen, wenn wir mit diesen vereinigt uns in Bewegung setzten.

Die Leute unserer Legion waren durch die langen Zögerungen so ärgerlich geworden, daß die ganze Geschichte darüber aus dem Leim zu gehen drohte, und da man sie mehrmals mit Festsetzung des Abmarschtages angeführt hatte, was mich fast noch mehr als sie verdroß, so hatte ich ihnen bei dem letzten Apell auf dem Platz de la Concorde auf mein Ehrenwort versprochen, daß sie an dem Tage, den ich ihnen nannte, jedenfalls abmarschiren sollten, gleichviel ob mit ob ohne Marschroute.

Als ich an der Julisäule hielt, um einige Nachzügler zu sammeln, kam ein bekannter Demokrat zu mir, dessen Name ich vergessen habe; er hielt einen kleinen Knaben an der Hand, den er mir als den Sohn eines Freiheitsmärtyrers vorstellte, der in Folge einer der zahlreichen Verschwörungen gegen Louis Philipp sein Leben auf dem Schaffot verloren hatte; doch auch dieser Name ist mir entfallen. Der Mann bat mich, dem Knaben meine Hände auf den Kopf zu legen und ihn dann zu küssen; es würde dies eine Erinnerung für

sein Leben sein. Solche poetische, sentimentale Regungen findet man bei den Franzosen sehr häufig und wenn sie sich auch oft auf eine etwas theatralische Weise äußern, so gehen sie nichtsdestoweniger aus ihrer innersten Natur hervor.

Die Zeit, welche mit Warten auf die Polen verging, wurde mit Reden ausgefüllt. Der Prinz von der Moskwa, Edgar Ney, bestieg mein Pferd und hielt von hier eine Rede an unsere Leute. Nach ihm bestieg Herwegh dieselbe Tribüne. Von diesen Reden wurde indessen die Mannschaft nicht berauscht, sie war dergleichen nun vollkommen gewohnt; allein desto mehr war dies der Fall von dem Wein, den sie mit ihren Pariser Freunden zum Abschied schon so früh am Morgen trinken mußte. Die Leute waren nicht aus den Wirthshäusern zu bringen, und mir ging die Ahnung auf, daß die Handwerksburschenneigungen unserer Republikaner, beim Mangel an aller militairischen Ordnung, eine reiche Quelle des Kummers und Verdrusses für mich sein würde.

Eine ungeheure Menge Volkes begleitete uns bis Vincennes. Der Kommandant der Festung stand in Uniform mit seinen Officieren unter dem Thore derselben. Ich stieg vom Pferde und machte ihm meine militairische Meldung, die mit großer Artigkeit aufgenommen wurde. In der Stadt empfing man uns mit Musik und auf einer Wiese ließ ich Halt machen, um eine halbe Stunde zu ruhen und den Leuten Zeit zu lassen, von ihren Pariser Freunden Abschied zu nehmen. — Es ging etwas bunt durcheinander; endlich aber kam die Kolonne in Marsch. Im Walde hinter Vincennes wurde sie von den Polen eingeholt, auf die wir wegen der zu großen Zögerung nicht hatten warten können. Man machte beiderseits Halt und trank Brüderschaft, bei welcher Trinkschlacht es von beiden Seiten einige Todte gab. —

Abends fünf Uhr kehrte ich endlich todtmüde und völlig stimmlos nach Paris zurück, noch weniger lüstern nach dem Kommando als früher. Seit einigen Tagen hatte ich dasselbe übernommen, da Herwegh mich dazu aufgefordert, und Löwenfels, der abwesend war, mich durch seinen verzehrenden Ehrgeiz nicht ennuyirte.

Während wir bemüht gewesen, die Legion so gut als möglich zu organisiren und Waffen und Geld herbeizuschaffen, war die Wirksamkeit nach Außen hin auch nicht außer Acht gelassen worden. Wir waren mit den deutschen Republikanern in der Schweiz und in den andern Hauptstädten Frankreichs in Verbindung getreten. Die Nachrichten von dorther lauteten sehr günstig und wir durften hoffen, wenn wir zusammenstießen, ein Truppencorps von 5—6000 Mann zur Verfügung zu haben.

Doll und Fuhrmann wurden als Emissäre nach Frankfurt und Baden geschickt, Bakunin nahm Aufträge in andere Gegenden mit und ein Pole ging voraus nach Straßburg, dort ein Hülfsbüreau zu errichten. Wir schrieben an unsere Freunde und an demokratische Gesellschaften in Deutschland, wie auch an verschiedene Journale, hauptsächlich um die Gerüchte zu widerlegen, welche die deutschen Regierungen absichtlich in Bezug auf uns verbreitet hatten. Zahlreiche Spione, welche all unsern Versammlungen beiwohnten, unterrichteten diese Regierungen von jedem unserer Schritte. Geheimniß wurde indessen so wenig für nöthig gehalten, daß sogar Bornstedt einst die Herrn Spione bat, ganz ungenirt ihre Notizbücher hervorzuziehen und unsere Reden aufzuzeichnen, damit keine Unwahrheiten in den Journalen abgedruckt würden.

Die Nachrichten, die wir aus Baden erhielten, machten uns besondere Freude und wir durften erwarten, bei unserer

Ankunft am Rhein mit Jubel von der Bevölkerung empfangen zu werden. Wir waren freilich entschlossen, die uns gegenüberstehenden Truppen zu bekämpfen; allein so weit ging unsere Verblendung nicht, daß wir dem Volk mit Gewalt unsere republikanischen Ansichten octroyiren wollten; unsere Devise war: Mit dem Volke für das Volk.

Die Nothwendigkeit eines erfahrenen, militärischen Oberbefehlshabers leuchtete endlich dem Comité ein und Bornstedt veranlaßte einen alten Offizier, Oberst Suarec (er war ein Elsasser und mochte wohl ursprünglich Schwarz heißen) sich um diese Stelle zu bewerben. Der Oberst hatte viele Feldzüge mitgemacht und zuletzt ein Freicorps in Spanien oder Portugal befehligt. Viele Leute, die unter ihm gedient hatten und in Paris lebten, bezeichneten ihn als einen sehr tüchtigen, feurigen und energischen Offizier, der sich ganz besonders gut zur Leitung einer etwas abenteuerlichen Expedition eigne.

In der Reitbahn der Chaussée d'Antin wurde der Oberst eines Abends den Leuten als unser General von Bornstedt vorgestellt. Niemand von uns hatte ihn vorher gesehen; ich glaube nicht einmal Herwegh! Da die Ernennung eines erfahrenen Befehlshabers mein liebster Wunsch gewesen, so war ich natürlich sehr begierig, seine Bekanntschaft zu machen. Zu meiner großen Freude sah ich, daß er ganz unser Mann war und daß ich ebenfalls seinen Beifall hatte. Für zwei Soldaten bedarf es nur einer kurzen Unterhaltung, um gegenseitig zu erkennen, was, in militärischer Hinsicht, aneinander ist; Muth und Geistesgegenwart lassen sich allerdings erst auf dem Schlachtfelde erproben. Ich besuchte den Obersten noch einige Mal und da wir über Organisation, den beabsichtigten Feldzug und andere

rein militärische Dinge sprachen, so hatte er Gelegenheit, auch meine Kenntnisse näher kennen zu lernen.

Als ihn Bornstedt und Löwenfels besuchten, hatte er ihnen erklärt, er werde nur das Obercommando übernehmen, wenn ich ihm als Chef des Generalstabes zur Seite stünde; rückten wir nach Baden ein, dann sollte ich zum General ernannt werden. In allen militärischen Dingen wolle er einzig mit mir verhandeln. Beide Herren riefen aber — so erzählte mir der Oberst selbst — „Nur Corvin nicht!“ Darauf fragte er, ob man mich denn nicht für einen fähigen Offizier halte? worauf beide Herren sich günstig über meine militärischen Fähigkeiten aussprachen. Den Fragen des Obersten, ob man meinen politischen Gesinnungen mißtraue? konnten sie gleichfalls nichts entgegensetzen; allein ihr Refrain war: „Nur Corvin nicht“! Der Oberst wußte nicht, was er von einem solchen Benehmen halten sollte; allein ich wußte es sehr wohl; der Grund desselben waren Ehrgeiz und Eifersucht.

Da ich dem Obersten versprochen hatte, von seinen Mittheilungen keinen Gebrauch zu machen, so that ich, als wisse ich von den üblen Gesinnungen jener Herren gegen mich nichts, schlug aber Herwegh in einem Briefe vor — ich hatte den Obersten davon unterrichtet — sämmtliche Offiziere der Legion durch eine aus französischen Generälen zusammengesetzte Commission in Bezug auf ihre militärischen Kenntnisse prüfen zu lassen und Jedem eine seinen dabei bewiesenen Fähigkeiten angemessene Stellung zu geben. Dieser Vorschlag erregte höchst lächerliche Bestürzung und wurde heftig bekämpft.

Als ich am anderen Tage zum Obersten kam, hörte ich zu meinem Erstaunen, daß er von dem Commando zu-

rückgetreten sei. Herr Julius Faber, der mit allen Regierungsverhältnissen sehr genau bekannt war, war ein Freund des Obersten und ich vermuthe, daß dieser ihm einen Wink davon gab, wie man mit uns zu handeln gedenke und daß es nur darauf ankomme, die überflüssigen Arbeiter aus Frankreich zu entfernen. Der Oberst konnte mir im Vertrauen gemachte Mittheilungen natürlich nicht verrathen; allein er mahnte mich freundschaftlich dringend davon ab, mich an dem Unternehmen zu betheiligen, welches gar kein Resultat haben werde. Der von dem Obersten angegebene Grund seines Rücktritts war die Art und Weise, wie Herwegh und Bornstedt ihn behandelten. Ein alter, hoher Offizier wie er, konnte weder an den communistischen Formen des letzteren noch an der durchaus unmilitärischen des ersteren Gefallen finden und mußte sich unaufhörlich in seiner Würde verletzt fühlen. Herwegh und Bornstedt dagegen entsetzten sich über die Forderung des Obersten von 5000 Francs zu seiner Equipirung für den Feldzug, eine Forderung, die in der That eine sehr mäßige war. Man hatte ganz naiv gemeint, der Mann solle es sich zur großen Ehre schätzen, ein undisciplinirtes Corps deutscher Handwerksburschen zu organisiren, zu commandiren und Leben und militärischen Ruf für eine Sache zu gefährden, die ihn als Franzosen doch nur wenig interessiren konnte.

All die Unordnungen und Kleinlichkeiten, wie die Eigenthümlichkeit Herweghs, hatten mir schon oft den Gedanken eingegeben, mich von dem Unternehmen zurückzuziehen, und einst als Herwegh abermals meine dringenden Vorstellungen in Bezug auf militärische Ordnung mit seinem: „Ich will keine Kamaschenknechte!" beantwortete, verließ ich ihn mit dieser Erklärung. Als ich jedoch in meine Wohnung kam, fand ich folgenden Brief von Herwegh:

Societé
des
Démocrates Allemands
à Paris.
Bureau Central
54 Rue Montmartre.

Lieber Corvin!

Ich hoffe nicht, daß Achilles in seinem Zelte schmollt und in einem Augenblicke sich zurückzieht, wo Alles sich zu unsern Gunsten zu gestalten anfängt. Wenn Sie mit dem Comité unzufrieden sind, so geht es Ihnen wie mir selbst; was unsere heutige Discussion betrifft, so werden Sie nicht empfindlich sein. Sie wissen, daß ich Ihnen gut bin, und wir werden zusammen schon was zu Stande bringen.

Freundlich grüßend
Ihr ergebener
Herwegh.

Monsieur
Corvin
134 rue St. Lazare
aux bains de Havre.

Ich hatte Herwegh trotz seiner Ungeeigentheit zu der von ihm bekleideten Stelle wegen seiner anderen liebenswürdigen Eigenschaften lieb gewonnen, und ließ mich durch ihn um so eher zum Bleiben bestimmen, als ich hoffen durfte, der guten Sache einst nöthig zu sein.

Herwegh ist ein Dichter und hat alle Fehler eines solchen; Fehler, die eben Dichtertugenden sind. Sein Leben ist ein Leben in der Phantasie; seine Handlungen sind Gedichte. Solche geistige Thaten sind für die Vorbereitung eines Volkes zu materiellen Thaten sehr wichtig; allein es ist ein Mißgriff, einen Dichter an die Spitze von Unternehmungen zu stellen, die eine andere Art des Handelns nöthig machen. Truppen kommandirt man nicht in Versen, auch werden sie

mit denselben weder gefüttert noch bekleidet. Stellt einen wirklichen Dichter an die Spitze einer politischen Partei und er wird dieselbe ruiniren; sie kann gar nicht in schlechtere Hände fallen.

Herwegh nahm den regsten Antheil an allen politischen Bewegungen, auf deren Hervorrufung er durch seine kräftigen Gedichte einen nicht zu verachtenden Einfluß ausgeübt hatte; allein seine Gedanken schwebten, eben weil sie poetische waren, über der gemeinen Wirklichkeit, die ihn überall anekelte und zornig machte, und der er keine Berechtigung zugestehen wollte. Details haßte er; allein dennoch liebte er es oft, sich um das Kleinste zu kümmern und dann wurde er kleinlich. Dabei war er ein Egoist; weniger in materiellen Dingen; er konnte entbehren und Anstrengungen, welche seinen nicht kräftigen Körper mehr als den eines Andern angriffen, ohne Murren ertragen; allein er konnte wüthend werden, wenn man ihn mit Dingen plagte, die ein Anderer besorgen konnte; er handelte überhaupt nur, wenn er dazu gezwungen wurde, niemals aus freiem, innerem Antrieb. Dabei fehlte ihm durchaus jede Gegenwart des Geistes; war der Moment vorüber, dann arbeitete seine Phantasie die Situation desselben aus und er wußte sehr gut, was er hätte thun sollen. Solche Grübeleien trugen indessen keine Frucht; das nächste unvorhergesehene Ereigniß traf ihn gleich unvorbereitet.

Dabei waren Herwegs Neigungen despotisch, wie ich dies bei den meisten Demokraten gefunden habe; vernünftigen Vorstellungen setzte er förmlich gehässige Heftigkeit entgegen. Auch liebte er es niemals, Auseinandersetzungen zu geben, eben weil seine Gedanken keine bestimmten Umrisse hatten; er wollte errathen sein, und war froh, wenn irgend Jemand dieselben in eine wenn auch nur annähernd entsprechende

Form brachte. Zwang man Herwegh durch bestimmt gestellte Fragen aus seinem träumerischen Schweigen heraus, so gab er, was er zu sagen hatte, eilig, in kurzen Sätzen, als läge ihm daran, die Sache nur bald vom Halse zu haben; dabei redete er mit außerordentlicher Heftigkeit, und je länger er sprach, desto hitziger wurde er, wenn ihm auch Niemand opponirte. Praktische Menschenkenner, die ihn lange beobachteten und für seinen Werth als Dichter keinen Maßstab in sich fanden, waren mit dem Urtheil über ihn schnell fertig: ein Poet, ein träumerischer, ehrgeiziger, dabei charakterschwacher Mensch, der zu nichts zu gebrauchen ist!

So ungeeignet Herwegh für die Stelle war, an welcher er stand, so würden unsere Angelegenheiten doch immer noch erträglich gegangen sein, wenn er nur dazu hätte gebracht werden können, seinen Ideen zu folgen, die Praxis würde das Ueberschwengliche derselben schon modifizirt haben. Da waren aber Bornstedt, da Löwenfels, die vor Begierde brannten, alle Geschäfte an sich zu reißen, um ihrem Ehrgeiz Genüge zu leisten, selbst wenn diese Geschäfte weit über ihre Fähigkeiten hinausgingen. Der Ehrgeiz der Mittelmäßigkeit tritt stets am heftigsten auf, eben weil er seine innere Unberechtigtkeit fühlt oder doch wenigstens von einer Ahnung derselben gequält wird. Fing Herwegh an zu handeln, so hinderten diese Leute ihn dadurch, daß sie ihm helfen wollten. Herwegh fühlte dies sehr wohl und sah, daß bei all der zappeligen Thätigkeit eigentlich nichts geschah; allein da er sich nicht zu der Energie aufschwingen konnte, dem Dinge ein Ende zu machen und das Bewußtsein seiner Schwäche hatte, so war er beständig ärgerlich und mißmuthig. Häufig war er auf dem Punkte loszubrechen und dazwischen zu fahren; allein immer siegte wieder seine Abneigung gegen entschiedenes

Auftreten, gegen jede ihm nicht absolut nöthig scheinende geistige Aufregung.

So blieb Alles im alten Schlendrian; Jeder that, was ihm gefiel und Jeder ärgerte sich im Stillen über den Andern und schwieg, um Uneinigkeit zu verhüten, da die Comitémitglieder — mit wenigen Ausnahmen — ebenso empfindlich als unfähig waren. Ich selbst war noch nicht so erfahren, als ich es jetzt bin und namentlich hatte ich noch nicht die verschiedenen Charaktertypen der Demokraten kennen gelernt; ich hatte noch keinen Begriff von der ehrgeizigen, gewissenlosen Frechheit mittelmäßiger Menschen, von der schmachvollen Feigheit mancher Redner, deren heldenmüthige Worte ich anstaunte und für baare Münze nahm und war vor allen Dingen über mich selbst noch nicht im Klaren; ich hatte mich noch nicht erprobt und wußte nicht, ob meine Fähigkeit im Handeln groß genug war, das auszuführen, was ich träumte. Selbst wahr, hielt ich jeden Anderen dafür und fühlte mich den großen Worten gegenüber befangen und klein. Daher kam es, daß ich nicht entschieden auftrat.

Nachdem ich eine Skizze von Herweghs Charakter gegeben habe, muß ich auch nothwendig von seiner Frau reden. Emma Herwegh ist die Tochter des Berliner Bankiers Siegmund. Bei der ersten Bekanntschaft machte sie auf mich keinen besonders günstigen Eindruck. Ich hielt sie für affectirt in ihrem Wesen und für berlinisch naseweis und absprechend. Das war indessen rein zufällig; bei längerer Bekanntschaft gewöhnte ich mich an ihre Art und Weise und lernte sie wegen ihrer vielen trefflichen Eigenschaften hochachten. Sie war nicht so poetisch und träumerisch wie ihr Mann, sondern bei Weitem praktischer als dieser. Dabei war sie energisch, entschlossen und unerschrocken; in den schwierigsten Lagen verlor sie den Muth nicht und die größte

Gefahr vermochte sie nicht zu erschrecken. Für sich fürchtete, für sich sorgte sie nie, nur für ihren Mann, den sie mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte und auf dessen Talent und Ruf sie mit Recht stolz war.

Trotz der Entschiedenheit im Handeln, trotz des männlichen Muthes fehlte es ihr nicht an den sanfteren Tugenden des Weibes; sie war eine treffliche Gattin und zärtliche Mutter, wenn sie auch alle Philisterei, wenigstens in der Theorie, abgestreift hatte. Herwegh und seine Frau ergänzten sich vollkommen; sie gehörten zusammen, wie Schwertgriff und Klinge. Sie kannte seinen Werth, aber auch seine Schwächen und war stets mit ächtem Liebeseifer bemüht, diese letzteren zu verhehlen, oder als Tugenden darzustellen, da es ihr nicht gelang, ihren eigensinnigen Poeten zu ändern; er seinerseits war gleichfalls von ihrem Werthe überzeugt, sie war ihm unentbehrlich; ohne sie fühlte er sich elend und bildete sich ein, kein Glück zu haben. Frau Herwegh war damals eine Frau in den Zwanzigern von nicht grad' schönem, doch angenehmem Aeußern. Sie war von mittlerer Größe und hübsch gewachsen, bräunlich blond mit hellblauen Augen, doch mögen sie auch grau gewesen sein, worauf ich nicht schwören will.

Sie hatte sich entschlossen, den Zug nach Deutschland an der Seite ihres Mannes mitzumachen und beschäftigte sich sehr viel mit dem Gedanken an die Männerkleidung, welche sie dabei tragen wollte. Sie konnte sehr lange Zeit nicht über die Form des Hutes und über die Art einig werden, wie sie ihr Haar tragen wollte; allein endlich wurde diese Angelegenheit zur Zufriedenheit beendigt, nachdem wir Alle unsere Meinung über diesen wichtigen Gegenstand abgegeben hatten.

Bornstedt, Löwenfels, Karl Börnstein und die meisten andern Mitglieder des Comités waren den Colonnen nachgereist, von denen in kurzen Zeiträumen noch einige abmarschirten, und Herwegh und ich blieben in Paris zurück, da wir noch immer nicht die Hoffnung aufgaben, die provisorische Regierung zu bewegen, uns wenigstens heimlich auf irgend eine Weise Waffen zukommen zu lassen.

Ich war fast jeden Tag bei Flocon; konnte aber nichts als vague Versprechungen von ihm erlangen; Ledru-Rollin bekam man gar nicht mehr zu sehen; er wurde von seinen, wahrscheinlich von der Gegenpartei gewonnenen, Leuten förmlich gefangen gehalten und von der Verbindung mit Gewalt sinnenden Menschen abgeschnitten. Herwegh dachte unsere Freunde würden in Straßburg Gelegenheit bieten, uns mit Waffen zu versehen; allein das Benehmen der provisorischen Regierung in der letzten Zeit rechtfertigte diese Hoffnung keinesweges.

Es ist möglich, daß die wirklich revolutionäre Partei in der provisorischen Regierung es durchgesetzt haben würde, uns heimlich mit Waffen zu unterstützen, wenn sie allen Mitgliedern unsers Comités getraut hätte; allein es waren Leute dabei, bei deren Namen jene Herren die Köpfe schüttelten. Daß Spione fremder Mächte im Comité waren, wußten sie damals wohl eben so wenig als wir; allein Bornstedt war bekannt und sein Ruf rechtfertigte alle mögliche Voraussetzungen. Ich habe, wie schon bemerkt, nichts Schlechtes an ihm bemerkt, wenn mir auch seine communistische Art und Weise mißfiel, und ich seine Methode auf die Leute zu wirken, nicht billigte und seine ganze Begeisterung mir eine durchaus künstliche schien; allein es ist eine nicht wegzuläugnende Thatsache, daß sein schlechter Namen uns sowohl bei der provisorischen Regierung Frankreichs wie

in Deutschland sehr viel schadete. Andererseits konnten wir uns nicht verbergen, daß er uns bisher in materieller Hinsicht mehr als irgend Jemand anderes genutzt und eine große Gewalt über die Leute der Legion gewonnen hatte.

So erkenntlich wir nun auch für diese wesentlichen Leistungen Bornstedts waren, so sahen wir doch ein, daß das Unternehmen, durch seinen zu großen Einfluß auf den Fortgang desselben, gefährdet werden würde und nach Berathung zwischen Herwegh, mir und anderen in Paris zurückgebliebenen Deutschen wurde der Entschluß gefaßt, Bornstedt von seiner Stellung zu entfernen.

Herr Bernays kam Herweghs Unentschlossenheit zu Hülfe. Ein redigirte ohne Aufforderung ein Decret, durch welches Bornstedt, weil er mit Gesellschaftsgeldern eigenmächtig verfahren, weil man die Redlichkeit seiner republikanischen Gesinnungen zu bezweifeln Gründe habe, weil sein schlechter Ruf unserer Sache nur schaden könne, weil jetzt nur dieses Faktum und nicht das Verdientsein dieses Rufes zu berücksichtigen sei, — seines Amtes als Vicepräsident der Gesellschaft enthoben und von seiner Mission (nach Straßburg) zurückgerufen wird.

Dieses Papier legte Bernays Herwegh und mir zur Unterschrift vor. Wir waren mit dem Inhalt um so mehr einverstanden, als von allen Seiten Klagen gegen Bornstedt kamen. Wir unterschrieben das Papier und uns folgten darin die anderen in Paris anwesenden Comitémitglieder. Ich unternahm es, in Straßburg dies Decret zur Ausführung zu bringen und wenn ich auf Widerstand stoßen sollte, dies nöthigenfalls mit Gewalt zu thun; Herwegh versprach dazu als Präsident seine kräftigste Unterstützung.

Als Herwegh und seine Frau nach Straßburg abreisten, blieb ich noch in Paris, um die unmittelbare Verbindung

mit unsern dortigen Freunden und der provisorischen Regierung so lange als möglich zu unterhalten. Meine Unterhandlungen hatten indessen keinen besseren Erfolg als früher und Flocon, der sich wahrscheinlich schämte, da er mir früher andere Hoffnungen gemacht hatte, sagte mir, daß bereits Instructionen nach Straßburg geschickt wären, wo wir das Nöthige erfahren und erhalten sollten. Beim Abschied umarmte er mich freundlich und wünschte uns alles Glück; ich bin überzeugt, es that ihm leid, nicht mehr für uns thun zu können.

Man hat in Deutschland oftmals die Frage an mich gerichtet, warum die Legion nicht früher hierher kam und zögerte, bis der erste Enthusiasmus vorüber war. Die Gründe dieses Zögerns erklären sich zum Theil schon aus dem Erzählten; allein noch mehr durch den stets vergessenen Umstand, daß Straßburg (und überhaupt die deutsche Grenze), sehr weit von Paris entfernt ist, daß es damals noch keine Eisenbahn dorthin gab, und daß man vier Wochen marschischiren mußte, um es zu erreichen.

Endlich hatte ich meine Geschäfte in Paris beendet und meine hübsche Wirthin war sehr unglücklich darüber, ihren Miether zu verlieren, der trotz allem Geldmangel sehr pünktlich bezahlt hatte, was sie von den Offizieren der Garde mobile nicht rühmen konnte, welche die anderen Zimmer inne hatten. Am Abend vor meiner Abreise kam sie auf den Einfall, mir die Karte zu legen, worauf sie wie alle Pariser Frauen ihrer Art sehr viel gab. Von unsern Verhältnissen verstand sie nichts und ich hatte ihr deßhalb davon auch nichts mitgetheilt; ich wurde daher durch die Sprache ihrer Karte sehr überrascht. Sie sagte mir, daß ich bei meiner Ankunft in Straßburg einen außerordentlich heftigen Streit mit mehreren Männern haben, der aber in einen Triumph

für mich enden würde. In große Gefahr würde ich allerdings gerathen, aber weder getödtet noch verwundet werden, doch drohe mir eine sehr lange, schmerzliche Gefangenschaft. Alle Proben, die sie kunstgemäß anstellte, bestätigten diese Gefahr, so daß sie vollkommen von der Erfüllung der Prophezeihung überzeugt war und mit wirklichen Thränen im Voraus mein hartes Loos beklagte. Am anderen Nachmittag fuhr ich mit der Mallepost nach Straßburg ab.

Zweites Capitel.

Die republikanische Legion in Straßburg. — Unordnungen. — Das Dekret gegen Bornstedt. — Wahl der Befehlshaber. — Feldmarschall Börnstein. — Corvin, Chef des Generalstabes. — Löwenfels in Verzweiflung. — Frau Herwegh macht eine Kundschaftsreise nach Baden. — Aufstand in Offenburg. — Veranlassung desselben. — Meine Kundschaftsreise nach Baden. — Freiburg. — Hecker bei Kandern. — Rückkehr nach Straßburg. — Neue Wahl. — Recognoscirung zum Uebergang über den Rhein. — Der Abgesandte von Philip Becker. — Abmarsch von Straßburg. — Banzenheim. — Schalampe. — Alarmirung der badischen Vorposten bei Neuenburg. — Austheilung der Waffen. — Absendung des Obersten Rango von Westerburg. — Uebergang über den Rhein bei Großkembs.

Am Tage meiner Ankunft in Straßburg gingen Herwegh, Löwenfels und ich zu dem Regierungs-Commissair Herrn Lichtenberger, um von ihm zu hören, was die provisorische Regierung in Bezug auf die uns zu gewährende Hülfe an Waffen beschlossen habe. Meine Vermuthungen bestätigten sich; Herr Lichtenberger wollte durchaus keine Aufträge haben und wir sahen nun, daß die provisorische Regierung nur ihr Spiel mit uns getrieben habe und daß es ihr einzig und allein darauf ankam, die deutschen Arbeiter aus Frankreich zu entfernen, da sie genug damit zu thun hatte, die französischen zufrieden zu stellen. Auf dem Marsche von Paris nach Straßburg waren unsere Mannschaften vom Volke überall sehr zuvorkommend und freundlich aufgenommen worden und in gleicher Weise empfing uns die Bürger-

schaft von Straßburg; allein von Seiten der Regierung geschah für die Legion weiter nichts, als daß ihr eine alte, verlassene und von Allem entblößte Kaserne eingeräumt wurde, wo die Leute schlechter wie die Hunde einquartirt waren und wo man selbst die Kranken ohne Hülfe ließ. Wir sprachen uns über diese Behandlung sehr derb gegen den Regierungs-Commissair aus, der nur mit Achselzucken auf unsere Vorwürfe antworten konnte. Hätten die Straßburger sich unserer nicht freundlich angenommen, wir hätten in ihrer Stadt verhungern müssen.

Auf dem langen Marsche nach Straßburg waren allerlei Unordnungen vorgefallen und das Handwerksburschenwesen der Leute hatte die in Paris nothdürftig hergestellte Disciplin vollständig aufgelöst. Die Schuld dieser Unordnungen trug zum Theil die schlechte Wahl der Kolonnenführer und ich selbst machte in dieser Beziehung manchen Mißgriff. Dies war zum Theil wohl durch die Umstände zu entschuldigen, denn die Zahl der Leute, die sich zu einem solchen Posten einigermaßen eigneten, war sehr gering; man hatte wenig Auswahl und vor allen Dingen keine Zeit und keine genügende Gelegenheit, die auf solche Posten Anspruch machenden Personen kennen zu lernen. Ich hatte, wie schon oben bemerkt, noch nicht Gelegenheit gehabt, die Demokratentypen genügend genug kennen zu lernen, um gleich bei dem ersten Blick die Lumpen von den ordentlichen Leuten zu unterscheiden. Ich wählte zum Führer der zweiten Kolonne einen jungen Mann, der preußischer Landwehrofficier sein wollte, ein ordentlicher Mensch zu sein schien und wenigstens einige militairische Routine hatte. Dieser Mensch war ein durchaus elendes Subjekt, der von seiner Stellung zu Gunsten seines Geldbeutels den größten Nutzen zu ziehen wußte. Die Marschroute war bei der eiligen Ausführung auf fünfhundert

Mann ausgestellt worden und nach ihr zahlten die Behörden die von der Regierung bewilligten Marschgelder. Diese wußte, daß kaum vierhundert Mann abmarschirten, ließ es aber stillschweigend hingehen, um uns auf diese Weise einen Ueberschuß an Geldmitteln zu gewähren. Flocon sprach dies ganz bestimmt gegen mich aus. Manche Kolonnenführer benutzten, wie gesagt, nicht allein diesen Umstand zu ihrem eigenen Vortheil, anstatt zu dem der Gesellschaft, sondern wußten auch davon Nutzen zu ziehen, daß viele französische Quartiergeber das von der Regierung gezahlte Geld nicht nahmen. Die Legionäre, welche das sehr wohl gewahr wurden, rückten deßhalb ihren Führern zu Leibe und verlangten Theilung des Raubes, wodurch oft die widerlichsten Auftritte herbeigeführt wurden. Diese Geldzänkereien liefen als rother Faden durch unsere ganze Expedition, und ich dankte dem Himmel, daß ich mich von vornherein von allem Rechnungswesen ferngehalten hatte. Alles Geld, welches ich persönlich für mich erhielt und wovon ich Reisen und andere Kosten bestritt, belief sich auf 150 Francs durch Herwegh, 200 von Flocon und 100 aus der Kasse der Gesellschaft in Paris, zusammen 450 Francs, was für zwei Monate gewiß nicht zu viel war!

Was eigentlich die Comitémitglieder vor meiner Ankunft in Straßburg thaten, weiß ich wirklich nicht anzugeben. Herr Karl Börnstein, der ein Artillerist gewesen war, hatte zwei Kästchen mit Patronen machen und etwa ein Dutzend unbrauchbare Gewehre zusammen betteln lassen; die Andern hatten Bier getrunken und sich gelangweilt. Der thätigste von Allen war wieder Bornstedt gewesen, der sich unterdessen immer fester bei den Leuten in Gunst gesetzt hatte. Er schlief mit ihnen auf der Streu, aß und trank mit ihnen und ließ sich von ihnen duzen. Auch hatte er begonnen, die Leute im

Kasernenhofe ein Wenig einzuexerciren. Ich war daher mit meinem Decrete, welches seine Abberufung verfügte, in einiger Verlegenheit, und da Herwegh auch nicht ein Wort davon erwähnte, so behielt ich es einstweilen in meiner Tasche, bis ich die Stimmung genug sondirt haben würde, um danach zu beurtheilen, ob es sich ohne Gefährdung der ganzen Expedition würde ausführen lassen. Ich hielt zwar Bornstedt für verrückt; allein er war gefährlich, weil Methode in seiner Narrheit und diese eine zeitgemäße war.

Zwei der Compagniechefs machten mir die Mittheilung, daß ein militairischer, beim Zeughause angestellter Beamter sich willig gezeigt habe, uns eine große Quantität von Munition und selbst Waffen heimlich zu verschaffen. Ich glaubte, daß dieser Mann im geheimen Auftrage der Regierung handle und daß, um in ihre Intentionen einzugehen, das allerstrengste Geheimniß beobachtet werden müsse, verbot also den beiden Officieren, irgend Jemand davon Mittheilung zu machen und warnte sie vor Bornstedt, mit dem sie ganz besonders vertraut waren. Als sie darüber erstaunten, und die Gründe meines Mißtrauens zu kennen verlangten, zeigte ich ihnen das in Paris ausgefertigte Decret, nahm ihnen jedoch das Ehrenwort darauf ab, daß sie Niemand davon einen Wink geben sollten, bis ich es auszuführen für zweckmäßig halten würde.

Das Ehrenwort zeigte sich jedoch nicht als ein hinlänglich festes Siegel der Verschwiegenheit und Bornstedt erhielt Nachricht von dem was ihn bedrohte. Er ging sogleich zu Herwegh und stellte ihn zur Rede. Ich trat ganz zufällig ins Zimmer und wußte sogleich, daß „the murder was out,“ denn Herwegh wand sich verlegen auf seinem Stuhl und Bornstedt war todtenbleich und zitterte vor Aufregung. Herwegh hatte nicht den Muth gehabt, ihm die Erklärung zu geben und ich

that es mit einfachen Worten, zugleich das Decret vorlegend, wobei ich mich auf alle Fälle gefaßt machte. Bornstedt benahm sich jedoch mit unerwarteter Mäßigung und nöthigte mir durch sein Verhalten wirklich Achtung ab, was ich leider von Herwegh nicht sagen kann, der keineswegs männlich seine Unterschrift vertheidigte, sondern Entschuldigungen und Ausflüchte stammelte. Von dem Präsidenten der Gesellschaft so in Stich gelassen, schämte ich mich meiner Rolle und erschien mir in einem ziemlich albernen Lichte.

Bornstedt betheuerte uns, daß er durchaus keine bösen Absichten und auch keine Rachsucht gegen die Unterzeichner der Schrift im Herzen habe; wäre dies der Fall, so würde er an die Legion appelliren und dann könnte es ihm nicht schwer werden, den größten Theil derselben auf seine Seite zu bringen. Die Sache sei ihm aber zu lieb, als daß er sie wegen ihm persönlich widerfahrener Beleidigungen in Gefahr bringen sollte; er verlange aber, daß die Angelegenheit auf sich beruhen bliebe. Da ich nun einsah, daß Bornstedt in Vielem Recht hatte und bei Herweghs Schwäche kein anderer Ausweg blieb, so stimmte ich selbst für diesen Vorschlag und Alles blieb beim Alten.

In Paris hatte ich auf Herweghs ausdrückliches Verlangen den Befehl über die Legion übernommen; da ich aber keine Lust hatte, mich wegen desselben mit den andern Aspiranten herumzustreiten, so ließ ich mir von Herwegh versprechen, daß er diese Angelegenheit vor meiner Ankunft in Straßburg in Ordnung bringen wolle, was er nicht gethan hatte.

Löwenfels, der schon frühzeitig nach Straßburg gekommen war, hatte die Zeit meiner Abwesenheit nach Kräften dazu benutzt, sich bei den Bataillons- und Compagnieführern beliebt zu machen und diese möglichst gegen mich

einzunehmen. Als er nun meinte, daß die Waagschale zu seinen Gunsten belastet sei, brachte er die Wahl eines neuen Befehlshabers in Anregung, worüber ich mit ihm in einen sehr heftigen Streit gerieth, von dem er Veranlassung nahm, auf meinen Jähzorn hinzuweisen, der mich zum Anführer untauglich mache. Ich schämte mich in der That meiner Heftigkeit und drang nun selbst auf die Wahl.

Diese fiel indessen nicht so aus als Löwenfels erwartete. Zum Befehlshaber der Legion wurde — Karl Börnstein ernannt und ich zum Chef des Generalstabes. Löwenfels war so gekränkt, daß er weinte! Er suchte meine Unfähigkeit auch zu diesem Posten zu beweisen und da mich diese elenden Streitigkeiten anekelten, so erklärte ich mich bereit, ihm meine Stelle abzutreten; er wollte sie aber nur durch Wahl, und als man darauf nicht einging, schien er sich zu beruhigen und ich glaubte die Angelegenheit erledigt. Herwegh hatte sich seines Stimmrechtes enthalten; mit seiner Stimme wäre mir der Oberbefehl der Legion zugefallen, den er mir selbst angetragen hatte! — Bei einer polnischen Königswahl konnte es nicht stürmischer hergegangen sein, denn auch Reinhardt Schimmelpfennig, der durchaus auf meiner Seite war, gerieth mit Löwenfels in einen heftigen Streit.

Wie und warum Börnstein gewählt wurde, von dem bis dahin noch gar nicht die Rede gewesen, war mir damals ganz unbegreiflich; er hatte Patronen gemacht! Darauf hatte sich seine ganze Thätigkeit beschränkt. Da er aber ein Corporalsgesicht und einen großen Schnurrbart hatte und gut und bedeutend zu schweigen verstand, so konnte, wer ihn nicht näher kannte, auf den Gedanken kommen, er sei ein erfahrener, vorsichtiger Militair. Dabei war er sehr ruhig und das fiel bei dieser Gelegenheit gegen meine Heftigkeit schwer ins Gewicht.

Löwenfels' Intriguen waren noch nicht vorüber. Wir hatten aus dem Comité einen leitenden Ausschuß gewählt; als am andern Tage an der Zusammensetzung desselben eine Aenderung gemacht werden sollte, die auch wirklich ausgeführt wurde, trat sogleich Löwenfels auf und erklärte, daß nun auch meine Wahl, bei der ein Formfehler vorgekommen sein sollte, nicht gültig sein könne. Die andern Mitglieder des Ausschusses wiesen dieses Ansinnen zurück; allein ich bestand dringend darauf und man gab mir nach. Die Wahl fand statt während ein Wagen vor der Thüre stand, der mich zu einer Recognoscirung an den Rhein bringen sollte. Zu Löwenfels' großem Kummer ward ich nun einstimmig in meiner Stelle bestätigt.

Diese Streitigkeiten, welche der Ehrgeiz hervorrief, ließen keine ordentliche Thätigkeit aufkommen. Für die militairische Organisation geschah nichts. Man machte einen schwachen Anfang, die Leute in der Kaserne einzuexerciren, allein die Sache gewann keinen Fortgang.

Unser Feldzugsplan, der von den Vorgängen in Deutschland abhängig war, mußte jeden Augenblick geändert werden. Meine in Paris gemachten Vorschläge wurden abermals geprüft, allein für nicht ausführbar erachtet und man beschloß, einstweilen nichts zu beschließen. Seit wir in Straßburg waren hörten wir von den Angelegenheiten unserer Partei in Baden sehr wenig; unser Emissär Friedrich Doll hatte sich in Frankfurt Hecker angeschlossen und gab uns keine Nachricht; Fuhrmann hatte der Offenburger Volksversammlung beigewohnt und war dann nach Straßburg gekommen. Hecker war gegen unsere Legion eingenommen, da er dem Gerücht glaubte, daß sie hauptsächlich aus Franzosen bestünde, und wollte keine Notiz von uns nehmen. Um nun zu erfahren, wie wir zu dem populärsten Manne in

Baden stünden, entschloß sich Frau Herwegh zu einer Reise, die den Zweck hatte, Hecker aufzusuchen und sich mit ihm zu besprechen. Sie konnte diese Reise leichter machen als irgend Jemand von uns, die wir bereits durch die vielen Spione an die badischen Behörden signalisirt waren.

Was wir aus Baden vernahmen, waren Gerüchte. Man habe, hieß es, in Constanz die Republik proklamirt, das ganze Oberland sei in Aufstand, zahlreiche Freischaaren unter verschiedenen Anführern — Hecker, Struve, Becker, Weißhaar, Sigel u. s. w. zögen in Baden umher, das Land revolutionirend; das Militair sei günstig gestimmt und werde gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen, — kurz unsere Angelegenheit sei im besten Gedeihen. Ueber alles dies von Hecker Gewißheit zu erhalten, zu erfahren was er eigentlich beabsichtige und ihn über die Zusammensetzung und die Mittel unserer Legion aufzuklären, war der Zweck der Reise der Frau Herwegh.

Bald nachdem sie uns verlassen hatte, erhielten wir von Offenburg die Nachricht, daß die dortigen Bürger die Republik proklamirt, den Bahuhof besetzt und die Eisenbahn verbarrikadirt hätten. Sechshundert Bürger, hieß es, stünden in Waffen bereit, ihr Recht zu vertheidigen und hofften, daß wir über den Rhein kommen und sie unterstützen würden. Patronen und Gewehre habe man für uns, da man eine Anzahl Kisten mit diesen Gegenständen, die auf der Eisenbahn gekommen, in Beschlag genommen habe.

Wir waren natürlich bereit zu helfen, da dies der Hauptzweck unseres Unternehmens; da aber die Sache für dasselbe von der äußersten Wichtigkeit war und es darauf hauptsächlich ankam, zuverlässige Nachrichten über Alles zu erhalten, und diese nur durch ein Sehen mit eigenen Augen zu erlangen waren, so beschloß ich selbst nach

Offenburg zu gehen, obgleich bereits ein Vertrauter dorthin abgeschickt war. Zu gleicher Zeit wollte ich mich nach dem Schicksal der Frau Herwegh erkundigen, die länger als erwartet wurde ausblieb, was Besorgniß erregte.

Ein ehemaliger Postsecretair, der von Offenburg geflüchtet war, und seine Familie noch dort hatte, und ein Turner aus Freiburg begleiteten mich. Wir gingen nach Kehl hinüber, um auf den letzten Bahnzug zu warten, und erfuhren hier, daß Truppen vor Offenburg angekommen seien und daß die Bürger mit denselben capitulirt hätten. Diese Nachricht war nun keineswegs erfreulich; dennoch beschloß ich meine Recognoscirung fortzusetzen, was nicht ganz ohne Gefahr war; denn den Chef des Generalstabes der Legion zu fangen, die mehr Besorgniß erregte, als sie verdiente, würde für die Herren in Baden kein geringes Vergnügen gewesen sein.

In einem Wirthshause in Kehl mischten wir uns unter die dort zahlreich versammelten Landleute und Soldaten, deren Stimmung wir sehr günstig für unsere Sache fanden. Die Soldaten versicherten, daß sie, wenn sie gegen die Aufständischen marschiren müßten, in die Luft schießen würden.

Als wir in Appenweier anlangten, hatten wir die Freude, dort ein Bataillon hessen-darmstädtischer Truppen ankommen zu sehen, die uns indessen auch nicht besonders kampflustig erschienen. Da der Zug so lange auf sich warten ließ, entschlossen wir uns, nach Offenburg zu Fuß zu gehen, was mir lieber war, da ich dabei Gelegenheit hatte, zu erforschen, was für Truppen in der Umgegend lagen. Alle Dörfer, durch welche wir kamen, fanden wir mit Soldaten besetzt.

Als wir etwa noch eine halbe Stunde von Offenburg entfernt waren, wurde es Nacht. Die Landstraße war menschenleerer als mir lieb, weil wir drei einsamen Wanderer

dadurch desto mehr auffielen und leicht von den uns von Zeit zu Zeit begegnenden Reiterpatrouillen angehalten werden konnten; sie ließen uns jedoch ohne zu fragen passiren.

Dicht vor der Stadt, mit der Front nach derselben, den rechten Flügel an die Landstraße gelehnt, stand ein Bataillon hessischer Infanterie; auf ihrem linken Flügel befanden sich, was ich jedoch erst am Morgen sah, vier Geschütze. Rechts vom Wege stand eine Schwadron Dragoner.

Ohne angehalten zu werden, gingen wir hart am rechten Flügel der Infanterie vorbei, deren Lage in der regnerischen, kalten Nacht gar nicht behaglich war. Als wir nach Offenburg hineingingen, erwartete ich von der Bürgerwache angerufen zu werden, in der Voraussetzung, daß die Zugänge zur Stadt besetzt seien. Dem war aber nicht so; auf den Straßen war es so ruhig, als sei die gewöhnliche Ordnung nie gestört worden, und in den Gasthäusern saßen die Philister beim Schoppen, wie sie es seit Jahrhunderten zu thun pflegten. Diese idyllische, kleinstädtische Ruhe überraschte mich ganz außerordentlich unter diesen außerordentlichen Umständen.

Ich ging sogleich zum Bürgermeister, den ich sehr niedergeschlagen bei seinem Abendessen fand. Er klagte, daß man seinen Rath nicht gehört und unüberlegter Weise eine Demonstration gemacht habe, welche der Stadt und überhaupt der guten Sache nur Nachtheil bringen könnte, da man weder die Mittel noch den Muth habe, das Angefangene durchzusetzen. Die Zahl der Bewaffneten belaufe sich kaum auf 150 Mann und von diesen wisse keiner wem er gehorchen solle.

Unter solchen Umständen mußte ich freilich dem Bürgermeister Recht darin geben, daß man einen dummen Streich gemacht habe, konnte ihm aber meine Verwunderung darüber nicht verhehlen, daß man, da die Sache einmal geschehen

sei, nicht wenigstens die Eingänge zur Stadt bewacht halte. Der Bürgermeister zuckte mit den Achseln und ich lachte über die Hessen, welche die Nacht im Regen bivouakirten, während ihnen nichts in der Welt im Wege stand, um in den Betten der Offenburger Bürger zu schlafen. Soldaten, an die Regeln der Kriegskunst gewöhnt, können sich niemals vorstellen, daß diejenigen, welche sie so keck zum Kampfe herausfordern, so unvorbereitet und gedankenlos zu handeln im Stande sind. Wären sie überhaupt mit demokratischer Soldatenwirthschaft bekannt gewesen, so würden sie bei allen spätern Gelegenheiten noch weit schneller als es geschah gesiegt haben.

Ich legte mich mit der Besorgniß zu Bette, daß die Hessen während der Nacht in die Stadt dringen und die Urheber des Aufstandes aus ihren Häusern holen würden; ja von diesem Gedanken erfüllt, träumte ich es so lebhaft, daß ich mich, am frühen Morgen zum Fenster hinaussehend, wunderte, die Truppen nicht in der Stadt zu erblicken.

Ich erfuhr später, daß dies unzeitige Unternehmen in Offenburg durch zwei vorwitzige Officiere unserer Legion hervorgerufen worden war. Der eine, ein Student, aus dieser Stadt gebürtig, und ein Preuße Namens Wallraff, waren dorthin gekommen, ohne mir oder einem der andern Anführer das Geringste von ihrer Reise zu sagen, also auch ohne Auftrag. Diese Leute machten sich sehr wichtig und thaten, als ob sie über die Legion zu verfügen hätten; sie versprachen, daß diese sogleich herüberkommen und den Aufstand unterstützen würde.

Am Morgen fuhr ich nach Freiburg, theils um mich nach der Stimmung in dieser Stadt zu erkundigen, theils um Frau Herwegh aufzusuchen; fand ich sie nicht, so wollte ich den Versuch machen zu Hecker zu gelangen, der ein nicht

unbedeutendes Corps von Insurgenten beisammen hatte und damit in der Nähe von Kandern stehen sollte. Ich hatte dies jedoch nicht nöthig; ich traf Frau Herwegh im Gasthofe an. Sie war von Freiburg aus in Begleitung eines jungen republikanischen Doctors ausgezogen und glücklich in das Lager der Insurgenten und zu deren Chef gebracht worden. Die Reise dahin war abenteuerlich und beschwerlich, mitten durch die feindlichen Truppen.

Hecker hielt noch immer seine Vorurtheile gegen die Legion fest und am allerwenigsten wollte er etwas von Unterhandlungen mit Frauenzimmern wissen; allein er ließ sich durch die Geschicklichkeit unserer Unterhändlerin besänftigen, der er sagte: „Kommt die Legion herüber, so kann ich es ihr nicht wehren; will sie aber nutzen, so muß sie bald kommen.“ Als bequemer Ort über den Uebergang am Rhein war der Ort Banzenheim von Hecker genannt worden, der Sonnabend vor Ostern, zehn Uhr Morgens, einen Boten mit näheren Nachrichten dorthin schicken wollte.

Hecker hatte bei Kandern eine nicht unbedeutende Macht zusammen gezogen, worunter gegen achthundert Leute von Constanz und aus dem Seekreis, die im Gebrauch der Büchse sehr geübt waren. Den militairischen Oberbefehl führte August Willich, ein ehemaliger, preußischer Artillerieofficier, der mit mir im Kadettenhause in Berlin gewesen war und sich durch seine communistischen Ansichten und sonstige Eigenheiten bekannt machte. Er hatte seinen Abschied genommen und das Schreinerhandwerk gelernt; war in jeder Beziehung ein durchaus achtungswerther Mann und tüchtiger Soldat und nannte Jedermann Du, was manche Leute nicht wenig in Erstaunen setzte. Wenn er bei dem Durchzuge durch Städte und Dörfer die an der Spitze des Volkes ihm entgegenkommenden Honoratioren fragte: „Bist Du der Bür-

germeister, oder bist Du der Pfarrer des Orts?" so fand sich manche spießbürgerliche Eitelkeit durch diese communistischen Formen beleidigt. — Außer Willich waren noch Theodor Mögling, Friedrich Doll, und Andere bei Hecker, deren Namen später bekannt wurden.

Als ich mit Frau Herwegh nach Straßburg zurückkehrte, fand ich dort einen gewissen Lommel, einen Abgesandten von Philipp Becker, der ein in der Schweiz gebildetes Freicorps befehligte, welches sich mit der Legion verbinden wollte. Diese, so verstärkt, sollte nun in zwei Regimenter getheilt und das Commando derselben Philipp Becker und Löwenfels übergeben werden. Mit diesem Vorschlag kehrte Herr Lommel nach der Schweiz zurück; allein er wurde nicht einmal einer Antwort für werth gehalten, da Philipp Becker erwartet hatte — mit welchem Recht weiß Gott, — daß man ihm mit großer Bereitwilligkeit das Commando der ganzen Expedition übertragen werde.

Da es bereits Donnerstag war, als ich aus Baden zurückkehrte und wir am Sonnabend über den Rhein gehen wollten, so mußte ich am Freitag nochmals nach Banzenheim fahren, um das Nöthige zur Aufnahme unserer Leute anzuordnen. Bis Bollweiler konnte ich mit der Eisenbahn fahren, dann mußte ich aber einen Wagen nehmen, um zum letzten Zug wieder an der Station einzutreffen. Herwegh vertraute dem „Chef des Generalstabes" zu dieser Reise eine so große Summe an, daß derselbe, um sein Mittagessen in Banzenheim zu bezahlen und noch die Mittel zur Rückkehr zu behalten, dem Wirth einen Ring in Versatz lassen wollte, der aber zurückgewiesen wurde, weil derselbe wegen seiner gelben Farbe für Messing gehalten wurde! Ich konnte mich nur losmachen, indem ich meinen Pallasch mit ächt goldener Kuppel zurückließ!

Die Direction der Eisenbahn hatte es übernommen, uns umsonst nach der gewünschten Station zu bringen, welches Anerbieten natürlich mit großem Dank angenommen worden war. Am andern Morgen vier Uhr, Sonnabend vor Ostern 1848, fuhr die Legion mit einem Extrazuge von Straßburg ab.

Als Alles zur Abfahrt bereit war, fiel es mir ein, mich selbst davon zu überzeugen, ob die Kisten mit unsern Gewehren aufgeladen wären. Zu meinem Erstaunen hörte ich, daß sie noch ruhig in der Kaserne stünden und daß kein Mensch sich darum bekümmere. Ich theilte dies sogleich dem „General Börnstein“ mit; allein dieser antwortete mir ganz großartig, er habe das Alles besorgt und die „nöthigen Befehle“ an Löwenfels gegeben. Ich veranlaßte ihn aber, sich selbst darum zu bekümmern und nöthigte ihn, bei der nächsten Station auszusteigen, nach Straßburg zurückzukehren und dafür zu sorgen, daß die Waffen wenigstens mit dem nächsten Zuge nachkämen.

In Banzenheim ging ich sogleich zum Maire des Orts, den ich schon am Tage vorher deshalb gesprochen hatte, und bat ihn um freundliche Aufnahme der Legion für einige Tage. Wir hatten durchaus keine Empfehlung von irgend einer Behörde; dennoch waren der Maire und die Gemeindevorsteher sogleich bereit, die erbetene Gastfreundschaft zu bewilligen, jedoch unter der Bedingung, daß wir vor dem Anbruch des dritten Tages den Ort verließen, da auf diesen Tag die Wahlen zur National-Versammlung festgesetzt seien und die Einwohner durch unsere Gegenwart leicht abgehalten werden könnten, bei der Wahl zu erscheinen; nach derselben würden wir, so lange es uns gefiele, willkommen sein. Wir fügten uns natürlich den so billigen Forderungen dieser gastfreundlichen Leute; zweihundert Mann wur-

den in Banzenheim selbst und sechshundert Mann in benachbarten Ortschaften einquartirt.

Wir hatten nämlich beschlossen, nur mit einer Abtheilung der Legion in Baden einzurücken, da wir keine Waffen hatten und nicht wußten, ob wir dieselben in der nöthigen Menge sogleich dort finden würden. Die unbewaffneten Leute, die einstweilen in Frankreich zurückblieben, konnten trotzdem unser Unternehmen dadurch fördern, daß sie sich bei Hüningen (wo eine Brücke ist) zusammenzogen, um in Baden zu dem Glauben zu veranlassen, daß der Uebergang hier gemacht werden solle.

Ich nahm mein Quartier in Schalampe, ein Dorf, welches Neuenburg gegenüber dicht am Rhein liegt, um dem Flusse so nahe als möglich zu sein. Vor diesem Orte ist eine Insel, über deren Besitz man nicht klar zu sein schien; man sagte sie gehöre zu Baden; allein dessenungeachtet hatten die Franzosen hier einen Zollposten.

Nachdem ich die nöthigen Erkundigungen über Terrain u. s. w. eingezogen hatte, kam ich zu der Ueberzeugung, daß ein Angriff auf Neuenburg, welches mit fünfhundertundfünfzig Mann besetzt war, unthunlich und ein Uebergang über den Rhein an diesem Punkte mit unsern Mitteln nicht nur sehr schwierig, sondern unmöglich sein würde. Ich hielt es trotzdem für das Zweckmäßigste zu verbreiten, daß wir bei Neuenburg über den Rhein gehen würden, damit die am Rhein aufgestellten badischen Truppen sich bei Hüningen und Neuenburg zusammenzogen und uns dadurch Gelegenheit geboten wurde, zwischen beiden Orten weniger gefährdet den Uebergang zu bewerkstelligen.

Um die Täuschung noch vollkommener zu machen, beschloß ich, in der Nacht die badischen Vorposten anzugreifen und zu diesem Ende mit fünfzig Mann über den Rhein zu

setzen, was unter dem Schutz der erwähnten Insel ohne besondere Schwierigkeit geschehen konnte. Hatte ich dadurch Neuenburg und das Land ringsum alarmirt, dann wollte ich mich auf die Insel zurückziehen und diese durch schlecht oder gar nicht bewaffnete Leute den folgenden Tag über besetzt halten lassen, während die Legion nach dem wirklichen Uebergangspunkt marschirte. Dadurch sollte der Feind zu dem Glauben veranlaßt werden, daß man behufs des Uebergangs die Insel festhalten wolle.

Dieser Plan konnte nur zum Theil ausgeführt werden. Die Nacht war finster und stürmisch, und als die zum Angriff der Posten auserlesenen Mannschaften um Mitternacht vor meinem Quartier in Schalampe anlangten, wagten es die Schiffer nicht, sie über den Rhein zu bringen und wir konnten nicht weiter als bis auf die Insel gelangen. Um nun den beabsichtigten Zweck wenigstens theilweise zu erreichen, stellte ich die Leute Neuenburg gegenüber auf und eröffnete gegen dasselbe ein vollständig unschädliches Gewehrfeuer, welches sogleich durch einige Schüsse von den Posten jenseits erwidert wurde, deren Kugeln über unsere Köpfe hinwegpfiffen.

Bei dieser Veranlassung hatte ich Gelegenheit unsere Leute kennen zu lernen, und wenn ich auch dem komischen Anblick nicht widerstehen konnte und sehr lachen mußte, so war die Sache an und für sich doch sehr betrübend und erregte Besorgnisse für den Ausgang der Expedition. Viele meiner Helden waren Ritter von der Elle und hatten bisher zwar sehr viel mit blanken Waffen — Nadel und Scheere — aber noch niemals etwas mit Schießgewehren zu thun gehabt. Sie entsetzten sich über das Getöse und den Blitz, den sie hervorbrachten so sehr, daß Einige davon fast umfielen und Andere nach dem Schuß förmlich ausrissen und sich hinter

den Weidenbüschen versteckten. Bei Tagesanbruch marschirten meine Helden wieder nach Banzenheim, wo sie von ihren Kameraden bewundert und beneidet wurden.

Am Morgen wurde ein herübergekommener Bürger von Neuenburg zu mir geführt. Der Mann erzählte mir, die Bürger seien über unser nächtliches Feuer sehr erschrocken gewesen und hätten zum Theil ihr bewegliches Gut zur eiligen Flucht gepackt, da die Regierung verbreitet habe, wir wollten dort rauben und morden. Das Militär, sagte er, zeige keine besondere Lust, feindlich gegen uns aufzutreten. Ich schrieb sogleich eine beruhigende und andrerseits aufregende Proclamation an die Bürger von Neuenburg, die ich dem Manne mitgab und durch welche die Wahrscheinlichkeit unserer Absicht, dort über den Rhein zu gehen, noch vermehrt werden mußte.

Um ein Uhr Mittags, es war am Ostersonntage, wurde die Legion in Banzenheim versammelt, denn die Waffen sollten ausgetheilt werden. Dies war mit großen Schwierigkeiten verbunden und dauerte bis sechs Uhr Abends, da Jeder darauf bestand, sein eigenes Gewehr wiederzuerhalten, das er in Paris entweder gekauft oder geschenkt bekommen hatte. So kam es, daß Leute Gewehre erhielten, welche damit nicht umzugehen verstanden, während alte Soldaten mit dem Stock in der Hand marschiren mußten.

Ein anderer Uebelstand war der, daß die Leute mit gleichen Waffen — wir hatten nämlich auch Sensen — nicht zusammen gestellt werden konnten, da Jeder bei der Compagnie bleiben wollte, der er einmal zugetheilt war.

Vergeblich ermahnten Herwegh und ich, die Austheilung der Waffen nicht so öffentlich zu betreiben, damit die nachsichtigen französischen Behörden nicht Notiz davon nehmen müßten, wodurch sie leicht gezwungen werden könnten, Ge=

walt gegen uns zu gebrauchen. Man kehrte sich so wenig an unsere Ermahnungen, daß man mitten im Dorfe aus bloßem Muthwillen Schüsse abfeuerte, wodurch man die Bewohner ängstigte, da Unglück aller Art daraus entstehen konnte.

Unsere Besorgniß war keine unbegründete, denn im Laufe des Nachmittages kam uns die Nachricht zu, daß die Gensdarmerie der ganzen Gegend aufgeboten sei und daß sie in Verbindung mit den nahe gelegenen Truppen uns entwaffnen solle. Dreitausend Mann, hieß es, stünden zu diesem Zweck in einem benachbarten Walde bereit; andere Nachrichten sagten, um uns den Uebergang über den Rhein zu erleichtern, woran jedoch Niemand von den Führern glaubte.

Um Näheres über den Zweck dieser Truppen zu erfahren und sie durch die Nachricht irre zu leiten, daß wir erst in der Nacht des nächsten Tages über den Rhein gehen wollten, schickte ich den Obersten Rango von Westerburg ab, der mir zu einer solchen Mission besonders geeignet schien.

Herr von Rango war Hauptmann im Kaiser Franz-Regiment in Berlin gewesen; dann war er als Major zum Fürsten von Reuß gekommen und endlich Oberstlieutenant in griechischen Diensten gewesen, wo er jedoch auch nicht lange blieb. Er reiste nach Brasilien, zu welchem Zwecke weiß ich nicht, trat dann in französische Dienste und wollte Bataillons-Commandeur in Algerien gewesen sein. Von hier, sagte er, sei er auf Urlaub nach Frankreich gegangen, während welcher Zeit die Revolution ausgebrochen sei, die ihm seine Stelle koste; ja er könne nicht einmal seinen rückständigen Gehalt bekommen. Die ganze Sache war etwas

unklar. Der Oberst kam in Straßburg zu uns und da seine Manieren etwas zu höflich waren, wie man es manchmal bei Menschen findet, die vom Unglück heimgesucht wurden, so mißfiel er Herwegh außerordentlich, der ihn auf eine sehr abstoßende Weise behandelte, die mir weh that. Ich nahm mich also des Mannes an und da ich hoffte von seinen bei ihm vorauszusetzenden militärischen Kenntnissen Gebrauch machen zu können, so gestattete ich ihm, in der Nähe meiner Person unsere Expedition mitzumachen, wobei ich zugleich Gelegenheit zu haben hoffte, sowohl seinen Charakter, als seine Fähigkeiten kennen zu lernen.

Die französischen Truppen legten uns keine Hindernisse in den Weg und als späterhin Herr von Rango wieder zu uns kam, hörte ich, daß sie nur Befehl gehabt hätten, unserem Corps von Weitem zu folgen, um die Dörfer, welche dasselbe durchzog, gegen Unordnungen von Seiten etwaiger Nachzügler zu schützen.

Um neun Uhr Abends waren wir zum Abmarsch bereit, um in der Nähe von Niffern und Großkembs über den Rhein zu gehen. Dieser Punkt war uns von kundigen Franzosen als der günstigste bezeichnet worden. Ein junger Pariser, Herr Alfred de Horter, der uns aus Liebhaberei begleitete und sich außerordentlich brav und thätig bewies, hatte die Angelegenheit mit den Schiffern geordnet, denen wir einige hundert Francs zahlten. Um ein Uhr Nachts sollten eine hinlängliche Anzahl Schiffe bereit liegen, um die Legion an das badische Ufer zu bringen.

Damit ferner kein unnöthiger Lärm durch Schießen gemacht wurde, sollten die Patronen erst auf dem Marsche ausgetheilt werden. Dies hielt bei der Dunkelheit außerordentlich lange auf, obwohl wir nur gegen zweitausend Stück

Patronen hatten; allein manche Leute hatten Gewehre mit Percussions- andere mit Steinschlößern; Diese hatten Jagdflinten, Jene Pistolen und Jeder wollte natürlich haben, was für seine Waffe paßte. Wir hatten höchstens zweihundert erträglich brauchbare Gewehre; außerdem waren etwa sechzig Mann mit alten, schadhaften Flinten bewaffnet, welche man bei nächster Gelegenheit in Stand setzen lassen, oder mit besseren vertauschen wollte. Alle diese Leute machten auf Patronen Ansprüche, so daß dieselben höchst unzweckmäßig vertheilt wurden. Ein anderer Uebelstand war der, daß unsere Finanzen zur Anschaffung der durchaus nöthigen Patrontaschen nicht hinreichten und die Leute die ohnedies schlecht genug gemachten Patronen in ihre Rock- oder Hosentaschen stecken mußten, wo sie durch Reibung und Regenwetter größtentheils unbrauchbar wurden.

Der Schiffer, welcher die Ueberfahrt übernommen hatte, kam uns entgegen, um uns den Weg zu zeigen. Er versicherte, daß am andern Ufer keine Truppen lägen; er sagte, daß er mit uns hinüberfahren und in unserer Gewalt bleiben wolle, bis wir uns von der Richtigkeit seiner Aussage überzeugt hätten; er trieb jedoch zur Eile, damit uns der Tag nicht überrasche.

Wir marschirten mit großer Stille und Vorsicht, besonders als wir in die Nähe des Rheins kamen und möglichst immer so, daß unsere Colonne durch das Terrain gedeckt war; denn gegen Morgen schien der Mond und vom andern Ufer hätte man marschirende Truppen leicht erkennen können.

Wo Feldmarschall Börnstein bei der Ankunft an dem Rhein war, weiß ich nicht; genug er war verschwunden und ich ließ mit großer Behutsamkeit die Gewehre laden, was

denn auch glücklich von statten ging, ohne daß uns ein zufällig losgehender Schuß verrathen hätte.

Nun wählte ich fünfzig Leute aus, welche in einem kleinen Schiffe zuerst mit mir hinüberfahren sollten, denn ich hielt es für durchaus nöthig, vorher ein wenig zu recognosciren und die Landung durch eine Postenkette vor einem plötzlichen und verderblichen Ueberfall zu schützen; bei Zeiten gewarnt, konnten wir entweder fechten, oder wenn uns eine zu große Macht angriff, auf den Schiffen, die uns brachten, wieder nach Frankreich zurückkehren.

Als diese Leute in das Schiff steigen wollten erschien Börnstein; er verlangte, daß die ganze Mannschaft zu gleicher Zeit überfahren sollte und packte in das von mir ausgesuchte, leichtere Fahrzeug statt der fünfzig Mann, beinahe zweihundert, so daß es nur mit Mühe und Noth flott wurde und mehrmals auf dem Sande sitzen blieb. Die Leute waren wie Häringe zusammenpepackt; Gewehre und Sensen legte man wo möglich so, daß sie nicht über Bord hervorragten; denn es war bereits Tag geworden und an den Waffen würde man uns sogleich errathen haben. Hätten am andern Ufer nur hundert Mann im Hinterhalt gelegen, unsere ganze Expedition hätte ein kühles Grab im Rhein gefunden. Ein Dutzend Schüsse in unsere überladenen Fahrzeuge hätten eine entsetzliche Wirkung hervorgebracht, denn schwerlich würden die Leute ruhig sitzen geblieben sein und bei einiger Bewegung hätten die Schiffe sich mit Wasser füllen müssen.

Als das Schiff, auf wechem ich mich befand, von seinem letzten Festsitzen befreit war, fuhr es bei dem gewöhnlichen Landungsplatze vorüber und mit großer Schnelligkeit den Strom hinunter bis an eine Landzunge, welche sich zwischen den Dörfern Rheinweiler und Kleinkembs weit in den Fluß hineinerstreckt. Als wir in die Nähe des Ufers

kamen, sahen wir in der Dämmerung weiße Gestalten, welche ich für Soldaten hielt und ich gestehe, daß es mich kalt überlief; denn zusammengepackt wie wir waren, konnten wir nicht einmal zu unsern am Boden liegenden Waffen greifen und mußten uns wehrlos morden lassen. Es fiel mir eine große Last vom Herzen, als ich endlich Freischärlerhüte erkannte; eines der Schiffe, weniger schwer beladen als die andern, war viel früher angekommen.

So hatten wir denn den deutschen Boden betreten, ein Theil unserer Unternehmung war glücklich vollbracht.

Sobald ich ans Land gestiegen war, befahl ich Löwenfels, mit den Leuten am Landungsplatze zu bleiben, bis die Andern angekommen und ich vom Ausstellen der Posten zurückgekehrt sein würde. Vor uns lag ein Sumpf und jenseits desselben ein dichtes Gebüsch, in welchem alles Mögliche versteckt sein konnte; man konnte uns ja ruhig landen lassen, um uns während des Formirens mit einem Schlage desto gewisser zu vernichten; für alle Fälle bot der Sumpf wenigstens augenblickliche Sicherheit gegen einen Ueberfall.

Ich nahm sogleich genügende Mannschaft mit mir, ließ sorgfältig das Gebüsch abpatrouilliren und stellte Doppelposten rings um die Legion in einen großen nach dem Rhein zu offenen Halbkreis auf. Bornstedt war bei diesem beschwerlichen und möglicherweise gefährlichen Spaziergange stets an meiner Seite als Freiwilliger.

Als ich von diesem Geschäft zurückkehrte, sah ich Löwenfels mit der ganzen Legion aus dem deckenden Gebüsch hervorkommen und dieselbe auf einer Wiese, mit der Front gegen Rheinweiler aufstellen. Es war nun bereits ganz hell und man hätte uns vom genannten Dorfe aus Mann für Mann zählen können, da die weißen Blousen auf dem dunkeln Hintergrunde vortrefflich abstachen. Auf meinen Vorwurf „meinte“

Löwenfels, seine Stellung sei schlecht gewesen; dann tadelte er die Aufstellung der Posten und verlangte, daß diese auf dem entfernten Thalrand stehen sollten, während sie doch nur einen ganz momentanen Zweck hatten. Ich sagte jedoch dem gescheuten Herrn sehr derb, „daß er zu gehorchen habe“ und befahl ihm, die Legion auf den früheren Standpunkt zurückzuführen, was geschah. Feldmarschall Börnstein verhielt sich — bedeutend schweigend.

Drittes Capitel.

Eintheilung der Legion. — A—. — Delaporte. — Frau Herwegh als Freischärler. — Betrübende Nachrichten von Kandern. — Verrätherei. — Die Avantgarde. — Gräfe. — Frühstück in Tannenkirchen. — Würtembergische Reiter. — Regen. — Kandern. — Aufnahme dort. — Erstes Nachtquartier in Vogelbach und Marzell. — Oberst Löwenfels. — Abmarsch. — Einmarsch ins Münsterthal. — Mutten. — Furcht der Einwohner. — Der Feind zeigt sich. — Alarm. — Barrikaden. — Nachrichten von der Niederlage bei Freiburg. — Marsch nach Wieden. — Zweites Nachtquartier. — Der Morgen. — Uebersteigung des Belchenberges. — Feinde ringsum. — Zell im Wiesenthale. — Ein Nachtmarsch. — Niederbossenbach. —

Die Abtheilung der Legion, welche über den Rhein geführt wurde belief sich auf nicht mehr als ungefähr sechshundertundfünfzig Mann; als es Ernst wurde, hatten sich eine Menge Leute heimlich entfernt. Die ganze Mannschaft war in sechszehn Compagnien getheilt, welche man durch die Zuzügler aus Baden, bis auf hundertundzehn Mann jede, zu complettiren gedachte. Vier Compagnien bildeten ein Bataillon, vier Bataillone ein Regiment. Börnstein und ich leiteten die militärischen Bewegungen der Legion; Herwegh war vorläufig politischer Missionär ohne Beschäftigung. Das Regiment befehligte Löwenfels; die vier Bataillonscommandeurs waren A., Hörter, Delaporte und Schimmelpfennig.

A. war, glaub' ich, ein Berliner. Er war bereits in Paris Mitglied der demokratischen Gesellschaft gewor-

den und sprach sehr heldenmüthig. Auf dem Marsch fielen seine häufigen Unterhaltungen mit französischen Gensdarmen auf und als in Banzenheim die Waffen ausgetheilt wurden, erbat er sich Urlaub nach Paris, wohin ihn die allerdringendsten Familienverhältnisse riefen; er versprach jedoch seinem Bataillon auf „sein Ehrenwort", daß er in einigen Tagen zurückkehren werde und bedauerte es unendlich, daß er seinen Posten grade in diesem kritischen Augenblicke zu verlassen gezwungen sei. Ich sah ihn jedoch nicht eher wieder als sechs Monate darauf in Berlin, wo er wegen seines bei unserer Expedition bewiesenen Muthes eine Stelle im Comité des demokratischen Klubs bekleidete! Bornstedt übernahm das Commando seines Bataillons.

Hörter, von dem ich schon früher als Führer der zweiten von Paris abmarschirenden Kolonne redete, war auf Wunsch der Leute zum Bataillonscommandeur ernannt worden; sein Benehmen auf dem Marsche von Paris nach Straßburg wurde erst später bekannt.

August Delaporte war Offizier gewesen und hatte unter Oberst Swarec den Feldzug in Spanien mitgemacht.

Herwegh und seine Frau zogen an unserer Spitze; letztere in Männerkleidung. Sie trug schwarze Tuchpantalons und eine schwarze Sammetblouse mit einem Ledergürtel, in welchem zwei kleine Terzerole und ein Dolch steckten, wahrscheinlich um ihren Dichter zu beschützen, der nur eine Doppel-Pistole mit sich führte, deren einer damascirter Lauf gesprungen war, als ich sie mit der Patrone probirte, die mir Herwegh zu diesem Ende gegeben hatte. Als Kopfbedeckung trug Frau Herwegh einen breitkrämpigen, schwarzen Hut ohne Kokarde oder Feder; das blondbraune Haar war nach Männerweise geordnet. Ihre äußere Erscheinung war

nicht eben auffallend, denn wir sahen Alle abenteuerlich genug aus; man hielt sie für einen halbwüchsigen Jungen.

Meine Frau war wenige Stunden nach unserem Abmarsch aus Straßburg in diese Stadt gekommen, um mich womöglich von dem Zuge zurückzuhalten. Das würde ihr nicht gelungen sein, selbst wenn sie mich angetroffen hätte; denn wenn ich auch sehr wenig von diesem Abenteuer erwartete, so hatte ich mich doch durch mein Versprechen gebunden, und hielt es für wesentlich, zu zeigen, daß ich auch bereit sei, für die Sache mit dem Schwerte zu kämpfen, die ich so lange Jahre hindurch mit der Feder vertheidigt hatte. Meine Frau folgte uns nicht, sondern blieb in Straßburg. Böswillige Personen haben verbreitet, daß sie den Zug mitmachte; es ist dies eine Lüge, wie die Straßburger bezeugen können, die sich der Sache, der spätern Umstände wegen, wohl noch erinnern werden.

Der glücklich vollbrachte Uebergang über den Rhein machte mir und uns Allen großes Vergnügen, besonders da wir wußten, daß seit vier Wochen ein bedeutendes Truppencorps eigends zu dem Zwecke aufgestellt war, ihn zu verhindern. Durch unsere Diversionen und die eben in Baden stattfindenden Dinge, welche in den Gefechten bei Kandern und Freiburg ihre unglückliche Lösung fanden, war die Aufmerksamkeit der Truppen getheilt worden.

Der Bote, den uns Hecker an den Rhein schicken wollte, war nicht eingetroffen, und die erste Nachricht, die wir nach dem Uebergange erhielten, war die von dem Tags zuvor bei Kandern vorgefallenen unglücklichen Gefecht. Der Grund des traurigen Ausgangs lag hauptsächlich in dem Umstand, daß Hecker zögerte, feindliche Maßregeln gegen die anrückenden Truppen zu ergreifen, deren Uebergang zu hoffen er gegründete Ursache hatte. Willich, der mir

später über diesen Gegenstand schrieb, sagte in seinem Briefe, dem er eine flüchtige Zeichnung der Situation beifügte, seine Stellung sei so gewesen, „wie sie sich die lebhafteste Phantasie eines Soldaten nicht günstiger wünschen könne," was auch durch den Plan bewiesen wurde. Unter der oben erwähnten Voraussetzung ließ man jedoch, auf Heckers Verlangen, den Feind ein Defilée passiren, in welchem er vernichtet worden sein würde, wenn man ihn feindlich empfangen hätte.

Der Tod des Generals von Gagern, der die Truppen so sehr erbitterte, da sie natürlich nicht sogleich den Hergang kennen konnten, wurde auf sehr verschiedene Weise erzählt. Mir wurde der Vorgang nicht allein von Hecker selbst, sondern auch von andern Personen mitgetheilt, welche die Kugeln abfeuerten, die den General trafen. Als Hecker sich bereits zum Gehen gewandt, hätten seine Leute noch immer gezögert, die Feindseligkeiten zu beginnen und die Soldaten hätten ebenso wenig Neigung dazu gehabt. Die Freischärler riefen den letztern zu: „Wollt Ihr Bruderblut vergießen?" — Darauf hätte, erzählen die Augenzeugen, General von Gagern gerufen: „Was, Bruderblut! — Hundeblut!" und ein Pistol gegen die Freischärler abgefeuert. Sogleich hätte der General mehrere Schüsse von ihnen erhalten. Er ließ die Zügel fallen und saß mit ausgebreiteten Armen da, als ein Constanzer, dessen Namen ich vergessen habe, ihm mit den Worten: „Da hast Du Hundeblut!" das Bayonnet in die Brust stieß. Ich erzähle, was ich hörte, ohne eine Bürgschaft zu übernehmen.

Von den Unfällen bei Freiburg und Günthersthal konnten wir noch nichts wissen, da diese Gefechte erst am Tage unseres Rheinüberganges stattfanden; wir waren daher, trotz Heckers Niederlage, guten Muthes und be-

schlossen, über Tannenkirchen und Kandern nach Todtnau zu marschiren, aber, so viel wie möglich, jedes Zusammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden, da mir die Verbindung mit der unter Sigel und Struve versammelten Insurgentenarmee wichtiger erschien, als alles Andere. Nach Todtnau beschloß ich aber unsern Marsch zu richten, da man uns versprochen hatte, daß wir hier oder in Zell Waffen für unsere unbewaffneten Leute erhalten sollten.

Die Mannschaft, von dem Nachtmarsche angestrengt, war ziemlich ermüdet auf dem rechten Rheinufer angekommen; allein es war zu gefährlich, uns an dem Landungsplatze Ruhe zu gönnen, wir mußten eilen, die Berge zu erreichen, wo wir im Falle eines Angriffes günstigere Stellungen finden konnten.

Ich formirte alsbald eine Avantgarde — Feldmarschall Börnstein war froh, wenn ich Alles that — deren Oberbefehl ich einem dazu sehr geeigneten Manne, Herrn Gräfe, übertrug, der neun Jahre in Griechenland gegen die Klephten gefochten hatte und im Guerillakriege sehr erfahren war. Er führte die Avantgarde vortrefflich, und ich ließ ihm während des ganzen Marsches das Kommando und dieselben Leute. Der Mann, welcher die Spitze führte, hieß zufälliger Weise Herrgott, was als ein gutes Omen betrachtet wurde und zu vielen Wortwitzen Veranlassung gab.

Als wir das Rheinthal verließen und den Weg am Thalrand nach Kleinkembs einschlugen, war es etwa sechs Uhr und die Gegend bereits lebendig. Die Leute, welche zur Kirche gingen, waren nicht wenig erstaunt, auf ein Regiment der so lange erwarteten und gefürchteten „Pariser Arbeiterlegion“ zu stoßen, von welcher die Regierungspartei so viel Böses ausgebreitet hatte. Gar bald überzeug-

ten sie sich aber, daß all diese boshaften Gerüchte leere Erfindungen, und daß wir deutsche Brüder waren, welche ehrlich und offen für die Freiheit fechten wollten. Das anfängliche Mißtrauen verwandelte sich augenblicklich in herzliche Freundlichkeit. Ein Mann aus einem benachbarten Orte, der in Tannenkirchen bekannt war, lud uns ein, in diesem Dorfe zu frühstücken, was natürlich sehr dankbar angenommen wurde.

Als wir dort ankamen, fanden wir überall Tische aufgeschlagen; die braven Mädchen und Frauen versahen die Leute reichlich mit Essen und Wein, und diese, welche, durch den Nachtmarsch ermüdet, hungrig und daher still gewesen waren, wurden so übermüthig, daß sie sich für ihr Leben gern mit den Würtembergern geschlagen hätten, welche ich ihnen vor einem Walde, rechts vom Orte, aufgestellt zeigte.

In der That hatten wir schon bei unserm Einmarsche in Tannenkirchen vor dem bezeichneten Walde eine Abtheilung Reiterei entdeckt, welche sich indessen ganz ruhig und beobachtend verhielt. Da wir in dem Dorfe wenig von dieser Reiterei zu fürchten hatten, so schenkte ich diesen Truppen keine besondere Aufmerksamkeit und begnügte mich, einige Posten auszustellen und Patrouillen zur Untersuchung des vor uns liegenden Terrains abzusenden.

Der Regen, der nun eintrat, machte unsern Marsch keinesweges behaglich, zumal die Leute meist weder mit Schuhwerk, noch mit Kleidungsstücken reichlich versehen waren; ein großer Theil derselben hatte nicht einmal einen Rock oder eine Jacke unter der Blouse. Es regnete in Strömen, als wir in Kandern einmarschirten, wo wir keinen Mann Soldaten, wohl aber sehr freundlich gesinnte Einwohner fanden.

Die Leute wurden auf der Straße oder in Privathäusern bewirthet, während wir Anführer auf das Rathhaus genöthigt

wurden. Man machte uns einige Gewehre, eine Trommel und dreißig Pfund Schießpulver zum Geschenk, die uns sehr willkommen waren. Waffen und Munition nahmen wir übrigens auf unserm Marsche für uns in Beschlag, wo wir sie finden konnten, und hielten zu diesem Ende eifrige Nachforschungen; andere Dinge wurden natürlich unberührt gelassen und selbst die Lebensmittel baar bezahlt, wenn man sie uns nicht als Geschenk anbot.

Wir wollten in den Dörfern Vogelbach und Marzell unser erstes Nachtquartier auf deutschem Boden nehmen, denn weiter zu marschiren war wegen der Erschöpfung der Leute nicht möglich; viele hinkten schon jämmerlich und alle waren sehr müde. Mit Mühe und Noth brachten wir sie in diesen beiden Dörfern unter. Ich selbst, der ich übrigens die meisten Strapazen gehabt hatte, war herzlich froh, als ich in mein Quartier kam, wo ich Herwegh und seine Frau, Börnstein, unsern Stabsarzt Dr. Rode und unsere Adjutanten und Ordonanzen fand.

Feldmarschall Börnstein wüthete, denn sein Nachtsack, der Kleidungsstücke und Geld enthielt, war in Tannenkirchen nicht mit auf den Bagagewagen geladen, der zugleich Herweghs und andere Marode transportirte. Dasselbe Schicksal hatte mein kleines Päckchen gehabt und wir Beide befanden uns ohne Wäsche und Kleider. Das war allerdings nicht angenehm; ich schlief indessen bald herrlich auf meiner Streu, Nase an Nase mit Dr. Rode.

Am Abend kam Oberst Löwenfels in unser Quartier gehinkt. Er war in dem andern Dorfe einquartiert worden; allein es verbreiteten sich Gerüchte von der Nähe von Truppen und er fühlte sich in seinem Quartier so einsam! Doch dies war nicht der offizielle Grund seines Quartierwechsels; nein, er hatte plötzlich ein „böses Bein" bekommen und suchte

die Hülfe unseres Doctors. Lange vor Tag wurde dieser abermals von seiner Streu geschreckt, zur Untersuchung des kranken Löwenfelsbeines; brummend kam er nach einer Weile zurück und antwortete auf meine theilnehmende Frage: „Ich kann an dem Bein nichts entdecken! Dem Kerl fehlt nicht das Allergeringste“.

Ich stand auf und versuchte es, meine vollkommen durchweichten Stiefel anzuziehen; es wollte mir durchaus nicht gelingen und ich war in Verzweiflung, denn ich hatte keine anderen und jeder Soldat weiß, von welcher Wichtigkeit Stiefel im Kriege sind. Mit stoischem Gleichmuth sah der Doctor von seiner Streu aus meine krampfhaften Versuche mit an, murmelte „Talg“ und legte sich auf die andere Seite. Lachend fuhr ich mit dem Lichte in die Stiefeln und unter Ach und Weh gelang es mir endlich, den strumpflosen Fuß hineinzuzwängen. Börnstein hatte einen Mann nach Tannenkirchen zurückgeschickt, der das zurückgebliebene Gepäck holen sollte; sein Nachtsack fand sich vor; allein mein Päckchen war und blieb verschwunden. Wer in jener Zeit in Tannenkirchen mit meinem schönen, lilasammetnen Schlafpelz prunkte, der ist der Dieb! Mehr als der Verlust meines Pelzes schmerzte mich jedoch der von circa achtzehn Blättern der französischen Generalstabskarte der Rheinufer, die ich in Paris für hundert und zwanzig Francs gekauft hatte.

Als wir am andern Morgen abmarschirten, hatte das Wetter sich aufgeklärt. Die Leute hatten sich durch den Schlaf vollkommen restaurirt und waren guten Muthes, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl, die kranke Füße hatten. Unter diesen Unglücklichen hinkte als der Unglücklichste Oberst Löwenfels umher, der Gesichter schnitt, als habe er das Podagra, bis er auf einem Bauerwagen neben dem Gepäck Platz fand.

Am Abend war einer der Commissäre der französischen Regierung in unserm Hauptquartier gewesen, von denen uns mehrere zu folgen schienen, wahrscheinlich um unsere Erfolge und die Stimmung des Volkes in Baden zu beobachten, um sogleich für den Fall des günstigen Ausgangs unserer Sache die angeordneten Maßregeln in Ausführung zu bringen. Da man sich in Frankreich so sehr für dies Unternehmen interessirte, so begreife ich nicht, weshalb man es so wenig unterstützte, was mit so Wenigem zu unserer vollkommenen Zufriedenheit hätte bewerkstelligt werden können.

Wir beschlossen nun über die Münsterhalde, die Dörfer Mutten und Nieder- und Obermünsterthal nach Todtnau zu marschiren. Des Weges vollkommen kundige, zuverlässige Führer führten uns sehr romantische, aber sehr beschwerliche Straßen, die bald durch fußtiefen Schnee, bald durch Wasser, bald durch Steingeröll fast ungangbar waren. Der Wagen konnte uns auf ihnen nicht folgen und mußte gebahntere Wege aufsuchen.

Endlich stiegen wir ins Münsterthal hinab durch ein in dasselbe mündendes, enges Seitenthal. Als ich der Legion voranseilte, um das Terrain zu recognosziren und die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln anzuordnen, bemerkte ich auf verschiedenen Berggipfeln verdächtige Gestalten, welche unseren Marsch zu beobachten schienen und eilig verschwanden, sobald sie sich bemerkt glaubten. Da in den ringsumliegenden Städtchen und Dörfern Militair stand, so konnte ich natürlich nicht daran denken, in das Münsterthal einzurücken, ehe ich die vor uns liegenden Höhen, Thäler und Waldungen auf das Sorgfältigste hatte untersuchen lassen.

Die Legion machte also auf dem Abhang des Berges Halt, während ich rechts und links Seitenpatrouillen abschickte, welche mit großer Gewandtheit ihre Aufgabe er-

füllten, so daß ich für einige Zeit mit der militairischen Ordnung unseres Zuges zufrieden war. Ich stand auf einem nahe der Mündung dieses Seitenthals liegenden Felsblock und war überrascht von der sich dem Blick darbietenden, wild romantischen Scene. Im Vordergrunde der mächtige Felsblock, auf welchem ich stand, gestützt auf meinen Pallasch, der mir während des Marsches als Wanderstab dienen mußte; am Fuße des Felsens Herwegh, der mit seinem schwarzbärtigen Gesicht, dem breitrandigen schwarzen Hut, und faltenreichem schwarzen Mantel wie ein italienischer Räuber aussah; neben ihm seine nicht minder eigenthümlich aussehende Frau und Feldmarschall Börnsteins lange Feldwebelgestalt, mit steifaufgekremptem weißem Freischärlerhut und Paletot. In angemessener Entfernung hinter uns eine Gruppe von Adjutanten und Ordonanzen und links vor einem die Halde herabschäumenden Waldbache auf der Höhe, halb durch Felsen verdeckt, die Spitze unserer Legion, die malerisch genug aussah. An der Spitze flatterten die schwarzrothgoldenen Fahnen gegen die Sensen der bärtigen, grimmig aussehenden Träger mit ihren weißen Blousen und grauen, federgeschmückten Freischärlerhüten. Die Staffage paßte trefflich zu der wilden Schwarzwaldlandschaft.

Mit großer Vorsicht und Ordnung rückten wir endlich in das Dorf Mutten ein, welches mit Untermünsterthal zusammenhängt. Mit großem Erstaunen sahen wir, daß sämmtliche Häuser und hie und da selbst die Fensterladen verschlossen waren. Nur selten zeigte sich ein blasses, ängstliches Gesicht hinter einer Fensterscheibe. Ein großer Theil der Einwohner, besonders Mädchen und Frauen, waren in die benachbarten Wälder geflohen, um den Gräueln zu entgehen, welche ihnen von den vermeintlichen Franzosen drohten.

An den Fenstern des an der Straße liegenden Gasthofes standen mehrere Leute, welche mit großer Besorgniß auf die vorüberziehende Avantgarde der Kolonne sahen; als ich sie aber deutsch anredete, und ihnen versicherte, daß wir als Freunde kämen, da klärten sich die Gesichter der braven Leute auf, ja einigen traten die Thränen in die Augen. Die frohe Nachricht wurde sogleich durch das ganze Thal verbreitet; die Häuser öffneten sich und Lebensmittel wurden von allen Seiten auf die Straße gebracht. Die geflüchteten Weiber kehrten allmälich wieder zurück und um sie nicht unnöthig zu ängstigen, ermahnte ich unsere Mannschaft, so wenig als möglich französisch zu reden. Die Leute befanden sich vortrefflich, wie immer, wenn sie hinreichend zu essen und zu trinken hatten.

Von einem aufgefangenen Flüchtling erhielten wir hier zuerst sichere Nachricht von dem von den Freischaaren bei Freiburg und Günterstħal am Tage vorher verlorenen Gefecht, wovon uns bereits Gerüchte durch die Bauern zugekommen waren. Zugleich wurde die Nachricht bestätigt, daß Sigel mit 3500 Mann am Storen stehe, ein Berg, den man von dem Dorfe, in welchem wir uns befanden, bequem sehen und den wir in zwei Stunden erreichen konnten. Diese Nachricht machte uns außerordentliche Freude; nun hatten wir ja den nächsten Zweck unserer verwegenen Expedition so gut wie erreicht; in Verbindung mit Sigel, bei dem wir Waffen und Munition finden sollten, konnten wir uns im Gebirge gegen ein zehnmal stärkeres Heer halten, und die Gleichgesinnten des ganzen Landes an uns ziehen.

Herwegh wurde auf geheimnißvolle Weise in ein bestimmtes Haus eingeladen, wo man ihm besondere Mittheilungen zu machen habe, doch solle er allein kommen. Ich erbot mich, seine Stelle zu vertreten und ging in das

Haus, wo ich in einem Hinterzimmer drei Leute fand, die sich als eifrige Anhänger unserer Sache zu erkennen gaben, und mir mittheilten, daß der Bürgermeister nach Stauffen geeilt sei, um von dorther Militair herbeizuholen. Dieser Bürgermeister wurde uns als ein eifriger Freund der Regierung geschildert; er habe, sagte man uns, Waffen herbeigeschafft und eigens zu unserem Empfange lange Spieße anfertigen lassen, die bei der Nachricht von unserem Anrücken nebst den Gewehren — versteckt worden wären. Als man mir eben diesen Versteck anzeigen wollte, hörte ich dicht bei dem Hause drei Alarmschüsse, die mich vor die Thür riefen.

Ich hatte gleich beim Einmarsch in das Thal die Ausgänge des Dorfes nach Obermünsterthal und Stauffen besetzen lassen und war sehr zufrieden damit, diese Vorsicht gebraucht zu haben, da mir ein von Stauffen kommender Bauer erzählte, daß er die Fouriere hessischer Truppen in diesem Orte gesehen habe, die 600 Mann stark heute dort erwartet würden.

Die Alarmschüsse waren abgefeuert worden, weil ein Franzose, der auf Vorposten stand, auf einem der vor uns liegenden Berge eine Patrouille von gegen zwanzig Mann ihm unbekannter Truppen gesehen hatte, die aber sogleich wieder verschwunden war, wahrscheinlich um Meldung zu machen, so daß wir den Angriff jeden Augenblick erwarten mußten.

Dieser Angriff wäre mir in jenem Augenblick sehr erwünscht gewesen, denn wir hatten eine ganz vortreffliche Stellung und unsere Leute waren so übermüthig, daß sie sich mit einem weit stärkeren Feinde geschlagen haben würden.

Die Alarmschüsse verursachten denn auch eine fast zauberhafte Wirkung; ein lautes Jauchzen folgte der ersten Ueberraschung; Jeder eilte auf den Sammelplatz und im Nu

wurde die durch das Thal führende Straße durch vorgefundene Materialien verschanzt und die ziemlich steilen Thalränder wurden besetzt. Um dahin zu gelangen, verschmähten die Leute in ihrem Uebermuth den Gebrauch der Brücke und sprangen frisch in das Flüßchen, welches das Dorf durchschneidet.

Feldmarschall Börnstein, der wahrscheinlich am meisten von Allen erschrak, wollte an keinen Feind glauben und lächelte sehr weise, als wir nach langem Warten nicht angegriffen wurden; er verspottete mich darüber, daß ich „überall Hessen sehe". Der Feind war uns indessen, wie ich später erfuhr, sehr nahe, getraute sich aber nicht, uns in unserer vortheilhaften Stellung anzugreifen.

Als der Alarm vorüber und kein Angriff zu erwarten war, richtete sich die Wuth unserer Leute gegen den Bürgermeister, der sicher von ihnen gehängt worden sein würde, — wenn er es gewagt hätte, zurückzukehren, was er jedoch wohlweislich nicht that. Viele hatten große Lust, sein Haus der Erde gleich zu machen, was man ihnen eben nicht verdenken konnte; allein Rücksichten der Klugheit geboten uns, dergleichen Gewaltakte so viel als nur irgend möglich zu vermeiden, und ich stellte zum Schutz des Hauses eine zuverlässige Wache vor dasselbe.

Die Handlungsweise des Bürgermeisters veränderte aber einigermaßen unsere Gesinnungen gegen die Gemeinde und wir traten ein wenig strenger auf, als es bisher geschehen war. Um die versteckten 200 Gewehre und andere Waffen aufzufinden, wurden alsbald Haussuchungen vorgenommen, bei denen sich Bornstedt besonders thätig bewies. Die drei Leute, deren Mittheilungen durch die Alarmschüsse abgeschnitten wurden, waren bei der Nachricht von dem Anrücken der Truppen spurlos verschwunden.

Wir entdeckten bald eine Anzahl trefflich gearbeiteter Lanzen, welche man gegen die „französische Räuberbande“ hatte anfertigen lassen. Sie waren natürlich eine sehr willkommene Beute; allein noch willkommener würden die Gewehre gewesen sein, die wir nicht auffinden konnten; indessen eine Menge Jagdgewehre, Büchsen und Pistolen, die man in Privathäusern fand, wurden als gute Beute erklärt.

Die Hoffnung, Sigel am Storen zu finden, zeigte sich bald als eine falsche; wir erhielten die unangenehme Nachricht, daß die Freischaaren bereits von dort abmarschirt seien. Wir hofften sie indessen in Todtnau oder in der Umgegend zu finden, beschlossen nach dem Dorfe Wieden zu marschiren, dort zu übernachten und nähere Nachrichten abzuwarten.

Börnstein blieb indessen dabei, den Feind für einen Mythus zu halten. Als wir in das andere Münsterthal einrückten, glaubte ich ganz sicher, daß unsere Arrieregarde von den von Stauffen erwarteten Hessen angegriffen werden würde. Da Löwenfels Invalide zu sein behauptete und mit erbärmlicher Miene auf dem Wagen saß, so mußte ich neben meiner Function als Generalstabsoffizier auch noch die des Regiments-Kommandeurs übernehmen, da Börnsteins ganze Thätigkeit sich darauf beschränkte, mit einem an seiner Hüfte hängenden Hörnchen Halt und Marsch zu kommandiren, wenn ich es ihm hieß, und sich über meine Vorsichtsmaßregeln lustig zu machen.

Als ich mit großer Sorgfalt die Arrieregarde auswählte und nicht nur die Seitenpatrouillen selbst genau instruirte, sondern auch hinten blieb, äußerte Börnstein seine Verwunderung darüber, daß ich nicht bei der Avantgarde sei, „wo ich hingehöre“. Der Korporalston, mit welchem diese Bemerkung gemacht wurde, mißfiel mir höchlich; allein ich erwiderte ganz ruhig, daß ich den Feind von dieser Seite er-

warte. — „Den Feind!“ wiederholte er spöttisch und brach dabei in ein ungezogenes Gelächter aus: „Sie sehen nichts als Hessen!“ — Dieses abgeschmackte Betragen und die dabei verrathene Unwissenheit über unsere gefahrvolle Situation empörten mich und ich entgegnete: ich sei gegen den Feind ausgezogen und begreife nicht, was er hier wolle, wenn das nicht seine Absicht sei. Wolle er den Feind vermeiden, dann möge er sich zur Avantgarde verfügen, was er denn auch ganz geduldig that.

Der Führer dieser Avantgarde war in der Gegend ganz genau bekannt und schlug, etwa zwei Stunden vor Wieden, einen Weg ein, der auf eine neue, sehr gute Landstraße führte. Ohne mir das Allergeringste davon zu sagen, ließ aber Börnstein die Kolonne einen anderen Weg nehmen, indem er behauptete, ich habe die Avantgarde falsch instruirt. Ja, er wartete nicht, bis diese zurückgezogen war, sondern ließ diese einstweilen fortmarschiren und eine neue formiren. Die Folge dieser Einmischung in mein Amt war, daß unsere schon sehr ermüdeten Leute sich auf Wegen plagen mußten, die nicht beschwerlicher sein konnten, und daß die Nacht uns ereilte, ehe wir in Wieden ankamen.

Dieser Ort besteht aus einzelnen, zerstreuten Gehöften, die zum Theil auf den Halden, zum Theil im Thale selbst liegen und eine sehr große Strecke einnehmen. Vor einem großen Wirthshause wurde Halt gemacht. Die Fouriere waren zwar vorausgegangen, allein die Bauern konnten mit den Quartierzetteln nicht so schnell fertig werden, da sich wohl selten Truppen hierher verirrten und ihnen die Uebung fehlte; die Leute mußten daher lange im Regen stehen und wurden endlich mehr als ungeduldig. Manche Abtheilungen hatten noch eine halbe Stunde zu marschiren, ehe sie in ihre Quartiere kamen und achtzig Mann von Delaportes

Bataillon weigerten sich geradezu zu gehen und verlangten in das vor ihnen stehende Wirthshaus quartirt zu werden. Da mir kein Mittel zu Gebote stand, diese Leute zu zwingen, es mir andererseits auch wünschenswerth schien, so viel als möglich die Legion für alle Fälle beisammen zu haben und da die Nachricht des Einrückens von 800 Mann in dem nicht fernen Todtnau mich beunruhigte, so war es mir ganz recht, daß so viel Leute als nur immer möglich in dem großen Hause untergebracht wurden; es faßte gegen dreihundert Mann und bot noch Raum für eine starke Wache, zu der sich ein einziger Freiwilliger fand!

Es dauerte sehr lange, bis ich mit allen Anordnungen fertig wurde, besonders da mir keiner von den Bataillonskommandeuren hülfreich beistand, mit Ausnahme von Bornstedt, der stets bei der Hand war.

Ich konnte mich kaum mehr auf den Füßen halten, als ich in das große Wirthszimmer trat, wo Herwegh, Börnstein und ich einquartirt waren. An Ruhe war für mich noch nicht zu denken, denn die Leute, welche auf Posten kamen, mußten essen, und es war nicht leicht, in der allgemeinen Verwirrung etwas zu erhalten. Mit Hülfe der Frau Herwegh, die trotz ihrer Hosen weiblich geschäftig in der Küche waltete, gelang es endlich, die vielen hungrigen Magen zu befriedigen.

Herr Börnstein hatte sich zurückgezogen und bekümmerte sich um gar nichts. Es regnete in Strömen und die Posten mußten noch ausgestellt werden. Dies war bei der stockdunklen Nacht eine höchst schwierige Sache und wurde durch meine Unbekanntschaft mit der Umgegend noch schwieriger. Da ich aber in dieser finstern und nassen Nacht nicht eben Grund hatte, einen Angriff von den gleichfalls ermüdeten feindlichen Truppen, die in Todtnau lagen, zu erwarten und

diese ebensowenig mit der Fähigkeit begabt waren, im Finstern zu sehen, wie wir, so hielt ich es nicht für nöthig, mich ganz strenge an die militärischen Regeln zu binden und besetzte nur die zum Dorfe führenden Wege mit Doppelposten, welche zugleich die kahlen Halden hinaufsehen konnten. Es ist bekanntlich Regel, die Posten Nachts nicht auf die Berge, sondern am Fuße derselben aufzustellen, weil sich gegen den immer etwas helleren Himmel Truppen leichter erkennen lassen, die den Kamm überschreiten.

Während des Marsches hatten sich Ordnung und Disciplin unter unserer Mannschaft immer mehr gelockert. Man hätte das Gegentheil erwarten sollen; aber die Sache ist sehr erklärlich. Militairrekruten, welche unter der Soldatenfuchtel zittern, werden, wenn man sie über ihre Kräfte anstrengt, stets liegen bleiben, oder doch gänzlich den Muth verlieren; Leute, wie die unserigen dagegen, welche durch ihren eigenen Willen vorwärts getrieben werden, die Alle wissen, warum und wofür sie kämpfen, werden unter solchen Umständen widerspenstig, besonders wenn sie sehen, daß ihre Anführer ohne Energie handeln, stets nur für sich sorgen und militairisch vollkommen unfähig sind. — Als wir von Banzenheim abmarschirten, war es noch Zeit, die Zügel des Kommando's straffer in die Hand zu nehmen; mit dem Ergreifen der Waffen mußte auch der Ernst ergriffen werden und das fahrige, raisonnirende Handwerksburschenwesen ein Ende haben; allein dies zu erreichen, war unmöglich.

Herwegh, der die Nothwendigkeit militairischer Ordnung nie einsehen wollte und stets dagegen eiferte, da er keine „Kamaschenknechte“ wolle, trug große Schuld an diesem Geiste der Unordnung und Widersetzlichkeit; Börnstein bekümmerte sich um dergleichen gar nicht.

Meine Bemühungen fanden daher nicht nur gar keine Unterstützung, sondern machten mir im Gegentheil all diese Leute zu Feinden, deren Nachlässigkeit ich rügen mußte; ich sah voraus, welch ein Ende unsere Expedition nehmen würde und wünschte mich hundert Meilen davon; ja ich würde die Legion im Stiche gelassen haben wie mancher Andere, wenn ich es nicht für eine Ehrensache gehalten hätte, dem Unternehmen bis ans Ende treu zu bleiben und mir alle mögliche Mühe zu geben, nach besten Kräften zu nützen, und diese närrischen Leute selbst gegen ihren Willen vor Schaden zu hüten.

Was die Unzufriedenheit der Leute auf das Höchste steigerte, war die mangelhafte und unzureichende Bewaffnung. Dies ließ sich nun einmal nicht ändern; aber unverzeihlich war es, daß nicht wenigstens für hinlängliche Munition gesorgt wurde; dazu hatte man Geld! Börnstein hatte die Anfertigung der Patronen übernommen; allein er that seine Schuldigkeit so wenig, daß man auf den Gedanken kam, er habe dabei eine böswillige Absicht; ich halte es jedoch einfach für Dummheit. Während der vierzehn Tage, die er vor mir in Straßburg zubrachte, hatte er, wie gesagt, zweitausend Patronen anfertigen lassen, und dieselben hielt er für vollkommen genügend! Herwegh und ich erinnerten ihn wohl zehnmal des Tages an die Patronen; allein er antwortete dann stets mit Grobheit. Die Leute rückten ihm endlich zu Leibe und er versprach im Nachtquartier das in Kandern erhaltene Pulver verarbeiten zu lassen. In Wieden kamen zu diesem Zweck acht Mann zu ihm und die Sache wäre in zwei Stunden abgemacht gewesen, da man alle Geräthschaften hatte, allein er schickte die Leute in ihre Quartiere zurück, da er zu müde sei! Er behauptete stets, die Leute hätten Patronen genug, und ging irgend ein Ge-

mehr zufällig los, so verfehlte er nie mit geistreichem Lächeln zu sagen: „Sehen Sie, die Leute haben keine Patronen!“ So blieb es denn dabei: um uns mit Tausenden von Soldaten zu schlagen, hatten wir nichts als etwa 200 kaum brauchbare Gewehre, eine kleine Anzahl Sensen und Piken und 2000 Patronen, welche durch den starken Regen der letzten Tage, in den Hosentaschen der Leute, zum großen Theil in schwarzen Brei verwandelt worden waren.

Doch kehren wir wieder nach Wieden zurück. Die ermüdeten Leute waren untergebracht und aus jeder Ecke des Hauses schnarchte Einem ein Freiheitsheld entgegen; um Mitternacht kamen ihre geplagten Führer endlich dazu, zu Mittag zu speisen.

Feldmarschall Börnstein war höchst unglücklich, denn unsere ermüdeten Adjutanten hatten sich aus Versehen in die Betten gelegt, welche für uns Beide bestimmt waren und ich konnte es nicht über das Herz bringen, sie zu vertreiben. „Ich will an meiner Bequemlichkeit nichts entbehren“, sagte unser großer Feldherr und schien dabei zu denken: „Ihr könnt froh sein, daß ein so großes militärisches Licht wie ich, Euch mit seinem Talent unterstützt!“ — O hätte ich geahnt, daß er ein weggejagter österreichischer Feldwebel war! Er fand indessen noch ein Bett und auch ich erkämpfte mir einen Strohsack.

In Wieden trafen wir mehrere Versprengte der Sigelschen Kolonne und erfuhren, daß von dieser nicht mehr das Geringste zu hoffen sei. Sigel hatte ganz richtig berechnet, daß wir vor Dienstag nicht mit ihm zusammentreffen könnten; vor dieser Vereinigung wollte er nichts Entscheidendes unternehmen. Alle Dispositionen, die Sigel getroffen hatte, um unsern Durchmarsch zu sichern und diese Vereinigung zu be-

werkstelligen waren ganz vernünftig; allein die militairische Unkenntniß Struves verdarb die ganze Unternehmung.

Struve war nämlich, wie mir Sigel später selbst erzählte, bei der ihn gar nichts angehenden Sigelschen Kolonne angekommen, als einige junge Leute aus Freiburg zu ihm schickten und ihn aufforderten, in die vom Militair nicht besetzte Stadt zu rücken. Sigel war unglücklicher Weise abwesend, um an einem entlegenen Punkte nachzusehen, ob seine Anordnungen befolgt wären.

Ohne den Befehlshaber dieser von Sigel gesammelten 3500 Mann abzuwarten, nahm Struve die ihm zunächst stehenden Leute und marschirte mit ihnen gegen die Stadt. Ehe er aber dorthin gelangte, wurde er vom Kartätschenfeuer der Badischen Artillerie begrüßt. Statt nun die Sensenmänner von Weitem folgen, die Schützen als Tirailleurs gegen die Geschütze vorrücken und Bedienung und Pferde wegschießen zu lassen, kommandirte Struve: „Sensenmänner vor!" — Mit Sensenmännern wollte er mehrere hundert Schritt durchlaufen und die Kanonen nehmen! Es zeugt dies von großem Muth, allein von wenig militairischem Verstand. Die Sensenmänner — meistens Bauern — waren nicht so tollkühn, und als die Kartätschen herangehüpft kamen, rannten sie wie besessen davon, was man ihnen gar nicht so sehr verdenken kann. — Das Gefecht war nun einmal begonnen und mußte fortgesetzt werden. Dies geschah fast allein durch die Scharfschützen, welche auch den Truppen Schaden thaten, ohne jedoch ein weiteres Resultat zu erzielen. Von einem reichen Bauer erzählte man mir, daß er, hinter einem Baume stehend, mit aller Kaltblütigkeit auf die Soldaten schoß, während sein Knecht hinter ihm stets eine zweite geladene Büchse bereit hielt. Das Resultat des Gefechtes war die völlige Auflösung der Freischaar. Nähere Details will ich

nicht angeben, da diese Blätter hauptsächlich nur enthalten sollen, was ich mit eigenen Augen sah.

Die Nachricht von der Niederlage Heckers, Sigels und Struves traf uns wie ein Donnerschlag, weil uns dadurch jede Hoffnung auf Waffen und Munition verloren ging. Da saßen wir nun, umgeben von feindlichen Truppen, verlassen von denen auf die wir rechneten, wüthend über Struves Unklugheit und das Davonlaufen der Bauern mit den Sensen, welches die weitere Unordnung veranlaßte.

Heiliger Gott! hätten wir 3500 Mann Bewaffnete und darunter 800 Scharfschützen gehabt, wie sie, ich glaube wir wären keck mitten durch Baden gezogen und hätten uns vor all den Truppen nicht gefürchtet, wenn sie auch beisammen gewesen wären. Muth hatten unsere Leute — Ausnahmen abgerechnet — genug; allein ohne Waffen und Munition nützte derselbe nichts. —

Ich war kaum eingeschlafen, als ich wieder geweckt wurde und vor meinem Bette Herwegh fand, der in einer Hand ein Licht und in der andern einen eben angekommenen Brief mit einer neuen Hiobspost hatte. Ich überlegte nun die Umstände und der Plan war bald gemacht. Hecker war mit seinen Leuten nach der Schweiz gegangen, und dort mußten wir auch Becker mit seinem Corps und die Trümmer der Sigelschen Kolonne finden; wir beschlossen daher, uns nach der Schweizer Grenze zurückzuziehen, an irgend einem geeigneten Punkt über den Rhein zu gehen, und uns mit ihnen zu vereinigen.

Bei unserer numerischen Schwäche, dem mangelhaften Zustande unserer Ausrüstung und dem Geiste der Unordnung, die in der Legion eingerissen war, konnte es mir auch nicht entfernt in den Sinn kommen, ein Gefecht herbeiführen zu wollen; die Aufgabe, die ich mir stellte, war im Gegentheil

diese, die Legion durch alle Feinde hindurch über die Schweizer Grenze zu bringen, ohne mit den Truppen einen Schuß zu wechseln. Diese Aufgabe war um so schwieriger, als das Militair, unsere Schwäche jetzt sicherlich kennend, uns aufsuchte und, darin nicht mehr durch andere Insurgentenschaaren gehindert, in größern Massen gegen uns anrücken konnte; unser Plan konnte nur gelingen, wenn wir genau von der Stellung der Truppen unterrichtet wurden und dann Wege einschlugen, welche für Militair als unpracticabel betrachtet werden. Wir beschlossen daher gradeswegs über den hohen Belchenberg nach Zell im Wiesenthale zu marschiren, wo die Umstände uns den Weg nach der Schweiz vorzeichnen würden.

Als ich lange vor Tagesanbruch aufstand, fand ich meine armen Füße mit Blutblasen überdeckt; es war eine absolute Unmöglichkeit selbst baarfuß in meine durchnäßten Pariser Stiefel zu kommen. Ich hätte mich zu Löwenfels auf den Invalidenwagen setzen müssen, wenn mir nicht eine meiner Ordonnanzen, die zwei Paar Schuhe besaß, eins davon abgetreten hätte. Ich biß die Zähne zusammen und fuhr hinein; allein es gehörte starke Willenskraft dazu, in diesem Zustande zu laufen wie ich es that. —

Als ich in die Wachtstube trat, meldete mir der Wachtkommandant, daß während der Nacht von Todtnau Leute mit einer Laterne sich genähert, aber beim Anruf des Postens die Flucht ergriffen hätten. Der Posten habe Feuer gegeben, die ausgeschickte Patrouille jedoch nichts Verdächtiges entdeckt und man habe mir deshalb keine Meldung machen wollen. —

Ich ließ um vier Uhr Generalmarsch schlagen; allein es dauerte länger als anderthalb Stunden, ehe ich den

größeren Theil der Leute beisammen hatte, selbst die höheren Officiere waren nicht aus den Betten zu bringen.

Das Gefahrvolle unserer Lage mit klarem Blick überschauend, fuhr ich fast aus der Haut über die Gleichgültigkeit und Saumseligkeit unserer Leute, die an keine Gefahr glauben wollten, da sie noch keinen Soldaten gesehen hatten. Als ich in sehr großem Eifer in die geräumige Küche unseres Wirthshauses kam, fand ich dieselbe mit Leuten angefüllt, die in aller Ruhe frühstückten. Ein Advokat aus Detmold, der den heißen, in seine Untertasse gegossenen Kaffee ganz gelassen blies, sagte zu mir mit äußerster Gutmüthigkeit: „Ach, trinken Sie doch erst ein Schälchen Kaffee!“ Diese gemüthliche Ruhe stach so komisch von meinem Feuereifer ab, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut zu lachen, was merklich meinen Aerger linderte.

Endlich, endlich konnte sich die Kolonne in Bewegung setzen, obwohl noch Hunderte von Nachzüglern im Dorfe blieben. Wir schlugen nun dieselbe Richtung ein, woher wir Abends gekommen waren, nur daß wir nun auf der guten Landstraße marschirten, die Feldmarschall Börnstein nicht hatte entdecken können.

Am Fuße des Berges angekommen, sahen wir die Gepäckwagen und Nachzügler den andern, beschwerlicheren Weg herabsteigen und machten Halt, um sie zu erwarten; allein da fast noch ein Viertel der Mannschaft im Dorfe war und wir fürchteten, daß sie sich verlieren und den Truppen einzeln in die Hände fallen möchten, so wurde auf einer kahlen Höhe abermals ein Halt gemacht, sie zu erwarten.

Das Wetter konnte für einen heimlichen Marsch nicht günstiger sein, denn ehe wir auf die Höhe gelangten, fiel ein so dichter Nebel, daß wir die nächsten Thäler nicht sehen konnten. Ohne denselben hätte man uns stundenweit erblickt

und dann bequem Zeit gehabt, die Pässe, durch welche wir nothwendigerweise mußten, zu verlegen.

Der naßkalte Nebel und der auf den Bergen wehende scharfe Wind erkältete aber unsere vom Steigen erhitzten und nur leicht bekleideten Leute durch und durch, so daß das Warten auf diesem Punkte gefährlich war; wir marschirten daher langsam weiter, und nachdem wir ein Thal durchschnitten hatten, begannen wir den vor uns liegenden Belchen zu ersteigen.

Da der Wagen uns nicht folgen konnte, wurden die Pferde ausgespannt und die Bagage getragen. Frau Herwegh bestieg das eine Pferd, allein Löwenfels, kein Freund von solchen Wagnissen, zog die Schultern eines kräftigen Burschen vor, der dumm genug war, an die Krankheit seines Obersten zu glauben, was von Seiten des Doctors nicht gesagt werden kann. Mit großen Augen sah ich von der Höhe herab diese burleske Reiterei, welche bei unsern Leuten große Heiterkeit erregte. Herwegh marschirte mit uns; ich befand mich mit dem Führer bei der Avantgarde. Der Weg war sehr beschwerlich und wurde es immer mehr je höher wir stiegen. Bald geriethen wir in den Schnee und sanken oft bis an die Kniee hinein. Die Nachfolgenden hatten es bequemer.

Das Wetter hatte sich aufgehellt und wir sahen eine wildromantische, höchst eigenthümliche Landschaft vor uns, in welcher die weißen Schneeflächen wunderlich mit den grünen Thälern contrastirten. Menschen schienen nicht oft hierherzukommen und zu meinem Erstaunen sah ich in dieser Oede auf dem Schnee eine Fährte, die mit der eines Wolfes die größeste Aehnlichkeit hatte.

Da wir einen sogenannten Gänsemarsch machen mußten, so war unsere Linie ungeheuer lang und wir mußten jeden

Augenblick halten, theils um uns etwas zu erholen, theils um die Arrieregarde etwas näher herankommen zu lassen.

Der Gipfel des Berges erhob sich rechts von unserm Wege, über denselben höchstens hundert Fuß emporragend und wir marschirten auf schmalen Fußwegen die Halde entlang. Die lachende Aussicht auf das schöne, zu unsern Füßen liegende badische Land erhob die Herzen unsrer Leute; allein mir war sie keineswegs angenehm, da man von allen benachbarten Ortschaften unsern Marsch beobachten konnte. Schönau lag uns unangenehm nahe, und wenn das Militair dort aufpaßte, konnte es uns den Weg in das Wiesenthal mit Bequemlichkeit verlegen.

Die Bergwasser, welche wir auf unserm Wege durchwateten, erschienen warm gegen den Schnee, der die Füße der armen Leute völlig erstarrte, da ein großer Theil von ihnen Schuhe an hatte, aus denen die nackten Zehen heraussahen. Trotzdem waren die Leute munter und unterhielten sich damit, Felsstücke hinabzurollen, und einige waren so übermüthig, daß sie auf einen unglücklichen Hasen und einen Häher schossen, die ihnen in den Weg kamen. Sie erlegten ihr Wildpret, allein ich nahm die Schüsse sehr übel und Börnstein erhob den Finger und sang sein altes Lied: „Sehen Sie, die Leute haben keine Patronen!"

Die frische Bergluft machte Allen guten Appetit; aber wir hatten nichts zu essen und fütterten die Leute einstweilen mit dem Versprechen, daß sie im nächsten Dorfe im Thal frühstücken sollten. Als wir endlich dort ankamen, war nur wenig aufzutreiben, und da die Hälfte nichts zu essen bekam, brach allgemeine Unzufriedenheit, ja förmliche Rebellion aus. Ich habe in meinem Leben nicht so viele und so energische Reden gehalten als an diesem Tage; aber gewöhnlich machen Reden auf Hungrige keinen großen Eindruck. Ein ganzes

Bataillon weigerte sich weiter zu marschiren und es regnete Vorwürfe von allen Seiten.

Da ich den Aufenthalt in diesem Dorfe für gar nicht ersprießlich hielt, ließ ich endlich Generalmarsch schlagen und die Avantgarde abmarschiren, was aber wenig half. Ich mußte wieder zurückkehren und noch einmal die Kunst der Ueberredung versuchen. Man freute sich, wenn ich recht schalt und wetterte, und ihnen versicherte, daß ich lieber eine Heerde Schweine als solch Lumpengesindel commandiren wolle — machte aber keine Miene von der Stelle zu gehen, bis ich endlich, was ich bisher nicht hatte thun wollen, den Widerspenstigen die Truppen aufzählte, die ringsum in den Ortschaften lagen, alle bereit über sie herzustürzen und sie in Stücken zu hauen. Sie hatten — wie Börnstein — nie an die Nähe des Feindes geglaubt; allein mein Ernst gab ihnen zu denken, und als ich ohne Weiteres zu der Avantgarde zurückkehrte, folgten sie mit sehr trübseligen Gesichtern.

Ich gab mir die erdenklichste Mühe die Leute durch mein Beispiel anzufeuern, und als sie über Müdigkeit klagten und alle Augenblicke lagern wollten, lief ich, der ich ihren Weg mehr als drei Mal gemacht hatte, im vollsten Laufe von der Spitze zur Arrieregarde, einen Scherz darüber machend, daß ich mein eigenes Pferd sein müsse.

Im nächsten Dorfe gelang es uns indessen einige Lebensmittel aufzutreiben, die ordentlich vertheilt wurden, so weit Ordnung bei diesem Sturm möglich war. Ueber der Sorge so viele hungrige Mäuler zu stopfen, vergaß ich mich elbst, der ich der Erholung mehr als einer nöthig hatte. Auf meinen Theil wäre nichts gekommen, wenn mir meine Ordonnanzen, die mich persönlich sehr lieb hatten, nicht einige Lebensmittel in meine Taschen gesteckt hätten. Dabei war auch ein delicates Stück Speck, welches ich in Ruhe zu ver-

zehren gedachte, als ein Hungriger zu mir kam und klagte, daß er nichts erhalten — und fort war meine Hoffnung! Mit stoischem Gleichmuth reichte ich ihm den Inhalt meiner Tasche, der nach einigem Erröthen und einigen Complimenten auch angenommen wurde. Ich dachte an Anecdoten aus dem Leben berühmter Feldherren und war sehr zufrieden mit mir.

Ich erzähle diesen kleinen Vorfall nur, um unsere Noth zu charakterisiren. Jetzt, da die Sache vorüber ist, erstaune ich, mit welchen geringen Mitteln und unter welchen Umständen ein so schwieriges Unternehmen gewagt wurde. Hätte ich übrigens gewußt, daß noch so viel Geld vorhanden war, so würde ich darauf gedrungen haben, daß man besser für die Ernährung der Leute sorgte. Herwegh hatte noch über 2500 Francs in Gold, wovon er freilich 1900 als sein Privateigenthum in Anspruch nahm, allein unter solchen Umständen konnte das nichts ausmachen. Auch Börnstein hatte noch die Taschen voll. Ich meinte aber, wir besäßen nicht viel mehr als die 180 Gulden, welche uns der als Bauer verkleidete Kassier der Sigelschen Kolonne, Philipp Reuter, am Abend vorher in Wieden gegeben hatte, und die in Zell unter die Leute vertheilt werden sollten. Diesen muß ich es indessen zum Ruhme nachsagen, daß sie trotz allem Hunger nicht einen Augenblick das Gelüste hatten, plündernd in die Häuser zu brechen, und als ein Marodeur mit einigen gestohlenen Broten auf dem Bayonet sich seines Diebstahls rühmte und die Andern aufforderte, es ebenso zu machen, verlangten diese von mir, ich sollte den Mann auf der Stelle erschießen lassen, wie es in Paris während der drei Tage mit Dieben geschehen war.

Es war schon ziemlich spät am Nachmittag, als wir eine Stunde vor Zell anlangten. Einige Bauern brachten

uns die Nachricht, daß dieses Städtchen von Truppen besetzt sei; allein unsere Leute waren so müde und hungrig, daß sie sich Nachtlager und Nachtessen gern erkämpft haben würden. Da einige unserer Leute aus der Umgegend von Zell zu Hause waren, so ließ ich sie gehörig kleiden und auf Kundschaft ausgehen; sie sollten Nachricht einholen über die Zahl der Truppen in Zell und sich nach unsern Fourieren umsehen, die einige Stunden vorausgegangen und um deren Schicksal wir besorgt waren.

Die Nachrichten, welche die Kundschafter zurückbrachten, waren befriedigend. In Zell war kein Militair, aber in dem eine Stunde davon gelegenen Schopfheim lagen Truppen, deren Zahl von einigen auf sechshundert, von andern auf funfzehnhundert Mann angegeben wurde.

Eine Viertelstunde vor Zell kam uns der Bürgermeister mit den Gemeinderäthen und unsern Fourieren entgegen; er beschwor uns bei allen Heiligen, seine Stadt mit unserm Besuch zu verschonen und dieselbe nicht zum Schauplatz eines blutigen Kampfes zu machen, der unvermeidlich wäre, wenn wir dort übernachteten.

Wir wogen die Gefahr gegen die Müdigkeit und den Hunger unserer Leute ab und entschieden uns dahin, für's Erste in die Stadt zu marschiren und nach dem Essen Weiteres zu beschließen.

In großer Ordnung rückten wir Abends gegen sieben Uhr in Zell ein. Die Häuser waren zwar nicht geschlossen, allein man sah aus mancherlei Zeichen, daß die Einwohner große Besorgniß hegten, ja einige arme Leute sah ich sogar ihre Kühe zur Stadt hinaustreiben, um sie vor uns in Sicherheit zu bringen. Die Bürger hatten allerdings Ursache genug, uns großen Appetit zuzutrauen und noch mehr in anderer Weise besorgt zu sein; man konnte mit Bestimmt-

heit darauf rechnen, daß Militair von Schopfheim gegen uns anrückte, sobald man dort von unserer Ankunft Nachricht erhielt, was sehr bald geschehen mußte. General Hoffmann fuhr zum Thor hinaus nach Schopfheim, als wir an der andern Seite in die Stadt hineinmarschirten.

Da einige Stunden Ruhe und Stärkung für unsere Mannschaft absolut nothwendig waren, mußte ich darauf bedacht sein, ihnen diese zu verschaffen und uns gegen einen Ueberfall zu sichern. Ich nahm daher sogleich eine Compagnie und ließ eine starke Barrikade errichten, durch welche der nach Schopfheim führende Weg gesperrt wurde. So müde die Leute waren, so legten sie doch kräftig Hand ans Werk. Mit wahrhaft zauberhafter Schnelligkeit wurden alle nöthigen Materialien herbeigeschleppt. Ungeheure Steine, Fässer, Karren, Balken, Geräthschaften aller Art fanden sich vor, und in der Zeit von etwa zwanzig Minuten erhob sich eine prachtvolle Barrikade, hinter der man einer Armee widerstehen konnte, wenn nicht schweres Geschütz zu hartnäckig dagegen angewendet wurde. In ihrem Eifer hatten die Leute auch einen Schäferkarren herbeigeschleppt und mitten in die Barrikade geschoben, ohne Rücksicht auf den schwerbetrunkenen Schäfer, der in dem beweglichen Häuschen seinen Rausch ausschlief und auch nicht erwachte.

Auf der links von der Straße gelegenen Anhöhe postirte ich hinter den Hecken eine Anzahl Schützen, die theils eine unvermuthete Umgehung der Barrikade auf diesem Wege verhindern, theils ein Kreuzfeuer auf eine anrückende Kolonne mit den Vertheidigern der Barrikade herstellen sollten. Der rechte Flügel der Verschanzung war durch den Wiesenfluß gesichert. Jenseits desselben führte ein Weg in den nahe bei Schopfheim liegenden, mir verdächtig scheinenden Wald; hier wurde ebenfalls eine Barrikade errichtet und der noch

weiter rechts liegende, mit einer Mauer umgebene Kirchhof wurde besetzt.

Auf der andern Seite hatte mir bereits der gute Reinhardt Schimmelpfennig in das Handwerk gepfuscht und auf dem Wege nach **Adelsberg**, sehr weit vorgeschoben, einen einsamen Doppelposten aufgestellt. Da ich nach dieser Seite hin, im Fall eines überlegenen Angriffs, meinen Rückzug zu nehmen gedachte, so postirte ich hier eine Feldwacht, deren Commando ich einem erfahrenen Soldaten übertrug, der die Aufstellung der Posten sogleich mit einer Umsicht bewerkstelligte, wie ich sie einem gemeinen Soldaten niemals zugetraut hätte.

Auf dem Wege nach Schönau, über eine Viertelstunde weit, bis an die Brücke über den Wiesenfluß vorgeschoben, fand ich abermals einen unglücklichen, verlorenen Doppelposten, der sehr froh war, als ich ihn mit etwa zwölf Mann erreichte, die ich am Ausgange des Ortes selbst an einem sehr günstigen Punkte aufstellte.

Ueber diese Anordnungen waren beinahe zwei Stunden vergangen. Als ich in die Sitzung des Ausschusses kam, wo man über die zu nehmenden Maßregeln berathschlagte, gab ich meine Meinung dahin ab, daß es eine Unklugheit sei, Zell gegen einen so überlegenen Feind halten zu wollen. Das Städtchen liegt nämlich in dem ziemlich engen Wiesenthal und von zwei Seiten treten die Berge so nahe zu dem Orte heran, daß man von denselben jeden Mann auf der Straße und hinter den Barrikaden einzeln wegschießen konnte. Meine Einrichtungen, sagte ich, seien nur gegen einen nächtlichen Ueberfall getroffen; je eher man das Nest verließe, desto besser sei es; da die Leute jedoch so erschöpft wären, möchte man ihnen einige Stunden Ruhe gönnen, aber jeden-

falls vor Tagesanbruch abmarschiren und die Schweiz so bald als möglich zu erreichen suchen.

Der lahme Löwenfels sprach sich heldenmüthig dahin aus, den Feind in Zell zu erwarten und bis auf den letzten Mann zu kämpfen; wahrscheinlich hatte er bereits seinen später ausgeführten Rückzugsplan gemacht. Börnstein hörte den Vorschlag des Davonlaufens — solche flinke Weisheit hätte er mir gar nicht zugetraut! — mit unverkennbarem Vergnügen und ergriff ihn mit solchem Eifer, daß er vorschlug, augenblicklich abzumarschiren; Herwegh zeigte denselben Enthusiasmus, nur wollte er einen weiteren Bogen machen und nicht, wie Börnstein bei Schopfheim dicht vorbei, sondern grade auf die Rheinbrücke von Rheinfelden zu marschiren.

Ich trat — zum ersten Mal seit unserm Auszug! — dem Vorschlage Börnsteins bei, als die durch Frau Herwegh befragten Leute erklärt hatten, daß sie bereit wären, sogleich zu marschiren. — In Schopfheim stand der uns mehr als dreifach überlegene Feind und es wird Manchem als eine Tollheit erscheinen, mit einer so erschöpften und schlecht bewaffneten Mannschaft einen Marsch fast mitten durch das feindliche Lager zu wagen. Ich muß daher die Gründe anführen, welche mich bewogen, für diesen verrückt scheinenden Plan zu stimmen.

Der Feind hatte von unsern Verschanzungen in Zell ganz sicher in einer Stunde Nachricht und mußte glauben, daß es unsere Absicht sei, in der Stadt zu übernachten. Griff er uns in der Nacht an, so war er bedeutend im Nachtheil, denn er konnte nicht wissen, welche Dispositionen wir getroffen hatten, und seine Uebermacht nützte ihm gar nichts; wartete er aber den Tag zum Angriff ab, so konnte er die Höhen besetzen und uns entweder vernichten, oder

sämmtlich gefangen nehmen. Es war ferner zu vermuthen, daß die Truppen nichts weniger als einen nächtlichen Angriff von uns erwarteten; wenn sie Posten ausstellten, so war dies höchstens in der Nähe von Schopfheim der Fall, und wir konnten hoffen, mit Anwendung einiger Vorsicht, unbemerkt an dem Orte vorbei und nach Rheinfelden zu kommen, das von Zell nur vier Stunden entfernt ist. Entdeckte man unsern nächtlichen Marsch, wie auch möglich, so erschien die Gefahr doch nicht groß. Die Nacht war sehr finster und es ist schwierig den Feind anzugreifen, wenn man ihn nicht sieht. Ueberdies mußten die Truppen glauben, wir wollten sie in Schopfheim angreifen und wären wahrscheinlich für den Augenblick darauf bedacht gewesen, sich in dem Orte zu vertheidigen. Die irrige Meinung von unserer Absicht hätte ziemlich gefahrlos lange durch einiges Arrieregardefeuer erhalten werden können. Ehe sie ihren Irrthum entdeckten, hatten wir einen bedeutenden Vorsprung, und kamen wir nur eine halbe Viertelstunde vor ihnen auf der Rheinfelder Brücke an, so hatten wir unsern Zweck erreicht, denn schon auf der Mitte derselben beginnt die Schweiz. Reiterei, die uns hätte zum Stehen bringen können, lag aber nicht in Schopfheim und diese manövrirt auch nur höchst ungern in so dunkler Nacht.

Ich ließ also gleich in größter Stille die Vorposten einziehen. Börnstein, der ungeheure Eile hatte, bemächtigte sich augenblicklich des von dem Bürgermeister mit großer Zuvorkommenheit gestellten Führers, und ehe noch die Hälfte der Mannschaft beisammen war, marschirte er in großer Hast ab. Ich eilte ihm nach, um ihn zum Warten zu vermögen, und traf ihn vor der Barrikade, welche den Weg nach Schopfheim verlegte. Man konnte links an derselben vorbei, allein dies behagte Börnstein nicht, der plötzlich große Lust

zum sichereren, aber weiteren und beschwerlichen Weg über das Gebirge bekam, sogleich Kehrt machte und eine Seitengasse einschlug, welche in das Bette eines Bergstroms, einen sehr steilen, durch Steingeröll fast ungangbaren Weg führte, der für Fußgänger sehr beschwerlich, für Reiter oder Wagen, vollends bei Nacht, aber gar nicht zu passiren war.

Ich begleitete Börnstein einige hundert Schritte, und forderte ihn mehrmals auf zu halten und die Andern zu erwarten und erklärte ihm, daß ich nicht ohne Herweghs abmarschiren würde; sie zurückzulassen sei eine Schurkerei. Börnstein hörte auf meine Vorstellungen gar nicht, sondern rannte weiter, als wäre er von panischem Schreck beflügelt. Ich mußte ihn laufen lassen und kehrte nach Zell zurück, um den größten Theil der Mannschaft und Herweghs abzuholen. Es war etwa elf Uhr in der Nacht.

Da wir unsern Gepäckwagen nicht im Stiche lassen wollten, dieser aber auf dem von Börnstein eingeschlagenen Weg nicht fahren konnte, so wollte ich einen Durchgang durch die Barrikade öffnen und mit dem Rest der Mannschaft den kürzeren Weg marschiren. Wir gaben es aber auf, da die Barrikade zu gut gebaut war und wir eine sehr lange Zeit dazu gebraucht haben würden, sie abzutragen. Der Gepäckwagen mußte daher abgeladen und das Gepäck von Unbewaffneten getragen werden. Frau Herwegh entschloß sich zu Fuß zu gehen; Löwenfels dagegen wollte in Zell bleiben und sehen wie er sich retten könnte.

Es war Mitternacht als wir Börnstein folgten, und dies war nicht schwer, da man die Laternen, welche er mitgenommen hatte, bei Nacht sechs Meilen weit sah. Wir hatten indessen gleichfalls Laternen, da Börnstein einmal den Anfang damit gemacht hatte. Es war das der seltsamste heimliche Nachtmarsch, von dem ich jemals gehört oder gelesen habe

und wie er nur einem österreichischen Feldwebel einfallen konnte!

Die Lichter machten übrigens in der Entfernung einen zauberhaften Effekt; sie tanzten bald hier bald da auf den Bergen, waren bald klein wie ein Stern, bald groß wie ein Mann, und sie würden mich sehr ergötzt haben, wenn nicht ihr Schein so verrätherisch gewesen wäre. Ich ließ wenigstens die Laternen auf der Seite, wo der Feind stand, bedecken; allein Börnsteins helles Licht hatte die ganze Gegend alarmirt. Im Thale sah man Lichter geschäftig hin und her eilen und in den Dörfern läuteten die Sturmglocken.

Als wir etwas höher in die Berge kamen wurde der Weg vortrefflich. Frau Herwegh, der ich auf diesem Marsche zur Seite blieb, hielt sich sehr tapfer, und ich mußte diese Frau bewundern, die solche ungewohnte Strapazen ohne Murren ertrug und der Gefahr, deren sie sich vollkommen bewußt war, muthig entgegen blickte. Ein ehrlicher Schweizer und ich halfen ihr durch die Bäche und sehr schmutzigen Stellen.

An eine Ordnung war gar nicht zu denken. Börnsteins übereilter Abmarsch hatte Alles aufgelöst. Was dieser eigentlich dabei dachte, ist mir noch heute ein Räthsel. Während der ganzen Zeit, da ich in Zell die Posten ausstellte, hatte er meine Karte studirt und mußte wissen, daß der nächste und sicherste Weg zwischen Schopfheim und Hasel hindurch und rechts bei Wehr vorbeiführte; allein er nahm dennoch den Weg über die Dörfer, und zwar einen so weiten, daß wir erst spät am Morgen nach Hasel kamen, das in grader Richtung nur anderthalb Stunden von Zell entfernt ist. Hatte der Führer nicht Instructionen von Börnstein erhalten, was ich nicht weiß, so war derselbe ein Verräther

und wir sind dem Bürgermeister von Zell für die Recommandation unsern Dank schuldig.

Während eines Nachtmarsches wird die Mannschaft selten müde; die Aufregung läßt es nicht dazu kommen; allein gegen Morgen folgt die Abspannung. Unsere Leute waren von Mittwoch Morgens fünf Uhr bis Abends sieben Uhr marschirt; sie hatten dabei den Belchenberg überschritten und sehr wenig gegessen. Die vierstündige Ruhe in Zell kann kaum so genannt werden; ein Viertel der Leute baute Barrikaden und war auf Posten, und die Stärkung, welche sie dort erhielten, war nicht hinreichend; die Bürger zeigten sich sehr karg und der schlechte Wein, den die Leute in den leeren Magen schütteten, diente nur dazu, sie augenblicklich aufzuregen und dann desto schlaffer zu machen.

Die armen Menschen waren so müde, daß sie bei jedem Halt in den Dörfern auf dem Fleck, wo sie standen, niederfielen und beim Abmarsch kaum zu erwecken waren. Einige Nachzügler von Börnstein's Abtheilung fanden wir am Wege im tiefsten Schlaf. Ich selbst war so ermattet, daß ich im Gehen schlief; ich bin dessen ganz versichert, denn ich träumte; und es war kein Wunder: den Weg, den die Colonne machte, habe ich gewiß dreimal zurückgelegt, und seit Wieden hatte ich nichts genossen, als zwei Aepfel, ein Stückchen Kuchen und in Zell etwas Brod und Käse nebst einigen Gläsern Wein. Wäre ich nicht durch die Jagd an Strapazen gewöhnt gewesen, ich müßte längst vor Ermattung niedergesunken sein. Im ersten Dorfe, in das wir auf unserem Wege kamen, gelang es, einen Wagen für das Gepäck und Herweghs und später noch einen zweiten für die Ermüdeten aufzutreiben.

Morgens um sieben Uhr holten wir endlich Börnstein ein. Ohne dessen unverantwortliche Handlungsweise mußten

wir um diese Zeit bereits in der Schweiz sein. Er hatte unnöthig den Marsch geändert und konnte wissen, daß der Führer ihn unnöthig spazieren führte. Ich war in der Gegend, besonders bei Nacht, vollkommen fremd und konnte nichts thun, als Börnstein folgen, der den Führer an der Seite hatte.

Am Tage vorher hatten wir in den Dörfern, durch welche wir kamen, die Eingänge zu den Wirthshäusern mit Posten besetzt, die Jedem den Eintritt ohne Erlaubniß verwehren mußten; jetzt war diese Maßregel unmöglich durchzuführen. Das thierische Bedürfniß nach Nahrung und Schlaf hatte fast bei Allen die Oberhand und keine Wache wurde mehr respectirt. In jedem Dorfe blieben Einige zurück und die Zahl der Maroden mehrte sich, je weiter wir kamen. Nach jedem Halt mußte man die Schläfer zusammen suchen, die überall auf dem Boden umherlagen, und Diejenigen, welche man damit beauftragte, blieben zum Theil selbst in den Wirthshäusern sitzen und ließen die Colonne ruhig fortmarschiren. Das thaten sogar der Führer des zweiten Bataillons, Hörter und einige Compagniechefs.

In Hasel erhielt ich durch einen zuverlässigen Menschen die Nachricht, daß dreihundert Mann würtembergischer Infanterie uns folgten und den Weg nach dem Rhein abzuschneiden suchten. Der schöne Tag und diese Nachricht machten mich wieder vollkommen lebendig und auch die Leute schienen mir kräftiger als bisher; besonders muthig und heiter war die Avantgarde mit ihrem Herrgott an der Spitze.

Reinhardt Schimmelpfennig stahl sich gewißermaßen unterwegs zu mir — vielleicht war's jedoch schon Tages zuvor — und warnte mich vor heimlichen Kabalen, die von Börnstein, Bornstedt und andern Führern gegen mich vorbe-

reitet wurden; er glaube es handelte sich darum, mich von meinem Posten zu entfernen. Ich kümmerte mich nicht darum — mein Posten war wahrlich keine Sinecure! —

Die Nähe des Feindes, die sich nun nicht mehr hinweglängnen ließ, verschaffte meinen Befehlen Nachdruck. Ich hielt von nun an die allerstrengste Ordnung, denn wir marschirten etwa eine Stunde seitwärts von Schopfheim vorüber und ein Angriff von dieser Seite her war nichts weniger als unwahrscheinlich; wir konnten ihn jeden Augenblick erwarten. Ohne Gefecht über den Rhein zu kommen hoffte ich jetzt nicht mehr, besonders als ich erfuhr, daß eine Schwadron würtembergischer Lanzenreiter von Wehr nach Niederschwörstadt abmarschirt sei.

Ich behielt jedoch meine Besorgnisse für mich, um die Leute nicht zu entmuthigen; allein selbst Frau Herwegh fielen meine Vorsichtsmaßregeln auf, und sie sagte halb scherzhaft zu mir: „Sie nehmen ja ganz die Miene an, als erwarteten Sie eine Schlacht!" — Börnstein war mit diesen Maßregeln sehr schlecht zufrieden, da sie an raschem Fortkommen hinderten und er nicht den Muth hatte, allein davonzulaufen. Er wollte nie die Nothwendigkeit einsehn, daß die Avantgarde, ehe sie in ein Gebüsch eindrang, Halt machte, bis die abgeschickten Patrouillen das Terrain genau erforscht hatten. Der Führer der Avantgarde, der über das einfältige Geschwätz endlich ungeduldig wurde, antwortete ihm etwas derb, „er scheine ganz und gar nichts von der Sache zu verstehen", womit er allerdings den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Es mochte etwa neun Uhr Vormittags sein — Donnerstag nach Ostern — als wir in Niederdossenbach ankamen. Da wir dem Ufer des Rheins so nahe waren, glaubten die Leute ohne Zweifel, nunmehr sei alle Gefahr vorüber. Sie

zerstreuten sich im Dorfe, um Lebensmittel aufzusuchen, und als Generalmarsch geschlagen wurde, konnten sich Viele nicht von dem Speck trennen, den sie aufgetrieben hatten.

Ich marschirte unterdessen mit der Avantgarde ab, in der Hoffnung, daß dieses Mittel sich auch diesmal wirksam zeigen werde, um die Nachzügler herbeizuholen. Den Wagen, auf dem Herweghs saßen, ließ ich zwischen dem Haupttrupp der Avantgarde und dem ersten Bataillon fahren, da er hier sicherer war, als bei der Arrieregarde, die zuerst von den nachfolgenden Würtembergern angegriffen werden mußte. Diese Vorsicht rettete Herweghs das Leben, wie wir später sehen werden.

Etwa zehn Minuten hinter Niederdossenbach beginnt ein Wald, der sich an einer Stelle bis zum Rhein hinab erstreckt. Als wir die Lisière des Waldes passirt hatten und an ein von Gehölz umgebenes, großes, freies Feld kamen, längst dessen linker Seite der Fahrweg hinlief, ließ ich Halt machen, um die Nachzügler heranzuziehen und die frühere Ordnung wieder herzustellen.

Während wir hier warteten, Einige sich zum schlafen niedergelegt und Andere ihre Stiefeln ausgezogen hatten, um ihre kranken Füße zu pflegen, hörten wir plötzlich vom Dorfe her einzelne Schüsse und Leute stürzten in den Wald mit dem Ruf: „Die Würtemberger sind da!" — — „„Da haben wir die Bescheerung!"" rief ich ärgerlich und zog meinen Degen, denn Börnstein erstarrte fast zur Salzsäule.

Viertes Capitel.

Das Gefecht bei Niederdossenbach. — Mangel an Munition. — Reinhardt von Schimmelpfennig's Heldentod. — Feldmarschall Börnsteins Heldenlauf. — Flucht. — Abenteuer in Karsau. — Würtembergische Reiter. — Die Schlucht. — Zusammentreffen. — Der brave Schmied von Karsau. — Erschöpfung. — Seltsames Erwachen. — Große Gefahr. — Ich werde Schmiedegesell. — Gehe auf Arbeit. — An einem Tisch mit dem Feinde. — Ueber den Rhein. — Gerettet. — Rheinfelden. — Herwegh's Abenteuer. — Ich gelte für todt. — Ankunft meiner Frau. —

Der Ruf: „die Würtemberger sind da!" machte Alles nur zu lebendig. Jeder vergaß seine wunden Füße, seinen Hunger und seine Müdigkeit, um — fortzulaufen? — oh nein! Es macht mir Freude anzuerkennen, daß trotz all der niederdrückenden Umstände, der Muth der Leute sich in diesem Augenblicke bewährte. Mit lautem Jubelgeschrei griffen sie zu den Waffen und stürzten durch den Waldstreifen, den wir bereits durchschritten hatten, auf das freie Feld, dem von Niederdossenbach anrückenden Feinde entgegen. Alles Rufen war vergebens, und meine Stimme war ganz ohnmächtig, da ich von den vielen Reden am vorhergehenden Tage sie fast ganz verloren hatte. Die Leute waren so erbittert und kampfbegierig, daß Viele die Officiere zu erschießen drohten, welche sie aufzuhalten suchten, um Regelmäßigkeit in die Vertheidigung zu bringen. Nun hatte Herwegh den besten Beweis, wie nothwendig bei einer militärischen Expedition militärische Ordnung ist. —

Meine Absicht war, so viel als irgend möglich jedes regelmäßige Gefecht zu vermeiden, da ich ein solches bei dem Mangel an Munition, die durch die Regengüsse entsetzlich zusammengeschmolzen war, für äußerst bedenklich hielt, selbst wenn der Feind an Zahl schwächer war als wir. Ich wollte die mit Gewehren bewaffneten Leute als Arrièregarde formiren und mit ihnen ein Tirailleurgefecht unterhalten, welches den Rückzug der Unbewaffneten sichern sollte. Das war bei dieser plötzlichen Auflösung aller Ordnung unmöglich und es begann ein allgemeines, unordentliches Gefecht, welches ich nur theilweise leiten konnte.

Die Avantgarde, verstärkt durch eine Anzahl Schützen, warf sich sogleich in den Wald und rückte nach der Lisière desselben vor, um ihn gegen die andringenden Würtemberger zu halten.

Reinhardt von Schimmelpfennig, der die Sensenmänner und Pikenträger befehligte, blieb mit diesem kleinen Häuflein, nebst einigen Unbewaffneten, allein auf dem Platze. Er wollte auch fort, dem Feinde entgegenstürmen, und war sehr aufgebracht, als ich ihm befahl, stehen zu bleiben wo er sei, bis ich ihm sagen lassen würde, wohin er zu marschiren habe. Er war indessen vernünftig genug, die Nothwendigkeit dieses Befehls einzusehn und als ich ihn ermahnte, wenn ich ihm Befehl dazu schickte, tapfer in den Feind zu dringen, antwortete er mit Schwenken seines Säbels und freudigem Zuruf.

Ein Pferd würde mir nun von großem Nutzen gewesen sein; denn vermittelst desselben würde ich unsere Mannschaften haben zusammenziehen und das Gefecht „in der Hand" behalten können; die Furcht vor Plünderung hatte mich jedoch stets abgehalten, ein Pferd zu „requiriren" und ich sah mich auf Adjutanten und Ordonnanzen angewiesen, die fast

ebenso müde als ich, und nicht alle geeignet waren, meine eiligen Aufträge auf geeignete Weise auszurichten. Begleitet von einigen derselben schritt ich durch den Wald, um von dem Mittelpunkt des Gefechtes aus, wo die Avantgarde die Lisière vertheidigte, einen Ueberblick über den Stand der Dinge zu gewinnen. Vom Felde her kam mir ein sonst immer sehr großmäuliger „Hauptmann" entgegen, der durch seine Schnelligkeit im Davonlaufen zeigte, daß er Turner war und aus vollem Halse schrie: „Ja, wenn die Führer nicht vorn sind! Ja, wenn die Führer nicht vorn sind!" — Ich legte dem über meinen Anblick sehr Erschrockenen meine lange Klinge über den feigen Rücken und trieb ihn zurück ins Gefecht.

Der Führer der Avantgarde hielt sich mit seinen Leuten sehr brav; allein er sagte mir, daß seine Schützen sich meistens schon verschossen hätten und daß an eine weitere Vertheidigung des Waldes nicht zu denken sein würde. Die Würtemberger rückten mit hellem Trommelschlag vor; gelang es ihnen den Wald zu nehmen, so schnitten sie uns den Rückzug nach Rheinfelden ab. Um nun dies womöglich zu verhindern, schickte ich einen Adjutanten an Reinhardt von Schimmelpfennig mit dem Befehl ab, durch den Wald gedeckt, vorzurücken, und sobald der Feind eindringen wolle, demselben mit den Sensenmännern und Pikenträgern unter Hurrah entgegen zu gehen. Bei unserm Mangel an Munition konnte nur dadurch das Gefecht einigermaßen ausgeglichen werden, daß ich ein Handgemenge herbeiführte. Hierbei konnten auch die unvollkommen bewaffneten Leute mitwirken, und ich beschloß, unsern linken Flügel näher heran zu ziehen.

Ich ging daher über das vor mir liegende Feld, wo sich unsere Tirailleurs meistens recht gut hinter den dort

stehenden Obstbäumen aufgestellt hatten und ein nicht unwirksames Feuer unterhielten. Auf dem linken Flügel fand ich die Leute in ziemlicher Unordnung; nur das erste Bataillon, welches Bornstedt befehligte, stand in geschlossenen Gliedern.

Ich bemühte mich, die Zerstreuten auf der Höhe so aufzustellen, daß die Linie mit der Lisière des Waldes einen rechten Winkel bildete, und sah mit Vergnügen, daß die Würtemberger, durch das schwächer werdende Feuer ermuthigt, hitzig gegen den Wald vordrangen. Dort mußten sie in der Front von Reinhardt empfangen werden; ich wollte ihnen, durch die Tirailleurs gedeckt, mit meinem linken Flügel in die rechte Flanke und Rücken fallen und sie wo möglich umzingeln, was leicht zu bewerkstelligen war, wenn mein rechter Flügel, wo Delaporte stand, auf die Bewegung einging. Dann kam es zu einem allgemeinen Handgemenge, wobei wir wegen unserer größeren Zahl im Vortheil waren.

Die Würtemberger bestanden aus dreihundert Mann unter Hauptmann Lipp, der bei dieser Gelegenheit mehr persönliche Tapferkeit als militärische Fähigkeit zeigte; hätten wir Munition gehabt, so wäre er mit seiner Compagnie verloren gewesen, denn die Sache stand auf dem rechten Flügel für sie bereits sehr zweifelhaft; wir waren in Bezug auf Bewaffnung zu sehr im Nachtheil. Jeder der dreihundert Mann war mit einem sogenannten Specialgewehr bewaffnet und hatte sechzig Patronen bei sich, was die runde Summe von achtzehntausend macht, während wir noch nicht zweihundert schlechte Gewehre und dazu gewiß nicht tausend Patronen hatten, da die an ganz schlecht Bewaffnete vertheilten, wie auch die durch den Regen verdorbenen abgerechnet werden müssen. Manche Leute hatten statt Patronen eine schwarze

Sauce in ihren Hosentaschen! Außerdem hatten die Würtemberger den Vorzug der Disciplin und Ordnung und waren noch ganz frisch, während unsere Leute nun sechsunddreißig Stunden auf den Beinen und vor Müdigkeit und Hunger ganz matt waren. Ein Soldat, der gut gefrühstückt hat, wiegt aber mehr als drei müde und halb verhungerte auf, wie jeder Officier einräumen wird.

Als ich eben damit fertig war, die etwas verworrene Masse zum Angriff zu formiren, sah ich zu meinem Verdruß den Feind in den Wald eindringen, und daß er dort den Sieg errungen, wurde mir klar, als ein Zug wieder auf das Feld hinausschwenkte und gegen uns Front machte. Ich stand fast allein auf einer Höhe und da ich einen dunkeln Paletot trug und den gezogenenen Degen in der Hand hielt, so war ich leicht als Anführer kenntlich; dadurch wurde mir die Ehre einer Salve zu Theil. Die Kugeln umpfiffen mich von allen Seiten; eine zerriß meinen Paletot, eine zweite streifte mein langes Haar, so daß ich unwillkürlich seitwärts wankte. Diese Kugel, die kaum einen halben Zoll an meinem Ohr vorüber ging, pfiff nicht wie die andern, sondern heulte förmlich, und ich hatte die Empfindung, als blase man mir mit einem Blasebalg ins Ohr.

Die Wirkung, welche diese Salve auf die hinter mir, durch das Terrain ziemlich verdeckten Leute machte, war tragikomisch. Als nämlich die vor uns stehenden Tirailleurs die Würtemberger herausschwenken sahen, stürzten uns Viele von ihnen eilig entgegen; es waren Leute, die sich verschossen hatten und zurückrannten, um sich Patronen oder Pulver zu verschaffen, welches von Herwegh und seiner Frau, die auf dem Wagen zurückgeblieben waren, auf den Kampfplatz geschickt wurde. Leider nützte dies wenig, da es sogar an Papier zum Laden und zum Tragen des Pulvers fehlte,

welches einige Leute in ihre Blousen schütteten und darin wie in einer Schürze trugen; geladen wurde mit Gras. Als nun, wie gesagt, diese Tirailleurs zurückstürzten und zugleich einige Verwundete zurückgeführt wurden, hielten die hinter mir stehenden Leute dies für das Signal zum Reißaus, und als dabei zugleich die würtembergischen Kugeln gegen Bayonnete und Sensen klapperten, ließen sie sich nicht mehr halten. Wie eine von panischem Schrecken ergriffene Kuhheerde machten sie Kehrt und rannten wie toll und blind, in vollem, fast tactmäßigen Trab einige hundert Schritt zurück. Der schon erwähnte Pariser, Alfred de Horter (nicht zu verwechseln mit dem davon gelaufenen Bataillonscommandeur Hörter) den ich wegen seiner Gewandtheit und Unerschrockenheit stets gern an meiner Seite hatte, stellte sich den Fliehenden mit dem Gewehr entgegen; allein sie liefen seitwärts an ihm vorbei und ließen sich nicht halten ebenso wenig wie durch meine von vielen Reden halb erloschene Stimme.

An diesem schmählichen Davonlaufen — die Leute konnten übrigens das Feuer nicht erwidern! — hatte Börnsteins Rückzugsgeschrei großen Antheil. Ich sah ihn bei dieser Gelegenheit während des ganzen Gefechtes, welches etwa anderthalb Stunden dauerte, zum ersten und einzigen Mal, und vernahm nichts anderes von ihm, als den etwas stammelnden Ruf: „Ziehen Sie sich zurück!“ Er stand rechts von mir hinter einem dicken Baum und sah durch ein Glas; die Leute in seiner Nähe behaupteten, daß dasselbe sehr zitterte und daß er damit gegen den Baumstamm sah, hinter welchem er sich nebst einigen andern Hasenfüßen versteckt hatte, als die Würtemberger so unvermuthet gegen den linken Flügel Front machten.

Ein sehr braver Student Namens Krebs, wie auch ein anderer durchaus glaubwürdiger Mann, Namens Teut-

horn, erzählten, daß sie Börnstein einige hundert Schritt hinter der Front angetroffen hätten. Als sie ihn verwundert fragten, was er denn hier, so weit entfernt vom Gefecht thue, gab er die heroische Antwort: „Ich soll mich wohl todtschießen lassen?“

Andere fanden ihn später im Begriff, alle Insignien seiner Feldherrnschaft von sich zu werfen, wobei er den Fragenden zurief: „Da man meinen Plan (?) nicht befolgt, so lege ich das Commando nieder!“ Er war der erste, der die Kunde von unserm Unglück dem schon früher davongelaufenen Löwenfels in Straßburg mittheilen konnte.

Auf dem rechten Flügel hatte das Gefecht anfänglich eine sehr günstige Wendung für uns genommen; die Leute standen sehr gut im Feuer und die Würtemberger wurden eine Zeitlang zum Weichen gebracht, allein alle Vortheile gingen durch den Mangel an Munition verloren und es war begreiflich, daß Diejenigen, welche sich verschossen hatten, auf ihre Rettung bedacht waren. Hier befehligte Delaporte, der bei seinen Leuten die meisten der von Paris mitgekommenen Franzosen hatte, welche sich außerordentlich brav hielten. Als die Sache anfing mißlich zu werden, rief Delaporte, den Degen hochhaltend: „Les Français à moi!“ Die Franzosen sammelten sich sogleich um ihn und folgten ihm muthig gegen den Feind, als Delaporte plötzlich auf das Gesicht fiel. Alle glaubten ihn todt, klagten: „Ah notre pauvre commandant!“ und zogen sich zurück, durch seinen Fall entmuthigt; sie waren daher nicht wenig erstaunt, als „le pauvre commandant“ flink wie ein Hirsch aufsprang und ihnen nacheilte. Dies erzählten mir später einige der Franzosen, welche Augenzeuge dieser Falstaffiade gewesen sein wollten; sicher wahr ist davon, daß Delaporte weder todt noch verwundet, noch gefangen war und sich auch in Straß-

burg nicht wieder blicken ließ. — Am muthvollsten und dabei höchst komisch benahm sich unser Tambour, der ebenfalls ein Franzose war. Er schlug unverdrossen sein Kalbfell, bis der Kessel der Trommel von ebenso vielen Kugeln durchlöchert war, als seine Blouse. Er selbst blieb unverwundet, stand einige Schritte vom Feinde, schnitt den Würtembergern wüthende Gesichter und schrie: „Ah les grédins! ah les grédins!“ Er ward gefangen genommen.

Wie schon aus dem Vorhergehenden hervorgeht, war Schimmelpfennigs Versuch, den Wald mit seinen Sensen- und Pikenträgern zu vertheidigen, mißglückt. Die Schuld davon lag jedoch nicht an dem Führer. Die Würtemberger erzählten mir später, daß der Anblick der Sensenmänner ihnen Furcht eingeflößt hätte und daß sie einem herzhaften Angriff derselben schwerlich Stand gehalten haben würden. Das ist begreiflich. Die an das Ende einer langen Stange aufrecht befestigte Sense ist eine furchtbare Waffe, gegen welche man sich schwer mit dem Bayonnet vertheidigen kann, da dieselbe viel länger ist. Die Sensenmänner folgten freudig ihrem muthigen Führer; als sie sich jedoch dem geordneten und gut bewaffneten Feinde gegenüber sahen, mäßigte sich ihr Feuer. Schimmelpfennig sah sich bald mit wenigen Leuten allein und schwankte einen Augenblick, ob er sich ergeben solle. Er rief den Soldaten zu, er hoffe, daß man nach Kriegsgebrauch mit ihm verfahren werde. Als ihm mit Schimpfworten und Schüssen geantwortet wurde, stürzte er mit geschwungenem Säbel in die feindliche Reihe, deren Anführer er suchte. Er verwundete einige Soldaten und stand dann dem Hauptmann Lipp gegenüber, dem er in dem kurzen Zweikampf einen Finger abhieb. Der Hauptmann wäre verloren gewesen, wenn Schimmelpfennig nicht in diesem kritischen Augenblicke eine Kugel in die linke Brust erhalten

hätte, wodurch er zum Fall gebracht wurde. Als er noch lebte, stieß ihm ein Soldat das Bayonnet in den Mund, so daß es zur andern Seite des Kopfes hinausdrang.

Reinhard von Schimmelpfennig war ein schöner, schlanker und großer Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren. Er hatte dunkles Haar und trug einen Schnurrbart. Bekleidet war er mit einem blauen Schnürrock, trug eine schwarz-roth-goldene Feldbinde quer über der Brust und einen schönen Säbel, den er in Paris erhalten hatte; dazu den weißen Freischärlerhut. Er war ein etwas schwacher, aber herzensguter, liebenswürdiger und braver Mann, dessen Verlust mir um so mehr nahe ging, als er mir persönlich ganz besondere Anhänglichkeit gezeigt hatte. Sein Loos war ein beneidenswerthes; er starb wie ein Held für sein Volk und sein Name verdient in den Herzen desselben ein ehrenvolles Gedächtniß.

Bornstedt hielt sein Bataillon in guter Ordnung und wenn er auch keine Gelegenheit hatte, thätigen Antheil an dem Gefecht zu nehmen, so zeigte er doch Ruhe, Muth und Geistesgegenwart. Unter seinen Leuten waren viele mit guten Gewehren; allein durch Börnsteins Fürsorge hatten sie grad die wenigsten Patronen erhalten und sich längst verschossen. Einige Leute waren mit der einzigen Patrone im Gewehr dem Feinde entgegengelaufen.

Börnstein hatte mich mit dem Ruf: „Ziehen Sie sich zurück!“ auf dem Kampfplatze gelassen. Ich zögerte jedoch, um irgend eine Möglichkeit zu erspähen, das Gefecht wieder herzustellen; denn noch immer hielt sich eine Anzahl unserer Tirailleurs. Der alte Soldat, dem ich in Zell das Commando der Feldwacht anvertraut hatte, hinkte zu mir heran. Betrübt sagte er: „Ich bin heut zum fünfzehnten Mal in der Schlacht und nun muß ich so schändlich verwundet wer-

den.“ Er hatte eine Kugel im Dickbein und eine andere war ihm oberhalb der Hand durch den Arm gegangen, ohne jedoch einen Knochen zu zerschmettern. Diese Wunde blutete gar nicht und der Ausgang der Kugel sah aus, wie der auf der Rückseite einer Pappdeckelscheibe, da das Futter der alten Uniform, die der Mann trug, mit herausgerissen war. Wie er es trotz dieser Wunde möglich machte, weiß ich nicht, genug er legte ganz kaltblütig sein Gewehr an und verwundete einen Soldaten. Dann sagte er zu mir: „Wenn Sie es mir nicht übel nehmen, so erlaube ich mir Ihnen den Rath zu geben, sich zurückzuziehen, es ist nichts mehr zu machen.“ — Das sah ich nun freilich ebenfalls ein, ließ den Mann nach dem Wagen bringen und traf mit Bornstedt Maßregeln zu einem möglichst ordentlichen Rückzuge. Ein großes Unglück war es für mich, daß einer meiner Leute die ihm anvertrauten, mir noch gebliebenen Theile meiner Karte verloren hatte; denn sie enthielten grade das Terrain, dessen Kenntniß mir jetzt so sehr nöthig war. Ich wäre ganz rathlos gewesen, wenn wir nicht einen Forstgehülfen aufgetrieben hätten, welcher uns auf wenig bekannten Waldwegen an das Ufer des Rheins zu führen versprach, der uns von der Schweiz trennte, nach der wir begreiflicher Weise große Sehnsucht hatten.

Es war etwa zwei Uhr, als wir am Ausgange des Waldes anlangten; vor uns lagen der Rhein und am Ufer desselben das Dorf Beugen; rechts von demselben Karsau; zwischen uns und diesen Dörfern erstreckte sich jedoch freies Feld. —

Die Kraft unserer halbverhungerten Leute, die wirklich außerordentliche Anstrengungen ausgehalten hatten, war nun gänzlich erschöpft; sie sanken unter den Büchsen nieder und schliefen meist augenblicklich ein. Einem jungen Bur-

schen ging unversehens das Gewehr los und niemals habe ich ein sprechenderes Bild des Entsetzens gesehen. Todtenbleich, mit blauen, geöffneten und zitternden Lippen, weit geöffneten Auges saß der Aermste an der Erde und ich meinte wirklich, er werde vor Angst sterben. Mit Mühe trieb ich einige Freiwillige auf, welche rings um unsern versteckten Lagerplatz eine Postenkette bilden mußten, damit man uns nicht überfalle und wehrlos schlachte.

Während des anderthalb Stunden dauernden Gefechtes sind einige dreißig unserer Leute gefallen, doch wurden in Dossenbach selbst, wie mir Augenzeugen erzählten, nur neun begraben; man fand die übrigen wohl später. Mehrere der Fliehenden ertranken im Rhein, als sie schwimmend die Schweiz erreichen wollten; Einen erhängten die Würtemberger im Walde. Diese waren durch ihren ziemlich bedeutenden Verlust erbittert und benahmen sich mit einer Grausamkeit, die mir bei den sonst gutmüthigen Schwaben sehr auffallend war. Der eine Wagen mit den Verwundeten fiel in ihre Hände. Sie ermordeten nicht nur diese, sondern auch den armen Bauer, welcher sie fuhr und stachen sogar die Pferde todt!

Der Wagen, auf dem Herweghs sich befanden, war durch meine Veranstaltung glücklicherweise voraus und so gewannen sie einen Vorsprung vor den Würtembergern, die ihnen wahrscheinlich das Schicksal der Verwundeten bereitet haben würden. Während des Gefechtes waren sie bei dem Wagen geblieben und hatten von dem in Kandern erhaltenen Vorrath Pulver auf den Kampfplatz geschickt. Die Zeitungen der damaligen Zeit wetteiferten in Erzählungen, die sämmtlich den Zweck hatten, Herwegh lächerlich zu machen und besonders seine Feigheit zu geißeln. Er als Nichtkämpfer und Nichtmilitär hatte nichts im Gefecht zu thun und ich habe bei keiner Gelegenheit während dieses Zuges Zeichen von

Feigheit an ihm entdeckt. Daß er während des Gefechtes unter das Spritzleder des Wagens gekrochen sei, ist eine boshafte Lüge, schon deshalb, weil der Leiterwagen, auf dem er saß, kein Spritzleder hatte.

Doch ich kehre zu unserer niedergeschlagenen, unglücklichen Schaar zurück, welche rathlos im Walde lagerte. Von den Führern war Niemand bei ihnen als Bornstedt und ich! Hätten wir noch Munition gehabt, so wäre ich trotz der Erschöpfung der Mannschaft und der Reiterpatrouillen,*) die ich unter uns auf der Chaussee reiten sah, geradeweges nach dem nahen Beugen marschirt und hätte die Ueberfahrt dort erzwungen, und wahrscheinlich würden wir noch vor Eintreffen der Truppen dort angelangt sein; allein unter den obwaltenden Umständen war den Leuten nichts mehr zuzumuthen.

Während ich lokale Sicherheitsmaßregeln traf, war Bornstedt nach Beugen gegangen und hatte hier die Gelegenheit zur Ueberfahrt erkundet. Als er zurückkehrte, sagte er zu mir, es sei Hoffnung vorhanden, die Leute hinüberzubringen, doch wolle er nochmals zu dem Schiffer zurückkehren, und mit demselben reden. Da er jedoch zu gleicher Zeit ein kleines Bündelchen mitnahm, so hatte ich ihn in Verdacht, daß er sich allein retten wolle. Ich redete also ernstlich mit ihm und mahnte ihn an die Verpflichtungen, welche wir gegen die Leute hätten, die ohne uns ganz hülf- und rathlos sein würden. Er sah das auch sogleich ein und legte sein Bündel nieder; um jedoch der Sache gewiß zu sein, erbot ich mich, ihn zu begleiten. Zu diesem Ende legte ich Alles ab, was mich verrathen konnte und nahm ein mit zwei Kugeln geladenes Doppelgewehr und den Anzeigehammer eines Forstge-

*) Die Reiter kamen, als das Gefecht vorüber war, auf den Kampfplatz; allein sie konnten uns glücklicherweise im Walde nicht verfolgen.

hülfen, so daß mich etwa begegnende Würtemberger für einen solchen halten konnten.

Als wir am Fuße der Höhe vorüber kamen, auf welcher das Dorf Karsau liegt, machten uns die Bauern abwehrende Zeichen, und als wir dieselben nicht verstehen wollten, kam einer von ihnen herab und theilte uns mit, daß wir bereits durch einen Schurken verrathen wären. Er lud uns ein in das Dorf zu kommen, wo wir willige Leute finden könnten, die uns über den Rhein bringen würden; doch rieth er dringend, daß ich mein Gewehr ablegen möchte, welches er mir gut verwahren wollte. Ich gab es ihm und er verschwand mit dem schönen, neuen Jagdgewehr, welches ich natürlich niemals wieder sah. Bornstedt und ich kletterten also auf dem kürzesten Wege in das Dorf hinauf.

Theils um Nachrichten einzuziehen, theils um uns durch Milch ein wenig zu erfrischen — denn wir sanken fast zusammen — suchten wir nach einem Wirthshaus, welches wir endlich am Ende des Dorfes am Wege liegen sahen. Um den Weg abzukürzen, folgten wir einem Fußstege, welcher eine kleine Wiese durchschnitt. Die Aengstlichkeit der in den Thüren stehenden Leute, die Alle nach uns sahen, fiel uns allerdings auf; allein wir konnten den besondern Grund derselben nicht errathen. Er wurde uns jedoch klar, als wir etwa in die Mitte der Wiese kamen. Dreihundert Schritt vor uns erblickten wir eine Schwadron würtembergischer Lanzenreiter! Eine plötzliche Umkehr würde wahrscheinlich sogleich die Aufmerksamkeit auf uns gelenkt haben; wir setzten daher unsern Weg fort und traten in das Wirthshaus.

Hier schienen wir sehr unwillkommene Gäste zu sein; vielleicht rang jedoch der alte Wirth auch nur aus Theilnahme die Hände. Nur mit Widerstreben reichte man uns die verlangte Milch; doch kaum hatten wir uns niedergesetzt,

so trat eine Magd sehr eilig in's Zimmer und sagte, daß eine Abtheilung Reiter auf das Haus zu geritten komme. Wir hatten nicht die geringste Lust, die Bekanntschaft dieser Soldaten zu machen und eilten zur Hofthür hinaus. Bornstedt hielt sich hier im Gespräch mit einer Frau auf; ich rief ihm zu, zu eilen; da er aber noch zögerte und ich in der That die Reiter herankommen sah, so sprang ich sogleich über eine Hecke, glitt mehrere Abhänge hinunter und benutzte das Terrain so gut, daß mich die Verfolger bald aus dem Gesicht verlieren mußten.

Mein Plan war nun, so bald als möglich den Wald zu erreichen; der Weg dorthin führte aber über ebenes Feld und man konnte einen Menschen auf demselben auf tausend Schritte weit sehen. Um mich daher so lange als möglich zu decken, folgte ich einem Graben und bog endlich in eine ziemlich tief eingeschnittene, öde Schlucht, die aber leider gar nicht mit Gesträuch bewachsen, daher von oben herab fast mit einem Blick zu übersehen war.

Ich ging bis zum Rande vorsichtig vor, um das zwischen der Schlucht und dem Walde liegende Feld zu übersehen, zog aber sehr eilig den Kopf zurück, als ich in höchst unangenehmer Nähe einen würtembergischen Posten bemerkte, der sehr aufmerksam um sich schaute; an ein Erreichen des Waldes war also vorläufig nicht zu denken.

Da ich mich in Geduld fassen mußte, so beschloß ich, in dieser Schlucht zu warten, legte mich in einer Vertiefung im Sande nieder, schob einen Stein unter meinen Kopf und entschlief, mich meinem Schutzengel empfehlend. Die erste Patrouille, welche am gegenüberliegenden Rande der Schlucht entlang ging, mußte mich sehen, und Gefangenschaft oder Tod war mein Loos.

So mochte ich etwa zwei Stunden geschlafen haben, als ich erwachte. Vorsichtig schlich ich abermals an den Rand der Schlucht, aber der Posten war noch an demselben Fleck. Ich zog mich zurück an das Sumpfwasser im Grunde und wusch meine unerträglich schmerzenden Füße; die Strümpfe waren starr von Blut und ich mußte sie wegwerfen. In meiner Beschäftigung wurde ich durch drei Leute gestört, welche von der Landstraße her vorsichtig die Schlucht herauf kamen, und die ich mit Freuden als zu der Legion gehörig erkannte.

Die armen Leute waren ebenso erfreut, mich anzutreffen, und mit wahrem Heißhunger verschlang ich einige Aepfel, welche sie brüderlich mit mir theilten. Sie sagten mir, daß sie einen Schmied aus Karsau angetroffen, welcher versprochen habe, sie bei einbrechender Dunkelheit abzuholen und in Sicherheit zu bringen; zugleich hätte er ihnen diese Schlucht als Zufluchtsort angewiesen.

Einer dieser Leute war ein Maler, der zweite ein Tischlergeselle und der dritte der Sohn eines damals in Paris lebenden Schriftstellers Spazier, ein artiger, anständiger Junge.

Noch ehe es dunkel wurde erschien der brave Schmied mit einem andern Manne am Rande der Schlucht und rollte uns in dieselbe ein Brot und einen kleinen Krug des in jener Gegend bereiteten Kirschwassers hinunter. Wir zitterten vor Frost und nichts konnte uns willkommener sein. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht mit solchem Vergnügen Branntwein getrunken, als damals.

Da ich im Fall der Gefangenschaft mehr zu fürchten hatte, als wenn ich ein bloßer Legionär gewesen wäre, so kamen wir Vier dahin überein, daß ich der Porzellanmaler Müller aus Düsseldorf sein und von allen Du genannt werden sollte.

Mit großer Vorsicht schaffte uns am Abend der Schmied in sein Haus, was nicht ganz leicht, da würtembergische Infanterie im Dorfe einquartirt war; glücklicherweise war die Schmiede bis dahin noch frei von Soldaten.

Mit welcher Gier fielen wir über die Suppe von Brod und Kartoffeln her, welche der ehrliche Mann uns vorsetzte und die wir der Vorsicht wegen im Dunkeln verzehrten! Während des Essens erzählte er uns, daß viele Karsauer in den Wald gegangen wären, um den armen Leuten dort Lebensmittel zu bringen; einige derselben hätten ein Versteck bei andern Dorfbewohnern gefunden.

Bis dahin hatten meine Kräfte ausgereicht; jetzt fiel ich plötzlich um, und als ich am andern Morgen erwachte, war ich höchlich erstaunt darüber, nicht weit vor meinem Gesichte einen Kuhschwanz hin und her wedeln zu sehen. Ich hatte die Nacht in einer Ecke des Kuhstalls geschlafen, und da ich mich durchaus nicht darauf besinnen konnte, wie ich dorthin gekommen sei, so fragte ich meine Leidensgefährten. „Ja, sagte der Schreiner, Du warst tüchtig besoffen und hast allerlei Zeug vom Gefecht und von Reitern geschwatzt und wolltest durchaus in den Wald zu unseren Kameraden". — Sehr möglich, daß der ungewohnte Genuß des starken Kirschwassers, welches ich bei fast leerem Magen getrunken, mich überwältigt hatte.

Am Tage versteckten wir uns im Hause so gut es ging, und hatten unser Hauptquartier auf einem Boden aufgeschlagen. Es war äußerst schwierig, den Tischler von der Nothwendigkeit dieses Verbergens zu überzeugen; am Morgen ging er ganz gemüthlich mit seiner Pfeife auf die Straße, auf welcher er wegen eines weißen Rockes ganz besonders auffiel. Auf unsere Vorwürfe antwortete er: „Ich weiß

gar nicht, was Ihr wollt; der Rock ist sehr gut, ich habe ihn erst in Paris gekauft".

Die Straße führte dicht an unserm Hause vorbei und man konnte von dem Boden jedes Wort hören, das von Vorübergehenden gesprochen wurde. Sehr begreiflicher Weise interessirten uns die Gespräche der Soldaten am meisten und wir waren daher sehr erfreut, als eine Gruppe derselben grad unter uns stehen blieb. Spazier, der das feinste Gehör hatte, dollmetschte ihre Reden; sie sprachen von den Ereignissen des vergangenen Tages und wir erfuhren nebenbei, daß die Soldaten unser Geld, dabei eine Rolle mit Gold erbeutet hatten; daß wir in unserer Mitte einen Verräther gehabt, der schon von Straßburg aus alle unsere Pläne, sogar was im Comité vorging, verrathen hatte. — Unser Rheinübergang war eine Stunde vorher verrathen worden; wahrscheinlich so spät, weil die Sache bis kurz vor der Ausführung nicht einmal dem Comité bekannt wurde. Das Militair hatte uns auf unserm ganzen Marsche begleitet und im Münsterthal hatte man uns wegen der Stärke unserer Stellung nicht anzugreifen gewagt. Im Walde zwischen Schopfheim und Zell standen kurz nach unserer Ankunft in letzterer Stadt Truppen, und auf unserm nächtlichen Marsch waren uns die Würtemberger auf den beschwerlichsten Wegen fast beständig zur Seite.

Sonnabend früh sagte uns der Schmied mit sehr besorgter Miene, daß er drei Mann Einquartirung bekommen werde, und rieth uns, ganz besonders vorsichtig zu sein. Ich war jedoch dieses Versteckspiels müde und hielt es auch für gefährlicher, länger verborgen zu bleiben, als den Versuch, vermittelst irgend einer zweckmäßigen Verkleidung die Schweiz zu erreichen. Als der Meister in den Wald ge-

gangen war, um sich nach dem Schicksal der dort zurückgebliebenen Freischärler zu erkundigen, die bisher von den Landleuten heimlich mit Speise und Trank versorgt worden waren, veranlaßte ich den Gesellen, mir für meine Kleidungsstücke, die ich ihm schenkte, einen alten Arbeitsanzug zu leihen. Ich legte eine alte Jacke an, zerrissene leinene Beinkleider und ein Schurzfell, schnitt den Bart mit einer Scheere ab, so daß er aussah, wie es sich für einen Gesellen am Sonnabend gehört, zerriß mein Hemd und beschmutzte es, wie auch die nackten Arme und das Gesicht mit Ruß. Von nun an hieß ich „Fritz der Nassauer“ und begab mich an die Arbeit in die Schmiede, wo ich tapfer den Blasebalg zog und dem Gesellen eine Wagendeichsel beschlagen half. Würtembergische Soldaten kamen in die Schmiede; der eine hatte seinen Ladestock zerbrochen und ich gab kunstgemäß an, wie er reparirt werden könne.

Als der Meister nach Hause kam, erstaunte er nicht wenig über seinen neuen Gesellen, dessen Namen ihm gleich von der Frau mitgetheilt wurde. Als ich mit Meister, Meisterin und Gesell bei Tische saß und mit ihnen aus derselben Schüssel zu Mittag speiste, kamen die drei Mann Einquartirung und uns Allen war es nichts weniger als behaglich.

Einer der drei Leute war ein Kaufmannssohn aus Stuttgart und ein pfiffiger Bursche. Er schien sich sehr für mich zu interessiren und folgte mir zu des Meisters Unbehagen in die Schmiede. Um mich aus derselben zu entfernen, gab er mir den Auftrag, für die Meisterin Holz für die Küche klein zu machen. Ich schlug auf die Klötze, daß die Spähne davon flogen und hatte bald Blasen in den Händen. Der Soldat folgte und sah mir zu. Aus seinem Gespräch sah

ich, daß er ein braver Junge war. Er erzählte mir, daß er keine Freude an dem Kampf gegen die Freischärler und sich deshalb zu der Bagage habe kommandiren lassen; allein ich ließ mich zu keinem unklugen Vertrauen hinreißen, als er mich fragte: „Ob ich nicht auch in Frankreich gearbeitet habe?“

Die Sache fing mir an unheimlich zu werden und ich fragte den Meister, ob er nichts am Rhein zu thun habe? — Dieser war auch in großer Sorge; denn der pfiffige Soldat hatte ihn auf die Seite genommen und gesagt, daß es mit seinem Gesellen nicht richtig sei; habe er Freischärler versteckt, dann möge er sie nur heimlich fortschaffen, er wolle mit seinen Kameraden nach der anderen Seite des Dorfes spazieren gehn. Das that er auch bald darauf. Ich nahm Hammer und Zange und anderes Schmiedegeräth und folgte meinem Meister im Arbeitsanzuge und Schurzfell, indem ich den schwerfälligen Gang eines Schmiedegesellen bestens nachahmte. Wir gingen in ein Dörfchen, welches oberhalb Beugen in der Nähe des Rheins liegt. — Hier setzten wir uns in ein Wirthshaus, wo wir würtembergische Unteroffiziere und Soldaten, aber auch den Schiffer fanden, der mich über den Rhein setzen wollte. Ich trank voll Ehrfurcht ein Glas Bier mit dem Meister und hörte dem Gespräch der Soldaten zu; allein ich war doch herzlich froh, als wir glücklich aus der Wirthsstube hinaus und bei dem letzten Posten vorbei waren.

Endlich kamen wir an die Fähre. Der Schiffer verlor jedoch den Muth, und wollte, ich solle bis zum Abend warten, da die Soldaten schießen würden, wenn sie irgend Unrath merkten. Der brave Schmied, dem ich mich nun zu erkennen gab, wußte ihn jedoch zu bereden; er versprach jede

Verantwortlichkeit und jede Strafe allein zu tragen, und wir kamen dahin überein, daß der Schiffer einen ganz kleinen Nachen nehmen sollte, auf dessen Boden der Schmied und ich uns legen wollten, so daß es aussah, als fahre der Schiffer allein. Diese List glückte vollkommen und wir langten ungefährdet am andern, freien Ufer des Rheins an. Es war ein eigenes Gefühl, welches ich empfand, als ich an's Land stieg; der Gedanke, von rohen Soldaten mißhandelt, dann der Freiheit beraubt und wie ein Dieb aus einem Gefängniß in das andere geschleppt zu werden, hielt meinen Geist förmlich eingeschnürt; jetzt, am andern Ufer, gerettet, war es, als würde plötzlich jede Fessel von mir genommen; ich fühlte mich so frei, so leicht, ich hätte über die Berge fliegen mögen. Und gestehe ich es nur, selbst die Prophezeihung meiner Wirthin in Paris war mir ins Gedächtniß gekommen und hatte meine Unbehaglichkeit vermehrt; jetzt war auch der letzte Theil derselben erfüllt und in besserer Weise als es in dem Hause des Schmieds den Anschein hatte; ich war sicher in großer Gefahr gewesen, gefangen zu werden und hatte weiter nichts zu fürchten; — Prophezeihungen, Orakel und Träume haben jedoch ihre eigene Sprache, deren Eigenthümlichkeit von jeher Zweideutigkeit war; die schwere Gefangenschaft, welche der ahnende Geist meiner Pariser Sybille in den Karten gesehen, drohte noch in den Wolken zukünftiger Gewitter.

Wir hatten noch einige Zeit bis Rheinfelden zu gehen, wo ich eine Anzahl unserer Mannschaft finden würde, wie mir mein Retter sagte. Eine alte am Wege sitzende Frau, die wir um einen näheren Weg befragten, betrachtete uns mit großem Mißtrauen, da wir von einer ungewöhnlichen Richtung herkamen und erklärte uns endlich

beide für verkleidete Zollbeamte, die armen Schmugglern nachspionirten, aber leicht eine gehörige Tracht Prügel bekommen könnten, die sie ihnen von ganzem Herzen gönnen würde.

Als wir nach Rheinfelden kamen, begegneten uns eine Menge Leute von der Legion, von denen mich kein einziger erkannte; als sie aber meine Stimme hörten, war der Jubel groß! Von allen Seiten stürzten die Freischärler herbei und geleiteten mich nach dem Gasthof zum Schiff, wo Herweghs logirten. Beide erkannten mich zuerst nicht in meiner Verkleidung und ohne Bart, und mir ging es mit Herwegh fast ebenso, der gleichfalls seinen Bart auf dem Altar der Angst geopfert hatte. Wir umarmten uns mit nassen Augen; denn Alle hatten mich für todt gehalten. Unsere alte Marketenderin, die ihren Mann und Sohn bei der Kolonne hatte, wollte mich von drei Kugeln durchbohrt auf dem Schlachtfelde als Leiche gesehen haben. Sie untersuchte nämlich genau die Gefallenen, um, was sie etwa bei sich trugen, den Würtembergern zu entreißen. Als sie denselben bei dieser Beschäftigung ihre Hinterfront zukehrte, erhielt sie einen Schuß in den „Spiegel", der ihr noch an demselben Abend unter großen Ceremonien herausgeschnitten wurde, als sie in einer Gesellschaft von Demokraten erschien, unter denen ein Arzt war. Die Operation griff sie so wenig an, daß sie nach derselben mit großem Vergnügen den ihr vorgesetzten Champagner trank, während sie die Abenteuer unserer Legion erzählte. Ich hatte die Frau niemals gesehn, die wahrscheinlich sich stets bei den Nachzüglern aufhielt; allein sie wollte mich ganz besonders ins Herz geschlossen haben; denn als man Zweifel an ihrer Aussage äußerte, da mich einige Leute noch am Ende des Gefechts gesehen hatten, so rief sie ganz

entrüstet: „Ich werde doch meinen Corvin kennen, er hatte immer die feinsten schwarzen Hosen an!“ Da sie in diesen Hosen aber auch zweihundert Franken entdeckt haben wollte, so zweifelte Frau Herwegh an der Richtigkeit der Aussage und erwiderte: „Nein, das ist der beste Beweis, daß es nicht Corvin war, denn dieser hatte seinen letzten Sou weggegeben“, indessen war die Sache doch zweifelhaft, da ich ja auch Geld verheimlicht haben konnte, wie andere unter den Führern.

Herwegh und seine Frau waren auch mit Mühe und Noth entkommen. Als das Gefecht eine üble Wendung nahm, suchten sie sich zu retten, trauten sich aber nicht nach Rheinfelden zu gehen, wohin sie mehrere Leute führen wollten. Da die Reiter ihnen auf den Fersen waren, so mußten sie sich in einem Bauernhause verbergen; die Sache war sehr mißlich, denn es war auf Herwegh ein Preis von 4000 Gulden gesetzt, und die Reiter brannten vor Begierde, diese zu verdienen. Mit Toben durchsuchten sie das Haus und waren wüthend, daß sie Herwegh und „sein verfluchtes Weib“ nicht fanden, welche in ihrem guten Versteck eine sehr unangenehme Viertelstunde zubrachten.

Als die erste Gefahr vorüber war, verkleideten sich Herr und Frau Herwegh als Bauer und Bäuerin. Er schnitt seinen Bart ab, was ihn in der That völlig unkenntlich machte, und so gingen Beide auf's Feld an die Arbeit. Frau Herwegh jätete mit großem Eifer Unkraut aus. Endlich gelang es ihnen, in ihrer Verkleidung mit anderen Marktleuten über die Rheinfelder Brücke zu kommen.

General von B......h war so artig, Frau Herwegh ihren Koffer gegen ein „Lösegeld“ anbieten zu lassen. Bis dahin hatte ich nie gewußt, daß Soldaten auch Damen als

Feinde betrachten und behandeln. Nach langen Unterhandlungen, als sei von der Auslieferung eines Anführers die Rede, erhielt sie den Koffer gegen Zahlung der mäßigen Summe von sechszig Franken; allein als sie ihn öffnete, fand sie, daß die feinsten Pariser Hemden gegen zerrissene Unteroffiziers- oder Lieutenantshemden und außerdem allerlei Lumpen für ihre guten Sachen vertauscht waren.

Die Abenteuer der geretteten Flüchtlinge waren zum Theil sehr merkwürdig und manche komisch. Herr von Langsdorff, der in Freiburg befehligt hatte, schnitt seinen Bart ab und entkam, verkleidet als seine Tante. Die Gens-d'armen, die er auf dem Wege nach Straßburg antraf, waren außerordentlich artig und der Wachtmeister half ihm sehr zuvorkommend in den Omnibus, der ihn von Kehl nach Straßburg bringen sollte. Selbst die Mitfahrenden hielten ihn für eine Dame und entsetzten sich nicht wenig, als er auf der Mitte der Brücke, erfreut, entkommen zu sein, mit männlichem Ton ein Hurrah rief. Anderen ging es übler. Zwei unserer Leute ertranken im Rhein, als sie sich durch Schwimmen retten wollten; ein Dritter hatte bereits das Schweizer Ufer erreicht und glaubte sich in Sicherheit, als ein Würtemberger hinüberschoß und ihn in das Bein traf.

Bornstedt, von dem ich in Karsau getrennt wurde, war Anfangs glücklicher als ich. Dadurch, daß ich die Aufmerksamkeit der Verfolger von ihm ablenkte, gelang es ihm, zu entkommen und den Wald zu erreichen, wo die Zurückgelassenen in großer Besorgniß warteten. Man erzählte mir, er habe zwei Transporte vermittelst der Fähre über den Rhein befördert, bei dem dritten Versuche aber das Unglück gehabt, dem Feinde in die Hände zu fallen.

Halb verhungert und völlig erschöpft irrten die unglücklichen Menschen im Walde umher und gewiß würden viele vor Elend umgekommen sein, wenn die braven Landleute sie nicht aufgesucht und ihnen Lebensmittel gebracht hätten. Eine große Anzahl der Flüchtigen wurde von ihnen versteckt und dann über den Rhein geschafft, auch meine drei Versteckgenossen kamen bald nach. Jedoch nicht alle Landleute handelten so menschlich und uneigennützig; es gab schlechte Menschen, welche sich von dem Preis verlocken ließen, der für die Auslieferung von Flüchtlingen versprochen wurde; für einen gewöhnlichen Freischärler wurden zwei Kronenthaler und für Offiziere hundert Gulden und mehr gezahlt, je nach ihrer Wichtigkeit. Der Wildhüter Albitz — solche verdienstliche Handlungen müssen der Nachwelt aufbewahrt werden — verrieth den Würtembergern zwei und sechszig Mann. — Der mehr erwähnte junge Pariser, Alfred de Horter, irrte zwei Tage und Nächte obdachlos und ohne Nahrung umher; er war sehr schlimm daran, da er kein Wort deutsch verstand; er durfte in seinem Aufzuge gar nicht zu fragen wagen, da man ihn sogleich als einen der Franzosen unserer Legion erkannt haben würde. Es gelang ihm jedoch über den Rhein und nach Rheinfelden zu entkommen.

Die Rohheit, welche die würtembergischen Soldaten bei der Verfolgung bewiesen, grenzt an's Unglaubliche; allein dieser Vorwurf trifft nicht allein sie; Hessen, Badenser und Nassauer machten es in jener Zeit ebenso und ein Jahr später sollten wir davon noch ganz andere Proben erleben. Nirgends in Deutschland haben die Republikaner Repressalien gebraucht, obwohl ich sehr gut weiß, daß demokratische Grausamkeiten erfunden wurden, um die Soldaten zu erbittern. Die wenigen Gefangenen, welche den Freischärlern in die Hände fielen, wurden milde und freundlich behandelt und

meistens wieder entlassen. Wie die Sachen in dieser Beziehung sich im folgenden Jahre gestalteten, werden wir seiner Zeit sehen. —

Meine Frau war, wie man sich erinnern wird, am Tage unseres Abmarsches in Straßburg angekommen; das tausendzüngige Gerücht verbreitete jede Stunde eine andere Nachricht von unseren Schicksalen und um Gewißheit zu erhalten, beschloß sie, sich auf den Weg zu machen und selbst Erkundigungen einzuziehen. Ehe sie abreiste, kamen noch die ersten Ausreißer, welche die Niederlage von Dossenbach berichteten und Mancher unter ihnen sagte:

Young Harry's spur is cold!

Halb zu Tode geängstigt kam meine arme Frau zu Frau von Struve, um bei ihr Trost oder gewisse Nachrichten zu holen. Die kleine, schöne, schwarzäugige Frau stand vor dem Spiegel und machte sich die Locken. Sie ließ sich darin nicht stören und sagte ganz gemüthlich: „Ja, Ihr Mann ist todt". — Diese Nachricht war in Straßburg und in Paris allgemein verbreitet. Hier und da tauchten jedoch Zweifel auf; keine zuverlässige Person hatte meine Leiche gesehen und unter den Gefangenen war ich auch nicht genannt. Meine Frau beschloß daher Hecker aufzusuchen, der in Muttenz in Basellandschaft war, in der Hoffnung, daß dieser sichere Nachricht von meinem Schicksal haben würde.

Sehr früh am Morgen kam sie in Muttenz an, wo Hecker im Gasthof zum goldenen Schlüssel sein Quartier aufgeschlagen hatte. Er wurde aus dem Bette geholt und zeigte sich sehr theilnehmend, wußte aber auch nichts über mein Schicksal; doch rieth er, nach Rheinfelden zu fahren, von wo meine Frau leicht nach Baden gehen könne, wo gewiß selbst die Feinde ihre Nachforschungen unterstützen würden. Friedrich Doll erbot sich, sie zu begleiten und beide

fuhren nach Rheinfelden ab. Unterwegs begegneten ihnen viele Freischärler; allein keiner

der da Antwort gab
Von Allen, die da kamen.

Endlich in Rheinfelden wurde meine arme Frau, die mich seit fünf Monaten nicht gesehen hatte, von ihrer Angst erlöst; als sie in den Gasthof zum Schiff kam und mich lebend und gesund vor sich sah, fiel sie ohnmächtig in meine Arme.

Fünftes Capitel.

Rheinfelden. — Zu nahe der Grenze. — Fahrt nach Muttenz. — Friedrich Hecker. — Theodor Mögling. — Schöningcr. — Philipp Reuter. — Rückkehr nach Rheinfelden. — Abschied. — Stadt Basel muß man meiden. — Louisville. — Ein Besenstielheld. — Straßburg. — Die Schusterhelden. — Der Centralausschuß. — Gustav von Struve. — Carl Heinzen. — Ausweisung des Centralausschusses. — Erklärung Heckers. — Wahl eines Unterstützungscomités. — Der Präsident desselben. — Schisma. — Der Rebstock. — Demokratenportraits. — Oberst Wurstenberger. — Die Gräfin Paninska. — Polizeiroman. — Herr Dr. Krätzer. — Zeiler von Ladenburg. — Hiob Daniel Backfisch. — Falstaff. — Ausweisung. — Le chef de bande Corvin. — Alfred Meister. — Böning. — Jansen. — Aussöhnung. — Definitive Abreise. — Aufenthalt in Weißenburg. — Der Frankfurter Putsch. — Esselen. — Der Struvesche Aufstand. — Abreise nach Berlin. —

Im Gasthofe zu Rheinfelden fand ich eine meiner Ordonnanzen, die meinen Paletot und eine türkische Pfeife gerettet hatte; letztere war ein Geschenk eines in Paris lebenden Neffen Dembinski's und mir werth. Das war, was mir von Allem übrig blieb, das ich nach Baden mit hinübergenommen hatte; meine Geldtasche, in welcher sich kein Geld, aber allerlei Papiere, mein Siegel und andere Kleinigkeiten befanden, hatte meine andere Ordonnanz vorsichtiger Weise im Walde vergraben.

Ich schrieb sogleich an Herrn Flocon nach Paris, um ihm einen zuverlässigen Bericht über unser Schicksal zu geben, welches die Franzosen lebhaft zu interessiren schien, trotz der geringen Hülfe, welche sie uns leisteten. Dr. Eissen,

der nachher Präfect des Departements Niederrhein war, sagte mir, daß er unserer Kolonne gefolgt und während des Gefechtes bei Dossenbach ganz in der Nähe, fast Augenzeuge desselben gewesen sei.

Der Gasthof zum Schiff in Rheinfelden liegt nahe der Rheinbrücke und diese Nähe gab den Feinden auf dem badischen Ufer den Gedanken, die in diesem Gasthofe versammelten Anführer — Herwegh und mich — vielleicht aufzuheben und das versprochene Fanggeld zu verdienen. Man traute sich jedoch nicht, Gewaltsamkeiten im Gebiete der Schweiz vorzunehmen und suchte deshalb den Gastwirth durch ein Versprechen von 2000 Gulden zu bewegen, uns zu verrathen. Er gab sich jedoch dazu nicht her, sondern zeigte es uns an, wodurch wir sämmtlich ziemlich beunruhigt wurden.

An einem der folgenden Tage besuchten wir Hecker in Muttenz. Hecker war ein großer, hübscher Mann mit edelm Gesicht; doch sah er nicht mehr den Bildern ähnlich, welche man als sein Portrait auf Pfeiffenköpfe malte. Allerdings trug er oft eine Blouse; aber sein Haar war kurz geschoren und sein Bart hatte keine auffallende Länge. Hecker war blond und hatte helle, kühnblickende blaue Augen; war er in Gesellschaft seiner Freunde und heiter, dann trug sein Gesicht einen sehr angenehmen Ausdruck und flößte Liebe und Vertrauen ein; meist aber sah man in jener Zeit einen höhnenden, fast diabolischen Zug um seinen Mund, besonders wenn er sich über die Schlaffheit des deutschen Volkes und über die Professoren im Frankfurter Parlament ärgerte. — Was ihn stets zornig machte, waren die Besucher aus der Schweiz und auch aus Deutschland, die Sonntag nach Muttenz kamen, nur um ihn zu sehen. Er nannte diesen Tag den Menagerietag und „erklärte“ sich selbst und seine ihn umgebenden Freunde mit vielem Humor. Den Bauern,

die aus Baden oder Würtemberg hinüber kamen, hielt er oft sehr derbe Reden und sandte sie zu allen Teufeln. „Solch eine deutsche Bauernbestie“, pflegte er zu sagen, „rührt sich nicht eher, als bis ihr ein Stück aus dem Hintern geschnitten wird“. — Fast noch mehr als gegen diese faulen Gleichgültigen eiferte er gegen die unpraktischen Enthusiasten, die ihn mit ihrem hirnverrückten Freiheitsjargon und ihrer überschwenglichen Bewunderung manchmal ganz toll machten.

Er war im Schlüssel von einem förmlichen demokratischen Generalstab umgeben, der sich nicht allein bemühte, ihn zu unterhalten, sondern der ihm auch als Leibwache nöthig war, da es nicht an fanatischen Anhängern der Monarchie fehlte, die ihm nach dem Leben oder wenigstens ihn nächtlicherweise aufzuheben trachteten. Der Eigenthümer des Gasthauses war Regierungsrath von Basellandschaft und veranlaßte Maßregeln zum Schutz des geehrten Gastes, die das Gelingen eines Entführungsplans sehr erschwert haben würden. Außerdem war eine durch Baden verzweigte demokratische Polizei eingerichtet, welche Hecker mit äußerster Schnelligkeit von Allem unterrichtete, was ihn in irgend einer Weise interessiren konnte.

Eines Tages erschien ein Wagen mit einem Herrn in Muttenz vor dem Schlüssel, der ein Bewunderer Heckers zu sein vorgab und der nicht wenig in Verlegenheit und Angst gerieth, als ihn Hecker als Hauptmann von Abel anredete, und ihm auf's Haar sagte, welche Absichten ihn nach Muttenz führten. Der Hauptmann war froh, als er ungefährdet die Grenze gewonnen hatte und zur Warung für alle späteren Spione zeichnete Dr. Meßmer, der Sohn des Wirthes, den Hauptmann in Lebensgröße und sehr ähnlich auf die Thüre des Abtritts.

Hecker hatte die Gewohnheit, rohe Waldstöcke zierlich zu schnitzen und sie mit grotesken Knöpfen zu versehen; diese Stöcke nannte er „civilisirte Wellenprügel"; einen mit einem Kamelskopfe taufte er Gervinus.

Unter seinen Umgebungen waren ihm besonders lieb Theodor Mögling, Schöninger und Friedrich Doll. Mögling war würtembergischer Oekonomie-Rath und Mitglied der Kammer gewesen und erfreute sich eines sehr guten Rufes und großen Einflusses in Würtemberg. Er war fast sechs Fuß groß und ziemlich stark, aber nichts weniger als unbeholfen. Sein mehr rundes als längliches Gesicht trug den Stempel der Bravheit und Herzensgüte und aus seinen nicht eben großen Augen leuchtete Verstand. Sein schlichtes Haar war dunkelbraun; einen Bart trug er damals nicht. Seine pflegmatische Ruhe stach wunderlich gegen die aufgeregte Lebendigkeit anderer Demokraten und selbst gegen den zornigen Eifer Heckers ab, der auf Mögling mit Recht außerordentlich viel hielt und großen Werth auf seine Meinung legte. Im Gefecht bei Kandern hatte Mögling große Kaltblütigkeit und Muth gezeigt und als er dort eine zufällig auf den Kampfplatz gerathene arme Frau mit seinem Körper gegen die feindlichen Kugeln zu schützen suchte, erwarb ihm diese freundliche Handlung von seinen Freunden den Scherznamen: „Die lebendige Barrikade".

Schöninger, der Adjutant Heckers, war ein blonder, sehr angenehmer, ruhiger junger Mann. Von Friedrich Doll habe ich schon früher geredet; er war ein großer Schwätzer und überall wollte er dabei gewesen sein. Ich hielt nicht besonders viel von ihm. Ueber sein Leben und die Art wie er in Paris seinen Unterhalt erwarb, zirkulirten seltsame Gerüchte, die ihn wenig ehrten und gegen welche er sich nur schwach vertheidigen konnte. Friedrich Doll ging

später mit Hecker nach Amerika. Einst fand man ihn nicht weit von der Wohnung todt, das Jagdgewehr zur Seite. Ob er durch eigenen Willen oder durch Unvorsichtigkeit endete, weiß man nicht.

Außerdem war noch Philipp Reuter in Muttenz, der an dem Zuge in der Sigelschen Kolonne Theil genommen hatte, deren Kassier er gewesen war. Er spielte trefflich die Guitarre und sang hübsch, obwohl er im Sprechen stotterte. Seine Lieder erheiterten den kleinen Kreis und trieben oft die Wolken von Heckers Stirn, der sich selbst, wenn er recht munter wurde, zu einem Liede „von der rothen Kuh“ verleiten ließ, welches ich jedoch nicht zu hören bekam.

Der Weg von Muttenz nach Rheinfelden führt dicht an dem Ufer des Rheins entlang, und als wir ihn in der Dämmerung fuhren, kam uns plötzlich der Gedanke, daß es eine Kleinigkeit sein würde, uns zu überfallen und gefangen zu nehmen. Ein Kahn voll würtembergischer Soldaten, deren Bajonette man wenige hundert Schritte entfernt blinken sah, konnte über den Rhein gesetzt sein und einen Hinterhalt in dem Ufergebüsch gelegt haben, wenn Spione unsern Ausflug verrathen hätten. — Ich untersuchte daher diese Büsche, die Pistole in der Hand, und als wir fortfuhren, geschah es nicht anders als mit bereit gehaltenen Waffen.

Herwegh fühlte sich gar nicht behaglich und wir beschlossen sämmtlich, nach Straßburg zu gehen; da aber in Erfahrung gebracht wurde, daß Stadt Basel die Hand zur Aufhebung Herweghs bieten wollte, obgleich dieser als Bürger von Basellandschaft Ansprüche auf den Schutz der Schweiz hatte, so wurde es für rathsam erachtet, das Gebiet der Stadt zu umgehen. Meine Frau nahm mit dem Gepäck den kürzeren Weg nach Louisville, wo wir spät am Abend mit ihr zusammentrafen.

Dieses französische Städtchen liegt Basel sehr nahe; aber in Bezug auf seine politischen Gesinnungen war es von ihm sehr weit entfernt und günstig gegen die Freischaaren gesinnt. Ein Vorfall in einem Wirthshause trug noch dazu bei, diese Gesinnung zu beleben. Vier würtembergische Offiziere, die herübergekommen waren, geriethen in Streit mit dem Bruder des Wirths, einem sehr kräftigen Manne, der alle vier mit einem Besenstiele zum Hause hinausprügelte, was ihm großen Beifall von seinen Mitbürgern einbrachte.

Wir nahmen wieder unsere Wohnung im Gasthof zum Rebstock, der als Hauptquartier der Demokraten eine gewisse Berühmtheit erlangte und der Mittelpunkt aller Intriguen wurde, welche die dort zusammentreffenden Spione verschiedener deutscher Vaterländer anknüpften. — Herwegh und ich hatten jedoch nicht die Absicht, dort zu bleiben; wir wollten unsere Frauen einstweilen in Straßburg lassen, nach Paris zurückkehren und hier versuchen, was in Bezug auf unsere Pläne zu bewirken sei. Herwegh besann sich jedoch anders; er beschloß mit seiner Frau allein nach Paris zu gehen, „da er ohne dieselbe kein Glück habe". Der Hauptgrund war wohl der, daß ich für den Augenblick keine Geldmittel hatte und er genöthigt gewesen wäre, mir durchzuhelfen. Er versprach mir täglich zu schreiben, um mich von allem Vorfallenden zu unterrichten, hielt jedoch nicht Wort; ich empfing nur einen Brief von seiner Frau.

Als ich in Straßburg ankam, fand ich dort Sigel. Er war ein bartloser, junger Mann mit ziemlich unbedeutendem Gesicht, dem man auf den ersten Anblick nicht viel zutraute. Ich lernte ihn damals nicht näher kennen, da er nach der Schweiz abreiste, doch machte er mir einige Mittheilungen über das Gefecht bei Freiburg und Güntersthal, wovon ich früher geredet habe.

In Straßburg hatten unterdessen Gustav von Struve und Karl Heinzen ihr Wesen getrieben. Das Geschäft des ersteren bei dem Heckerschen Aufstande war gewesen, Alles in Verwirrung zu bringen und das war ihm auch ganz vortrefflich gelungen, denn es gab wohl kaum einen Menschen, der mehr Talent zum Confusionsrath hatte, als Struve. Sein Talent zum Revolutionär war jedoch eben so groß; gut wäre es aber gewesen, wenn man ihn beim Ausbrechen der Revolution eingesperrt hätte, um ihn unschädlich zu machen. Außerdem hatte er die Eigenschaft, sich bei jeder Gelegenheit fangen zu lassen und das Glück, bald wieder befreit zu werden. — Man hatte ihn als Gefangenen, ich glaube nach Seckingen, gebracht, wo er in einem Gefängniß verwahrt wurde. Theodor Mögling wollte den Versuch machen, ihn zu befreien, und da er dies mit Gewalt nicht konnte, so wandte er List an. Er rückte mit einer sehr kleinen Abtheilung in die Nähe von Seckingen und wählte einen sehr pfiffigen Menschen, den er als Abgesandten in die Stadt schickte, nachdem er ihn gehörig instruirt und ihm ein Schreiben an den Bürgermeister mitgegeben hatte, in welchem er in drohender Weise die Freilassung Struves begehrte. Der Bürgermeister gerieth in große Angst, besonders da der Bote ihm glauben zu machen verstand, daß Mögling mit mehreren Tausend Mann und Geschütz in der Nähe stehe, was durch stets bereitwillige Augenzeugen bestätigt wurde. Der Bürgermeister ging bestürzt zu dem Rittmeister, welcher die in der Stadt liegende Schwadron befehligte und fragte ihn, ob derselbe sich getraue, den Ort gegen eine solche mit Geschütz versehene Macht zu vertheidigen, was dieser verneinte. Struve ward daher in Freiheit gesetzt! So erhielt ich diese Geschichte überliefert, deren Wahrheit ich jedoch nicht in allen

etails verbürgen kann; indessen fingen wir einen Brief in Zell auf, der eine Nase für den Rittmeister enthielt.

Es wurden in jener Zeit entsetzlich viel Lügen verbreitet, und wenn ich in meiner Erzählung auch nur das berichte, was ich für wahr halte, so kann ich doch nur für dasjenige bürgen, was ich selbst erlebte, oder von ganz zuverlässigen Augenzeugen selbst erzählen hörte.

Als wir nach den Gefechten bei Kandern und Freiburg in Baden umherzogen, konnte unsere gefährliche Lage den im Elsaß versammelten Demokraten kein Geheimniß sein; ihre Führer sprachen auch viel davon, uns zur Hülfe zu kommen; aber ihre ganze Thätigkeit beschränkte sich darauf, die bei Hüningen im Rhein liegende, Baden gehörende Schusterinsel zu besetzen, wodurch sie unsern Rückzug zu decken meinten! Die Herrn Schusterhelden, — wie sie spottweise genannt wurden — dachten aber gar nicht daran, uns durch irgend einen Boten von ihrer Anwesenheit und ihren strategischen Plänen in Kenntniß zu setzen! Sie hatten wichtigere Dinge zu thun, — nämlich sich zu zanken und — einen Central-Ausschuß zur Regierung sämmtlicher deutscher Demokraten in Frankreich zu ernennen! —

Die Wahlversammlung bestand aus einigen zwanzig Personen, die sich gegenseitig wählten und das Resultat war ein Ausschuß, an dessen Spitze Struve und Heinzen standen. Hecker und Mögling, die man mit hineinziehen wollte, verbaten sich die Ehre und es entstand zwischen ihnen eine Spannung. Zu Struve und Heinzen hielten sich alle großsprecherischen Ausreißer oder Solche, die bisher noch nicht bewiesen hatten, daß sie nicht so tapfer waren als ihre Worte. Unter ihnen nenne ich nur einen badischen Studenten Namens Blind, einen übrigens recht tüchtigen jungen Mann, der sich einigen lokalen Ruf erworben hatte; Lommel, ein

Biertrinker aus Baiern und Oberst Löwenfels, ausreißenden Angedenkens. Zu ihnen gesellten sich noch unbekannte Größen aus mancherlei Ländern und einige Badenser, die in ihren respectiven Flecken und Dörfern bei dem demokratischen Tanz die erste Violine gespielt hatten, so lange es beim Präludiren blieb. Daß weder von Herwegh noch von mir bei dieser Wahl die Rede war, versteht sich von selbst und ich fühlte mich deshalb sehr geschmeichelt.

Dieser Central-Ausschuß machte sich in Straßburg so breit und nahm gegen die dortigen Behörden einen so anmaßenden Ton an, daß seine Ausweisung nach Chalons die Folge davon war. Karl Heinzen, der amerikanischer Bürger war, wußte es jedoch möglich zu machen, in Straßburg zu bleiben. Er benahm sich hier auf eine so brutale und despotische Weise — nichts weniger als eine Seltenheit unter seiner Klasse von Demokraten — und warf Manchen, der Unterstützung von ihm begehrte, mit groben Worten die Treppe hinab, daß man allgemein gegen ihn erbittert war. Er lebte in Straßburg mit seiner Familie in einer Privatwohnung, und geberdete sich als Dictator und verlangte — darauf kam es ihm besonders an — daß die Kassirer aller verschiedenen Freischaaren ihm Rechnung ablegen und vor allen Dingen ihre Kassen überliefern sollten, wozu keiner derselben Lust hatte.

Da ein sehr großer Theil der in Straßburg anwesenden Flüchtlinge zu der Legion gehörte, und viele von ihnen während des Zuges in Baden Zutrauen und Liebe zu mir gewonnen hatten, so betrachteten mich diese natürlich als ihr Oberhaupt und Karl Heinzen gab sich viel Mühe, sich mit mir zu vereinigen; allein ich nahm seine Zuvorkommenheiten sehr kühl auf. Ich betrachtete mit Recht Hecker als das Oberhaupt der badischen Bewegung, und da ich sowohl sein Talent

als seinen persönlichen Werth, wie seinen großen Einfluß erkannte, so schloß ich mich mit Aufrichtigkeit und Freude ihm an und betrachtete seine Feinde als die meinigen.

Um die Differenzen wo möglich zu schlichten, schickte Hecker, dem ich darüber schrieb, Mögling nach Straßburg, wo eine Generalversammlung sämmtlicher Flüchtlinge berufen wurde. Heinzen fand sich mit seinen Anhängern ebenfalls ein und antwortete auf die mancherlei gegen ihn gerichteten Anklagen auf eine Weise, die eben nicht geeignet war Achtung zu erwecken. Er hatte zur Unterstützung unserer Sache einen bedeutenden Wechsel aus New York erhalten, und als man ihn darüber befragte, und verlangte, daß er dies Geld zur Unterstützung der bedürftigen Flüchtlinge anwenden solle, antwortete er: „daß er das Geld nach seinem Gefallen gebrauchen werde, daß man es ihm gesandt und er persönlich in Amerika Rechenschaft von dem Gebrauch abzulegen habe." Da dies allerdings der Fall war, so nahm ich Heinzens Partie; man müsse eingestehen, sagte ich, er sei in seinem Recht und es sei nur zu bedauern, daß die Amerikaner ihr Vertrauen so deplacirt hätten.

Es ward nun beschlossen, statt des „Central-Ausschusses", der in Chalons zu nahe dem Centrum Frankreichs saß, um irgend eine Wirksamkeit in Deutschland äußern zu können, — ein Unterstützungs-Comité zu wählen, welches aus drei Mitgliedern bestehen sollte. Die Wahl fiel anders aus, als Heinzen erwartete; ich ward zum Präsidenten und außer mir ein Freund Heckers', Dr. Hammer, und als Repräsentant der Arbeiter ein Setzerfactor aus Mannheim Namens Weber gewählt. Nach diesem hatte Heinzen die meisten Stimmen. Daß er nicht in den Ausschuß kam empörte ihn und seine Anhänger.

Karl Heinzen war ein unbedeutender Beamter in der preußischen Rheinprovinz gewesen und hatte ein ganz gutes Buch gegen die Bureaukratie geschrieben, wegen dessen er in Anklagezustand versetzt wurde. Da er Festungsstrafe (ein halbes Jahr) zu erwarten hatte, so war es begreiflich, daß er als Freiheitsliebhaber davon lief. Es muß dies etwa 1842 oder 43 gewesen sein und politische Märtyrer waren damals noch selten. Die gesammte Presse nahm sich Heinzens an und überall wurde für ihn gesammelt; selbst arme Handwerker und Dienstmädchen trugen ihr Scherflein bei, damit der Vertheidiger der Volksrechte nicht Noth leide.

Als die Zahl der politischen Märtyrer sich mehrte, wurde Heinzen sehr unzufrieden, denn in jedem sah er einen ihn in seinem gerechten Erwerb beeinträchtigenden Concurrenten. Diese Unzufriedenheit stieg so, daß er endlich nach Amerika ging, wo er die politische Märtyrerrolle mit glänzendem und klingendem Erfolge fort spielte.

Als die Revolution in Frankreich 1848 ausbrach und die Kunde davon und von den Bewegungen in Deutschland nach Amerika gelangte, brach Heinzen auf, um nun die Belohnung für sein ihm sehr gut bekommendes Märtyrerthum in Empfang zu nehmen. Da er jedoch in amerikanischen Humbug eingeweiht worden war, so schrieb er vorher an verschiedene deutsche Journale, und mit Erstaunen las man in mehreren derselben zugleich eine Notiz folgenden Inhalts: „Unserer wackerer Landsmann, der berühmte Karl Heinzen wird nächstens sich einschiffen, um seine in Deutschland für die Freiheit kämpfenden Landsleute zu unterstützen.“ Eine ganz gewöhnliche Notiz meldete die Ankunft des berühmten Heinzen in England, eine andere in Deutschland u. s. w. Alle diese ihn mit lobhudelnden Beiwörtern bezeichnenden Notizen in den Journalen waren von seiner eigenen Hand,

wie mir der Factor der Druckerei sagte, welche die Mannheimer Abendzeitung druckte.

Da Heinzen nicht gleich eine Stelle als Präsident irgend einer Republik bereit fand, so wartete er die Berufung zu einer solchen einstweilen in der Schweiz ab, während unvorsichtige Narren wie ich die Republik mit den Waffen in der Hand für ihn erkämpfen sollten.

Heinzens Ehrgeiz fand sich bitter dadurch gekränkt, daß nicht nur Heckers Namen den seinigen verdunkelte, sondern daß sogar der meinige in Straßburg mehr Geltung hatte. Das konnte er natürlich nicht ertragen; er gewann Blind und einige andere, besonders Badenser von der oben bezeichneten Klasse, für seine Ansichten und es bildete sich im Gasthof „zum rothen Männel" ein Gegencomité.

Ich hatte mein Quartier im Rebstock und besorgte die Geschäfte des Ausschusses allein, da Dr. Hammer bald nach Amerika abreiste und Weber in einer Druckerei Beschäftigung gefunden hatte, überhaupt auch weiter nichts als ein großsprecherischer Mensch war, der später zeigte, wie wenig er das in ihn gesetzte Vertrauen verdiente. Als meine Geschäfte immer ausgedehnter wurden, miethete ich ein besonderes Geschäftszimmer.

Alle aus Deutschland kommenden Flüchtlinge mußten sich bei mir melden; ich verhandelte mit den französischen Behörden, die nur allein meine Autorität anerkannten und nur allein gegen meine Unterschrift die von der Regierung bewilligten Unterstützungen — einen halben Franc täglich für den Mann — auszahlten, Marschrouten ausfertigten u. s. w. Ferner führte ich Buch und Rechnung über die aus Deutschland einlaufenden Unterstützungsgelder, sorgte dafür, daß sie zweckmäßig vertheilt wurden (ich ließ jede Kleinigkeit quittiren), correspondirte mit den demokratischen

Vereinen und einflußreichen Demokraten Deutschlands, empfing die zahlreichen Besucher aus Baden, Würtemberg, Baiern u. s. w., unterhandelte mit den Soldaten, kurz, war vom Morgen bis zum Abend mit Arbeiten überhäuft, so daß ich kaum einen Augenblick für mich hatte.

Ich bemühte mich, das Loos der Flüchtlinge nach Kräften zu erleichtern und Jeder, der zu mir kam, fand wenigstens Unterstützung an Rath, wenn auch die schwache Kasse nicht immer an Geld solche erlaubte. Ich hatte die Flüchtlinge in verschiedene Gasthäuser einquartirt, deren Wirthe sie auf meinen persönlichen Credit hin aufnahmen, da nicht immer baar bezahlt werden konnte. Ich selbst nahm nichts von den Unterstützungen, ja ich habe einige Kostbarkeiten und selbst meine Kleidungsstücke verkauft, um zu helfen, wenn kein Geld in der Kasse war.

Die Flüchtlinge waren ein sehr unruhiges Corps, und da sie nichts zu thun hatten, so zankten sie sich nach deutscher Weise beständig und ich mußte alle Tage auf die Präfectur, um die angestellten Dummheiten zu entschuldigen oder auszugleichen.

Durch meine Thätigkeit erwarb ich mir die Liebe und Dankbarkeit der meisten Flüchtlinge, die mir, um dieselbe zu zeigen, einst ein lange heimlich eingeübtes Ständchen brachten. Auch die Achtung der Straßburger Bürger wurde mir zu Theil, ebenso wie die Anerkennung der französischen Behörden, und der Präfect Dr. Eissen sagte mir, daß man beabsichtige, mir eine Anstellung von Seiten der Regierung zu geben, kraft welcher sämmtliche deutsche Flüchtlinge in Frankreich unter mir stehen sollten und daß die Regierung alle darauf bezüglichen Angelegenheiten mit mir verhandeln wolle. Sogar die Polen faßten Zutrauen zu mir und eine Deputation von dreihundert in Hagenau lebenden polnischen

Flüchtlingen trug mir das Obercommando auch über sie an; sie stellten sich „für vorkommende Fälle“ zu meiner Disposition.

Das Ansehen, welches ich durch meine Thätigkeit erwarb, erregte nicht allein die Besorgniß der badischen Regierung, sondern auch den Neid und den Zorn der Heinzenianer. Blind und andere bemühten sich, mich zu verdächtigen und schrieben Schmähartikel in die Mannheimer Abendzeitung und ähnliche Blätter; die ich nicht einmal las; allein meine zahlreichen Anhänger erließen Erklärungen in der Allgemeinen Zeitung und in andern Journalen.

Die Mitglieder des Comités im rothen Männel lauerten an der Kehler Brücke den aus Baden kommenden Personen auf und wußten ihnen häufig die für das wirkliche Comité bestimmten Gelder abzunehmen. Das wurde ruchbar und man hielt die Unterstützungen zurück, bis man klar darüber werden würde, welches denn eigentlich die rechtmäßig erwählte Behörde sei. Heckers Erklärung hatte darauf natürlich großen Einfluß und ich reiste nach Muttenz, um ihm die Lage der Dinge vorzustellen. Das Resultat dieser Reise war eine von Hecker, Mögling und Schöninger unterzeichnete, in den Journalen erscheinende Erklärung, daß sie mit Karl Heinzen in durchaus keiner Gemeinschaft stünden. Das brach diesem in Straßburg den Hals und er begab sich zum großen Verdruß Heckers nach Birsfelden in Basellandschaft, welches nur eine Stunde von Muttenz entfernt ist.

Die Kabalen gegen mich nahmen damit jedoch kein Ende, sondern wurden vielmehr mit mehr Bosheit als bisher fortgeführt und in sofern nicht ohne Erfolg, als es selbst gelang, meinen Credit bei den Behörden etwas zu schwächen, wozu jedoch ein freimüthiger, von mir erschienener Journal-

artikel über Lamartine, das seinige beitrug. Diese Intriguen wurden durch Agenten der badischen Regierung genährt und es war dort ein unentwirrbares Durcheinander von Gemeinheit und Schurkerei.

Die Gegner unserer Partei benutzten trefflich den Umstand zu unserm Nachtheil, daß sich so sehr viele Lumpen unter den Demokraten befanden; allein wenn man vernünftig darüber nachdenkt, wird man das sehr begreiflich und natürlich finden. „Nicht alle Demokraten sind Lumpen; aber alle Lumpen sind Demokraten", sagt ein Schriftsteller jener Zeit sehr richtig. Lumpen, Leute die in keiner Weise etwas zu verlieren haben, können nur hoffen, bei einer Veränderung zu gewinnen; deshalb schließen sie sich eifrig der Bewegung an, um entweder als eifrige Demokraten Geltung zu erlangen und damit Unterstützungsgelder, oder sonst im Trüben zu fischen, indem sie sich der andern Partei verkaufen.

In Straßburg wimmelte es von demokratischen Lumpen jeder Schattirung und ich kann mich nicht enthalten, zum Amüsement des Lesers und auch aus andern Gründen, einige derselben zu porträtiren.

Man wird sich noch des Obersten Rango von Westerburg erinnern. Dieser hatte den Zug nach Baden nicht mit gemacht, sondern war von seiner ihm übertragenen Sendung nach Straßburg zurückgekehrt, wo er sich den Spitznamen Oberst „Wurstenberger" erworben hatte. Dieser Mann war jedenfalls eine etwas unklare Persönlichkeit. Als ich nach Straßburg zurückkehrte, empfing er mich mit von ihm selbst gedichteten schauerlichen Versen. Es ging ihm mit seinem Knaben schlecht, und da er von mir Hülfe hoffte, so war es verzeihlich, daß er mich durch Schmeicheleien zu gewinnen trachtete; allein bald wurde ihm klar, daß er

dadurch nichts bei mir gewann, obwohl ich ihm so viel als möglich Unterstützung zufließen ließ.

Da er ein alter Mann war, der ein militairisches Aeußere hatte und Viele durch seinen Oberstenrang verblendete, so zog er begreiflicherweise eine Menge junger Leute an, über die er Einfluß gewann. Kaum fühlte er denselben, als er heimlich zu intriguiren begann, obwohl er öffentlich in seinem Benehmen gegen mich nichts änderte. Er stiftete unter den Flüchtlingen einen heimlichen Bund, über dessen Zweck ich nie recht ins Klare kommen konnte, der aber sicher nur den Vortheil des alten Avanturiers zum Hauptziel hatte. Jeder Theilnehmer mußte zwar einen Eid leisten, nichts zu verrathen; allein ich bekam doch einige Mittheilungen durch Mitglieder dieses Bundes, die höchlich erstaunt darüber waren, daß ich gar nichts davon wußte, während Oberst „Wurstenberger" klugerweise angedeutet hatte, daß er nur mein Agent sei.

Ich stellte ihn sogleich deshalb zur Rede, da ich nicht glauben konnte, daß er etwas Gutes im Schilde führe, indem er seine Pläne vor mir verbarg. Er machte Ausflüchte, sagte, daß die Sache bis jetzt noch zu unbedeutend und daß er die Absicht gehabt habe, mir Rechenschaft abzulegen, wenn sie zu einer gewissen Vollendung gediehen sei.

Ich ließ ihn nun beobachten und kam auf den Verdacht, daß er die Flüchtlinge verführen wolle, sich für Italien anwerben zu lassen. Darin wurde ich noch durch den Umstand bestärkt, daß sich Werber in Straßburg herumtrieben, wovon zu jener Zeit ich einen arretiren ließ.

Es schien dem Obersten vor allen Dingen darauf anzukommen, zu Geldmitteln zu gelangen, und als er dies durch eine begonnene talentlose Zeitschrift nicht erreichte, suchte er minder gerade Wege auf. Diese Gewißheit erlangte ich durch

die Bekanntschaft mit einer polnischen Gräfin Paninska, die sich in Straßburg aufhielt.

Ich habe mich bei vielen Polen nach dieser Dame erkundigt, allein was sie mir sagten, stimmte nicht recht mit den Erzählungen der Gräfin überein und man schien sehr geneigt, sie für eine Abenteuerin, wo nicht für einen russischen Spion zu halten. Mir erschien diese Dame indessen jedenfalls sehr interessant. Ich machte im Rebstock ihre Bekanntschaft, was sie eifrig zu wünschen schien. Sie behandelte mich mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und suchte mich durch Schmeichelei zu gewinnen; sie titulirte mich nicht anders als „Herr General.“ —

Schon vor der persönlichen Bekanntschaft sprach man mir von ihr als einer verdächtigen Person, die mit großem Reichthum prahle, aber Dinge von sich erzähle, die damit in keinem Einklang stünden. Einige polnische Flüchtlinge, die indessen auch Niemand kannte, wurden von ihr ganz und gar erhalten. Sie war eine Dame von etwa vierzig Jahren, die noch einige Ansprüche auf Schönheit machen konnte. Sie hatte eine stattliche Figur und mußte in ihrer Jugend reizend gewesen sein; besonders schön waren ihre blauen Augen, die in eigenthümlichem Glanze strahlten, wenn sie beim Sprechen in Feuer gerieth.

Ihr Anzug war elegant und doch ärmlich, ja salop, wie man es hin und wieder selbst bei vornehmen Polinnen findet. Uebrigens sprach sie deutsch und gab sich für die Tochter eines b—schen Generals aus und für die Schwägerin eines angesehenen norddeutschen, begüterten Edelmanns. Sie kannte übrigens alle Verhältnisse der vornehmen Familien und der Höfe so genau, daß ich eigentlich keinen Grund hatte, an der Wahrheit ihrer Aussagen zu zweifeln.

Die Gräfin sprach gegen mich den Wunsch aus, eine größere Summe für unsere Sache zu opfern, wenn dadurch irgend ein reeller Nutzen gestiftet werden könne und sagte mir, daß sie ein bedeutendes Kapital außerhalb der Stadt an einem heimlichen Ort in einem eisernen großen Topfe vergraben habe. Zugleich erzählte sie mir, daß sie dem Obersten Wurstenberger, der sie darum angegangen, bereits Geld gegeben und daß dieser von ihr weitere 2000 Gulden „zur Bildung eines Regiments" verlangt habe. Man kann sich mein Erstaunen denken. Ich sagte ihr offenherzig meine Meinung; sie gab dem Obersten nichts; allein ebenso wenig unterstützte sie „unsere Sache."

Die Schicksale dieser Gräfin sind merkwürdig und ich kann mich nicht enthalten, einige ihrer Erzählungen mitzutheilen, ohne eine Bürgschaft zu übernehmen; sie werden eine nicht uninteressante Episode bilden.

Graf Poninski, der Gemahl der Gräfin, hatte sich in eine Verschwörung eingelassen und war zur Verweisung nach Sibirien verurtheilt worden, obwohl er eigentlich in preußisch Polen ansäßig war; er schien indessen sich gewöhnlich in Krakau aufgehalten zu haben, wo er ein Haus besaß. Die Gräfin, welche sehr gewichtige Empfehlungen vom preußischen Hofe erhalten haben wollte, beabsichtigte trotz ihrer weit vorgerückten Schwangerschaft nach Petersburg zu reisen, um von dem Kaiser Nikolaus die Freiheit des Gatten zu erbitten. Dieser saß vorläufig in Warschau gefangen und sie suchte von dem dortigen Polizeimeister die Erlaubniß zu erhalten, ihn zu sprechen, wurde aber auf die brutalste Weise abgewiesen.

In Petersburg angekommen, gelang es der Gräfin, eine Audienz bei dem Kaiser zu erhalten, welche auf zehn Uhr Morgens festgesetzt wurde. Zur bestimmten Zeit fuhr sie

mit ihrem kleinen Sohn nach dem kaiserlichen Palast. Unterweges antwortetete sie auf die Frage des Knaben, daß sie zu dem russischen Kaiser fahre, der seinen Vater habe ins Gefängniß setzen lassen.

Sie kam zu früh und mußte im Vorzimmer warten. Zwei Beamte standen mit der Uhr in der Hand an der Thür des Audienzzimmers, welche sie genau mit dem Glockenschlage öffneten. In demselben Augenblicke trat auch der Kaiser durch die gegenüberliegende Thür ein.

So muthig die Gräfin auch war, so machte doch der Gedanke, nun vor dem Mann zu stehen, den sie grimmig haßte und von dessen Ausspruch das Schicksal ihres geliebten Gatten und ihr eigenes abhing, einen so mächtigen Eindruck, daß sie nahe daran war in Ohnmacht zu fallen. Der Kaiser führte sie sehr artig zum Sopha, entfernte sich alsdann und schickte zu ihrem Beistande eine Kammerfrau.

Als sich die Gräfin erholt hatte, erschien der Kaiser wieder; allein ich bedaure, daß ich die interessante Unterhaltung, welche sie mit demselben führte, vergessen habe. Dieser fand sich dadurch zu der Bemerkung veranlaßt: „Es ist gut, daß uns nur die Wände hören.“ — Ihm gefiel der schöne Knabe der Gräfin; er zog ihn zu sich und verlangte einen Kuß; aber das Kind riß sich zornig los und rief: „Ich küsse keinen Russen!“ und flüchtete sich zu seiner erschrockenen Mutter. Der Kaiser, obwohl er sichtlich unangenehm berührt war, hob den Knaben auf den Tisch, streichelte ihm die Wangen und rief: „Nun da kann man nicht zweifeln, daß das wahres Polenblut ist!“

Die Gräfin erlangte die Begnadigung ihres Mannes, allein mit der sehr ernsten Versicherung, daß es ihm den Kopf kosten werde, wenn er sich abermals bei einer Verschwörung betheilige. Als der Kaiser die Gräfin entließ und

diese ihm dankte, sagte Nikolaus: „Nun, diese Begnadigung hat Ihnen nicht viel Mühe, nicht einmal den gewöhnlichen Fußfall gekostet.“ — „„Ew. Majestät, ich kniee nur vor Gott!““ — damit war die Audienz zu Ende.

Die Gräfin erhielt einen Brief an den groben Polizeimeister in Warschau, der einen Verweis für denselben und den Befehl zur Freilassung des Grafen enthielt. Froh und glücklich reisten die beiden Gatten von Warschau ab, nachdem die Geburt eines Kindes ihr Glück erhöht hatte. Sie kamen nach P—, wo damals viele Polen gefangen saßen; die Gräfin sagte, auch Mieroslawski, was mir jedoch ein Irrthum oder eine Lüge schien, um ihre Erzählung auszuschmücken. Allmächtiger Gewalthaber war in dieser Stadt ein von der Hauptstadt mit den ausgedehntesten Vollmachten angekommener höherer Polizeibeamte, den ich D— nennen will; er sollte auch die vorläufigen Untersuchungen leiten.

Die Gräfin war ausgegangen, um Etwas in der Stadt zu besorgen. Auf dem Wege nach ihrem Gasthofe mußte sie bei dem Gefängniß vorüber und erschrak nicht wenig, als sie aus einem Fenster die Stimme ihres Mannes hörte, der ihr mit eilenden Worten erzählte, daß er auf Befehl des allmächtigen D— arretirt sei und daß ihm alle Papiere abgenommen wären. Dieser Verlust sei entsetzlich, denn sie compromittirten nicht allein ihn, sondern auch viele andere Personen.

So bestürzt die Gräfin auch war, verlor sie doch nicht den Kopf. Sie richtete den Muth ihres Mannes auf und versprach alles Mögliche zu seiner Befreiung und zur Habhaftwerdung der Papiere anzuwenden. Diese kurze Unterredung wurde durch die nachsichtige Schildwache möglich, die ein Pole war.

Die Gräfin ging augenblicklich zu D—, der sie mit außerordentlicher Freundlichkeit empfing. Die feisten, rothen Backen des Polizeimenschen glänzten noch rosiger, die kleinen Spitzbubenaugen glitzerten noch feuriger, als er die schöne aufgeregte Frau sah, und er spann alsbald ein feines Polizeinetz, in welchem er sie zu fangen gedachte. Er sagte der Gräfin, er bedaure unendlich für den Augenblick so beschäftigt und stets von seinen Leuten gestört zu sein; allein am Nachmitage wolle er jede Störung entfernen, damit sie Beide eine Stunde ganz allein sein könnten. Zugleich drückte er den Wunsch aus, der schönen Frau zu dienen und ließ in seine Rede einige Wendungen einfließen, welche ihr über die Absicht des für den Nachmittag festgesetzten Rendezvous jeden Zweifel nahmen.

Obgleich die edle Frau über die Unverschämheit dieses Menschen empört war, so besaß sie doch Selbstbeherrschung genug, ihre Verachtung zu verbergen. Sie versprach, sich Nachmittags einzustellen und ein Blick, den sie mit weiblicher Schlauheit ihrem Versprechen hinzufügte, belehrte den glücklichen Polizisten, daß er verstanden worden sei.

Zur bestimmten Stunde fand sich die Gräfin ein. Herr D— öffnete selbst und verkündete sogleich mit bedeutendem Lächeln, daß er alle seine Leute für einige Stunden entfernt und die allerstrengsten Befehle gegeben habe, nicht gestört zu werden.

Die dicke, gemeine Figur dieses elenden Menschen, den seine Lüsternheit noch widerlicher machte, erfüllte die Gräfin mit einem kaum zu verbergenden Ekel, und derselbe stürzte fast all ihre Verstellungskunst über den Haufen, wenn sie bedachte, mit welchen Hoffnungen dieser Mann sie in sein Kabinet führte; allein es gelang ihr sich zu beherrschen und den Tumult in ihrem Innern hinter der Maske einer lär-

menden Munterkeit zu verbergen. Der Polizeimann war entzückt und deutete wahrscheinlich die trotz aller Mühe durchschimmernde Aufregung mit selbstgefälliger Eitelkeit ganz zu seinen Gunsten.

„Hier sind wir ganz ungestört" lispelte der Polizeidespot. —

— Mein Gott! ich fürchte mich. Wenn Jemand käme, wenn man uns überraschte! — „Es kömmt Niemand." — Allein wenn es durch irgend einen Zufall dennoch geschähe; — „Nun, dann halten Sie sich hier ganz stille, — oder noch besser, Sie verbergen sich in diesem Wandschrank." — Dabei öffnete D— eine Tapetenthür, welche einen Kleiderschrank verdeckte. — Wo denken Sie hin, rief die Gräfin, sehen Sie mich nur an; wie sollte ich darin mit meinen Röcken Platz haben? — „Ei vollkommen!" rief der Polizeimensch, der wie ein balzender Auerhahn umhertrippelte, „ich bin fast so dick wie Sie mit Ihren Röcken und habe Platz darin, sehen Sie selbst." Damit stieg Herr D— in den Schrank. — Ja wohl, mein Bester, erwiederte die Gräfin, allein die Thür geht nicht zu. — „O ganz vortrefflich!" Damit zog der verliebte D—, dem die schöne Frau den Kopf drehen machte, die Thür an sich.

Die Gräfin, welcher schon seit dem Augenblicke, als D— von dem Schranke redete, ein Gedanke gekommen war, der um so näher lag, als sie ihn in manchem Lustspiele hatte ausführen sehen, drückte entschlossen die Thüre noch fester und drehte den Schlüssel herum. Triumphirend rief sie: „Nun sind Sie mein Gefangener!"

Herr D—, dem in dem engen Gefängnisse nicht wohl wurde, bat dem vermeintlichen Scherz ein Ende zu machen; allein endlich ging ihm ein Licht auf und er heulte beinahe vor Wuth und versuchte die Thür zu sprengen. Die Gräfin

achtete nicht darauf, sondern schloß auch die Thür des Kabinets und eilte in das anstoßende Zimmer, wo der Schreibtisch des Gefangenen stand. Auf diesem Tische und in demselben fand sie eine Menge Papiere in polnischer Sprache; auch fielen ihr einige Blankets in die Hände, welche mit dem Siegel und der Unterschrift D's versehen waren. Schnell entschlossen ergriff sie die Feder und schrieb auf eins dieser Papiere: „Der Graf Paninski ist seiner Haft entlassen und sogleich auf freien Fuß zu setzen."

Ohne auf den jammernden D— zu hören, der allmälig von Wuthgebrüll zu Bitten und Wimmern übergegangen war, eilte sie mit dem köstlichen Papier hinaus, alle Thüren zur Vorsorge hinter sich schließend, und nach dem Gefängniß, nicht vergessend die polnischen Papiere, deren sie habhaft werden konnte, mitzunehmen.

Der Beamte im Gefängnisse machte bei Vorzeigung des Papiers gar keine Schwierigkeiten und entließ den Grafen augenblicklich. Seine Frau erzählte ihm in aller Eile das gehabte Abenteuer und händigte ihm die mitgenommenen Papiere ein; allein es waren nicht die richtigen! Schnell entschlossen gingen nun Beide in die Wohnung des Polizeiherrn, der laut brüllte, als er aufs Neue Jemand in seinem Zimmer hörte. Seine Verzweiflung war grenzenlos, als man ihn verhöhnte und er dadurch gewahr wurde, welchen Streich man ihm gespielt hatte.

Der Graf fand die ihm wichtigen Papiere, steckte sie zu sich und leerte das Tintenfaß über die andern aus, nachdem die Gräfin einen Entlassungsschein für andere polnische Gefangene ausgefertigt hatte. Die Thüren wurden nun verschlossen und die Schlüssel weggeworfen. Das Wagstück gelang und die Geretteten waren bald weit von P—. — Wie Herr D— befreit wurde und was überhaupt an der Geschichte

Wahrheit, was Dichtung ist, mag er gelegentlich selbst erzählen, wenn er noch lebt.

Ich will mich damit begnügen, dieses eine der mir von der Gräfin erzählten Abenteuer mitzutheilen, obwohl einige andere, die sie sämmtlich wegen ihres Mannes erlebte, nicht weniger romantisch sind. Der Graf betheiligte sich bei dem Aufstande in Krakau und verlor dabei das Leben. Das jüngste Kind ward auf dem Arme eines Bedienten von einer Kugel getödtet und der älteste Knabe war schon auf der Rückreise von Petersburg gestorben. Die Gräfin stand nun ganz allein, und der einzige Gedanke, der sie beseelte, war der, Rache an den Fürsten zu nehmen, die sie als die Ursache ihres Unglücks betrachtete. Sie war, wie sie sagte, in Preußen wegen Majestätsbeleidigung zu zweijähriger Festungsstrafe verurtheilt, welcher sie sich durch die Flucht entzog und wodurch sie genöthigt wurde, sich in Frankreich aufzuhalten. So viel ich weiß wurden aber dergleichen Verbrecher 1848 in Preußen begnadigt und die Geschichte ist keinesfalls recht klar. Als ich bald nach dieser Zeit Straßburg verlassen mußte, verlor ich auch die Gräfin aus dem Gesicht und habe nie wieder etwas von ihr gehört; wenn nicht die Gräfin Paninska, welche vor Kurzem in London in einem Schwindelprozesse eine zweideutige Rolle spielte, meine Straßburger Bekanntschaft ist.

Ein anderes sehr verdächtiges Individuum, welches zu dieser Zeit nach Straßburg kam, war ein Dr. Krätzer, dessen Namen ich schon im ersten Kapitel genannt habe. Er war im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten unter Guizot beschäftigt gewesen und betheiligte sich sehr eifrig an der Bildung der deutschen Legion; ja nach unserer Abreise ward er, schon von Beginn Comitémitglied, Präsident der fortbestehenden deutschen demokratischen Gesellschaft. Als

Guizot noch am Ruder war, schwärmte Krätzer ebenso für diesen, als er es später für Lamartine that. Grade drei Tage vor Ausbruch der Revolution hatte er eine Arbeit vollendet, die ihn fast zwei Jahre kostete, und wodurch er die Gunst Guizots und Avancement zu erreichen hoffte. Diese Arbeit war in der That interessant und für Diplomaten von großer Wichtigkeit. Es war nämlich eine statistische Uebersicht über alle in Europa erscheinenden einigermaßen wichtigen Journale. Darin war nicht allein die Geschichte ihrer Entstehung, ihres Fortganges, ihrer Tendenz, Abonnentenzahl und Angabe der Gegenden enthalten, in denen sie besonders gelesen wurden, sondern auch Charakteristiken der Redacteure und Correspondeten, so daß beurtheilt werden konnte, wie es von Seiten der französischen Regierung möglich sei, ihnen beizukommen. Dies dem Minister überreichte Manuscript wurde mit großer Anerkennung aufgenommen; ja es gefiel ihm so gut, daß er es mit sich nach England nahm. Auf diese Weise verlor Krätzer den Lohn für seine Mühe. Es mußte ihm indessen doch gelungen sein, auf andere Weise sich der neuen Regierung nützlich zu machen; denn er erhielt nicht allein einen besseren Gehalt, sondern wurde auch nach Straßburg geschickt, um hier, wie er sagte, ein statistisches Büreau einzurichten, wozu diese Stadt sich wegen ihrer Lage ganz besonders eigne.

Dies war augenscheinlich nur ein Vorwand; denn Krätzer hatte weder seine Familie mitgebracht, noch machte er irgend welche Anstalten zur Einrichtung des Büreaus, sondern widmete all seine Zeit den deutschen Flüchtlingen, die er traktirte und mit denen er beständig verkehrte, wodurch er in alle Geheimnisse derselben eingeweiht wurde. Er besuchte selbst Hecker in Muttenz, eingeführt durch Doll; allein Hecker behandelte ihn mit Mißtrauen und wollte ihn

nicht wieder sehen, obwohl Krätzer zu diesem Ende sich mehrere Tage in Basel aufhielt, wo ich mit ihm zusammen traf.

Mir war Krätzer längst verdächtig erschienen und das um so mehr, als ich Nachricht erhielt, daß er oftmals in aller Stille nach Carlsruhe reise, wozu er sich eines falschen Namens bediene. Auf meine Frage erklärte er diese Reisen dahin, daß sie behufs seines statistischen Büreaus nöthig wären und daß er zu diesem Ende mit dem französischen Gesandten dort verkehre. Dieser und keiner bei der Gesandtschaft habe überdies eine Idee von deutschen Verhältnissen und er müsse in dieser Beziehung dort aushelfen.

Ich ließ mir nichts von meinem Verdacht merken, hütete mich auch, andere Deutsche davon zu unterrichten und beobachtete nur die Vorsicht, daß ich alle wichtigen Geheimnisse für mich behielt. Mein Verdacht wurde ihm durch reinen Zufall bekannt. Ich reiste mit Krätzer von Basel nach Straßburg. Im Waggon trafen wir unterwegs zufällig mit einem Badischen Flüchtling zusammen, dem ich geheime Aufträge nach Baden gegeben hatte und der eben von dort zurückkehrte. Da dieser keine Ahnung von Krätzers verdächtiger Stellung hatte, so fing er an, seinen Bericht zu machen, dem Krätzer mit dem aufmerksamsten Ohr folgte. So lange die Sache unwichtig blieb, sagte ich nichts; als er aber auf gefährliche Dinge kam und Namen nannte, drückte ich seinen Arm und gab ihm mit den Augen einen Wink, daß er schweigen solle.

Beim Aussteigen hielt sich Krätzer an meiner Seite und ich hatte keine Gelegenheit, meinem Agenten eine Erklärung zu geben. Dieser ging höchlich erstaunt hinweg und theilte den Vorfall einem andern Flüchtling mit, der ein guter Freund Krätzers war und diesem die Geschichte brühwarm auftischte.

Umgeben von einigen Anhängern erschien Krätzer, bleich vor Zorn, im Rebstock und stellte mich zur Rede. Ich war sehr verdrießlich über die Ungeschicklichkeit meines Agenten und nicht geneigt zu einer offenen Erklärung, die ich in diesem Falle für nachtheilig hielt. Ich nahm also die Sache leicht und sagte, daß ich ihm keineswegs mißtraue, da er aber französischer Beamter sei, so hätte ich es seiner selbst Willen für gut gehalten, ihn nicht Mittheilungen hören zu lassen, deren Kenntniß ihn vielleicht seiner Regierung gegenüber in Verlegenheit setzen könne. Er schien sich dabei zu beruhigen, allein ich sah sehr wohl, wie sehr ihn das Mißtrauen des dortigen Oberhauptes der Flüchtlinge verdroß, welches natürlich von meinen Anhängern von nun an getheilt wurde. Die Entdeckung ärgerte ihn um so mehr, als er mich bisher für seinen Düpe gehalten hatte, in welchem Glauben ich ihn bis dahin mit Erfolg bestärkte. Ich ging auch jetzt wieder zu ihm und suchte ihn durch anscheinendes Vertrauen zu ködern; allein er war gescheut genug, meine Absicht zu durchschauen und von nun an eifrig bemüht, meine Entfernung von Straßburg um jeden Preis zu betreiben. Die zu diesem Zweck angesponnenen Intriguen zu erzählen würde zu weitläufig sein. Er hetzte meine Feinde noch mehr gegen mich auf, nahm die Behörden gegen mich ein und benutzte die unendlich oft und dringend wiederholten Gesuche der badischen Regierung, mich aus Straßburg zu entfernen. Eines Tages kam vom Minister des Innern, Sénard, eine telegraphische Depesche, durch welche dem „chef de bande Corvin,“ befohlen wurde, innerhalb vierundzwanzig Stunden Straßburg und die Rheindepartements zu verlassen; mit Ausnahme von Paris, Marseille, Lyon und Rouen war mir jedoch der Aufenthalt in jeder andern Stadt Frankreichs gestattet.

Ich ging zum Präfecten Dr. Eissen und erklärte ihm, daß ich nicht gehen werde; ich habe nichts gegen die französischen Gesetze gethan und die Regierung selbst habe ja meine Bemühungen in Bezug auf die deutsche Legion unterstützt; ferner besitze ich Erfindungspatente für Frankreich, die ich bezahlt habe und die ich in Frankreich anwenden müsse, wenn sie nicht erlöschen sollten. Der Präfect drohte, mich nach Deutschland auszuliefern. Ich antwortete ihm lachend, daß ich es darauf ankommen ließe; es würde der Republik Frankreich große Ehre machen, wenn sie einen deutschen, politischen Flüchtling wegen seiner unter Sanction der Regierung ausgeübten revolutionären Thätigkeit ausliefere. Der Präfect gab mir drei Tage Bedenkzeit.

Diese drei Tage benutzten meine Freunde in Straßburg, von Seiten des dortigen republikanischen Clubs einen Protest gegen meine Ausweisung zu bewirken. Ich wohnte der interessanten Sitzung bei, in welcher dieser Gegenstand mit günstigem Erfolge für mich discutirt wurde. Das Resultat war, daß eine Deputation des Clubs zum Präfecten geschickt und mir darauf gestattet wurde, bis auf Weiteres in Straßburg zu bleiben.

Am Abend der Sitzung des republikanischen Clubs fand ein Vorfall statt, welcher ganz Straßburg und besonders die deutschen Flüchtlinge in Aufregung versetzte.

Ich hatte die Nachricht erhalten, daß Dr. Rauschenblatt sich heimlich in Straßburg aufhalte, und vermuthete, es geschehe im Auftrage einer deutschen Regierung. Der Doctor hatte an dem Stundentencrawall des Jahres 1833 in Frankfurt a. M. Theil genommen und sich seit jener Zeit in Straßburg als Flüchtling aufgehalten, wo er von allen Einwohnern auf die gastfreundschaftlichste Weise aufgenommen worden war. Diese Aufnahme vergalt er dadurch, daß er

zur Zeit des Heckerschen Aufstandes Straßburg mit Hinterlassung vieler Schulden verließ und nicht allein sich der Regierungspartei anschloß, sondern sogar thätigen Antheil an Feindseligkeiten gegen die Demokraten nahm; in dem Gefecht bei Kandern leistete er Adjutantendienste.

Die Straßburger waren über dieses Benehmen empört und die Exaltirtesten unter ihnen schwuren ihm Rache. An jenem Abend erhielt ich, wahrscheinlich von einem derselben, ein Billet, in welchem mir angegeben wurde, in welchem Hause und in welchem Zimmer desselben Dr. Rauschenblatt versteckt sei. Ich wollte die Flüchtlinge bei dieser Sache so viel als möglich aus dem Spiel und meine Straßburger Freunde als handelnde Personen auftreten lassen. Ich traf zu dem Ende die nöthigen Anordnungen und die Leute begriffen vollkommen ihre Rollen. Mein Zweck war, allen Spionen die Lust zu verleiden, nach Straßburg zu kommen und den Doctor gehörig zu ängstigen. Die Sache ging beinahe weiter als ich beabsichtigte, denn die aufgeregte Volksmasse ist eine Maschine, deren Wirksamkeit schwer zu leiten ist.

Eine Menge Straßburger begaben sich zu dem Präfecten und verlangten die Arrestation des „Verräthers". Der Präfect sagte, er könne diese nur unter einem Rechtstitel verfügen, und da Rauschenblatt Gläubiger genug hatte, so war ein solcher schnell gefunden.

Die Nachricht von all diesen Vorgängen verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch Straßburg. Das Haus, in welchem Dr. Rauschenblatt sich verborgen hielt, ward alsbald von einer tobenden Menge umlagert, während einige hitzige Freischärler die verschlossene Zimmerthüre hüteten. Diese Fanatiker hatten sich zum Theil mit Messern bewaffnet und wenn ihr Vorsatz, den Verfolgten zu erstechen, auch größtentheils Renomage sein mochte, so war dem doch nicht zu viel zu trauen.

Einige Straßburger Bürger hatten sich zu demselben Zwecke auf einer dunklen Treppe postirt. Die Menge von unten brüllte unaufhörlich Drohworte und verlangte auf die unzweideutigste Weise den Kopf des „Verräthers". Selbst die zu dessen Schutz herbeieilenden Gensdarmen nahmen, so viel es sich in ihrer Stellung thun ließ, die Partei des Volkes und die heranrückenden Soldaten die bereits aufgepflanzten Bayonnete wieder von den Gewehren, als sie hörten, um welche Sache es sich handle. Wenn Rauschenblatt sich fürchtete, so ist das sehr natürlich und verzeihlich; es war Grund zur Furcht da, selbst für den beherztesten Mann. Ich kam aus der Sitzung des Clubs, als der Tumult am größesten war und erstaunte über den heraufbeschworenen Sturm.

Endlich gelang es den beiden Präfecten die tobende Volksmasse ein wenig zu beschwichtigen und Rauschenblatt durch ein Militärspalier hindurch in einen Wagen und unzerrissen in ein festes Gefängniß zu schaffen, wo man, der Versicherung nach, ihn festhalten wollte. Die Flüchtlinge fürchteten jedoch, daß man ihnen den Gefangenen nach Deutschland entführen und ihrer Rache entziehen möchte und zwölf von ihnen bivouakirten während der Nacht an der Brücke, mit dem Entschluß, den Wagen sammt Inhalt in den Rhein zu werfen. Sie warteten jedoch vergebens und erst in der folgenden Nacht wurde Rauschenblatt unter Gensdarmerieschutz nach Kehl gebracht.

Das badische Ministerium ließ in seinen Bemühungen, mich von Straßburg zu entfernen, nicht ab und den Rebstock durch Spione belagern. Einer derselben war ein junger Mensch Namens Zeiler, aus Ladenburg, der sein Geschäft lange Zeit unentdeckt trieb. Er führte sich bei mir als Demokrat ein und verschaffte sogar einige Unterstützungen, die in Mühlhausen angewiesen wurden; allein ich war sehr

vorsichtig. Bei Struve glückte es ihm besser, wie ich später erzählen werde.

In Ettlingen in Baden war eine Volksversammlung angesagt worden, welche mehrere Flüchtlinge, die in Baden wenig gekannt waren, zu besuchen beabsichtigten. Ich wollte diese Gelegenheit benutzen, eine Anzahl Briefe an die demokratischen Clubs zu befördern, in welchen ich hauptsächlich darauf hinwieß, daß sie ihre Thätigkeit auf das Militär richten möchten, was wichtiger sei als alles Andere. Ich hatte gute Gründe dazu; denn Abgesandte der verschiedenen Truppencorps in Baden waren häufig bei mir in Straßburg, oder es wurden Mädchen mit Briefen an mich abgeschickt. Einer meiner autographirten Briefe kam dem Minister Beck in die Hände, der ihn geschickt benutzte; die Aufhebung der demokratischen Clubs war die Folge.

Die Menge der Leute, die damals in allerlei Aufträgen in den Rebstock zu mir kamen, war wirklich außerordentlich und ich hatte kaum Zeit zum Essen. Auch Abgesandte aus Würtemberg waren nicht selten. Unter andern kamen daher zwei reiche Bauern, von denen sich der eine als der Anführer einer Compagnie präsentirte, die sämmtlich „aus Kerlen wie er selbst“ bestünde; es muß dies eine respectable Compagnie gewesen sein, denn ihr Hauptmann maß wenigstens sechs Fuß. Er fragte mich um Erlaubniß, beim Ausbruch der Revolution den nichtswürdigen Amtmann aufhängen zu dürfen und war ziemlich unzufrieden, als ich ihn bis zu einer tüchtigen Tracht Schläge herabhandelte. Leute, die sich bei mir für die Legion wollten anwerben lassen, kamen in Massen, und mit wenig Geld hätte ich bald eine Armee zusammen bringen können.

Unter den Demokraten, die im Rebstock wohnten, oder in demselben ab und zu gingen, fehlte es nicht an Originalen.

Zwei derselben haben mir viel Spaß gemacht. Der eine hieß Hiob Daniel Backfisch und war Zeugschmied aus Eberbach am Neckar; allein zugleich war er ein gar nicht talentloser Dichter, der in seiner Gegend Ruf und Einfluß besaß. Er war noch in den Zwanzigern, mit einem Schillergesicht, langen, gelben „Elfenlocken" und blauen Augen. Als Schmied hatte er eine Art Recht, grob zu sein und war es auch, obwohl gegen mich niemals; denn mich liebte und bewunderte er; selbst mein Aeußeres gefiel ihm und er ärgerte sich, daß ich nicht Herwegh war, weil er behauptete, mein Gesicht passe zu dessen Gedichten. Er richtete sogar ein Sonett an mich.

Er behauptete von sich, daß er schauderhaft feige sei, und da er nie log, so glaubte ich ihm. Er war indessen ein Ultrarepublikaner von der schwärmerischsten Sorte, aber ein kreuzbraver Mensch, der Niemanden Etwas zu Leide gethan haben würde.

Er hatte lange den Wunsch gehegt, Hecker kennen zu lernen, für den er schwärmte, und als ich einst einen wichtigen Brief nach Muttenz zu schicken hatte, veranlaßte er mich, ihn denselben überbringen zu lassen. Ich war daher sehr erstaunt, ihn schon am andern Tage wieder in Straßburg zu sehen und fragte, wie er Hecker gefunden habe. Er war etwas in Verlegenheit; dann sagte er: „Wie ich ihn gefunden habe? Sehr grob habe ich ihn gefunden!" —

Backfisch war auf der ganzen Reise nach Muttenz förmlich im Fieber gewesen und hatte sich tausenderlei verschiedene Anreden ausgesonnen, von denen eine immer poetischer war als die andere. Als er Hecker meinen Brief überreichte, ließ er eine seiner Dithyramben los und erstarrte zur Salzsäule, als ihn dieser unterbrach: „Ei, Herrgott's Himmel Donnerwetter, sind denn heut alle Professoren, Nar-

ren und Enthusiasten losgelassen!" und ihm den Rücken wandte. Deputationen und Bewunderer hatten Hecker an dem Tage schon fast zum Rasen gebracht und auf den armen Poeten ergoß sich die Wolke. Als Hecker aus meinem Brief ersah, weß Geistes Kind mein Bote war, ließ er ihn zu sich bitten; allein Backfisch hatte sich ohne Abschied davon gemacht. Seitdem behauptete er stets, er kenne einen Menschen, der noch gröber sei als er, — Hecker.

Ein anderer Insasse des Rebstocks war ein Küfermeister aus Mannheim, ein dicker, großer, blühender Mann, der viel von seinen zwei Weibern sprach und den Heldenthaten, die er verrichten wolle, wenn es „wieder los gehe." „Wenn es wieder losgeht, Herr Corvin, dann geben sie mir eine Kanone auf den Rücken!" Wegen der Aehnlichkeit — mit Ausnahme des Alters — nannte ich ihn Ritter Falstaff, was ihm sehr schmeichelte, bis ihm Andere sagten, wer Falstaff gewesen.

Unterdessen war der Juniaufstand in Paris unterdrückt worden; die Clubs verloren ihre Macht und es kam eine neue Depesche von Paris, durch welche ich nun aus ganz Frankreich ausgewiesen wurde. Ich erhielt den Befehl um halb fünf Uhr Nachmittags, mit der Eisenbahn nach der Schweiz abzureisen. Man wollte mir einen Paß geben; allein ich lehnte ihn ab. Meine Absicht war, mich gegen Abend in die dicht vor dem Thor gelegene Rupertsau zu begeben, wo ich mir bereits eine versteckte Wohnung als Alfred Meister gemiethet hatte, welches einer der vielen Namen war, unter denen ich meine geheime Correspondenz führte.

Die Uneinigkeit zwischen unsern beiden Comités war auf den höchsten Punkt gestiegen; an der Spitze meiner Gegner stand der schon erwähnte Blind. Meine Anerbietungen

zu einer Vereinigung waren mit Hohn zurückgewiesen worden; allein als endlich alle Geldzuschüsse ausblieben, kam man auf friedlichere Gedanken und ein von Mannheim ausgehender Vorschlag zur Einigung fand Gehör. Grade an dem Tage, an welchem ich Straßburg verlassen sollte, hatte ich mir mit Blind ein Rendezvous gegeben, um ein neues Comité aus den beiden bestehenden zusammenzusetzen. Wir fanden dazu treffliche Elemente, denn es waren in letzter Zeit einige sehr tüchtige Flüchtlinge aus Deutschlaud angekommen. Ich nenne unter ihnen nur Jansen, den Präsidenten des Arbeitervereins in Cöln und den alten Böning aus Wiesbaden, die zu meinen eifrigsten Anhängern gehörten und von denen ich später noch zu reden haben werde. Die neue Organisation der Gesellschaft und die deshalb nöthigen Besprechungen nahmen einige Zeit hinweg, und es war bereits vier Uhr vorbei, als ich im Rebstock ankam. Hier fand ich im Gastzimmer die Gräfin, mit der ich mich längere Zeit unterhielt, so daß ich die mir gesetzte Frist überschritt, ehe ich es gewahr wurde. Gegen fünf Uhr trat der Kellner ein und sagte mir, daß der Gasthof rings um von Gensdarmen und Polizeidienern besetzt sei. So war es in der That; als man mich nicht hatte abreisen sehn, rückte man in Masse an, wahrscheinlich um mich gefangen zu nehmen, sobald ich mich auf der Straße blicken ließe, denn in das Haus wollte oder durfte man nicht dringen. Man konnte mich durch die offenen Fenster mit der Gräfin sitzen sehen; allein man wagte sich nicht in das Haus.

Gegen Abend ging ich in ein Zimmer des ersten Stockes, aß sehr unbekümmert zu Nacht und machte meine Toilette; denn ich hatte beschlossen, die mir auflauernden Gensdarmen anzuführen. Zu diesem Ende verkleidete ich mich als Fuhrmann. Schöne, liebe Hände geleiteten mich über eine Hin-

tertreppe, durch die Küche in den Hof, wo ich mir Peitsche und Stalllaterne vom Hausknecht überliefern ließ, der zum Hinterthor hinaus in eine schmale Gasse mir vorangehen sollte. Ich folgte und die aufpassenden Polizisten erkannten in dem tölpelhaften Fuhrmann nicht den „chef de bande Corvin“ den sie sich übrigens lange und oft genug angesehen hatten. Vielleicht war ihnen auch nicht übermäßig viel daran gelegen, mich zu fangen, denn ich hatte viele Freunde unter den Straßburgern. Ich kam glücklich in eine andere Straße, von wo mich drei meiner zuverlässigsten Anhänger in die Rupertsau begleiteten.

Der Polizeipräfect sagte mir, da mir nur der Aufenthalt in Frankreich und nicht der Besuch untersagt sei, so könne ich ja in Kehl wohnen und oftmals nach Straßburg herüberkommen. Er wußte sehr wohl, daß ich in Kehl nicht bleiben durfte und ich verstand sehr gut seine Meinung. Ich ward auch in meinem Quartier nicht beunruhigt und ging selbst heimlich des Abends in den Rebstock. Endlich, etwa zehn Tage später, kam ich wieder officiell dort als Besucher an; allein der Präfect gestattete mir nur einen dreitägigen Aufenthalt, und als dieser abgelaufen war, drückte er den Wunsch aus, dies Mal nicht durch den Schornstein, sondern wie ein gewöhnlicher Mensch abzufahren, damit er gewissenhafter Weise meine Abreise berichten könne, der ein Polizeibeamter incognito beiwohnen solle. Ich versprach seinen Wunsch zu erfüllen und Abends begleiteten mich einige dreißig der Flüchtlinge an den Landauer Postwagen, da ich erklärt hatte, ich würde nach Deutschland zurückkehren. Meine Absicht war jedoch, vorläufig nach Weissenburg zu reisen, von wo ich heimlich in die Rupertsau zurückzukehren gedachte.

In Weissenburg nahm ich mein Quartier im Gasthof zum goldenen Engel, wo ich in einem kleinen Hinterstübchen

unter fremdem Namen über zwei Monate äußerst kümmerlich lebte, da mir selbst die Mittel fehlten, nach Straßburg zurückzukehren. Meine einzige Unterhaltung waren einsame Spaziergänge in die Umgegend, Correspondenz und Lectüre; ich durchlas fast die Hälfte der Nummern der französischen Leihbibliothek. Die Menschen in dem kleinen Ort waren herzensgut, allein der Aufenthalt war entsetzlich für mich, weil ich nicht fort konnte und gern auf dem Schauplatz der Bewegung gewesen wäre. Die eingeleiteten Pläne, deren Reife man abwarten mußte, machten mich noch ungeduldiger. Es war da Großes im Werk; doch da unsere Pläne durch unreife Unternehmungen verhindert wurden, so mögen sie in Vergessenheit begraben bleiben.

Struve war in diese Unternehmungen nicht mit verwickelt; man mißtraute seiner Raschheit; sah er tausend halbbewaffnete Bauernjungen, dann meinte er eine Armee zu haben. Ich erfuhr mit Besorgniß, daß er ein Unternehmen vorbereite, hütete mich jedoch sehr, mich daran zu betheiligen, was mir wohl auch mißlungen sein würde, da Struve durch Heinzen gegen mich eingenommen war und Löwenfels sein besonderes Vertrauen gewonnen hatte.

Eines Tages traf ich auf der Straße Blind und den lahmen Goldschmuckfabrikanten Müller aus Pforzheim, der besser unter seinem Spitznamen Borax bekannt ist. Blind war ebenfals aus Frankreich ausgewiesen.

Die Vorgänge in Wien und Berlin entgingen meiner Aufmerksamkeit nicht und ich unterhielt mit beiden Städten Verbindungen. Der Ausbruch neuer Unruhen in Wien schien mir so gewiß, daß ich einige Vertraute vorausschickte, mit der Absicht nachzukommen, sobald ich mir die Mittel zur Reise durch eine literarische Arbeit verschafft haben würde.

Von Frankfurt hatte ich schon lange nichts mehr erwartet; nichts als Phrasenmacherei, wie in Berlin: überall viel Geschrei und wenig Wolle. Dergleichen Aussprüche wurden damals sehr übel genommen, Jeder, der zum Handeln zu feige war hoffte, daß die Versammlungen in Berlin und Frankfurt handeln würden.

In alle Pläne, die wir im Süden machten, schlug wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Putsch in Frankfurt. Die Vorgänge sind bekannt und ich will mich eines Urtheils darüber enthalten. Ich ärgerte mich damals genug darüber, denn diese Jammergeschichte brachte Militär nach Gegenden, wo wir es zu unsern Plänen nicht brauchen konnten.

Eines Tages wurde durch rheinbairische Freunde einer der Haupttheilnehmer des Putsches, Esselen, über die französische Grenze und zu mir nach Weissenburg gebracht. Er war ein blonder, junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren und mit etwas gekräuseltem Haar und hübschem Gesicht. Von seinem Charakter kann ich nichts sagen, da ich ihn nur einen Nachmittag sah. Von ihm erfuhr ich die Details des Frankfurter Krawalls. Er klagte bitter über Metternich, den er der Feigheit beschuldigte. Dieser sei im kritischen Augenblick nach Hanau ausgerissen unter dem Vorwand, von dort her Hülfe zu holen. Ich kannte Metternich von Mainz her, wo er im Jahre 1832 Secundant meines Gegners in einem Pistolenduell gewesen war. Später werden wir Metternich abermals begegnen. Mit einer Empfehlung von mir an Jansen reiste Esselen am andern Tage nach Straßburg ab. Auch ein Herr von Diepenbrock wurde durch Pfälzer Freunde über Weissenburg nach Straßburg spedirt.

Einige Zeit darauf brach der Struvesche Aufstand aus, der Struwelpeter, wie ihn der Volkswitz nannte, da der

Regierungsdirector des Seekreises Peter, daran Theil nahm und das Kinderbuch der Struwelpeter damals noch im frischen Andenken war. Dieser Aufstand erschien mir in jenem Zeitpunkt so abgeschmackt, daß ich seine Urheber förmlich als Wahnsinnige betrachtete; doch war mein Urtheil wohl etwas durch den Umstand bestimmt, daß er reifere und besser überlegte Pläne zu Grunde richtete. Auch kannte ich damals manche Dinge nicht, welche mir in Bezug auf diese Angelegenheit später mitgetheilt wurden. Der Struvesche Aufstand war, ob mit Wissen des Ministers Beck weiß ich nicht, wenigstens durch seine Agenten und Spione provozirt worden. Eine solche Handlungsweise würde zwar wenig moralisch, allein ganz politisch gewesen sein; denn damals war die Regierung im Stande, einem Aufstande kräftig zu begegenen, und derselbe gab die erwünschte Veranlassung, Maßregeln zu ergreifen, welche die Ausführung reiferer Pläne, von deren Existenz man unbestimmte Kunde haben mochte, erschwerten, wo nicht unmöglich machten. Möglich ist es jedoch auch, daß untergeordnete Agenten ohne Auftrag provozirende Schritte thaten, nur aus persönlichem Interesse und um Gelegenheit zu haben, der Regierung ihre Wichtigkeit und Brauchbarkeit zu zeigen. Daß Minister Beck Spione gebrauchte — zu tadeln ist er deshalb nicht! — hat er in der Kammer und auch in einem nach der Revolution von ihm erschienenen Buche selbst eingeräumt.

Der schon früher erwähnte Friedrich Zeiler aus Ladenburg ging nach Chalons und drängte sich an Struve, dessen Zutrauen er ebensowohl, wie das anderer Flüchtlinge erwarb. Man vertraute ihm Briefe und Botschaften nach Baden an, die nicht in bessern Händen sein konnten! Man zeigte ihm sogar die Plätze an, wo Waffen verborgen waren und nannte ihm alle Personen, mit denen man in genauerer

Verbindung stand. Die Folge davon war, daß eine Menge Leute arretirt und über Dinge vernommen wurden, welche sie von Niemand als von Struve gekannt glaubten. Zeiler wußte sich natürlich dabei fern zu halten.

Er hatte sich von allen Flüchtlingen von nur einiger Bedeutung einige Zeilen zu verschaffen gewußt; diese wurden autographirt und Postbeamten mitgetheilt, welche Auftrag hatten, Briefe mit ähnlich geschriebenen Adressen zu näherer Beachtung aufzuhalten.

Außerdem wurden eine Menge Personen in Baden und Würtemberg veranlaßt, an Struve Briefe zu schreiben, in welchen sie die übertriebensten Berichte von der günstigen Stimmung des Volkes für seine Pläne machten, worin sie sagten, daß Alles auf ihn warte, um sich zu erheben, und daß Geld, Waffen und Munition für ihn bereit lägen. Struve, der ohnedies in seinen Hoffnungen stets zu sanguinisch war, nahm dies Alles für baare Münze und rannte wie toll in die ihm gestellte, offene Falle.

Das unthätige Leben in Weissenburg machte mich so ungeduldig, daß ich trotz aller Vernunftgründe versucht war, mich an dem Aufstand zu betheiligen und zu versuchen, einige der von uns construirten Maschinen mit ins Spiel zu bringen; als ich jedoch erfuhr, daß Struve Löwenfels zum militärischen Anführer gemacht habe, verging mir die Lust. Mein Mißtrauen wurde vollkommen gerechtfertigt; Löwenfels benahm sich in dem in Stauffen stattfindenden Gefecht erbärmlich und feige und hat sich seitdem mit seiner Schande in irgend ein Mauseloch verkrochen; ich habe seitdem nichts von ihm gesehn oder gehört. Struve und Blind, die nicht so geschickt im Davonlaufen waren, wie Löwenfels, wurden gefangen.

Die Regierung hätte auch sehr gern Löwenfels und einen gewissen Neef gehabt. Zu diesem Ende machte Friedrich Zeiler nähere Bekanntschaft mit dem jüngern Blind, der damals auf der Kriegsschule in Carlsruhe war und sich den Anschein gab, als verabscheue er die Handlungsweise seines Bruders. Er verstellte sich auf diese Weise, um Zeiler Vertrauen einzuflößen und dadurch dessen Pläne und sonstige Heimlichkeiten kennen zu lernen. Zeiler ließ sich durch Blind düpiren, dem bei nächster Gelegenheit die Epauletts versprochen wurden. *) Zeiler wurde wegen seines Vertrauens von seinen Auftraggebern sehr getadelt; allein Blind wußte sich so aufrichtig zu stellen, daß man endlich an die Ehrlichkeit seiner Verrätherei glaubte. Er benutzte dies, viele Personen, die mit Arrestation oder Haussuchung bedroht waren, zu warnen. Herr Baumer, damals Gastwirth im Zähringer Hof in Durlach, (er starb in den Kasematten Rastatt's) erhielt durch eine solche Mittheilung Zeit, gefährliche Briefe von Struve bei Seite zu bringen, so daß man bei der Haussuchung nichts Verdächtiges fand.

Um Löwenfels und Neef bei Seite zu schaffen, erzählt Blind, hatte Zeiler die Dreistigkeit dem Minister den Vorschlag zu machen, diese durch Mord aus dem Wege zu räumen. Beck erschrack vor solcher Dienstfertigkeit und sagte, daß ihm natürlich daran liege, die beiden Hochverräther los zu werden, oder in seine Gewalt zu bekommen, doch sei das Zeilers Sache und er wolle damit nichts zu thun haben; seinen Lohn solle er für seine Dienste erhalten.

---

*) Ich theile diese Angelegenheit mit, wie ich sie aus dem Munde des jüngern Blind erfuhr; er gab mir Erlaubniß, davon Gebrauch zu machen.

Da Beck dem jungen Blind noch immer nicht recht trauen wollte, so drang Zeiler in diesen, etwas Entscheidendes zu thun, um seine Aufrichtigkeit zu beweisen. Blind versprach also, die beiden genannten Personen auf irgend eine Weise in die Hände der badischen Regierung zu liefern und machte auch zu diesem Zweck eine Reise, welche er jedoch dazu benutzte, seine Freunde in Straßburg von der Ankunft des Zeiler zu benachrichtigen und ihnen zu empfehlen, sich der Papiere desselben zu bemächtigen, welche interessante Aufschlüsse geben würden.

Die Straßburger Flüchtlinge machten Jagd auf Zeiler und bestätigten ihn, um jagdgerecht zu reden, in einem liederlichen Hause. Als Zeiler mehrere ihm bekannte Personen in das Lokal treten sah, floh er mit einer Dirne in ihr Zimmer; allein die Flüchtlinge zogen die Wirthin in ihr Interesse und veranlaßten sie, mit großer Aengstlichkeit dem Spion zu sagen, daß man ihn ermorden würde, wenn er nicht sogleich seine Brieftasche herausgebe. Der geängstigte Zeiler lieferte aus, was er hatte und war froh mit einer tüchtigen Tracht Prügel nach Baden entkommen zu können.

Unter diesen Papieren fand man außer einem Passe auch ein von dem Minister unterzeichnetes Papier, in welchem alle Amtleute Badens angewiesen wurden, dem Vorzeiger nicht nur alle Hülfe zu leisten, sondern auch kleine Summen bis zu fünfzig Gulden auszuzahlen. Das meiste Interesse erregte aber die Brieftasche, in welcher die Summen aufgezeichnet waren, die Zeiler nach und nach empfangen hatte und worin neben allerlei Notizen auch die Beweise davon enthalten gewesen sein sollen, daß der Struvesche Aufstand provozirt wurde.

Dieser Zeiler hatte Struve's Vertrauen in solchem Grade erworben, daß dieser ihn zum Hauptmann machte und ihm

das Commando der Avantgarde anvertraute! Willich entging mit genauer Noth einer ihm gestellten Falle.

Die bei Zeiler gefundenen Papiere wurden Brentano eingehändigt, welcher den gefangenen Struve vertheidigen sollte, um davon vor Gericht Gebrauch zu machen. Brentano that dies auf eine für den Minister so schonende Weise, daß Struves Freunde damit höchst unzufrieden waren; doch ist es wohl möglich, daß diese Papiere nicht die juristische Wichtigkeit hatten, welche ihnen von Laien beigelegt wurde.

Ich sah nun ein, daß an Ausführung meiner Pläne in Baden vorläufig nicht zu denken war, und die Dinge in Wien gestalteten sich in jenem Augenblicke auch nicht ganz nach meinen Wünschen; ich gab daher dem Verlangen meiner Frau Gehör, nach Berlin zu kommen, wohin sie schon frühzeitig von Straßburg aus gegangen war.

In Berlin lebte Held, der damals dort die bedeutendste Rolle spielte. Ich hatte mit ihm die zu jener Zeit noch unvollendete illustrirte Weltgeschichte begonnen und der Verleger drang auf die Fortsetzung. Diese Arbeit verschaffte mir sogleich eine anständige Einnahme und überdies trug mir Held die Mitredacteurschaft seiner Zeitschrift „Lokomotive“ an, welche gut rentirte. Die Gefahr, die ich für meine Freiheit fürchtete, beseitigte er durch folgende Mittheilungen: Erstens hatte er in Erfahrung gebracht, daß Preußen wie Hannover seinen Staatsangehörigen in Bezug auf den Heckerschen Aufstand eine stillschweigende Amnestie bewilligt, indem es zur Vermeidung von eklatanten Prozessen die Gerichtshöfe angewiesen hatte, für das nur gegen Baden gerichtete Attentat keinerlei Untersuchung einzuleiten. Zweitens war ich sächsischer Staatsbürger, konnte also in Preußen nicht angeklagt, sondern nur ausgeliefert oder ausgewiesen werden; Beides

aber war in den „Zeiten der Anarchie", wie man den revolutionären Zustand in Berlin nannte, durchaus nicht zu befürchten. Held versicherte mich, daß ich, wenn ich mich nicht gar zu „mausig" mache, sondern ruhig an Weltgeschichte und Locomotive arbeite, unangefochten in Berlin leben könne, und die Polizei sich gar nicht um mich bekümmern würde. Dies bestimmte mich. Ich reiste nach Berlin ab, nicht wenig in Sorge, in der Pfalz oder sonst unterwegs erkannt und arretirt zu werden, da ich keinen ordentlichen Paß hatte. Alles, was ich zu meiner Legitimation bei mir trug, war ein Schein des Maires von Weissenburg, daß sich Herr Alfred Meister zwei Monate in der Stadt aufgehalten und gut betragen habe, wodurch wenigstens bewiesen werden konnte, daß ich an dem Struveschen Aufstand keinen Theil genommen.

In Ludwigshafen angekommen, konnte ich nicht der Versuchung widerstehen, am Abend Mannheim zu durchstreifen, welches mit preußischen Truppen angefüllt war, die sich mit den badischen sehr schlecht vertrugen. Ich war durch Baden steckbrieflich verfolgt und dieser Besuch Mannheims war sehr unklug. Die Reise ging ohne Schwierigkeit vorüber; kein Mensch fragte nach meinem Paß und ich kam am 15. Oct. in Berlin an, wo ich bei Held abstieg, der mich als Herrn Wiersbitzki, Officier a. D. anmeldete und in dem die Behörde nicht den Chef des Generalstabes der deutschen, republikanischen Legion vermuthen mochte, da meine Familie in Preußen ziemlich zahlreich vertreten und als sehr monarchisch-gesinnt bekannt ist.

Sechstes Capitel.

Veränderungen in Berlin. — Held. — Arbeiterkrawall. — Die Maschinenbauer. — Berliner Demokraten. — Die Clubs. — Der Social-Verein. — Berlin muß sofort verproviantirt werden. — Die Volksschutzcommission. — Der Demokratencongreß. — Sturmpetition. — Volksversammlung. — Arnold Ruge. — Scene vor der Deputirtenkammer. — Der permanente Ausschuß des Demokratencongresses. — General Wrangel. — Belagerungszustand. — Ausweisungen. — Journalverbote. — Minister von Manteuffel. — Held's politische Weihnachtsstube. — Satyren. — Louise Aston. — Loyale Renommisten. — Die vereitelte Volksversammlung. — Ueberall Aufstände. — Revolution in der Pfalz und in Baden. — Briefe an Raveaux und an Blind. — Meine Ausweisung aus Berlin. — Abreise nach Baden.

Ich kam zu einer sehr interessanten Zeit nach Berlin. Die ganze Stadt hatte das demokratische Fieber, und wenn man die volltönenden Reden in den zahlreichen Clubs hörte und ihnen glaubte, gab man für das ganze Königthum keinen Silbergroschen mehr.

Statt der stolzen „Jarde", welche man sonst selbstgefällig durch die Straßen spazieren sah, erblickte man Bürgerwehrmänner. Hie und da sah man nur einen Soldaten von einem Linienregimente, der sich fast scheu durch die Menge schlich. Alle Thore, alle öffentliche Gebäude waren von der Bürgerwehr besetzt. — Die Linden waren ganz und gar umgewandelt. Eine Menge der schönsten Wohnungen standen leer und eine elegante Equipage war eine Seltenheit, denn

der Hof mit Allem was daran hängt, war verschwunden. Ich vermißte ihn nicht, denn das Leben, welches die Volksherrschaft auf die Straße zauberte, war für mich von dem größesten Interesse, welches noch durch Vergleiche mit dem Pariser Straßenleben gesteigert wurde.

Ueberall bildeten sich Gruppen, in deren Mitte irgend ein beliebter Demokrat stand, welcher den Umstehenden die Grundsätze der Demokratie zu erklären suchte, was oft sehr schwer wurde, da sie sich selbst nicht klar waren und die Lücken mit volltönenden Phrasen ausfüllten, die selten ihre zündende Wirkung verfehlten. Dazwischen schrieen die „fliegenden Buchhändler" ihre Plakate mit den originellen Titeln aus. Damals redete man zum Volk schriftlich, weniger in Journalen als in ungeheuren Plakaten, welche alle Mauern bedeckten und von unzähligen Gamins — eben den fliegenden Buchhändlern — durch die ganze Stadt verkauft wurden.

An die Stelle des Hofes war in Berlin die Nationalversammlung getreten, die bekanntlich im Schauspielhaus ihre Sitzungen hielt, vielleicht um anzudeuten, daß die Regierung die ganze Geschichte als eine Komödie betrachte. Die Stelle der Theater nahmen dagegen die zahlreichen, viel besuchten Clubs ein; kurz, man merkte überall, daß Berlin eine Revolution gehabt hatte.

Unter den Führern der Demokratie in dieser Stadt ragte damals Held als der bedeutendste, einflußreichste und talentvollste hervor. Seine Popularität war zur Zeit meiner Ankunft bereits im Abnehmen; allein sie war noch immer so groß, daß ich durch sie in das äußerste Erstaunen gesetzt wurde.

Während ich in Paris die Februarrevolution und den Aufstand in Baden durchmachte, lebte Held in Magdeburg

und Leipzig und ging nach der Revolution in Berlin in diese Stadt, wo er bald durch sein außerordentliches Rednertalent den ersten Platz unter den Demokraten einnahm. Seine Popularität war beispiellos; in seiner Hand lag das Geschick des Staates; von ihm hing der Wechsel der Minister ab. Die Geschichte seiner Wirksamkeit läßt sich leicht aus den Journalen der damaligen Zeit herauslesen, besonders aus der Locomotive, die er nun wieder, aber täglich, erscheinen ließ. Fast alle Woche gab er ein oder zwei Plakate heraus und war der Leiter in den Volksversammlungen.

Unzählige Männer schwärmten für ihn; sein Bild hing überall und in allen öffentlichen Localen waren große und kleine Büsten von ihm aufgestellt; er war das Idol der Berliner und besonders der Berlinerinnen, die ihn mit Lorbeern bekränzten und mit Billetdoux überschütteten. Diesen Verführungen konnte er nicht widerstehen; die Frauen nahmen immer mehr und mehr seine Zeit in Anspruch, wodurch er seine öffentliche Thätigkeit vernachlässigte und seinen zahlreichen Neidern und Feinden unter den Demokraten freies Spiel ließ. Seine Sorglosigkeit, sein Leichtsinn und sein Privatleben gaben ihnen zu viele Anhaltepunkte, als daß es nicht hätte gelingen sollen, ihn von seinem Piedestal herabzureißen.

Natürlich brauchte Held in jener Zeit sehr viel Geld und kam mit seiner Einnahme, so groß sie war, nicht aus; allein es gab kaum einen Menschen, der sorgloser und gleichgültiger in Geldsachen war, als er: hatte er es, so warf er es mit vollen Händen hinweg; hatte er nichts, so behalf er sich kümmerlich oder borgte, wo er Etwas bekommen konnte. Das hatte man bald weg und es läßt sich wohl denken, daß die andere Partei es an Bestechungsversuchen nicht fehlen ließ. Man bot ihm einstmals zehntausend Thaler, wenn er Berlin verlassen wollte, und dieselbe Summe, wenn er Anhaltepunkte

und Beweise zu einer Klage gegen einen hohen, einflußreichen Beamten liefern würde, allein ohne Erfolg.

Das Treiben der Berliner Demokratie erfüllte Held mit Ekel; er sah, daß von dieser Seite nichts Ersprießliches zu hoffen war und plötzlich erschien von ihm ein Plakat „meine Idee," welches seinen Feinden unter den Demokraten sehr willkommen war. Es handelte sich darum, daß der König zu Gunsten des Prinzen von Preußen abdanken, dieser eine von Held entworfene Verfassung annehmen und sich zum deutschen Kaiser machen solle. Diese Angelegenheit brachte ihn in nähere Berührung mit dem Präsidenten des Preußen-Vereins, Herrn von Katte. Man stellte ihm Fallen und seine Popularität nahm ab.

Ich hatte früher viel über Held vermocht, und da sowohl seine Frau als die meinige, die sich damals in Berlin aufhielt, von meiner Anwesenheit den besten Einfluß hoffte, so drang man darauf, daß ich nach Berlin kommen solle.

Held's Aeußeres hatte sich nun im Mannesalter sehr zu seinen Gunsten verändert. Er war damals ein großer, kräftig gebauter Mann mit kurzen, ein wenig nach vorn gebeugtem Halse. Das weiche, blonde, ein wenig gelockte Haar trug er nach hinten gekämmt, wodurch seine eigenthümliche, den scharfen Denker verkündende, Stirn ganz frei wurde. Seine kleinen graublauen Augen, die nur deshalb tief zu liegen scheinen, weil die Stirn gerad über ihnen auffallend hervortritt, verrathen nicht gerade den Geist, den er besitzt, sondern vielmehr seine Sinnlichkeit. Der untere Theil des Gesichts wurde vollständig durch einen außerordentlich vollen, rothblonden Bart verdeckt, der ihm bis auf die halbe Brust reichte. Stand Held auf der Rednerbühne, so war seine Büste klassisch. Außer der imposanten Redner-

figur besaß Held auch ein volltönendes, mächtiges Organ und seine Stimme vermochte es, sich einer großen Volksversammlung so vernehmlich zu machen, daß auch dem Fernstehenden kein Wort seiner Reden verloren ging. Er war der beste Volksredner, den ich bis jetzt gehört habe. Selten gebrauchte er die gewöhnlichen demokratischen Stichworte und Redensarten; er verschmähte solche Marktschreiermittel, Beifall zu erringen, den zu erreichen er auf andere, würdigere Weise gewiß war, ohne danach zu geizen; ja die Aeußerungen desselben machten ihn oft ärgerlich und ungeduldig. Seine Reden zeichneten sich durch ihre Klarheit und vor allen Dingen durch ihre scharfe Logik aus, mit welcher er seine Feinde zur Verzweiflung brachte. Dabei war seine Sprache schwunghaft und selbst poetisch und der Witz war in seinem Munde ein Wetterstrahl. Wollte Held beweisen, „daß der Mond aus grünem Käse gemacht sei", die Masse des Volks ging mit dieser beruhigenden Ueberzeugung nach Hause.

Durch andere Geschäfte in Anspruch genommen, hatte ich mich um die Berliner Angelegenheiten nicht so speciell bekümmert, um Held's Stellung in jener Stadt ihrem wahren Werthe nach beurtheilen zu können; wäre dies der Fall gewesen, so würde ich viel früher dort hingegangen sein. Obgleich, wie gesagt, seine Popularität bereits nach dem Plakat im Abnehmen war, so hatte ich doch gleich am Tage nach meiner Ankunft Gelegenheit, über die Größe derselben zu erstaunen.

Der Regierungspartei lag es damals daran, einerseits die Bürgerschaft mit dem unruhigen Proletariat in Zwiespalt zu bringen und andererseits einen Vorwand zu finden, die Truppen wieder nach Berlin zu schaffen. Man sagte mir, daß für die Erbauung einer einzigen Barrikade eine sehr große Summe geboten worden sei. Diese Bemühungen

hatten Erfolg. Am 16. Oktober Nachmittags rief plötzlich Generalmarsch die Bürger unter die Waffen und es hieß, daß auf dem Köpenicker Felde die Bürgerwehr mit den Arbeitern handgemein geworden, und daß bereits Blut geflossen sei; ferner hieß es, letztere seien in die Stadt gezogen und hätten in verschiedenen Straßen Barrikaden errichtet; ganz Berlin war in der gespanntesten Erwartung.

Held und ich begaben uns sogleich auf den muthmaßlichen Kampfplatz. Sobald wir auf der Straße erschienen, erregte Held die allgemeinste Aufmerksamkeit. Wer vorüberging, blieb stehen, um ihn zu grüßen, oder ihm nachzusehen. „Dort ist Held, Held!" rief und flüsterte es von allen Seiten aus den Fenstern. Männer, Weiber und Kinder kamen aus den Häusern heraus, um ihn zu begrüßen und ihm die Hand zu geben.

Eine große Menge, die bald zu mehr als tausend Personen anwuchs, schloß sich uns an. Als wir an die Roßstraße kamen, an deren Ende eine Barrikade errichtet war, bat ich Held, mit seinem mächtigen Gefolge, welches er nicht los werden konnte, stehen zu bleiben, während ich bis zur Barrikade vorgehen und sehen wollte, was dort eigentlich geschehe. Das war in der That nicht viel. Man hatte einen Leiterwagen umgestürzt, einige Bretter, Balken und Steine unordentlich quer über die Straße geworfen und das nannte man eine Barrikade. Hinter diesem seltsamen Machwerk, welches nicht einmal Schutz gegen eine Büchsenkugel gewährt haben würde, standen fünf bis sechs versoffen aussehende Kerle, von denen nur zwei mit elenden Gewehren bewaffnet waren. Die ringsum versammelten Leute waren so zahm und gleichgültig, daß ich gleich einsah, es sei nicht das Allergeringste zu fürchten. Die ganze Geschichte sah

gemacht aus, doch kam ich damals noch nicht auf die eigentlichen Urheber.

Held war meiner Ansicht; wir beschlossen jedoch, auf alle Fälle gefaßt zu sein und retteten uns vor unserm Gefolge in eine Droschke, die uns an den Versammlungsort der Maschinenbauer bringen mußte, welche als Held's gefürchtete Leibwache betrachtet wurden. Sie bildeten ein gut organisirtes und gut bewaffnetes Corps von etwa 3000 Mann. Die Anhänglichkeit, welche sie gegen Held zeigten, war den auf ihn neidischen, und ihm auch mißtrauenden andern Führern der Demokratie besonders unangenehm und sie wendeten alle mögliche Mittel an, dieselbe zu lockern, was ihnen auch allmälig gelang, indem sie die ehrgeizigen Vorsteher in ihr Interesse zogen, denen beständig gesagt wurde, daß sie neben Held eine bloße Figurantenrolle spielten. Dies war nun allerdings der Fall. Held's Büste stand in doppelten Exemplaren in dem Lokal des Vereins und ihn selbst hatte man in öffentlicher Sitzung mit Blumen beworfen und mit Lorbeer bekränzt, was Alles keinem der Vorsteher begegnet war. Zu der Zeit, von der ich rede, war Held's Einfluß indessen noch immer groß genug und er konnte über diese nicht unbedeutende bewaffnete Macht verfügen, fand aber dies Mal keine Veranlassung, davon Gebrauch zu machen. Der Krawall endete, wie es die Regierungspartei wünschen konnte; einige Arbeiter wurden von der anrückenden Bürgerwehr getödtet; man hatte Barrikaden gehabt und bedauerte nur, daß die Hülfe des Militärs nicht gebraucht wurde, worauf man hoffte.

Held führte mich in mehrere Clubs ein, und ich ward Mitglied des Bürgerwehr- und des Social-Vereins. Letzterer war von Held gestiftet worden, der Präsident desselben wurde. Dort war stets seine politische Familie um ihn

versammelt. Der Saal in der alten Friedrichsstraße, wo die Sitzungen des Social-Vereins stattfanden, war zum Erdrücken voll, wenn es bekannt wurde, daß Held selbst präsidirte. Der Anblick war eigenthümlich. Rings um die Tribüne hatte sich stets ein Kreis von Mädchen und Frauen gebildet, und nicht etwa nur fahrende Schönen, oder sogenannte emancipirte Frauen, sondern Weiber und Töchter ehrenfester, ordentlicher Handwerksleute, welche trotz alles Geschreies an Held's Ehrlichkeit glaubten und ihm gern zuhörten, da er so klar sprach, daß ihn die einfachste Fassungskraft verstand, was von den andern Clubrednern nicht stets zu sagen war.

Das Hauptquartier der Feinde Held's war der demokratische Club, welcher in der Leipziger Straße im Schreier'schen Affentheater seine Sitzungen hielt. Die Matadore in diesem Club waren Benary, Ottensofer, Schönemann, May, Dohm und andere; auch mein davongelaufener Batallionsführer war im Comité.

Wenn Held in diesen Clubs redend auftrat, schlug er fast beständig seine Gegner und riß die Zuhörer zu einem Beifallssturm hin. Dies verdroß die Vorsteher außerordentlich und es folgten fast immer tumultuarische Scenen, welche Held's Feinden zu der Beschuldigung den Vorwand gaben, er gehe damit um, die Clubs zu sprengen.

Die Erbitterung dieser vom Neid gestachelten Leute war so groß, daß sie drohten, Held zu ermorden; allein ihre Feigheit war noch größer, so daß sie es niemals wagten, das Geringste gegen ihn zu unternehmen, selbst als ich ihn einst veranlaßte, mit mir allein in ein Lokal zu gehen, welches er oftmals besuchte, und wo sich eine Menge seiner Feinde an jenem Abend eigends zu feindlichen Unternehmungen gegen Held ein Rendezvous gegeben hatten.

Vor meiner Ankunft in Berlin hatte die Wahl eines Generals der Bürgerwehr stattgefunden; sie schwankte zwischen drei Personen, dem General Aschoff, — der als Major mein und Held's Bataillonscommandeur gewesen war, einem Herrn Rümpler und Held. Letzterer hatte die meiste Aussicht gewählt zu werden, als eine Thorheit ihn um den Erfolg brachte. Vor Gericht zum Schwur aufgefordert, verweigerte Held denselben, „weil er nicht an Gott glaube." Diese Abgeschmacktheit wurde zweckmäßig ausgebeutet, und Rümpler gewählt. — In Straußberg bei Berlin, wo Held einst einen Onkel besuchte, versammelte ein fanatischer Anhänger der Monarchie einen Volkshaufen vor dem Hause, der schrie: „Held heraus! schlagt ihn todt!" Dazwischen brüllte stets der fanatische Anführer: „Schlagt ihn todt, er hat nicht Gott gelobt! er hat nicht Gott gelobt!" — Held fürchtete das Schicksal der de Witte und war froh, als er mit heiler Haut wieder in Berlin war.

Wollte ich das ganze Gewebe der in jener Zeit gesponnenen Intriguen enthüllen, so müßte ich ein eigenes Buch schreiben, und ich will mich deshalb nur auf Einzelnheiten beschränken.

Die Truppen, welche General von Wrangel damals um Berlin zusammenzog, erregten mit Recht unsere Besorgniß und es schien in der That darauf abgesehen, Berlin durch eine Blockade zu zwingen. Die Bürgerschaft schien entschlossen, es auf einen neuen Kampf ankommen zu lassen, und so mußte man auf Mittel denken, denselben möglich zu machen. Ich schlug daher im Social-Verein vor, die Bürger Berlins aufzufordern, sich mit Lebensmitteln so viel als möglich zu versorgen. Mein Antrag fand Beifall und Held entwarf ein Plakat mit der Ueberschrift: „Berlin muß sofort ver-

proviantirt werden.“ Dieses Plakat wurde sehr lächerlich gemacht. „August Buddelmeier“ (Cohnfeld) erließ ein Gegenplakat: „Berlin verproviantire dir, dein großer Held hat Hunger,“ welches indessen mehr scherzhaft, als feindselig war. Dessenungeachtet fand der Vorschlag bei sehr Vielen Beifall und wurde von ihnen befolgt.

Ein anderer, weit bedeutenderer, Vorschlag Held's war der, eine Volksschutzcommission zu bilden. Bei dem letzten Arbeiterkravall hatte man den Mangel einer aus dem Volk hervorgegangenen Behörde gefühlt, welche das Volk bei entstehenden Unruhen leitete, wodurch unnütze Putsche und Blutvergießen gehindert und Einheit in die Operationen der demokratischen Streitkräfte gebracht werden konnte. Im jetzigen Augenblick mag dies Alles abgeschmackt erscheinen; allein damals hatte man darüber andere Ansichten.

Zu dieser Volksschutzcommission sollte nach Held's Vorschlag jeder demokratische Club oder Verein drei Commissarien und drei Boten erwählen. Diese zahlreiche und respektable Versammlung, in welcher die ganze demokratische Bevölkerung der Hauptstadt vertreten war, sollte sich, sobald Generalmarsch geschlagen würde, in einem geeigneten Lokale versammeln und die Leitung der Volksbewegung in die Hand nehmen. Die Boten sollten sich sogleich in die ihnen angewiesenen Stadttheile begeben, und dann der Commission getreuen Bericht über das Gesehene erstatten. Hielt es diese für zweckmäßig, die Bewegung zu unterdrücken, so sollten sich die mit weißen Schärpen versehenen Commissarien und Boten ohne Waffen an den Ort der Gefahr begeben und Frieden gebieten; hielt man jedoch den Kampf für nöthig, so sollten sie bewaffnet und mit rothen Schärpen erscheinen, um das Volk während des Gefechtes zu leiten. Zugleich entwarf ich ein Reglement für das Straßengefecht,

wodurch Jedem, Handwerksmann oder Kämpfer, der geeignetste Platz im Voraus angewiesen und Ordnung in die ganze Bewegung gebracht wurde.

Mehrere bedeutende Vereine gingen sogleich auf diesen Vorschlag ein, und sowohl Held als ich wurden zu Kommissarien gewählt. Die Sache scheiterte jedoch an den Bemühungen der Feinde Held's, welche sehr fürchteten, daß sie selbst zu Kommissarien gewählt und dadurch gezwungen werden möchten, handelnd aufzutreten, während doch nur Reden ihr Fach war.

Zu jener Zeit trat der zweite Demokratenkongreß in Berlin zusammen, der zuerst seine Sitzungen im „Englischen Hause" in der Mohrenstraße und dann bei Mielentz unter den Linden hatte. Held war an demselben Deputirter des demokratischen Bürgerwehrklubs und ich des Social-Vereins. Die Erbitterung der demokratischen Feinde Held's in Berlin war nun auf ihrer größten Höhe; sie bemühten sich, die fremden Abgesandten gegen ihn einzunehmen, um zu verhindern, daß er irgend einen Einfluß in der Versammlung gewinne; ja, sie versuchten es, seine Ausstoßung vom Kongreß durchzusetzen, was indessen nicht gelang. Als Held, empört über den Antrag, die Tribüne bestieg, wurde er durch diese Demokraten ausgelacht und durch von ihnen erhobenes Geschrei und sonstigen Lärm am Sprechen verhindert.

Die demokratischen Vereine aus fast ganz Deutschland hatten ihre Deputirte nach Berlin geschickt und dieser Kongreß hatte demnach die Prätension, die demokratische Partei unseres Vaterlandes zu repräsentiren; allein dagegen muß ich, im Interesse eben dieser Partei wie des gesunden Menschenverstandes, protestiren. Es waren ohne Zweifel viele unserer ausgezeichnetsten, talentvollsten und geachtetsten Demokraten anwesend; allein die Zahl der frechen, talentlosen

Mittelmäßigkeit war überwiegend. Dieser Umstand ist sehr erklärlich; die Massen hatten noch nicht genugsam die Erbärmlichkeit dieser sich breit machenden Mittelmäßigkeit kennen gelernt, was erst geschehen konnte, wenn diese „helltönenden Redner“ sich handelnd zeigten; bis dahin nahm man Worte für Thaten; die hohle Phrase herrschte fast überall und Diejenigen, welche den demokratischen Jargon am besten in ihrer Gewalt hatten, erschienen in überwiegender Mehrzahl auf dem Kongresse. Je weniger ich von demselben sage, desto besser ist es.

Aus Baden war Niemand auf dem Kongresse erschienen, und als die verschiedenen Abgesandten der Versammlung den Zustand der Partei in den Distrikten, wo sie zu Hause waren, schilderten, erbot ich mich, dies in Bezug auf Baden zu thun, wo keiner von den Anwesenden so gut als ich bekannt war. Meine Schilderung war kurz und bündig und ihre Richtigkeit wurde durch die Folge bewiesen, obwohl damals durch Viele bezweifelt, ja lächerlich gemacht, welche ihre Feindschaft gegen Held auf mich übertrugen, den sie beständig mit ihm zusammen sahen, und die mich schon deshalb haßten, weil sie feige waren und sie mir den erworbenen Ruf des persönlichen Muths beneideten, „for you may be sure your true coward hates no man for aything so much as for his courage.“ In einem Bericht über den Kongreß in der mir stets feindlichen Mannheimer Abendzeitung hieß es: „Baden mußte es sich gefallen lassen, von einem zweideutigen Flüchtling, Corvin, vertreten zu werden.“ Unzweideutigen Ausreißern schenkte man mehr Kredit, wie dem Herrn A— und dem schon früher genannten Walraff, der ebenfalls vor unserm Uebergang über den Rhein davon gelaufen war, und den ich hier als Deputirten des Arbeitervereins in Köln zu meiner großen Verwunderung antraf!

Zu jener Zeit wurde bekanntlich Wien von Windischgrätz belagert. Ein unzweideutiger Flüchtling Namens Silberstein befand sich auf dem Kongreß und verfehlte nicht, die Bedrängniß der Partei in dieser Stadt mit den lebhaftesten Farben zu schildern. Der Kongreß faßte den Beschluß, Maßregeln zur Unterstützung derselben zu ergreifen. Man wollte einen Aufruf an das deutsche Volk und eine Petition in Bezug auf diese Angelegenheit an die preußische National-versammlung richten; letztere sollte am andern Tage durch die ganze Masse der Berliner Demokraten übergeben werden. Den Aufruf an das deutsche Volk hatte Arnold Ruge bereits gedruckt bei sich, und dies etwas matte Machwerk wurde sogleich angenommen.

Vor der beabsichtigten Sturmpetition wurde vom Kongreß eine Volksversammlung unter den Zelten angesetzt, und da das Berliner Volk seine einheimischen Redner bereits zum Ekel angehört hatte, so sollten nun aus den Gästen fünf Sprecher ernannt werden. All diese Verhandlungen erschienen mir so komisch, daß ich bei der Wahl dieser Redner meinen Humor nicht länger im Zaum halten konnte; ich rief mit lauter Stimme den Namen eines entschiedenen Narren aus Dresden, dessen rothrepublikanische Hanswurstfigur für mich die ergötzlichste auf dem ganzen Kongresse war. Er besaß eine stattliche Gestalt und volltönende Stimme; statt eines republikanischen Gesinnungen als Aushängeschild dienenden rothen Bändchens im Knopfloch, wie es Manche trugen, war einer seiner Knöpfe roth, der auf dem dunkeln Rock wie ein Blutfleck aussah. Seine Reden waren ein wahrhaft ergötzliches, auf abenteuerliche, groteske Weise zusammengeflicktes Mosaik der gewöhnlichsten und übertriebensten republikanischen Phrasen, deren Wörterbuch er an seinen Fingerspitzen hatte, und wenn er redete, so lachte Jeder im Kongreß, der nur

einen Funken gesunden Menschenverstand besaß. Dergleichen Waare war jedoch nicht zu häufig, und es wurde dadurch bewiesen, daß mein rothknöpfiger Hanswurst mit Acclamation zum Volksredner erwählt wurde! Außer ihm sollten noch Ruge, Professor Bayerhofer (aus Marburg) Silberstein und Braklow aus Altona reden.

Die „Volksversammlung“ war meistens nur von Neugierigen besucht und bestand — Weiber, Kinder, Dienstmädchen und Verkäufer mit eingerechnet — nicht aus tausend Personen. Bayerhofer und Braklow sprachen sehr gut; Silberstein war überwältigend langweilig; allein den Sieg trugen mein Freund Rothknopf und Arnold Ruge davon. Ersterer machte auf der Tribüne Lazzis à la Abraham a Santa Clara, und erntete dafür Gelächter und donnerndes, ironisches Bravo; Ruge übertraf ihn indessen noch. Dieser ließ, ich weiß nicht was Alles, feierlich und mit erhobenen Händen beschwören, und die anwesenden Philister, welche das Sprichwort: mit den Wölfen muß man heulen, beherzigten, erhoben ihre Hände aus Furcht vor demokratischen Fäusten. Es mag das Alles Herrn Ruge ernst und feierlich erschienen sein; allein ich versichere auf mein Wort, daß wenigstens neun Zehntel der Anwesenden es als eine sehr ergötzliche Posse betrachteten und sich demgemäß unter sich darüber aussprachen. Held und ich gingen, die Stimmung der Anwesenden studirend, unter der Menge umher und konnten so am besten diese kennen lernen.

Die Sturmpetition am andern Tage fiel, wie die Berliner sagen, sehr „klöterig“ aus. Der Zug bestand aus höchstens sechshundert Personen, zu denen allerdings auf dem Gensdarmenmarkt sich noch eine Menge Zuschauer gesellten, wie das in einer großen Stadt stets der Fall ist. Als die Petition, welche nichts Geringeres verlangte, als daß preußi-

sche Truppen den Wienern zu Hülfe ziehen sollten, übergeben war, erschienen noch die Maschinenbauer. Es war dekretirt worden, daß die Menge, nach Uebergabe der Petition, sogleich den Platz verlassen solle; allein es ging Ruge, der die Leitung übernommen und den Sturm heraufbeschworen hatte, wie dem Götheschen Zauberlehrling; der verdammte Besen wollte nicht wieder Besen werden! Ruge war in Verzweiflung, denn die Zahl der Neugierigen ward immer größer und wollte nicht eher den Platz verlassen, als bis die Nationalversammlung eine Entscheidung im Sinne der Petenten gegeben hatte.

Ruge bestieg einen der Seitenpfeiler der großen Theatertreppe und ermahnte das Volk, ruhig nach Hause zu gehen; allein er war nicht Held, der früher die tumultuarischen Tausende mit einem Wink der Hand nach Hause schicken konnte. Ruge mußte die Berliner Gassennarren, den „souveränen Lindenmüller“ (ein Gassenredner und Präsident des Lindenklubs, der auf offener Straße seine Sitzungen oder vielmehr Versammlungen hielt) und den „Vater Karbe“ (einen übergeschnappten alten Konditor) zu Hülfe rufen; allein das half auch nichts und ich fürchtete fast, daß das Volk sich zu einem dummen Streich erheben möchte, als ein sanfter, abkühlender, auflösender Regen meinen Besorgnissen ein Ende machte. Die Menge verlief sich, froh des Vorwandes, daß die Petition erst in der Abendsitzung der National-Versammlung vorkommen solle.

Alle Demokraten, welche die Berliner nicht kannten, sahen mit Freude und großen Erwartungen die aufgeregte Stimmung des Volkes; sie hofften auf einen zweiten 18. März. Am Abend sollte es „losgehen.“

Der demokratische Kongreß hatte bereits seine letzte Sitzung gehalten; allein eine Fraktion desselben, die blut-

rotheste, alleräußerste Linke desselben, bestehend aus etwa einem Dutzend blutjunger Leute, hatte sich „in Permanenz“ erklärt und im Café Bavière in der Jägerstraße ihren Sitz genommen.

Alle Welt war nun auf die Vorgänge des Abends in der National-Versammlung gespannt. Ein Billet zu den Tribünen wurde mit drei bis fünf Thalern bezahlt. Ich war so glücklich eins zu erhalten. Ich benutzte es zuerst, hörte wenig Interessantes und verließ den Saal, um mein Billet Held zu geben. Das Schauspiel vor dem Schauspielhause war unterhaltender und lebhafter. Hier hatte sich eine dichtgedrängte Menge versammelt, und ihre Stimmung war in der That bedenklich heiß, denn sie wurde auch durch den herabströmenden Regen nicht abgekühlt. Die gewöhnlichen Volksredner bestiegen die Theatertreppe und forderten laut zur Erhebung auf. Es wurden Fackeln herbeigebracht und man besetzte die Ausgänge des Theaters damit, um die Mitglieder der Rechten zu erkennen, welche gegen die Petition geredet hatten, und nicht etwa aus Versehen einen Volksfreund aufzuhängen; denn solch' Schicksal war den „Volksverräthern“ bestimmt und man will in den Händen einiger Personen zu diesem Ende bereit gehaltene Stricke bemerkt haben.

Ich fuhr mit Held in den Social-Verein, den wir so zahlreich als nur möglich besucht fanden. Die Anwesenden waren in großer Aufregung, denn ein im Comité sitzender, viel und dreist schwatzender, Judenjüngling hatte sich bemüht, den Verein zur Revolution zu begeistern, und außerdem war von dem „in Permanenz sitzenden Ausschuß des demokratischen Kongresses“ ein Zettel eingelaufen, durch welchen der Social-Verein gefragt wurde, ob er geneigt sei, heute Nacht die Revolution mit all seinen Mitteln zu unter-

stützen? Die Fassung dieses Zettels war jedoch sehr unklar und ließ mancherlei Deutungen zu.

Als Held den Präsidentensitz einnahm, brachte er einige Haltung in die aufgeregte Menge; dann nahm er den Zettel in die Hand und versuchte die Bedeutung desselben zu entziffern; diese schien ihm in der Frage enthalten: „Will der Social-Verein heute Nacht mit den Waffen in der Hand die Revolution machen?“ Diese klare und bestimmte Fassung fand Widerspruch und es ward auf Held's Antrag beschlossen, eine Deputation des Vereins an diesen „in Permanenz sitzenden Ausschuß“ u. s. w. zu schicken, um denselben erstlich kennen zu lernen und ihn zu fragen, was der Zettel eigentlich in gutem Deutsch bedeuten solle?

Da sich in der Menge ein Geschrei erhob, daß dadurch viel Zeit verloren gehe, daß man durch solche Verzögerung vielleicht ein zu spätes Eintreffen auf dem Kampfplatze verursache u. s. w., so machte der Präsident den Vorschlag, während der Abwesenheit der Deputation darüber abzustimmen, ob man die Revolution in der Nacht machen wolle oder nicht. Diese Frage ward sogleich mit den lautesten Acclamationen bejaht und Held, der seine Pappenheimer kannte, ward ärgerlich und sagte mit ernster Miene: „Nun gut, ich gebe meine Stimme auch; allein unter der Bedingung, daß Diejenigen, welche sich am Kampfe betheiligen wollen, ihre Namen hier aufschreiben. Wer aber von den Aufgeschriebenen auf dem Sammelplatze fehlt, — dem wird, sobald man seiner habhaft wird, der Kopf vor die Füße gelegt; darauf gebe ich Euch mein Wort.“

Damit gingen Held, ich und ein Dritter, — wir bildeten die erwählte Deputation — zur Thür hinaus und fuhren nach der Jägerstraße in das Café Bavière. Als wir hier nach dem „in Permanenz sitzenden Ausschuß des demokratischen

Kongresses“ fragten, wies man uns in ein Zimmer, wo wir etwa ein Dutzend junge Leute trafen, welche zu Abend aßen und Bier tranken. Wir hatten große Lust, diesem Ausschuß des Kongresses in's Gesicht zu lachen; allein wir mäßigten unsere Heiterkeit, und Held fragte mit Ernst und Würde nach dem Präsidenten. Als solcher stellte sich der junge Dortu aus Potsdam vor, der ein sehr hübscher, tüchtiger und lieber Junge, allein zu diesem Posten doch wirklich noch etwas zu unreif war. Er ward roth und verlegen, als Held ihn nach der Bedeutung des Zettels fragte, und ihm sagte, wie derselbe verstanden worden sei. Von so klaren Worten sind diese jungen Demokraten gar keine Freunde; alle Anwesenden waren bestürzt über die Auslegung, stammelten Entschuldigungen und schimpften über die Berliner Demokraten, welche alle Welt über die Stimmung des Berliner Volkes getäuscht hätten. Die jungen Leute schämten sich uns gegenüber ihrer angemaßten Rolle und gestanden unter großer Verlegenheit ein, daß sie sich nicht für fähig hielten, eine Revolution zu leiten, aber sehr gern für die Sache der Freiheit kämpfen möchten.

Das glaubte ich ihnen sehr bereitwillig; denn sobald auf der Straße der gleichmäßige Schritt von marschirenden Truppen hörbar wurde, fuhren alle Köpfe an die Fenster, und als einige Buben muthwilliger Weise gegen dortstehende leere Fässer schlugen, sprangen Alle von den Stühlen in die Höhe, in der Meinung, es seien Schüsse gefallen.

Als wir die in Permanenz biertrinkende Jugend verlassen hatten, gingen wir auf den Gensdarmenmarkt, wo es sehr lebhaft zu werden anfing. Die Maschinenbauer waren gegen Held's ausdrücklichen Willen ausmarschirt und hatten sich hierher begeben. Gerade als wir anlangten, kam es zu einem Conflict mit der Bürgerwehr. Diese rückte unter

Trommelschlag mit gefälltem Bajonnet gegen die Menge vor, die wie ein Schwarm Sperlinge auseinanderfuhr. Ich glaube, daß bei dieser Gelegenheit einer der Maschinenbauer erstochen wurde. Wir erwarteten von Seiten der Bürgerwehr eine Salve; allein glücklicher Weise irrten wir uns. Zu einem ernstlichen Kampfe kam es nicht, so viel Mühe sich die Ultras beider Parteien auch gaben, einen solchen herbeizuführen.

Als wir in den Social-Verein zurückkehrten, hatte sich die Zahl der Anwesenden bedeutend vermindert. Nur sieben Personen hatten sich als kampflustig unterschrieben und unter ihnen waren die meisten Spione. Indem Held lachend dies glänzende Resultat bekannt machte, verbrannte er den Zettel.

Die Nacht verging ohne Ruhestörung. Die ungeschickten Führer der Demokratie hatten der Regierung genützt, als ob sie von ihr bezahlt worden wären; denn sie erhielt nun einen Vorwand, die National-Versammlung nach Brandenburg zu verlegen, um sie vor der Gewalt des Volkes zu schützen. Eine große Zahl der Deputirten weigerte sich Folge zu leisten, und General von Wrangel marschirte mit den Garden in Berlin ein.

Alle Welt meinte, dieser Einmarsch werde nicht ohne Blutvergießen abgehen, denn Niemand konnte sich denken, daß die gegen 50,000 Mann starke Bürgerwehr Berlin ohne Schuß preisgeben und die Nationalversammlung mit Gewalt aufheben lassen würde. General Rümpler war aber ein loyaler Unterthan und handelte im Einverständniß mit Wrangel. Dieser wurde von den Berliner Vestalinnen am Thore empfangen; die Soldaten wurden mit Kränzen und Blumen überschüttet und rückten ohne Widerstand auf den Gensdarmenmarkt, den sie von allen Seiten besetzten, und

wo Artillerie aufgefahren wurde, die nach dem Theater gerichtet war. Vor demselben stand Bürgerwehr, welche geschworen hatte, daß man nur über ihre Leiche zur National-Versammlung gelangen solle. Sah man dies todesmuthige Häuflein an, so meinte man in der That schon Leichen zu sehen, denn der größte Theil der armen Kerle war sehr bleich und vielen

erzitterten unten die Glieder.

Doch ich will nicht übertreiben. Die Bürgerwehr sah nicht kampflustig aus; das ist die einfache Wahrheit. Einen kläglichen Anblick gewährte indessen der Bürgergeneral, als er wie ein beim Naschen ertappter Schulknabe vor General Wrangel stand, der hoch zu Roß saß und ganz kühl das Verlangen stellte, die Bürgerwehr möge sich packen. Der Bürgergeneral hatte die Kühnheit, zu sagen, daß sie auf ihrem Posten bleiben werde, und solle sie acht Tage stehen; worauf Wrangel antwortete: er mit den Truppen werde vierzehn Tage bleiben. — Das Ende dieser, — wie es hieß, vorher abgekarteten, Comödie war der Abzug der Bürgerwehr, die bereitwillige Uebergabe aller von ihr besetzten Wachen und öffentlichen Gebäude an das Militär, womit die alte Ordnung wieder hergestellt war.

Um die Zeit, als die Nationalversammlung sich am andern Tage versammeln sollte, war ich an der Eingangsthür, wo alsbald der Präsident mit einer Anzahl Mitglieder erschien. Die Thür war verschlossen und die im Hause befindlichen Soldaten wollten nicht öffnen. Der Präsident ließ einen Schlosser holen; allein die Herren blieben dennoch vor der Thür.

Wie die National-Versammlung nun mit den Soldaten Verstecken spielte, wie sie sich von einem Lokal in's andere treiben, wie sich der Präsident in seinem Stuhl die Treppe

hinabtragen ließ, da er freiwillig nicht gehen wollte, was da für große und denkwürdige Worte gesprochen wurden, wie ganz Berlin für den „passiven Widerstand" begeistert war: — Alles das mag man in den Journalen jener Zeit nachlesen. Wie wenig Muth die Berliner damals zeigten, geht aus der Thatsache hervor, daß man dem Abgeordneten Jakoby von Königsberg einen Fackelzug brachte, weil er, als Mitglied einer Deputation, dem Könige gesagt hatte: „Es sei eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollten." Wäre Friedrich Wilhelm IV. der Sultan Soliman II. gewesen, so hätte Jakoby allenfalls für seinen Kopf zittern können; allein was hatte er, der kein Beamter war, bei einer solchen Aeußerung zu fürchten, für die kein Gesetz eine Strafe dictirt? Diese Worte machen Jakoby alle Ehre; allein die Berliner hätten sich schämen sollen, ihre Feigheit dadurch zu zeigen, daß sie dieselben so sehr hoch anschlugen.

Die meisten Städte Deuschlands kennen den Belagerungszustand aus der Erfahrung; ich brauche über den Berlins nichts weiter zu sagen; ebenso wenig über die Wankelmüthigkeit des Volks und die Gemeinheit demokratischer Lumpe. Unter den letzteren entstand ein solcher Wetteifer im Denunziiren, daß General Wrangel förmlich einen Ekel davor bekommen haben soll.

Jeder, der nicht in Berlin ansässig war, wurde ausgewiesen; sämmtliche liberale Journale wurden verboten, unter ihnen auch die Locomotive, und unter den Ausgewiesenen war ich; Held war Berliner Bürger. Der General schien die Literaten durch Hunger zwingen zu wollen; das Verbot der Locomotive verminderte meine und Held's Einnahme um mehrere hundert Thaler monatlich; ich verlor auch die von unserer Weltgeschichte, wenn ich Berlin verlassen mußte und war im Augenblick auf Nichts reducirt.

Ich remonstrirte daher bei General Wrangel gegen meine Ausweisung; er überließ die Entscheidung dem damals erst ernannten Polizeipräsidenten von Hinkeldey, und dieser bestand auf meine Ausweisung. Ein Polizeibeamter gab mir den Wink, daß es vorläufig nur darauf ankomme, abgemeldet zu werden. Zu diesem Ende reiste ich, um meinen Hauswirth nicht in Verlegenheit zu setzen, nach Potsdam ab. Hier feierte man die silberne Hochzeit des Königs, und ich fand keinen Platz in irgend einem Hotel. Ich hatte beabsichtigt, einige Tage in dieser Stadt zu bleiben, mir dort eine Aufenthaltskarte zu verschaffen und unter dem Schutze derselben nach Berlin zurückzukehren. Kein Nachtquartier findend, beschloß ich, es an demselben Abend zu thun, in der Hoffnung, daß man mich unter der Menge der Gratulanten aus Berlin nicht bemerken würde. Als wir in Berlin ankamen, fanden wir, zu meinem Schrecken, den Bahnhof mit Constablern, Gensdarmen und Soldaten besetzt, die eine dreifache Kette bildeten, durch welche jeder Ankommende passiren mußte. Die Menge derselben war glücklicher Weise groß; dabei war es finster und Regenwetter. Ich zeigte einem Gensdarmen die Empfehlungskarte eines Tapezierers, sagte „Paßkarte" und passirte ohne Schwierigkeit.

Nun mußte ich mich am Tage in meiner Wohnung verborgen halten und ging nur am Abend aus. Der Polizeicommissar des Viertels durchsuchte mehrmals nach mir die Wohnung; allein er fand mich niemals. Es war ein höchst unbehagliches Leben. Ich erfuhr, der Grund meiner Ausweisung sei hauptsächlich das Gerücht von einem beabsichtigten, neuen Einfall in Baden, welchen die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz und Frankreich machen wollten; warum man mich deshalb aus Berlin auswies, sah ich nicht

wohl ein. Durch einen Bekannten, der ein Freund des Ministers von Manteuffel war, ließ ich bei diesem unter der Hand anfragen, ob es keine Möglichkeit sei, in der Stadt zu bleiben, wo ich mich ruhig verhalten und einzig mit meinen historischen Arbeiten beschäftigen wolle. Der Minister ließ mich zu sich bestellen. Er empfing mich in seinem Arbeitszimmer mit großer Artigkeit. Er ist ein Mann, dessen Aeußeres an Thiers und zugleich an Guizot erinnert. Ich war über eine Stunde bei ihm und erzählte meine Abenteuer mit der deutschen Legion, die ihn zu unterhalten schienen; dann kamen wir auf Berliner Zustände und auf das Verbot der Locomotive, dessen Zurücknahme ich gern bewirkt hätte. Als ich meine Bitte um Gestattung des Aufenthaltes vortrug, hieß er mich, ein Schreiben deshalb an ihn zu richten und bis zur Beantwortung desselben in Berlin zu bleiben. Eine Bedingung stellte er nicht, wohl aber eine Frage, die ich übrigens, wie er ausdrücklich bemerkte, nicht zu beantworten brauche, wenn ich nicht wolle.

Er fragte, ob ich mit Arnold Ruge in Verbindung stände, der eine lange Vorstellung um Bewilligung des Aufenthaltes eingereicht habe. Ich antwortete, daß ich Ruge nur von Ansehen kenne, daß er nicht danach aussehe, als ob er handeln werde, und daher nicht mein Mann sei. Der Minister schien jedoch anderer Meinung. Herr von Manteuffel begleitete mich artig zur Thür und verabschiedete mich mit den Worten: „Wenn Sie irgend ein Anliegen haben, so wenden Sie sich nur persönlich an mich.“ Ich fand mich dazu nicht veranlaßt und war froh, vorläufig meinen Zweck erreicht zu haben, denn die Antwort auf mein Gesuch blieb bis zum Mai 1849 liegen.

Während der Weihnachtszeit richtete Held auf den Vorschlag eines Buchhändlers eine „politische Weihnachtsstube" im Hotel Mylius ein. Dergleichen Weihnachtsstuben, wo allerlei interessante, sich auf lokale Verhältnisse beziehende Ausstellungen gemacht wurden, waren seit vielen Jahren in Berlin gebräuchlich; die Held's war sehr hübsch und die ausgestellten satyrischen Transparente recht gut, und man wunderte sich über ihre Dreistigkeit, besonders während des Belagerungszustandes. Ich schrieb dazu ein Puppenspiel: „Der Zauberring der weißen Frau," in welchem General Wrangel und bekannte Berliner Persönlichkeiten, sehr ähnlich nachgebildet, auftraten. Das Stück wurde mehrere Wochen hintereinander alle Abende aufgeführt, und selbst General Wrangel soll es incognito mit angesehen haben.

Im Friedrichstädt'schen Theater brachte man in einem Stück „Eigenthum ist Diebstahl" Held auf die Bühne, und dieser amüsirte sich sehr über den ihn darstellenden Schauspieler, welcher sein Aeußeres und seine Manieren sehr gut abgelauscht hatte. Dies Stück sollte Held schaden; allein er gewann dadurch im Gegentheil an Popularität.

Ich wohnte mit ihm in einem Hause, und wir arbeiteten eifrig an der Weltgeschichte; aber unsere Geldnoth stieg mit jedem Tage, und endlich wurde Held wegen einer Schuld von nur — elf Thalern, die nicht augenblicklich aufzutreiben waren, in's Schuldgefängniß gebracht. Dies wurde sogleich in Berlin bekannt; und am Abend kam ein bescheiden aussehender junger Mann in unsere Wohnung, der gern einen Beitrag zu liefern wünschte, um Held zu befreien, den er sehr schätze, obwohl er selbst kein Demokrat sei, und bot fünfzig Thaler an, die er gerade habe. Ich hatte bereits die nöthige kleine Summe herbeigeschafft und dankte dem jungen Manne herzlich für sein gut gemeintes

Anerbieten, der nach vielem Zögern sich als ein Student Namens Vogel zu erkennen gab.

Man betrachtete Held's Schuldgefangenschaft als eine abgekartete Farce und die Summen, die er für seinen „Verrath“ erhalten haben sollte, gewannen im Munde des Volkes täglich an Nullen. Solche Gerüchte sind doppelt ärgerlich, wenn man wirklich Noth leidet wegen der Sache, die man für Geld verrathen haben soll, und ich strebte seit langer Zeit danach, einen der böswilligen Verläumder in Person kennen zu lernen, um der Sache auf den Grund zu kommen, was ich aus mancherlei Ursachen wünschte.

Als die Regierung gesiegt hatte und die alte Ordnung in Berlin wieder hergestellt war, wollte Jedermann, besonders am Hofe, zu diesem Ende persönliche Opfer gebracht haben. Ein sehr hochgestellter Mann, Graf ***, sollte in Gegenwart vieler Personen, darunter der —sche Gesandte, gesagt haben, daß ihn die Bestechung der Demokraten und besonders die Held's sehr viel Geld gekostet. Diese Aeußerung wurde mir mitgetheilt und ich drang in Held, mich zu autorisiren, dem Grafen deshalb zu Leibe zu gehen. Held willigte ein und ich begab mich in die Wohnung jenes loyalen Herrn; da es Sr. Excellenz aber gefiel, mich antichambriren zu lassen, so ging ich ohne ihn zu sprechen, nach Hause und schrieb ein Billet, in welchem ich um eine Unterredung unter vier Augen bat, den Grund meines Wunsches angebend. Zwischen Licht und Dunkel schickte der Graf seinen Jäger — in Civilkleidung — in meine Wohnung und ließ mich bitten, ihn am andern Morgen um neun Uhr zu besuchen, da er später eine Wahlversammlung in seinem Hause habe.

Ich fand mich ein. Se. Excellenz schien außerordentlich altrirt, denn er wurde bald blaß und bald roth während der

Unterhaltung. Ich sagte dem Grafen, daß ich weit entfernt davon sei, ihn einer solchen Unwahrheit für fähig zu halten; allein es handle sich um die Ehre eines Menschen und als ein Mann von Ehre könne er gewiß sich nicht weigern, auf bündige Weise mich zu versichern, daß er eine solche Aeußerung nicht gemacht habe, nur damit ich im Stande sei, mit gutem Gewissen den Verläumdern entgegenzutreten und mich auf sein Ehrenwort zu beziehen.

Der Graf wollte die Sache sehr kurz abmachen und sagte: „Herr Held muß ja am besten wissen, ob er Geld von mir empfangen hat oder nicht. Hat er keins empfangen, so kann ich es auch nicht behauptet haben". „„Das ist ganz richtig; allein Sie wissen ebensogut, daß Sie ihm nichts gezahlt haben und können mir deßhalb ohne allen Anstand Ihr Ehrenwort darauf geben, jene Aeußerung nicht gemacht zu haben, um Lügner zu beschämen und die Ehre eines Mannes herzustellen"".

Der Farbenwechsel des Grafen und seine Ausflüchte amüsirten mich höchlich; ich blieb jedoch fest und wußte ihm endlich mit der allergrößesten und ernstesten Höflichkeit sein Ehrenwort abzuzwingen. — Herr von—, dem ich dies mittheilte, sagte aber sogleich: „Und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß er die Aeußerung doch gemacht hat". — Ich hätte die Sache gern bis auf das Aeußerste getrieben; allein Held kümmerte sich zu wenig darum und so blieb die Angelegenheit auf sich beruhen.

Ich lernte damals in Berlin manche interessante Personen kennen; allein die Namen derselben sind längst vergessen und ich will nur zwei von ihnen erwähnen, welche noch heute genannt werden. Eine davon ist Louise Aston, bekannt als Schriftstellerin, Freischärlerin und Vertheidigerin weiblicher Selbstständigkeit. Sie war eine Freundin Held's,

und dieser machte mich mit ihr bekannt. Sie mochte damals dreißig Jahre alt sein, ist blond und trug ihr Haar in vielen kleinen Locken, wie man es sonst à la neige nannte, und was zu ihrem hübschen, zarten Gesicht ganz allerliebst stand. Ihre Figur war eher groß als klein zu nennen und ihre ganze Erscheinung die einer eleganten Frau. Aus ihren schönen, blauen Augen sprach viel Geist und Gefühl. Der Ton ihrer Stimme legte sich schmeichelnd an das Ohr, ja er war rührend, besonders wenn sie die Leidende spielte, in welcher Rolle sie sich gefiel. Damals litt sie an der Einbildung, daß sie am zweiten Weihnachtstage sterben werde und interessirte sich sehr für ihr Portrait, welches die Modenzeitung bringen wollte und wohl auch gebracht hat. Sie ist eine begabte Dichterin und ihre Verse sprechen mich bei Weitem mehr an, als ihre Romane. Das Journal „der Freischärler", (nicht zu verwechseln mit einem 1848 in Straßburg erscheinenden Sudelblatt,) welches sie in Berlin herausgab, enthält köstliche Gedichte. Das Blatt wurde ebenfalls verboten, denn Louise Aston erzählte zu viel von dem Feldzug in Schleswig-Holstein, den sie mitgemacht und worin sie durch eine Kugel an der Hand verwundet worden war. Diese Narbe zeigte sie schon deßhalb gern, um ihre schöne Hand sehen zu lassen. General v. W. war nicht hartherzig gegen Damen, und hätte Louise Aston sich seinen Bedingungen gefügt, so würde man sie nicht aus Berlin ausgewiesen haben; allein sie wollte sich nicht im Schlosse beaufsichtigen lassen, wo der General sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Von Vorurtheilen habe ich bei der schönen Frau nichts entdecken können und besonders hat man über ihren Mangel daran in Bezug auf den Umgang beider Geschlechter Anstoß genommen, so daß man ihr selbst die Erziehung ihres Kindes entzogen hat. Louise Aston sagt: es ist gemein, ewig

diesen Unterschied zwischen Mann und Frau hervorzuheben und durchaus ungerecht, auf den bloßen geschlechtlichen Unterschied Vorrechte zu begründen. Sie ist der Apostel der „freien Liebe“ und behauptet, daß eine Frau, die sich an jeden Mann hingiebt, der sie begehrt, nicht verächtlicher ist, als ein Mann, dem eine Jede recht ist; und wie man einen Mann nicht verdammen könne, der nach dem Besitze eines schönen oder berühmten, oder interessanten Weibes trachte, so könne man ebenso wenig eine Frau verdammen, die sich Männern hingiebt, von denen sie sich Genuß verspricht.

Ihrem Grundsatze gemäß handelte Louise Aston, und wenn irgend welche Berühmtheiten der damaligen Zeit bei ihr nicht glücklich waren, so lag die Schuld davon an ihnen, denn die schöne Frau war besonders neugierig auf die Bekanntschaft berühmter oder dafür geltender Männer. Die Gesellschaft, welche sie sah, war daher die geistreichste, die man irgendwo treffen konnte und selbst Minister fand man dort. Von einem derselben erzählte Louise Aston einem vertrauten Freunde eine Anekdote, über welche sie sich todt lachen wollte.

Der Minister war ein noch ziemlich junger Mann. Er machte der schönen Frau den Hof und sie quälte ihn nicht durch Sprödigkeit. Herr von— gerieth von einem Himmel in den andern und im siebenten angelangt, vergaß er im Taumel der Seligkeit allen Ministerstolz und rief: „Ich bitte Dich, nenne mich Du! nenne mich Du!“ — Bald darauf erinnerte er sich jedoch seiner Würde und stammelte zum großen Ergötzen der Dame: „Madame, Sie können mich nun wieder S i e nennen“.

In Berlin fing damals „Professor“ B o s s a r d an Aufsehen zu machen, der aus der Form des Kopfes und den Gesichtszügen nicht allein den Charakter eines Menschen,

sondern auch genau erkennen wollte, wozu derselbe besondere Anlagen und wie weit er dieselben ausgebildet habe. Einige auf ihren Charakter neugierige Damen kamen sehr überrascht von einem Besuche bei Herrn Bossard zurück und bewogen Held und mich gleichfalls hinzugehen. Er wohnte damals in einer kleinen, sehr ärmlichen Wohnung, deren Wände die Beweise davon zeigten, daß er eigentlich ein Maler war. Herr Bossard hatte eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit dem bekannten Dichter Moritz Hartmann, den ich in Leipzig kennen gelernt hatte.

Obwohl vorauszusetzen war, daß Bossard Held kannte, so konnte es doch unmöglich in dem Maße der Fall sein als bei mir und ich wurde durch das, was er Held's Schädel und Gesicht entnahm, auf das Aeußerste überrascht. Er sagte ihm: daß er seinen Verstand vermöge seines großen Fleißes weit über seine Anlagen hinaus ausgebildet habe. Dadurch sei er dahin gekommen, ein außerordentlich scharfer und schneller Denker zu werden. Er sei aber bei Weitem mehr Gefühls- als Verstandesmensch und seine Hauptfehler seien Mangel an Selbstvertrauen, Beharrlichkeit und Energie. Die sonstigen Eigenschaften — gute und böse — wurden gleichfalls erwähnt; allein Bossard hatte sich ein ganz anderes Bild von Held gemacht und war sehr erstaunt über die ihm aus dessen Gesicht und Schädel kommenden Offenbarungen, die mich noch mehr wegen ihrer Richtigkeit überraschten, da ich Held durch und durch kannte.

Von mir hatte Bossard damals noch gar nichts gehört und mein Kopf setzte ihn noch mehr in Verwunderung. Er sagte, ich sei kein so rascher Denker, wie Held, dringe aber eben so tief und scharf ein, wenn mir Zeit gelassen würde; dafür habe ich aber das, was Held fehle, im höchsten Maße, nämlich Entschlossenheit, Beharrlichkeit und

Energie. Ich sei der Mann der That und wir Beide vereinigt würden Großes leisten können.

Mir gefiel dieser Ausspruch um so mehr, da mich schon von Jugend auf der Gedanke verfolgt hat, daß aus mir noch einmal „etwas Rechtes“ werden würde. Jedenfalls schadet ein solcher Gedanke nichts; er bewahrt davor, sich wegzuwerfen und durch Gemeinheit abzunutzen.

Der Aufenthalt in Berlin wurde nun mit jedem Tage unangenehmer; die wenigen Freiheiten, die von der Revolution geblieben waren, wurden so beschnitten, daß kaum der Schatten davon blieb. Wie man dabei von Seiten der Regierung verfuhr, zeigt am klarsten folgender Vorfall. Das Recht der freien Versammlung bestand in Preußen noch unter der Bedingung der Anzeige an die vorgesetzte Ortsbehörde. Held berief eine Volksversammlung in Zehlendorf, welches außerhalb des Rayons des in Belagerungszustand erklärten Berlins liegt und mit der Potsdamer Eisenbahn in wenigen Minuten zu erreichen ist. Aristokraten und Demokraten erschraken aus verschiedenen Gründen; selbst Journale unserer Partei wollten die Ankündigung dieser Versammlung nicht aufnehmen.

Tags vorher ging Held nach Zehlendorf, einen Platz einzurichten und zugleich die gesetzliche Anzeige bei dem Schulzen zu machen; dessen Frau erklärte, sie werde die Erlaubniß nicht geben; das Gesetz verlangte indessen nicht einmal die Erlaubniß des Schulzen, nur Anzeige an denselben. Alle unzufriedenen Berliner — und ihrer war eine große Zahl! fanden sich am andern Tage am Bahnhofe ein; allein „General Wrangel in die Marken“, wie die Berliner den zeitweiligen Dictator tauften, hatte der Direction verboten, von Morgens 11 Uhr bis Abends 7 Uhr irgend einen Zug abgehen zu lassen; und das an einem Sonntage! Die Ver-

sammlung war auf 3 Uhr Nachmittags angesagt und durch diesen coup d'état war sie unmöglich gemacht.

Eine große Zahl Eifriger nahm jedoch Wagen und auch Held und ich begaben uns auf diese Weise nach Zehlendorf. Eine Masse Volk ging die zwei Meilen zu Fuß.

Unterwegs trafen wir auf eine Abtheilung Dragoner, welche desselben Weges wandelten und auf der Ebene sahen wir von allen Seiten her Truppen nach dem Mittelpunkt Zehlendorf marschiren. Dort angekommen, erfuhren wir, daß der zur Volksversammlung bestimmte Platz von Truppen umringt sei. Wir begaben uns dorthin und erblickten eine Schwadron der rothen Husaren; das Garde-Jäger-Bataillon lag im Walde im Hinterhalte. Ein Husarenmajor hielt mit einem Trompeter an dem zweiten Meilenstein, der die Grenze des belagerten Bezirks angab. Held fragte den Major, ob er etwa beauftragt sei, die Volksversammlung durch Gewalt der Waffen zu verhindern? — „Die Volksversammlung darf nicht statt finden", antwortete kurz der Husar. Held fragte nach dem Gesetz, welches dieselbe verbiete; allein der Major ließ sich darauf nicht ein, sondern entgegnete: „Ich habe Ordre, das zu thun, was mir der Herr Landrath befehlen wird".

Wir sahen uns nach dem Herrn Landrath um. Dieser hatte Held schon gesucht und kam uns aus dem Dorfe entgegen. Er war ganz außerordentlich höflich, nahm den Hut schon dreißig Schritte vorher ab, und man sah ihm an, daß er in großer Verlegenheit war. Mit Stottern und Stammeln brachte er es endlich heraus, daß die Volksversammlung auf „höhern Befehl" nicht stattfinden dürfe, da den gesetzlichen Anforderungen nicht entsprochen und die Anzeige nicht vier und zwanzig Stunden vorher bei der Ortspolizei gemacht worden sei. Held, der selbst beim

Schulzen gewesen, war erstaunt über die Dreistigkeit dieser Behauptung; allein mit sehr verbindlichem Lächeln belehrte ihn der Landrath, daß der Schulze nicht die Ortspolizei in Zehlendorf habe, sondern — das Rentamt Mühlhof in Berlin!

Diese überraschende Erklärung rief ein allgemeines Gelächter hervor, denn wer hätte sich einfallen lassen, die Polizei von Zehlendorf in Berlin zu suchen. Dem Herrn Landrath schien unsere gute Laune ein großer Trost; er lachte mit und geberdete sich sehr vergnügt, als Held ihm sagte, daß er nicht daran denken könne, mit einem Haufen unbewaffneter Menschen, sich einer so überwiegenden, bewaffneten Macht zu widersetzen; daß er nur der rohen Gewalt weiche und feierlich gegen diese Verletzung des Versammlungsrechtes protestire.

Auf dem Rückwege trafen wir eine Menge Wagen und Fußgänger, die nach Zehlendorf wollten und es wurde dadurch klar, daß Held's Einfluß noch immer bedeutend genug war.

Die Revolution in Sachsen brach aus. Mir schien die Sache thöricht und hoffnungslos; trotz meiner Lust an Abenteuern fühlte ich mich nicht versucht, an dieser unglücklichen Unternehmung Theil zu nehmen.

Bis dahin hatte ich keine Antwort auf mein Gesuch wegen des Aufenthaltes in Berlin erhalten, mich aber beständig gegen die Polizei zu wehren gehabt, welche fortwährend durch Denunziation ehemaliger Demokraten, die sich lieb Kind machen wollten, angeregt wurde. Endlich kam im Mai die Antwort in dem gemessenen Befehl, Berlin binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen!

Ich nahm diesen Befehl mit dem allervergnügtesten Gesichte von der Welt auf; denn nie ist wohl ein Aus-

weisungs-Dekret mehr a tempo gekommen, als dieses. Kurz zuvor war nämlich in Baden der Mai-Aufstand ausgebrochen, und die ersten Resultate desselben versprachen für die Sache der Freiheit mehr, als alle deutschen Revolutionen zusammengenommen. Ich blickte auf die Karte von Baden und dem westlichen Deutschland mit dem Auge eines Bräutigams, der das Portrait seiner Geliebten betrachtet. Baden war meine revolutionäre Braut, und nie hat sich ein Bräutigam mehr nach der Hochzeit gesehnt, als ich nach dem herrlichen Boden des zum Kampfe für die Freiheit aufgestandenen Landes.

Da sich meine gleich zu Anfange beabsichtigte Reise dorthin noch einige Zeit verzögert hatte, weil ich an Franz Ravaux geschrieben, und weil noch einige unumgänglich nothwendige Vorbereitungen dazu zu treffen waren, so hatte meine Ungeduld den höchsten Grad erreicht, so daß ich vor Aufregung und Verlangen förmlich das Fieber bekam. Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen; es fehlte nur an einem Legitimations-Papiere; da kam das Ausweisungs-Dekret und ich war auch über diese Schwierigkeit hinweg; denn indem ich das Papier zur Reise nach Paris visiren ließ, war die Bahn zur Reise über Mainz nach Mannheim und Rheinbaiern geebnet.

Mir war es wie einem Vogel, welcher den Käfig verläßt. So nahe es mir auch ging, von meinen Lieben scheiden zu müssen, hätte ich doch laut aufjauchzen mögen, als die Lokomotive sich in Bewegung setzte und mit mir die eiserne Bahn entlang nach dem Rheine zu brauste.

Siebentes Capitel.

Reise. — Auf dem Dampfschiff. -- Mainz. — Der erste Freiheitskämpfer an der Flohhütte. — Worms. — Oberst Blenker. — Morgengruß. — Mannheim. — Franz Ravaux. — Sigel. — Carlsruhe. — Philipp Becker. — Dortu. — Carl Heinzen. — Der alte Böning. — Die Flüchtlingslegion. — Der Kriegsminister-Stellvertreter. — Das Geniebataillon. — Anneke. — Julius Fröbel. — An der Table d'Hote. — Gefecht bei Hemsbach. — Die Dragoner. — Thörichte Bekanntmachung. — Der Sicherheitsausschuß. — Sigel, die Vollmacht und Carl Heinzen. — Auf dem Kriegsministerium. — Gustav von Struve. — Der alte Schlöffel. — Mögling. — Fickler arretirt. — Abschied von Sigel. — Oberst Türr. — Visite bei Struve. — Rückkehr nach Mannheim. — Jansen aus Cöln. — Willich. — von Trützschler. — Der neue Oberst der Volkswehr. — Abmarsch des ersten Bataillons. — Vertheidigungsmaßregeln. — Oberstlieutenant Merch. — Requisition von Pferden. — Botschaft von Friedrich Doll. — Der Bürgermeister von Neckarau. — Das Hauptquartier. — Major Tiedemann. — Germain Metternich. — Abermals Schlöffel. — Hauptmann Stöck.

Ich hatte solche Eile nach Baden zu kommen, daß ich mich unterweges auch nicht eine Stunde unnütz aufhalten mochte. In Dortmund wohnten meine Eltern, die ich seit zwei Jahren nicht gesehen hatte. Es war am Nachmittag, als ich diese Stadt vor mir liegen sah und alle Honoratioren vom Ost- und Westhellweg hatten sich in einem Kaffeegarten an der Eisenbahn versammelt. Da stand auch meine gute alte Mutter und schaute mit wehmüthigen Blicken nach dem Zug, als ahne ihr, daß derselbe eines ihrer Kinder vorübertrage, die alle weit, weit von ihr nach Osten zu wohnten. Da stand auch mein behäbiger Stiefvater, der

Dichter des Preußenliedes, und dachte an die Austern, die der Zug bringen könne.

Ade, ade! Vorbei! vorbei! Lieb gut, alt Mütterlein, ich muß fort an den grünen Rhein, in den Kampf hinein, für Deutschlands Freiheit, für Deutschlands Einheit! — Doch war mirs recht weh ums Herz! Am Bahnhof stand der Berghauptmann A—, dessen Sohn bereits auf dem Kampfplatze war. — „Wohin?“ — „„Nach Baden!““ — „Gruß an meinen Sohn!“ — „„Gruß an meine Eltern!““ — Fort gin's nach Köln.

Nach Köln am Rhein, wie Leute dort sagen, vielleicht um es von Köln an der Spree, einem Theil Berlins, zu unterscheiden. Wie froh war ich, daß ich dem letzteren entflohen war und nun dem wahren Köln zueilte. Das Herz schwoll mir vor Freude. War's mir doch, als höre ich schon das Rauschen des mächtigen, lieben Stromes, als wehe mich die stärkende, balsamische Luft an, welche über seine grünen Wellen dahin streicht.

Nach neun Uhr Abends kam der Zug nach Deutz. Ich ging in den Gasthof zum Prinzen Karl, der eine Terrasse am Ufer des Rheines hat und in der Nähe des um $^1/_2$ 11 Uhr nach Mainz abgehenden Dampfschiffes liegt.

Am Abend war auf der Terrasse Musik, welche eine fröhliche Menschenmenge dorthin lockte. Da saßen die lustigen Kölner mit ihren Weibern und Töchtern unter grünen Zelten, durch deren Laub bunte Lampen schimmerten, und lauschten behaglich den Tönen, schlürften den goldenen Rheinwein und schauten vergnüglich hinaus auf den vorbeibrausenden Strom und auf die stolze Colonia Agrippina, deren Umrisse sich auf dem helleren Himmel abzeichneten und in welcher Tausende von Lichtern schimmerten, die sich im Rhein spiegelten. Ach, dieser Maienabend war herrlich! Ich war

förmlich wonnetrunken; ich glaube gar, ich wischte mir eine Thräne aus dem Auge. Mit Behagen setzte ich den grünen Römer voll süß duftenden Rheinweins an meine Lippen und leerte ihn auf das Wohl Deutschlands! Dann lachte ich innerlich über meine Sentimentalität, deren ich mich gar nicht mehr fähig geglaubt hatte und ließ mir mein Beafsteak vortrefflich schmecken.

In solcher Nacht zu schlafen, war nicht möglich. Eine Cigarre nach der anderen rauchend ging ich auf dem Verdeck spazieren und träumte von einer glorreichen Zukunft. In Coblenz mußten wir eine Compagnie preußischer Soldaten, Wagen, Protzkasten und auch mecklenburgische Offiziere an Bord nehmen. Die Soldaten breiteten sich über beide Verdecke aus und die Damen flohen in die Kajüte.

Einer der Schiffleute sagte mir, daß das Regiment, zu welchem die Compagnie gehöre, gut demokratisch sei und daß die Regierung demselben nicht traue. Ich ließ mich daher mit den Soldaten in ein Gespräch ein und war sehr erstaunt über ihre Reden. „Sehen Sie", sagten sie, „unser Einer weiß auch, warum es sich handelt, aber man kann nicht immer, wie man gern möchte. Wir müßten ja zu dumm sein, wenn wir nicht einsähen, daß wir gegen unseren eigenen Vortheil fechten; denn ziehen wir die bunte Jacke aus, dann sind wir ja auch Volk".

Eine zwischen dem Hauptmann und Feldwebel stattfindende Scene gab mir viel zu denken und überraschte mich außerordentlich, denn der Feldwebel gebrauchte Ausdrücke, die in früherer Zeit kein Lieutenant ertragen haben würde, welche aber der Hauptmann geduldig einsteckte und wegging. „Hätte der Kerl nicht das Maul gehalten", sagte der Feldwebel zu den Umstehenden, „ich hätte ihn wahrhaftig binden lassen".

Wir kamen in Mainz an. Liebes „goldiges" Mainz! Schauplatz meiner ersten Feldzüge gegen schwarz-, braun- und blondgelockte, schwarz-, braun-, blau- und grauäugige Frauen, Jungfrauen und Mamsellen! Wie hatte sich seit jener Zeit dort Alles verändert! Der ganze Quai hatte sich umgestaltet; überall erhoben sich neue Festungswerke und damit waren alte, liebe Erinnerungen zerstört worden. Auf den Straßen, wo ich sonst so bekannt war, begegnete mir kein befreundetes Gesicht. Die Mädchen waren noch so schön wie sonst, aber ach, nach mir guckten sie nicht mehr, denn ich konnte ihr Vater sein!

Wirth und Wirthin des Gasthofes, in dem ich zu Mittag aß, schimpften wacker auf die Preußen, die sich mausiger machten, als jemals, weil alle junge Leute, wohl über tausend Mann, nach der Pfalz und nach Baden gezogen wären. —

Das Dampfschiff nach Mannheim ging nicht, und mit der Eisenbahn dorthin zu fahren, getraute ich mich nicht, aus Furcht, in Hessen wegen meiner mangelhaften Legitimation angehalten zu werden. Mit Mühe und Noth fand ich einen Einspänner, der mich für fünfzehn Gulden nach Mannheim bringen und einen anständigen Reisegefährten, der gleichfalls in diese Stadt wollte.

Es war etwa vier Uhr Nachmittags, als ich zum Neuthor hinausfuhr. Zu demselben Thor zogen vor vielen Jahren die Mainzer jungen Männer, auf vierspännigen Leiterwagen sitzend, zum Hambacher Feste. Alle waren geschmückt mit schwarz-roth-goldenen Kokarden, die wir Preußen grimmig verfolgten. Ich stand damals kampfgerüstet auf der Citadelle, deren Kanonen auf das Neuthor gerichtet waren, um die „Liberalen" mit Kartätschen zu überschütten, wenn sie „muckſen" sollten. Wer damals prophezeiht hätte, daß

die preußische Armee, ja Preußens König, einst diese Farben an ihren Helmen tragen sollten, würde unfehlbar für verrückt erklärt worden sein. Langsam aber sicher war die Idee von dem dreifarbigen aber einigen Deutschland, von einem erneuerten deutschen Kaiser in's Volk gedrungen, und wenn es wahr ist, was in höheren Kreisen in Berlin als Thatsache erzählt wurde, daß kurz nach der Märzrevolution der König von Preußen sich zum deutschen Kaiser ausrufen lassen wollte, so würde dies nur von dem richtigen Blick und Gefühl des Königs zeugen. Die Pferde zu dem Ritt durch die Stadt, hieß es, hätten bereits gesattelt im Hofe gestanden, als der nun verstorbene Prinz Waldemar zum Könige geeilt sei und in einer zweistündigen Unterredung denselben bewogen habe, von seinem Vorhaben abzulassen.

Wir fuhren über Weissenau, Laubenheim, Nierstein, das gelbe Haus, nach Oppenheim. An der sogenannten „Flohhütte" waren wir schon drei- bis vierhundert Schritte vorüber gefahren, als wir hinter uns den Ruf hörten: „Halt! halt! schieß!"

Erstaunt sah ich mich um und erblickte einen baierischen Soldaten und andere Leute, die in großer Hast meinem Wagen nachrannten, und deren Geberden keinen Zweifel darüber ließen, daß der Ruf uns galt. Der Kutscher hielt und als die Leute ganz außer Athem heran kamen, fragte der Soldat — ein Posten, der sich in der Kneipe erfrischt hatte und uns deshalb nicht passiren sah —: „Haben Sie Schreibens?" Ich zeigte meine Legitimation und der Soldat entschuldigte sich sehr artig, woraus ich endlich merkte, daß ich nicht mit einem königlich baierschen, sondern mit einem Soldaten der Pfälzer aufständischen Truppen zu thun hatte. Wäre ich etwas harthöriger gewesen, so würde mir

wahrscheinlich als erster Gruß im Lande der Freiheit eine Kugel nachgeschickt worden sein.

Das Wetter war herrlich und es war eine Freude, durch diese reiche, von Segen strotzende Gegend zu fahren, die so ruhig da lag, daß man gar keine Ahnung davon hatte, man sei in einem revolutionirten Lande. In Oppenheim sah es jedoch kriegerisch aus. Die Knaben hatten sich mit Stangen, hölzernen Säbeln und dergleichen versehen und spielten „Freischärler". An ihrer Spitze zog die schwarz-roth-goldene Fahne und einer der Knaben war „der Hecker". Die Alten sahen dem Spiele wohlgefällig zu.

Abends gegen halb zehn Uhr kam ich in Worms an. Diese Stadt hatte der Oberst der Aufständischen, Blenker, mit etwa achthundert Mann der rheinhessischen Legion besetzt. Der Gastwirth, der mir als er meinen ihm nicht unbekannten Namen hörte, einen Schoppen ächte Liebfrauenmilch vorsetzte, führte mich selbst in das Hauptquartier, da ein Passirschein von Oberst Blenker durchaus nöthig sei, um nach Mannheim zu kommen.

Ich fand hier mehrere Herren Bürger, von denen ich keinen einzigen kannte, aber später besser kennen lernte; unter ihnen Enno Sander, den ich schon irgendwo, vielleicht auf dem demokratischen Congresse, gesehen hatte. Der Oberst war nicht anwesend; er visitirte die Postenkette. Die Frau Oberst war aber da und der Generalstab machte ihr den Hof. Eine hübsche, interessante Blondine; ein wenig kammerjungferartig, aber mit Charakter in den Zügen. Sie war an diesem Abend in Frauenkleidern, während sie sonst nach Männerart, an der Seite ihres Mannes vor der Legion reitend, Hosen und Stiefel und eine braune Blouse mit Ledergürtel trug.

Die Anwesenden betrachteten mich halb mitleidig, als ich diese Besetzung von Worms durch ein so schwaches Corps ohne Reserve nicht besonders vernünftig fand. Als ich endlich, nach einigen orientirenden Fragen, sehr bestimmt erklärte, „daß ich mich mit zweitausend Mann die ganze Pfalz bis Germersheim von Freischaaren frei zu fegen getraue“, war man sehr empört und meinte, man wolle sich gegen eine Armee von zehntausend Mann in Worms halten. Ich schüttelte den Kopf immer bedenklicher, als ich hörte, daß man, eingezogenen Nachrichten nach, noch in dieser Nacht einen Angriff erwarte, und konnte nicht verhehlen, wie ich unter solchen Umständen ihre Sorglosigkeit und ihre mangelhaften Vertheidigungsanstalten nicht begreifen könne.

Schon im Gasthofe hatte ich vom Wirth erfahren, daß ein Herr Ottensofer aus Berlin in Worms zugegen und viel um Blenker sei. Man schien ihm nicht recht zu trauen, wie denn überhaupt der Süddeutsche gegen Norddeutsche stets mißtrauisch ist. Ottensofer war in Berlin Commis, ich glaube in einer Schnittwaarenhandlung, gewesen, und fand sich veranlaßt, nach Schleswig zu gehen und die Berliner, die sich übrigens stets bemühen, „das Glänzende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu ziehen“, rühmten Ottensofers Tapferkeit, die er während eines Gefechtes durch hartnäckige Behauptung eines Grabens gezeigt habe. Ich traf ihn in Berlin als einen derjenigen, die fast beständig auf der Tribüne der Klubs zu sehen waren und auch auf dem demokratischen Kongresse vermehrte er die dort herrschende Verwirrung. Eifersüchtig auf Held, der sich über ihn lustig machte, oder gar keine Notiz von ihm nahm — was ein jüdischer Demokrat noch weniger verzeiht, als ein christlicher — war er natürlich dessen Feind und nebenbei der meinige. Er war damals ein sehr junger Mann und ich glaube, daß

er es herzlich gut und ehrlich mit unserer Sache meinte und recht viel Talent hatte, wenn auch vielleicht nicht zum General. Ich sprach mich daher auch in dieser Weise über ihn aus.

Endlich kehrte Blenker von seiner nächtlichen Runde zurück. Er war ein hübscher Mann von militairischem Aeußern und gefälligen Manieren und mochte ein Vierziger sein. Er hatte in einem hessischen Kavallerie-Regiment als Wachtmeister gedient und war dann Weinhändler geworden. Ueber sein Feldherrntalent vermag ich nicht zu urtheilen; allein als Wachtmeister hatte er gelernt sein Corps ziemlich in Ordnung zu halten und außerdem muß ich rühmen, daß er für nöthige, materielle Dinge, wie sie zur Ausrüstung eines solchen Corps gehören, mit Verstand und Umsicht sorgte. Er trug den Arm in der Binde, denn er war bei einem Versuch in die Festung Landau einzudringen, durch einen Balkensplitter verwundet worden. Dieser Angriff auf Landau ist oft sehr lächerlich gemacht worden; allein ich kann nicht derselben Ansicht sein. Die Festung war äußerst schwach besetzt, Bürger und Soldaten waren großentheils demokratisch gesinnt und die Officiere allein hielten zur Regierung. Sie gaben sich viel Mühe und versahen sogar selbst Postendienst, da die treugebliebene Mannschaft nicht ausreichte. Blenker hatte Verbindungen in der Festung und erhielt die Versicherung, daß ihm beim Anrücken das Thor geöffnet werden würde. Er hatte demnach guten Grund gegen dasselbe vorzurücken und war nicht wenig überrascht, mit Kanonenschüssen empfangen zu werden, die viel Schaden gethan haben würden, wenn die Artilleristen nicht absichtlich zu hoch geschossen hätten. Davon konnte aber Blenker um so weniger etwas merken, als ein Splitter von einem getroffenen Balken ihn am Arm verwundete, und es wird ihm Niemand sehr verargen, wenn er unter diesen Umständen sich eilig mit seinem Corps ent-

fernte, welches gewiß nicht geeignet war, so **brevi manu** eine vertheidigte Festung zu stürmen.

Blenker empfing mich sehr artig, fertigte dem Bürger Corvin und Reisegefährten den verlangten Passirschein aus und empfing meine Warnungen mit wohlwollender Herablassung. Ich reiste um Mitternacht nach Mannheim ab, nicht ahnend, daß meine Vorhersagung so schnell in Erfüllung gehen sollte.

Morgens gegen drei Uhr überschritt ein Regiment Hessen-Darmstädter nebst etwas Kavallerie und Artillerie den Rhein und rückte gegen Worms vor, ohne bedeutungswerthen Widerstand zu finden. Die Freischaaren hatten bis nach Mitternacht den Feind erwartet, allein thörichterweise gegen Morgen, wo man stets am meisten auf der Hut sein sollte, die Betten gesucht. Sie erschraken sehr, als sie durch Granaten geweckt wurden und liefen so eilig davon, daß sie zum Theil selbst ihre Tornister im Stich ließen. Einige Schüsse wurden gewechselt, allein das Resultat war der Rückzug des Blenker'schen Corps nach Frankenthal, wohin ihnen die Hessen nicht folgten, welche nur Worms haben wollten. Viele Bürger dieser Stadt wurden arretirt und hatten Ursache, ihr Vertrauen in den Heldenmuth der Legion zu bereuen.

Ottensoser zeichnete sich bei dieser Gelegenheit durch einen xenophontischen Rückzug aus.

In all the trade of war, no feat
Is nobler than a brave retreat.

Er hatte mit achtzig Mann in der Nacht eine Recognoscirungspatrouille gemacht und war in große Schwulität gerathen, als er sich durch die Hessen von Worms abgeschnitten sah. Er machte daher einen kühnen mieroslawskischen Flankenmarsch in der Richtung nach Amerika zu und langte so in großem Bogen bei den Seinigen an. Dies erzählte mir der preußische Deputirte Reuter, welcher vom

Kirchthurm von Worms herab die ganze Hasenjagd mit ansah.

Es lag mir daran, Sigel, der in Mannheim im Gasthof zum Rheinberg logirte, so bald als möglich zu sprechen; ich fand aber in diesem Gasthofe keinen Platz und mußte in den Pfälzer Hof fahren. Schon sehr früh wurde ich durch Militairmusik geweckt und sah unter meinem Fenster ein Linien-Regiment vorübermarschiren, ein Anblick, der mich mit großer Freude erfüllte. Eine Revolution mit einem wohlorganisirten Heere war ein anderes Ding als die Freischaarenwirthschaft von 1848, die man den Schweizern nachgeahmt hatte, ohne zu bedenken, daß dort die Militairverhältnisse ganz anderer Art sind.

Als ich in den Rheinberg kam, fand ich Sigel nicht mehr anwesend, wohl aber Franz Ravaux, dem ich mich sogleich vorstellte. Er sah sehr leidend aus und schien die Schwindsucht zu haben. Von einem Brief aus Berlin wollte er nichts wissen; allein später erfuhr ich, daß derselbe richtig in seine Hände gekommen war. Man hatte sich in Bezug darauf berathen und die Frage discutirt, ob man mir eine höhere Stellung anvertrauen könne, oder nicht. Das Resultat der Berathung war mir nicht günstig, denn Berliner Demokraten, die dabei befragt wurden, sprachen von meiner Verbindung mit Held, der als offenbarer Verräther betrachtet wurde, und die badischen Feinde, die ich mir in Straßburg erworben hatte, riefen wie einst Bornstedt und Löwenfels in Paris: „Nur Corvin nicht!“ Für sie war es übrigens Vorwand genug mich mit Mißtrauen zu brandmarken, daß ich den Muth gehabt, nach Berlin zu gehen und auf dem demokratischen Congreß zu reden, trotzdem daß ich in Baden steckbrieflich verfolgt war. Für Denjenigen, der die speciellen Verhältnisse nicht kannte, konnte die Sache allerdings einen

zweideutigen Anschein haben, ganz besonders aber für Leute, die mit großer Ungeduld darauf warteten, — Bestechungsanerbietungen von irgend einer Regierung zu erhalten. Die vielen elenden Subjekte, die es unter den Demokraten gab, rechtfertigten das Mißtrauen, welches überdies gegen einen Adeligen und ehemaligen Officier noch mehr zu entschuldigen war. Damals empörte es mich jedoch sehr und erst jetzt kann ich ruhiger darüber denken.

Es wäre mir lieb gewesen, wenn man sich offen gegen mich ausgesprochen hätte, allein man ließ mich über das Mißtrauen gänzlich im Unklaren, welches indessen auch bald verschwand und nur von einigen persönlichen Feinden, wie Heinzen, und Anderen festgehalten wurde, welche fürchteten, ich möchte Anspruch auf ihre Stellen machen.

Im Schloß traf ich Sigel, als er eben mit Mercy ausfahren wollte. Er erkannte mich nicht wieder; als ich ihm aber meinen Namen nannte, nahm er Anlauf zu einem sauersüßen Lächeln und versprach später in den Rheinberg zu kommen und weitläufiger mit mir zu reden, was er aber unterließ.

Sigel war damals ein Mann von achtundzwanzig Jahren, der wegen seines bartlosen, wenig markirten Gesichtes noch jünger aussah. Dieses Gesicht war nicht eben schön, allein auch nicht grad häßlich zu nennen; es gewann durch Freundlichkeit, die jedoch selten war, und er sah durch den eigenthümlichen Bau seines Auges meistens mürrisch aus. Der Eindruck, den er mir machte, wurde durch eine monotone, heisere Stimme nicht verbessert. Er war über Mittelgröße und gut und kräftig gewachsen, was mehr zu seinem Vortheile hervorgetreten sein würde, wenn er sich nicht durch die damals in der badischen Armee gebräuchlichen weiten und steifen lederbesetzten Hosen entstellt hätte. Das braune Haar

trug er kurz geschnitten. Die Form des Gesichts war rund und der Ausdruck desselben ziemlich unbedeutend. Seine Freunde und die ihn sonst näher kannten, rühmten seinen Charakter als Mensch.

Sigel war der erste badische Officier, der zu Hecker überging. Dadurch und daß es ihm gelang, ein Corps von gegen 5000 Mann zu sammeln, wovon ich im ersten Kapitel redete, erlangte er in Baden große Popularität und Nichtmilitairs betrachteten ihn als ein militairisches Genie. Hecker und seine näheren Freunde, die Sigel genauer kannten, machten sich jedoch über ihn lustig und hielten nichts von seinen militairischen Talenten.

Es war natürlich, daß er bei der Revolution von 1849 eine nicht unbedeutende Stellung gleich von vorn herein einnahm; wäre ich von Weissenburg gleich beim Beginn des Aufstandes nach Baden gekommen, so würde dasselbe mit mir der Fall gewesen sein, trotz aller Feinde.

Als ich nach Mannheim kam hatte Sigel, obwohl nur mit dem Rang eines Majors, der That nach den Oberbefehl über die „Neckararmee," die aus sämmtlichen badischen regulären Truppen bestand, obwohl dem Namen nach ein Oberst (ehemaliger Hauptmann) dieselbe befehligte.

Ich habe keinen Grund, Sigel nicht persönlich zu achten und bin gern bereit, seine vielen, schätzbaren Eigenschaften anzuerkennen; allein es ist meine Ueberzeugung, daß die Stellung, welche ihm mehr aufgedrungen als von ihm eingenommen wurde, über seine Fähigkeiten und Kräfte ging. Es fehlten ihm dazu die allernöthigsten Erfordernisse: Umsicht und Klarheit, Bestimmtheit, Charakterfestigkeit, Organisationstalent, Menschenkenntniß und Beredsamkeit.

Die unbedeutendsten Schwätzer hatten Einfluß auf ihn und Schwindler, talentlose Aufschneider und Betrüger er-

hielten unumschränkte Vollmachten und Geld, während er zuverlässige und talentvolle Leute ängstlich mied. — Er mochte das Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit haben; das zeigte sich in der Unsicherheit, Unentschiedenheit in Allem was er sprach und that. Er konnte Niemand fest ins Gesicht sehen und ebensowenig Jemand eine bestimmte Antwort geben. Wer zu ihm kam, sich einen Rath oder Befehl zu holen, ging ganz verwirrt von ihm. Seine widersprechenden Befehle oder unbestimmten Dispositionen richteten oft heillose Confusion an und es war ihm stets am liebsten, wenn man thät was man wollte. Seine beste Eigenschaft als Soldat war sein persönlicher Muth; doch hatte er mehr den des Subalternofficiers als den des Feldherrn.

Ich blieb zwei Tage in Mannheim, ohne Sigel zu sprechen, der abgereist war. Was ich sah erbaute mich wenig. Eitelkeit und Ehrgeiz trieben ihr Spiel und Jeder trachtete nur danach, sich einen recht guten Platz zu verschaffen, oder so viel als möglich von den goldenen Aepfeln zusammenzulesen, die von dem Staatsbaume herabgeschüttelt worden waren. Die meisten Demokraten richteten sich zu meinem Erstaunen ein, als sei die Existenz des von ihnen geträumten Staates eine ausgemachte Sache und beruhe nicht auf dem Ausgange eines sehr zweifelhaften, gefährlichen Kampfes.

Wie bereitete man sich auf diesen Kampf vor? Drei Wochen waren bereits unter unnützen Zänkereien vergangen und für die Organisation der Landwehr des ersten Aufgebots war noch so gut als gar nichts geschehen. Sigel hatte nichts zu seiner Disposition als die Linientruppen, deren Bataillone keineswegs vollzählig waren, und einige Freicorps oder Legionen, die als Wehrkörper nichts werth, da ihre Disliplin ebenso mangelhaft als ihre Gefechtstüchtigkeit zweifelhaft waren.

Ueberall sah ich ein sehr großes Feld für meine Thätigkeit, und da die provisorische Regierung, den Mangel sachverständiger Officiere fühlend, solche durch die Zeitungen eingeladen hatte, so glaubte ich mit aller Bestimmtheit, sehr schnell eine meiner Fähigkeit einigermaßen angemessene Stellung zu erhalten. Ich war um so mehr zu dieser Erwartung berechtigt, als die meisten jüngern und alle höhern Officiere die Armee verlassen hatten, von welcher dieser Mangel bitter empfunden wurde. Die selbstgewählten Officiere waren nur ein sehr unzulängliches Surrogat. Um nun der Quelle, aus der die Stellen flossen, näher zu sein, beschloß ich nach Carlsruhe zu reisen.

Ich kam in dieser Stadt gegen Abend an und stieg in demselben Gasthofe ab, wo der Landesausschuß und viele fremde demokratische Notabilitäten logirten. Da ich hörte, daß Philipp Becker aus Biel in Carlsruhe und Obercommandeur der gesammten Volkswehr Badens sei, so beschloß ich ihn aufzusuchen, in der Hoffnung, dadurch am schnellsten meinen Zweck zu erreichen, weil er für die Volkswehr eine Menge von Officieren gebrauchen mußte. Ich kannte zwar Becker nicht persönlich, allein man erinnert sich vielleicht der Unterhandlung, die ich mit ihm durch Lommel hatte. Er wußte mehr von meinen militairischen Fähigkeiten als ein Anderer und wir hatten einige Briefe gewechselt. Ich ging also auf das Rathhaus, wo sein Bureau war. Ein Freischärler führte mich in das Vorzimmer desselben; hier fand ich Dortu aus Potsdam, welcher einer der vielen Adjutanten Beckers war. Er erinnerte sich mit einiger Verlegenheit meiner Person von Berlin her, wo ich ihn in seiner etwas komischen Glorie als Präsident des „in Permanenz sitzenden Ausschusses ꝛc." im Café Bavière gesehen hatte. Ich ersuchte ihn, mich bei dem Obersten zu melden und war

nicht wenig überrascht, von ihm nach seiner Rückkehr zu hören, Becker habe jetzt keine Zeit und könne mich nicht annehmen.

In meinem Gasthofe fanden sich am Abend eine große Menge interessanter und bekannter Personen ein; denn hier hatten sich die verfolgten Demokraten aus ganz Deutschland Rendezvous gegeben. Hier traf man die Mitglieder der Linken des Frankfurter Parlaments und der preußischen Nationalversammlung; die Theilnehmer an den Aufständen in Sachsen und Thüringen und die aus der Schweiz und Frankreich zurückgekehrten Flüchtlinge. Mir gegenüber an den Tisch setzte sich — Karl Heinzen; wir sahen uns kalt an und nahmen keine Notiz von einander. Man hatte „unsern wackern Landsmann“ den „berühmten Heinzen“ in der Pfalz nicht im Landesausschuß aufnehmen wollen und nun kam er nach Carlsruhe, um zu sehen, ob hier die Leute geneigter wären, sich von ihm regieren zu lassen. Als man dazu keine Neigung zeigte, intriguirte er gegen die Regierung; als jedoch die rothe Partei den Kürzern zog, wollte sich Karl Heinzen mit dem Commando einer von ihm zu bildenden Schweizer-Legion begnügen. Diese Legion kam aber auch nicht zu Stande, da sich Niemand fand, der unter Heinzen fechten wollte und er verließ Baden.

Im Pariser Hof logirte auch Philipp Becker, den ich am Abend im Wirthszimmer sah und wo wir uns mit der Wärme von zwei Eiszapfen begrüßten. Er war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, ziemlich groß und mit gebräuntem, militairischem Gesichte. Seine Erscheinung flößte Zutrauen ein und war durchaus nicht lächerlich, wie die manches Anderen, den ich dort sah. Er trug einen grünen Uniformsrock mit goldenen Epaulet-Haltern. In der Schweiz stand er an der Spitze des von ihm gebildeten Wehrbundes Hilf dir, welcher seine eigenthümlichen Satzun-

gen und Einrichtungen hatte, um die ich mich aber nie bekümmerte, da ich solch demokratischen Firlefanz abgeschmackt fand. Viele legten aber großen Werth darauf, hatten heimliche Zeichen und Stichwörter, trugen heimliche Kennzeichen rc.

Als es schon anfing dunkel zu werden, kam die „Flüchtlingslegion" die Straße herunter, um vom Exerciren in ihre Kaserne zu marschiren. Die Legion stellte sich vor dem Hotel auf und brachte Philipp Becker ein Hoch, der am Fenster erschien, sich bedankte und versprach, daß die Legion in den nächsten Tagen Gewehre erhalten sollte, die sie bis dahin noch nicht hatte.

Ich schlug die Hände vor Verwunderung zusammen und lachte herzlich, als ich den guten alten B ö n i n g in kriegerischem Schmuck an der Spitze dieses stattlichen Regiments als Oberst sah. Bis dahin hatte ich Böning für einen friedlichen alten Mann gehalten und auch nicht eine Spur von militairischem Geist in ihm geargwohnt. Er sah indessen ehrwürdig und stattlich aus, wie ein Held aus den Zeiten des Mittelalters und war gewiß die malerischste Erscheinung in Baden. B ö n i n g mochte ein Sechziger sein; er war groß, kräftig gebaut und ging ein Wenig nach vorn gebeugt; sein Kopf war ein solcher, wie ihn sich Maler als Modell wünschen; das Gesicht trug den Ausdruck der Herzensgüte, allein zugleich auch der Charakterschwäche; der graue Bart und die grauen langen Locken unter dem breitrandigen Freischärlerhut standen ihm besonders gut. Er trug eine schwarze Blouse mit Ledergürtel; aus dem Brustschlitz ragten die Griffe eines Paars hübscher Pistolen mit Stahlbeschlag hervor; dazu trug er hohe Jagdstiefel und einen Schleppsäbel. Er ritt damals einen sehr schönen, aalglatten Braunen, der wahrscheinlich aus dem großherzoglichen Stalle requirirt war. Ich hatte den guten alten Mann herzlich lieb; doch muß ich

der Wahrheit gemäß sagen, daß er durchaus nicht für seine Stelle paßte. Man hatte ihn zu derselben augenscheinlich nur seines Aeußern wegen gewählt und eine verzeihliche Eitelkeit hatte ihn verführt, dieselbe anzunehmen. Er begrüßte mich mit großer Herzlichkeit aber einiger Verlegenheit; hätte ich Anspruch auf seine Stelle gemacht, er würde sogleich vom Pferde gestiegen sein, denn all seine Leute gehörten zu meiner Legion, deren Commando ich ja noch gar nicht niedergelegt hatte; allein ich hoffte bei dem allgemeinen Mangel an fähigen Officieren, einen Platz zu finden, auf dem ich von mehr Nutzen sein konnte und sagte dies auch den Leuten der Legion, die ihren alten Befehlshaber reclamirten.

Da sich die damaligen Gewalthaber nicht um mich kümmerten, so mußte ich selbst Schritte thun, endlich ein Feld für meine Wirksamkeit zu erhalten. Sigel stand bei der Neckararmee, wie auch der damalige Kriegsminister — ich glaube Oberst Eichfeld — aber dessen Stellvertreter, ein Hauptmann Meierhofer, war in Carlsruhe. Ueber diesen sprach man im Pariser Hof in ebensowenig ehrerbietiger als anerkennender Weise, ja mit demokratischer Offenheit nannte man ihn ein Kameel; Andere behaupteten er sei ein Rhinoceros, während noch Andere ihn zu einem Esel degradirten.

Neugierig, diese so ausgezeichnete Persönlichkeit kennen zu lernen, stellte ich mich dem Herrn „Kriegsminister" Stellvertreter vor, und wurde ein Wenig gedemüthigt dadurch, daß derselbe meinen Namen noch nie gehört hatte, der doch oft genug in Baden genannt worden war. Ich war daher gezwungen, meine kurze Biographie zu liefern und äußerte endlich den Wunsch, im Generalstab eine Stelle zu erhalten. Er hörte mich geduldig an und antwortete dann — ich vermuthe das Kameel sprach aus ihm — ich möchte mich

zum Geniebataillon einzeichnen lassen, welches man zu bilden in Begriff sei.

Himmel! dachte ich, so viel Genies haben sie hier, daß sie ein ganzes Bataillon davon bilden wollen! Da konnte ich mich freilich nicht darüber wundern, daß man mich so en bagatelle behandelte. Doch Scherz bei Seite! — Ich machte den Herrn darauf aufmerksam, daß ich nicht zum Ingenieurcorps, sondern zum Generalstab wolle und bereit sei, mich jedem Examen zu unterwerfen. Ich wußte übrigens, daß Niemand vorhanden war, der mich hätte examiniren können. Hauptmann M. belehrte mich aber, — ich glaube das Rhinoceros sprach — daß Ingenieurcorps und Generalstab eins seien, was ich bis dahin nicht gewußt hatte, und daß ich mich nur beim Geniebataillon einzeichnen lassen möchte. Mit großer Schüchternheit — über die ich mich sehr amüsirte — bemerkte ich, daß ich bei dem großen Mangel an Leuten, die etwas verstünden, einen andern Platz als mitten in einem Bataillon Genies beanspruchen zu können glaube. „Nun", antwortete die dritte vierbeinige Person aus dem Kriegsminister, „man kann Sie doch nicht gleich zum Chef des Generalstabes machen!" — Ich sagte, daß man diesen Mißgriff schon früher begangen und daß ich die deutsche Legion in dieser Eigenschaft geführt hätte. Er habe jetzt keine Zeit, antworteten alle drei Bestien aus dem Kriegsminister und ich war so klug wie vorher.

Um doch zu wissen, wie es mit dem Bataillon stünde, begab ich mich in das betreffende Bureau und erfuhr, daß sich innerhalb acht Tagen schon — zwei Genies hätten einzeichnen lassen! —

Im Pariser Hof traf ich Annecke, den Obersten der Artillerie aus der Pfalz. Er war nach Carlsruhe geschickt worden, um mit der badischen provisorischen Regierung wegen

des Ankaufs einiger Geschütze zu unterhandeln, da die Pfalz gar keine, Baden aber einen Ueberfluß daran besaß. Dieser ganze Handel war abgeschmackt, da man erklärt hatte, daß Baden und die Pfalz in militairischer Hinsicht als ein Staat betrachtet werden sollten. Dessenungeachtet kostete es die größeste Anstrengung, die badische Regierung zu bewegen, vier alte Zwölfpfünder für 15000 Gulden an die Pfalz zu verkaufen. Bespannung wollte man nicht abgeben und von Munition nur so viel als in die Protzkasten ging. Besonders wüthend war Annecke über den Kriegsminister-Stellvertreter, den er nun wieder ein Heupferd nannte! Dieser hatte Anneckes Eitelkeit ebenfalls verletzt dadurch, daß er seinen Namen nicht kannte und durch die Frage: „Ob er gedient habe?“ —

Annecke war preußischer Artillerielieutnant gewesen und wegen eines Aufsehen und ihm Ehre machenden Prozesses sein Name in den Zeitungen viel genannt worden. Er war ein hübscher Mann, über dessen militairische Fähigkeiten ich jedoch nicht urtheilen kann. Er wollte mich bereden, nach der Pfalz zu kommen, wo man mich mit offenen Armen aufnehmen und wo ich ein weites Feld für meine Thätigkeit finden würde. Ich versprach mir die Sache zu überlegen.

Als ich sehr gelangweilt umherschlenderte, traf ich Julius Fröbel in derselben Beschäftigung. Er hätte gern sich nützlich gemacht, allein man hatte keine Verwendung für ihn. Ich kannte Fröbel von Leipzig her und ich schätzte ihn als einen der tüchtigsten Männer unserer Partei. Wir gingen in den schattigen Schloßgarten und hier erzählte er mir seine Abenteuer in Wien und wie er dort zum Tod durch den Strang verurtheilt und begnadigt worden sei. Nach dieser Begnadigung sei, erzählte er mir, in der Nacht ein Officier zu ihm gekommen, der mit in dem Kriegs-

gericht gesessen, welches ihn verurtheilte. Dieser Officier schien über den Tod Robert Blum's, oder vielmehr über die befürchteten Folgen sehr unglücklich und rief im bittenden Ton: „Oh, kommen Sie wieder nach Frankfurt, dann bitten Sie für das unglückliche Oesterreich." —

An der Table d'Hote fand ich sehr viele Herren vom Landesausschuß und neben mir saßen Fröbel und Gögg, der Finanzminister, ein hübscher junger Mann, dessen Namen ich aber bis dahin noch nicht hatte nennen hören. Man sprach von dem gegenwärtigen Zustande und den Maßregeln, die getroffen worden waren, dem Feinde zu begegnen, und ich ergriff diese Veranlassung, den Leuten etwas eindringlich meine Meinung zu sagen.

Zunächst hob ich es als eine grenzenlose Unklugheit hervor, daß man die Pfalz so gänzlich unberücksichtigt lasse; treffe man dort nicht Maßregeln, sagte ich, so werde der Feind, ehe man es sich versehe, mitten im Herzen Badens sein. Es sei gar nicht zu entschuldigen, daß man sich so wenig um die Festungen Landau und Germersheim bemühe. Ersteres habe nur eine schwache, unserer Sache zum Theil günstige Besatzung und die Bürger, uns noch günstiger gesinnt, würden dieselbe augenblicklich zur Uebergabe zwingen, sobald man einige Dutzend Bomben in die Stadt geschickt habe. Könne man Germersheim nicht bekommen, so solle man doch wenigstens den diesseits des Rheins liegenden Brückenkopf nehmen, der, wie man mir gesagt habe, noch gar nicht einmal armirt sei.

Die Preußen müßten Thoren sein, wenn sie, anstatt sich an den Pässen des Odenwaldes die Stirn blutig zu rennen, nicht ganz gemüthlich bis Germersheim durch die Pfalz marschirten, unter dem Schutz dieser Festung über den

Rhein gingen, der badischen Armee in Flanke und Rücken fielen und Carlsruhe einnähmen.

Die Maßregeln, die man bis jetzt im Odenwald getroffen, seien unbedeutend; man müsse so weit als möglich in denselben vordringen und Darmstadt bedrohen, zugleich aber die Linie von Mannheim bis Heidelberg und diese Städte selbst stark besetzt halten. Verführe man so, dann müsse der Feind entweder einen bei dem hohen Wasser schwierigen Rheinübergang oder den ebenso gefährlichen über den Neckar versuchen, worin er durch die Armee im Odenwald, welche beständig die Flanke bedrohe, sehr gehindert werden würde.

Sei man genöthigt, das flache Land preiszugeben, dann möge man wenigstens darauf bedacht sein, den Schwarzwald, das Oberland und Rastatt in guten Vertheidigungszustand zu setzen. Von hier aus könne man Würtemberg revolutioniren und die zerstreuten Volkswehren sammeln. Man möge sich beeilen, diese letzteren im Oberland so schnell als möglich zu organisiren, damit man bei Unglücksfällen am Neckar dort wenigstens eine tüchtige Reserve habe.

Man hörte mich an und gab mir Recht, allein damit war es abgethan; in den nächsten Minuten hatte man Alles vergessen, um sich um Stellen in der Verwaltung und um Theorien zu zanken, die man doch erst nach Durchführung der Revolution ins praktische Leben rufen konnte. Man war sehr siegesgewiß und erwartete Großes von Sigel und der Neckararmee; an die Preußen dachte man wohl, aber stets an 10—20000 Mann, welche sie, wie nach Sachsen, schicken würden.

Nachmittags kam die Nachricht von einem Gefecht, welches Sigel gegen die Hessen-Darmstädtische Armee bei Hemsbach verloren hatte. Da gab es entsetzlich lange

Gesichter! Es kamen auch eine Anzahl flüchtiger Soldaten, meist Dragoner an, die — vom Schlachtfelde bis Carlsruhe per Eisenbahn gelaufen wären. Anstatt diese Ausreißer sogleich vor ein Kriegsgericht zu stellen, oder sie wenigstens einzusperren, ließ man sie in der Stadt umherlaufen und die Geschichte von der grausamen Schlacht erzählen.

Die Hessen hatten eine Volksversammlung an der Grenze gestört und es war beschlossen worden, sie zu züchtigen. Zu diesem Ende überschritt Sigel die Grenze und suchte die hessischen Truppen auf. Er mußte vernünftiger Weise darauf gefaßt sein, sie zu finden und danach seine Vorsichtsmaßregeln treffen; allein er marschirte wie im Traum und stieß ganz unvermuthet auf die vor ihm stehende, feindliche Armee. „Wollen wir einmal ein Bischen?" sagte Sigel zu Mögling, der als Lieutenant in seiner Nähe war und ging an der Spitze der Dragoner vor, ohne Plan oder Vernunft. Unvermuthet wurden sie durch Kartätschen begrüßt, von denen eine Sigels Helm durchbohrte, ohne sonst zu schaden. Die Dragoner kehrten sogleich höchlich überrascht um und überrannten in wilder Flucht die Infanterie, welche solcher Aufforderung zum Ausreißen kaum bedurfte, da die Kartätschen in die Regimentsmusik gefahren waren und in derselben Entsetzen verbreitet hatten. Mögling machte noch einmal einen Angriff mit den Dragonern, allein vergebens. Das Leibregiment hielt sich schlecht, wüthend über die selbsterwählten feigen Officiere, die ihren Gehalt noch gern länger beziehen wollten. Die Badenser liefen bis Weinheim, ja selbst bis Heidelberg und wären die Hessen gefolgt, so würden jene eine große Niederlage erlitten haben; allein diese — hielten sich für geschlagen und retirirten gleichfalls! Mögling erzählte mir später die ganze „Schweinerei," wie er es nannte.

An und für sich war dies Gefecht von gar keiner Bedeutung; allein es war äußerst wichtig wegen des moralischen Eindruckes, den es machte und der Fehler, die es hervorrief. Sigel, dessen Unfähigkeit die Schuld allein beizumessen ist, schob dieselbe auf die Dragoner, welche die Kanonen nicht genommen hätten, von deren Kartätschen sie auf etwa hundert Schritt Entfernung überrascht worden waren, und Struve beging die Unklugheit, ein Bülletin in Carlsruhe an die Straßenecken schlagen zu lassen, in welchem die Dragoner als Feiglinge vor ganz Deutschland an den Schandpfahl gestellt wurden. Das war ebenso ungerecht als unvorsichtig und ich zuckte förmlich zusammen, als ich das Blatt las, denn dadurch, das wurde mir sogleich klar, machte man sich das Dragoner-Regiment zu Feinden und öffnete der Verrätherei Thür und Thor.

Am andern Vormittag erhielt ich zu meiner Verwunderung eine Vorladung, sogleich vor dem Sicherheits-Ausschuß zu erscheinen. Ein mir gänzlich unbekanntes Individuum hatte mich als Verräther, Spion und wer weiß was noch denuncirt. Ich ließ Philipp Reuter holen, den ich unten im Rathhause bemerkt hatte, und man entschuldigte sich bei mir.

Nach dem Gefecht bei Hemsbach verbreitete sich auch die Nachricht, daß eine Anzahl höherer Officiere der Armee durchgegangen seien und unter ihnen der Kriegsminister, Oberst Eichfeld. Handelten diese Herren auch nicht ehrlich, so handelten sie doch klug; an dieser ersten Frucht von Sigels Feldherrnthum ließ sich die ganze Erndte erkennen!

Sigel kam indessen nach Carlsruhe, um die Stelle des ausgerissenen Kriegministers einzunehmen, von dessen eigentlichen Funktionen er auch nicht einmal eine blasse Idee hatte. — Als ein sehr hübsches Pröbchen von der zu jener Zeit

üblichen Art und Weise im Geschäftsverfahren führe ich nur an, daß der Kriegsminister-Stellvertreter M., als er in den Pariser Hof zu Tische kam, noch nichts davon wußte, daß er seit dem vorigen Tage unnütz und Sigel zum Kriegsminister ernannt sei. Er ward blaß vor Aerger, sagte aber kein Wort. Als ich gegen Jemand meine Verwunderung darüber äußerte, erhielt ich zur Antwort: „Ach, was soll man mit der Volleul' viel Umstände machen!" — Zu dem Mann schien eine ganze Menagerie vermuthet zu werden, denn später hörte ich ihn Fuchs und Verräther schelten!

Ich ging zu Sigel, um zu erfahren, ob er eine Stelle für mich habe. Ich fand ihn mittheilender als das Erstemal und wir sprachen über die gegenwärtige Lage der Dinge. Ich verhehlte ihm meine Besorgnisse nicht und drang auf die Beschützung der Pfalz und wenigstens auf die Wegnahme des Brückenkopfes von Germersheim, damit der Feind uns nicht in die Flanke komme und überflügle. „Was thut das? sagte Sigel, wenn der Feind uns in der Flanke ist, dann sind wir ihm auch in der Flanke!" — Als ich nach der Stärke der Armee fragte, gestand er ganz naiv, daß er dieselbe nicht kenne. Ich sprach mich unumwunden über diese sorglose, liederliche Wirthschaft aus und stellte dem Kriegsminister vor, wie wichtig es sei, vorerst seine Streitkräfte kennen zu lernen, diese zu organisiren und zu brauchbaren Wehrkörpern zu machen. Er gab mir Recht, und als ich meine Bereitwilligkeit aussprach, nach dieser Richtung hin thätig zu sein, fing er an eine Vollmacht zu dictiren, kraft welcher ich zum Oberinspecteur der Armee oder etwas dem Aehnlichen, ernannt werden sollte, — als Karl Heinzen durch sein Hereintreten ihn unterbrach, ihm etwas ins Ohr sagte und mit ihm in ein Nebenzimmer ging, in

welchem sich der ältere Schlöffel und ein preußischer Deputirter befanden.

Von meiner Vollmacht war weiter nicht die Rede. Heinzen hatte Sigel beschworen, mir, einem so verdächtigen Menschen, keine wichtige Stellung zu geben und mich in einer Weise geschildert (ich erfuhr es später durch den preußischen Deputirten), daß Schlöffel mich in seltsam hochfahrender Art behandelte, welche ich nicht zu dulden entschlossen war. Ich schrieb daher an Sigel und beklagte mich bitter über das gegen mich beobachtete Verfahren und die unerklärlichen Kränkungen, die mir von allen Seiten zugefügt würden, von Personen, welche nicht offen gegen mich aufzutreten wagten.

Als ich am andern Tage in das Kriegsministerium kam, um Sigel zu sprechen, fand ich diesen so beschäftigt, daß ich nicht ankommen konnte. An anständige Formen gewöhnt, hatte ich mich anmelden lassen; allein das war ein Fehler; Jeder lief ohne Umstände in des Kriegsminister Zimmer und an mich kam nicht die Reihe. Ich benutzte die Muße, die ich durch dieses Antichambriren erhielt, meine Betrachtungen zu machen. Dies Treiben im Kriegsministerium war betrübend für den Demokraten und ergötzlich für den Spötter. Von einer Geschäftsordnung war gar nicht die Rede; hatte man ein Anliegen, so konnte man tagelang umherlaufen, ehe man die nöthige Behörde ausfindig machte. An einen regelmäßigen Empfang war nicht zu denken; das Zimmer des Ministers glich einem Taubenschlage und so Viele auch hineingingen, Keiner ging befriedigt oder abgefertigt hinaus, denn trat ein Anderer ins Zimmer, so brach Sigel das Gespräch ab und wandte sich an den Neuangekommenen.

Eine mir höchst komisch erscheinende Figur spielte Gustav v. Struve. Er war, wenn ich nicht irre, Präsident des

Militairausschusses! Struve, Präsident eines Militair-Ausschusses! Außer Muth, den ich ihm nicht absprechen will, hatte Struve auch gar nichts in sich, was ihn zu irgend einem militairischen Posten befähigte, und dennoch war er grade am meisten darauf versessen, Soldat zu spielen. Schon sein Aeußeres war so unmilitairisch als möglich und das ist nicht ganz unwichtig. Er sah immer zerknittert und ungewaschen aus und ich konnte nicht umhin, ihn mit einer Elster zu vergleichen, die in einer Küche gehalten wird und deren Federn stets zerknittert und beschmutzt sind. Die dreifarbige, wie ein Strick zusammengedrehte Schärpe, welche er über der Brust trug, war beinahe unter dem Arm zusammengeknüpft und die Schwänze der Schleife baumelten zwischen den Schulterblättern. Ich konnte mich nicht des Lachens erwehren, als ich ihn einige Soldaten abfertigen sah, denen er Papiere übergab. Die Soldaten waren ganz verblüfft über die Art und Weise, wie man mit ihnen im Kriegsministerium umging und sahen sich erstaunt an. Man bat sie, sich zu setzen und die Gefälligkeit zu haben zu warten und erschöpfte sich in Entschuldigungen, daß man sie warten lasse.

Struve, der mich sehr wohl erkannte, würdigte mich keines Blickes und Sigel, der einige Mal durch das Zimmer gehen mußte, that sehr eilig und vermied es mich zu sehen; kurz ich schien bei den Machthabern in vollständiger Ungnade und hatte keine Aussicht, mein Glück zu machen.

Von all den Leuten, die ich dort sah, machte der alte Schlöffel den angenehmsten Eindruck auf mich; er verstand zu repräsentiren, und benahm sich sehr ruhig und angemessen. Er suchte mich auf; Sigel hatte ihm meinen Brief übergeben. Er war Oberkriegs-Commissär und sprach mit mir über militairische Angelegenheiten. Er machte mir Aussicht auf ein größeres Commando bei der Neckararmee und sagte,

daß dort sein Sohn sei. Der Junge sei sehr brav, aber noch unerfahren und es werde ihn freuen, denselben unter der Leitung eines älteren Mannes zu sehen. Ehe wir jedoch zu einem Resultate kamen wurde Schlöffel abgerufen und ich sah ihn in Carlsruhe nicht wieder; von einer Anstellung für mich war weiter nicht die Rede.

Am Nachmittag traf ich Mögling in Uniform, der in derselben sehr gut aussah. Er war zum Hauptmann ernannt worden und kaufte sich eben die Epaulets. Am Nachmittage reiste er in Geschäften nach Würtemberg, wie es hieß, dort einige Regimenter zu empfangen, die mit den Badensern gemeinschaftliche Sache machen wollten. Ich sah ihn während der ganzen Revolution nicht wieder, da wir zufällig stets an verschiedenen Orten thätig waren.

Als ich am andern Morgen ausging, erhielt ich die Nachricht, daß Fickler, der Mitglied des Landesausschusses war, in Stuttgart arretirt und auf den Asperg gebracht worden sei. Ich ging sogleich zu Sigel und brachte ihm diese wichtige Neuigkeit, die anfänglich große Bestürzung erregte; allein der bei Sigel anwesende Struve wußte, sanguinisch wie er war, der Sache sogleich eine vortheilhafte Seite abzugewinnen; ja er betrachtete diese Verhaftung Ficklers als ein Glück, da sie ganz sicher das würtembergische Volk zum Aufstande bringen werde!

Auf diese Erhebung hatte man schon lange gewartet und so sicher darauf gerechnet, daß man förmlich den Muth verlor, als die Schwaben noch immer sich nicht rühren wollten. Ein starkes Truppencorps nach Würtemberg zu schicken, um das Volk dort bei den ersten Schritten zu unterstützen, fiel aber Niemand ein; wenigstens unterließ man es.

Als ich abermals einige Stunden auf dem Kriegsministerium zugebracht hatte, ohne Sigel sprechen zu können

und ihn eine Hintertreppe hinabgehen sah, eilte ich ihm nach und holte ihn vor der Thür ein. Ich fragte ihn nun, ob er mir endlich eine bestimmte Antwort geben wolle oder nicht? Ich sei auf die Aufforderung der Regierung von Berlin hierher gereist und habe weder Zeit noch Geld genug, hier unbeschäftigt umherzulungern. Nach einigen verlegenen Worten sagte Sigel: „Nehmen Sie doch ein Bataillon, ich habe auch eins nehmen müssen." — „Nun gut," antwortete ich, „so geben Sie mir eins." — „Ja, ich habe keins!" — „Nun dann hol Sie" — und damit ließ ich ihn stehen.

Am Nachmittag wollte ich nach Mannheim zurückkehren, um von hier in die Pfalz zu reisen und zu sehen, ob man dort ebenso sich gebahre wie in Carlsruhe. Während meiner Abwesenheit dort, bemerkte ich vor der Front eines Volkswehrregiments einen hübschen, blutjungen Mann in ungarischer Tracht. Ich hörte, daß es Türr sei, der sich für einen ehemaligen österreichischen Officier ausgegeben und den man ohne Weiteres — zum Obersten gemacht habe. Er war übrigens nicht Officier, sondern Oberwachtmeister gewesen; andere sagten Tambourmajor, was jedoch eine Unwahrheit ist.

Die erbärmliche Wirthschaft, die ich in Carlsruhe sah, flößte nicht allein mir, sondern auch andern dort länger anwesenden Personen nichts weniger als Zutrauen an das Gelingen der Revolution ein, und als ich ging um mich Fröbel zu empfehlen, dessen Frau angekommen war, fand ich eine Dame aus Mannheim bei ihr, die ich in Straßburg hatte kennen lernen und die eine eifrige Demokratin war. Sie sagte zu mir beim Abschied. „Nun, adieu, auf Wiedersehen in Straßburg."

Ich wollte nicht abreisen, ohne Struve einen Besuch zu machen. Wenn wir uns auch früher, durch Heinzens Hetzereien, gewißermaßen feindlich gegenübergestanden hatten;

wenn ich auch Manches in seinem Betragen lächerlich fand, so erkannte ich doch seine großen Fähigkeiten vollkommen an und schätzte die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und vor allen Dingen seine Redlichkeit und Uneigennützigkeit.

Gustav von Struve und seine Amalie empfingen mich sehr kühl. Ich sagte ihm: es scheine mir jetzt nicht an der Zeit alter Zwistigkeiten zu gedenken und zweckmäßig, gemeinsam zur Erreichung des vorgesteckten Zieles zu arbeiten, deshalb käme ich zu ihm, um zu zeigen, daß ich meinerseits keinen Groll mehr hege und bäte ihn, den seinigen ebenfalls zu vergessen.

Struve wiederholte ungefähr meine Phrase; wir gaben uns die Hand; allein er schien mir keineswegs aufrichtig. Seine Frau, ein sehr schönes Weib mit brillanten, schwarzen Augen, schwieg hartnäckig; kaum daß sich eine Frage nach meiner Frau von ihren Lippen rang. Ich konnte sie nicht ohne Lächeln ansehen, der mancherlei Anecdoten gedenkend, die man sich von ihr, in Bezug auf ihre Werbungen von Officieren für die Revolution erzählte.

Als ich, in Mannheim angekommen, eben auf dem Weg zum Bahnhof in Ludwigshafen war, begegnete ich Jansen aus Cöln, den ich seit Straßburg nicht wieder gesehen und von dem ich wußte, daß er sich zu Willich begeben, welcher in Besançon ein tüchtiges Corps von Flüchtlingen gebildet hatte. Willichs communistische Thorheiten hatten Jansen angeekelt und er war mit achtzig Mann, die ihm folgten, zuerst nach Carlsruhe und dann nach Mannheim gegangen. Er sprach sehr gut von Willichs Charakter und militärischen Fähigkeiten, machte sich aber über seine Narrheiten lustig. Dieser halte, sagte er, sich für eine Art von Christus und habe seinen Johannes in einem blassen Schneidergesellen, dem er ganz besondere Gaben zuschreibe. Er habe es nicht

länger aushalten können und sei dem Narrenhause entflohen. Willich sollte nun vor Landau stehen und diese Festung blockirt halten.

Jansen rieth mir sehr ab, nach der Pfalz zu gehen, wo die Verwirrung noch weit größer sei, als in Baden; er bat mich in Mannheim zu bleiben und mit ihm zu Trützschler zu gehen, der mich sicher nicht fortlassen werde. Dieser, Civilcommissionär von Mannheim und zugleich Regierungs-Director des Unterrheinkreises, war ein Mann von etwa dreiunddreißig Jahren, mit feinem, hübschen, offenen Gesicht, blauen Augen, und blondem, schlichtem Haar. Er war von mittlerer Größe und schlanker Gestalt. An seinem Dialect erkannte man, daß er ein Sachse sei. Er empfing mich mit großer Offenheit und Liebenswürdigkeit und bat mich dringend, in Mannheim zu bleiben, da alle Geschäfte auf ihm lasteten und er sogar die Militär-Angelegenheiten besorgen müsse, indem kein Mensch da sei, der das Geringste davon verstünde.

Trützschler gefiel mir außerordentlich und immer mehr, je länger ich sein Thun und Treiben beobachtet. Er war ein entschiedener Republikaner und machte alle demokratischen Narrenspossen mit; allein er that es mit dem Anstande eines wohlerzogenen, an feine Gesellschaft gewöhnten Mannes und hielt lange Haare, schmutzige Wäsche und Hände durchaus nicht für Erfordernisse eines Demokraten. — Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein war er thätig, und wo er schaffte, wurde auch Etwas abgemacht, Etwas vor sich gebracht. Es war nicht diese Carlsruher zappelnde, nichts fördernde Geschäftigkeit, sondern eine rührige, besonnene, sachkundige Thätigkeit. Es ist kaum zu glauben, was Trützschler Alles allein und anscheinend mit der größten Leichtigkeit besorgte! Obwohl ich ihn meistens gelassen und sehr

ruhig fand, so konnte er doch sehr entschieden und derb auftreten, was er denn auch bei manchen Gelegenheiten that. Er war von allen in Baden anwesenden Demokraten offenbar der tüchtigste.

Im Umgange gewann er noch mehr und man lernte in ihm nicht nur den gewandten und fähigen Geschäftsmann, sondern auch den liebenswürdigen, tüchtigen Menschen schätzen und lieben.

Bei Tische forderte er mich auf, mit ihm eine Batterie für vier Geschütze auf der Neckarspitze zu besichtigen, die schon gegen tausend Gulden an Arbeitslohn koste, ihm aber gar nicht gefallen wolle. Die Arbeit, sagte er, habe ein Ingenieur geleitet, den man aus dem Hauptquartier Heidelberg mit der unumschränken Vollmacht abgesandt habe, die Linie von Heidelberg bis Mannheim durch Befestigungen zu verstärken.

Ich fand ein seltsames Ding von einer Schanze vor und der junge Ingenieur schämte sich nicht wenig vor mir. Auf meine Angaben wurden einige Aenderungen gemacht; allein es blieb immer ein verpfuschtes Ding.

Durch Trützschlers Vermittelung ward ich zum Obersten der Mannheimer Volkswehr ernannt. Diese bestand damals aus einem Bataillon von fünf Compagnieen, dem mich Trützschler als seinen Befehlshaber im Auftrage der Regierung vorstellte.

Ich formirte sogleich die Compagnieen nach den darüber bestehenden Bestimmungen, ließ Officiere wählen und die Leute einexerciren, womit man indessen schon einige Zeit unter der Leitung eines Oberfeldwebels angefangen hatte. — Es war ein schwieriges Ding, Disciplin in dieses Bataillon zu bringen, da die erwählten Officiere durchaus keinen Begriff von der Nothwendigkeit derselben hatten. Sie waren an das

Clubwesen gewöhnt und wollten mit mir discutiren, wo sie zu gehorchen hatten, und ich war genöthigt, gleich von vornherein mit sehr großer Strenge dazwischen zu fahren, um ihnen diesen demokratischen Firlefanz aus dem Kopfe zu treiben. Ein Umstand, welcher sehr nachtheilig auf die Disciplin wirkte war, daß die Leute weder ordentlich, noch gleichmäßig equipirt waren und daß die Officiere nicht Uniformen trugen, sondern in Blousen, Civilröcken u. s. w. vor der Front erscheinen mußten. Die Hervorhebung dieses Mangels wird manchem Civilisten abgeschmackt erscheinen; allein Militärs werden die Wichtigkeit desselben einsehen. Der Regierungs-Director Trützschler mochte in blauer Blouse mit dreifarbiger Schärpe erscheinen, ohne sich an Ansehen zu vergeben; allein ein Major oder Hauptmann in der Blouse findet bei seinen Leuten nicht den nöthigen Respect.

Kaum hatte ich das Bataillon einige Tage, als ein junger Mann bei mir erschien, der sich als Major von Rochlitz und Adjutant Sigels ankündigte. Er brachte mir den Auftrag, so viele Bataillone als möglich, in Mannheim zu bilden und dazu Leute vom ersten Aufgebot zu nehmen, ohne Rücksicht auf die Bezirke und Ortschaften, wo sie zu Hause wären. Zugleich brachte er mir abermals einen neuen Organisationsplan — den dritten in drei Tagen — und den Befehl, das nach demselben eingetheilte Bataillon zur Avantgarde der Neckararmee, Abends sechs Uhr desselben Tages abmarschiren zu lassen. In aller Eile traf ich die nöthigen Vorbereitungen und übergab das Bataillon einem ehemaligen preußischen Premierlieutenant Herrn von Bernigau. Als das Bataillon sich sammelte, wurde es durch einen ungeheuern Platzregen bis auf die Haut durchnäßt, fuhr so mit der Eisenbahn nach Heidelberg und mußte hier die Nacht ohne

Feuer auf der Straße kampiren, weil man gar nicht daran gedacht hatte, daß es so pünktlich eintreffen werde. Die armen Leute mußten meistens in's Feld rücken ohne genügende Kleidung, mit einem Paar Schuhe, ohne Tornister und selbst ohne Patrontaschen, während auf den Kammern der Linienregimenter altes, aber noch immer brauchbares Material in Masse aufgestapelt war.

Es that mir eigentlich leid, von dem Bataillon Abschied zu nehmen, welches aus recht braven Leuten bestand, aus denen ich bald ein tüchtiges Corps gemacht haben würde; allein Trützschler wünschte sehr meine Anwesenheit in dem bisher vernachlässigten Mannheim, wo ich bald einen Angriff erwartete. Hier war allerdings Mancherlei zu thun. Die Geschäfte im Büreau der Volkswehr überließ ich jedoch meistens meinem Adjutanten Lindemann, den ich auf Trützschlers Empfehlung genommen hatte. Lindemann war ein Sachse und hatte einst ein liberales Blatt — ich glaube „die Sonne" — in Chemnitz redigirt. Er galt für einen Vollblutdemokraten und war ein angenehmer, verständiger Mann, den ich im Büreau besser brauchen konnte als im Felde, schon weil er mit der Feder bei Weitem besser als mit seinem Pferde umzugehen verstand. Meine Hauptaufmerksamkeit war auf die Vertheidigungs- und Sicherheitsmaßregeln gegen einen Angriff von Seiten des Feindes gerichtet, der uns bereits sehr nahe war. Mecklenburgische Dragoner hatten einen Besuch in Sandhofen gemacht, welches kaum eine Stunde von Mannheim liegt und in Virnheim, hieß es, stünden feindliche Truppen. Dessenungeachtet hatte man in Mannheim in großer Sorglosigkeit gelebt und gar nicht daran gedacht, sich gegen einen Ueberfall nur im Mindesten zu sichern. Erst spät besetzte man das bei Mannheim liegende Dorf Käferthal; allein die ganze Strecke von diesem Ort bis zum Rhein lag offen da,

kaum daß man die Kettenbrücke über den Neckar durch einen Posten sicherte, der ohne Schwierigkeit aufzuheben gewesen wäre.

Sobald ich in Mannheim eine militärische Function übernahm, ließ ich mir es angelegen sein, diesen Fehler zu verbessern, worin mir Trützschler durch seine Vollmachten kräftig Beistand leistete; denn ich erhielt nicht allein das Commando über die Vorposten, sondern auch den Auftrag, den von Heidelberg geschickten Ingenieur in seinen Arbeiten zu controlliren, oder vielmehr dieselben anzugeben, da man ihn, der übrigens ein ganz braver, junger Mann war, durch ein Abberufen nicht kränken wollte.

Ich stellte nun alle Abend Feldwachen und Posten von Linienmilitär und Volkswehr aus, wobei ich beide Truppengattungen stets gleichmäßig vertheilte, damit die letztere von der ersteren den Felddienst lerne, was sich als sehr zweckmäßig erwies. Diese Sicherheitsmaßregel genügte mir jedoch nicht; da ich mit Bestimmtheit von dieser Seite her einen Angriff auf Mannheim erwartete, so war ich darauf bedacht, einige Punkte durch Geschütze zu verstärken und zu diesem Ende auf der Strecke vom Waldhof bis zur Giulinischen Schwefelsäurefabrik drei Batterieen errichten zu lassen. Die eine wurde nicht weit vom Waldhof selbst, die andere auf dem Exercierplatz in der Nähe des Brunnenhäuschens erbaut und zu der dritten auf dem rechten Flügel beschloß ich die Fabrik selbst zu benutzen. Cavallerie- und Infanterie-Feldwachen sollten diese Batterieen decken. Besonders wichtig erschien mir die in der Fabrik. Hier konnte man einige Geschütze sehr vortheilhaft postiren und in der Nähe boten im Fall eines Gefechtes die dort herum liegenden Bierkeller und der mit einer starken Mauer umgebene Kirchhof gute Punkte zur Vertheidigung. Letzterer sollte einer Hülfsbrücke gleichsam

als Brückenkopf dienen und eine andere Brücke unterhalb der Kettenbrücke von Flößen hergestellt werden, die stark genug war, Infanterie und selbst Cavallerie zu tragen.

Ehe noch meine Anstalten vollends ausgeführt waren, übernahm Oberstlieutenant Mercy den Oberbefehl über den linken Flügel der Neckararmee und ward zugleich Stadt- und Garnisonscommandant von Mannheim. So hatte sich bis dahin Lieutenant Haas — ein Gefreiter, der bei dem Soldatenaufstand in Rastatt eine gewisse Rolle spielte — aus eigener Machtvollkommenheit genannt, ohne daß ihn Jemand respectirte; er ward nun auf die Functionen eines Platzmajors beschränkt. Die Vertheidigungsmaßregeln waren jetzt Mercy's Sache und dieser begnügte sich damit, vor der Neckarbrücke, an der Stadtseite, eine leichte Verschanzung, die mit einigen Geschützen besetzt ward, und eine Floßbrücke unterhalb der Kettenbrücke bauen zu lassen. Die Befestigung des andern Ufers und namentlich der Giulinischen Fabrik gab er auf Klagen des Besitzers auf, der viele tausend Ctr. Schwefel und andere brennbare Stoffe in derselben zu haben behauptete. Das war allerdings nicht angenehm; allein ich hatte die Geschütze so postirt, daß sie durch dicke Mauern von der eigentlichen Fabrik getrennt waren und im Fall einer Feuersbrunst sogleich zurückgezogen werden konnten. Der vorrückende Feind würde sich ganz gewiß in der Fabrik festgesetzt haben, wenn wir es nicht thaten und dann mußten wir die Gebäude in Brand schießen. Der Besitzer war also im Fall eines Gefechtes, bei dem der Feind so weit vordrang, auf alle Fälle schlimm daran; doch das sind unvermeidliche Folgen des Krieges.

Mercy war vor der Revolution Oberlieutenant und Adjutant des dritten badischen Regiments gewesen. Als bei dem Soldatenaufstande in Rastatt die Arrestanten befreit

werden sollten, stand er den Soldaten mit dem Säbel in der Hand gegenüber und wurde der Gegenstand ihres besonderen Hasses, den er sich schon durch seine Strenge als Adjutant zugezogen hatte. Die Soldaten drohten ihn umzubringen und er war genöthigt, sich bei einem Bekannten zu verstecken, bis es ihm gelang, in Civilkleidern zu entkommen. Als die Revolution an Umfang gewann, schloß er sich derselben an und erschien plötzlich in Carlsruhe als „Kriegsminister-Stellvertreter", welche Stelle er jedoch nicht lange einnahm.

„Im Lande der Blinden ist der Einäugige König." Mercy galt für einen talentvollen Soldaten, das beweisen die Stellen, die ihm anvertraut wurden. Er war schwach, eitel und unentschieden und als Regiments-Adjutant in einer Garnison eben an seinem Platze. Um die Sache, für welche wir kämpften, schien er sich nicht viel zu kümmern, da er sich wohl nie den Kopf darüber zerbrochen hatte; er nahm einmal daran Theil und hoffte ihren Sieg, damit er eine hohe Stelle mit gutem Gehalt bekam, wodurch seine Wünsche befriedigt waren. Er war von mittler Größe; hatte dunkles Haar, ein angenehmes Gesicht, welches rothe Pusteln etwas entstellten, und war im Umgange ein ganz leidlicher Mensch.

Aus seinem zaghaften, unentschiedenen Auftreten sah man deutlich, daß er das Zutrauen zum Gelingen der Revolution verloren hatte und so wenig wie möglich thun wollte, um die Last seiner Sünden gegen die großherzogliche Regierung nicht zu schwer zu machen. Dies waren die Gedanken, welche seine Handlungsweise in mir erzeugten; allein möglich ist es auch, daß diese Unentschlossenheit und Unentschiedenheit in seinem Charakter lagen. Besonders vorsichtig und rücksichtsvoll verfuhr er mit den Mannheimern, bei denen etwas mehr Strenge und Energie sehr am Platze ge-

wesen wäre. Mercy trat außerordentlich leise auf und wußte stets Trützschlers und meine Maßregeln, die übrigens nichts weniger als hart waren, bis zur Unwirksamkeit zu mildern.

Zu meinem Dienst hatte ich Pferde nöthig. Trützschler ließ drei aus dem Stall der Großherzogin Sephanie requiriren; sie wurden von einem Thierarzte abgeschätzt — das eine mit achthundert Gulden, und mit einer Anweisung auf die Kasse bezahlt. Mercy bohrte beständig an mir, diese Pferde zurückzugeben und ich war herzlich gern dazu bereit, da sie für meine Zwecke wenig taugten, wenn ich nur andere gehabt hätte. Das theuerste gab ich indessen gleich zurück, da es ein Wagenpferd war; eins überließ ich meinem Adjutanten zum Gebrauch und das dritte, welches die angenehme Gewohnheit hatte sich zu bäumen und gelegentlich zu überschlagen, behielt ich bis ich Mannheim verließ, wo ich es ebenfalls in den Stall der Großherzogin zurücksandte.

Um diese Pferde wurde ich im Hauptquartier beneidet, und eines Tages kam ein Officier mit einem Papier, welches mir befahl, diese Pferde dem Vorzeiger zu übergeben. Das Papier war unterzeichnet: „Friedrich Doll, Oberbefehlshaber der Volkswehr in Baden.“ Ich lachte laut, als ich diese Unterschrift las. Man hatte mir, dem Obersten eines Regiments-Volkswehr, kein Wort von Dolls Ernennung zu diesem wichtigen Posten gemeldet, die eine ganz colossale Dummheit war; denn kein Mensch eignete sich dazu wohl weniger als grade Doll, der nie Soldat gewesen war und auch nicht einmal einen Schatten von militärischen Kenntnissen oder persönlichen Erfordernissen besaß. Doch diese Sache mag dahin gestellt bleiben; ich bin außer durch das in Rede stehende Papier nie eine Spur seiner Thätigkeit gewahr geworden. Da er keinenfalls ein Recht auf die mir

von Trützschler überwiesenen Pferde hatte, so erlaubte ich mir, ihm einen Gruß zu senden, den ich nicht gut schreiben kann und über den sich der Bote entsetzte und fragte, ob ich das wirklich Doll sagen lasse? Ich antwortete: „Ja ich, Corvin, lasse das dem Hansnarren Doll sagen."

Da das Volkswehr-Büreau im Schlosse war, so bezog ich eine an dasselbe stoßende Wohnung.

Ich widmete nun der Organisation der Volkswehr meine ganze Aufmerksamkeit, hatte dabei aber mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Hatte ich endlich mit Mühe und Noth das erste Aufgebot aus den umliegenden Ortschaften eingezogen, so liefen die Leute bei der nächsten Gelegenheit nach Hause. Trützschler machte mir die größeste Strenge zur Pflicht, besonders gegen nachlässige Bürgermeister, welche solche Desertionen unter der Hand begünstigten. Einer derselben war der Bürgermeister von Neckarau. An diesen schrieb ich sehr derb: „Wenn Sie die Deserteurs nicht zu finden wissen, so werde ich mit einer Schwadron Dragoner hin kommen und sie suchen. Finde ich noch welche, dann werde ich Sie bei den Ohren nach Mannheim bringen lassen. Darauf nehmen Sie das Ehrenwort des Bürgers Corvin." — Dieser Brief wurde sorgfältig aufbewahrt und später produzirt, wovon ich weiterhin reden werde.

Es war in der That keine Freude für die Leute, ihre nöthige Feldarbeit im Stiche zu lassen und unbeschäftigt umherzulungern, wobei sie den Mangel an Geld noch härter empfanden. Man hatte ihnen noch keinen Kreuzer Sold gezahlt und sie baten lange vergebens darum. Ich ging daher in das Hauptquartier nach Heidelberg und mit großer Mühe gelangte ich durch die Vermittelung Tiedemanns zu Sigel, von ihm eine Anweisung auf die vierwöchentliche Löhnung von mehr als tausend Mann zu verlangen. Mit Mühe und

Roth erhielt ich vierhundert Gulden, doch wurden andere achthundert Gulden einige Tage darauf an Bernigau geschickt.

Major Tiedemann sah ich hier zum ersten Mal; er war Chef des Generalstabes der Neckararmee und sehr geschäftig in seinem Büreau. Er behandelte mich mit großer Artigkeit, fragte mich viel über militärische Dinge und ich nahm einen vortheilhaften Eindruck von ihm mit.

Das Treiben in diesem, im Gasthof zum Prinzen Carl befindlichen Hauptquartier war seltsam und bunt genug. Die Stadt war damals mit Truppen angefüllt; es war in der Nähe von Weinheim zu kleinen Gefechten mit den Hessen gekommen und Alles war in großer Bewegung.

Germain Metternich, in blauer Blouse und hohen Stiefeln nebst mächtigem Schleppsäbel, lief aus einem Zimmer ins andere. Man wunderte sich darüber, ihn fortwährend im Hauptquartier, anstatt auf seinem Posten zu sehen; man sagte mir, er befehlige die Avantgarde, die keineswegs im Prinzen Carl mit ihm hinter dem Schoppen saß. Er galt übrigens seit dem Hambacher Fest für einen der ersten Demokraten und war auch wirklich überall dabei gewesen. Er galt für einen Helden; Andere nannten ihn einen Hasenfuß. Letzteres thaten Esselen und ein Mann aus der Gegend von Neckargemünd, welcher anwesend war, als die Hanauer Turner, die sich in Hirschhorn gegen die Baiern vertheidigten und sich verschossen hatten, um Hülfe zu ihm schickten, die er aus Feigheit nicht leisten wollte. Ich hatte keine Lust die alte Bekanntschaft zu erneuern und sah ihn während der ganzen Revolution nicht wieder.

Auch Schlöffel fand ich in Heidelberg wieder. Ich ersuchte ihn, und Trützschler that dasselbe, nicht zu leiden,

daß Sigel so viel junge Leute mit „unumschränkten" Vollmachten nach Mannheim schicke, wo es nächstens zu einem ernstlichen Kampfe kommen werde und wo man Männer brauche. Außer dem Wiener Studenten, den man als Ingenieur mit so großen Vollmachten und Aufträgen dorthin sandte, ernannte Sigel auch einen Heidelberger Studenten, Namens Stöck, zum Hauptmann und Befehlshaber der Artillerie in Mannheim. Dieser noch sehr junge Mann trug die Uniform eines eidgenössischen Lieutenants und war eifrig mit dem Exercitium beschäftigt, hatte aber doch zu wenig practische Kenntnisse, um die ihm übertragene Stelle genügend auszufüllen.

Schlöffel hörte mich an und sagte endlich: „Mein Gott, Sie können sich ja doch nicht halten und es kömmt auch nicht darauf an, da Mannheim gar kein militärisch wichtiger Punkt ist." Damit ging er, mich starr vor Erstaunen stehen lassend. Schlöffel war kein Soldat und ich lege ihm daher diese Aeußerung nicht zur Last; er sprach sich nur aus, was Sigel oder andere Militärbefehlshaber darüber dachten und deren Feldherrntalent läßt sich aus diesem einzigen Umstand beurtheilen. Neckar und Rhein bildeten die größten, der feindlichen, nach Baden bestimmten Armee entgegenstehenden Hindernisse; überließ man ihnen Mannheim, so hatten sie beide hinweggeräumt; diese Stadt war damals der militärisch wichtigste Punkt im ganzen Lande!

Mein erstes Bataillon hatte sich unterdessen bei Ladenburg recht brav gehalten und eine Anzahl mecklenburgischer Dragoner und Infanteristen gefangen genommen. Ich verfehlte nicht, dies Bataillon, welches meinen Namen trug, wegen seines Benehmens zu loben. Major Bernigau, den die

Leute nicht leiden mochten, hatte das Fieber bekommen und war in Heidelberg zurückgeblieben; mein Freund Jansen, der bisher sein Adjutant gewesen war, übernahm das Commando. Ich hatte in Mannheim nur zwei Compagnieen des zweiten Bataillons, die noch der Obhut des Instructors anvertraut waren und als Rekruten galten.

Achtes Capitel.

General Mieroslawski. — Generaladjutant, Oberst Sigel. — Revüe bei Mannheim. — Adam Mieroslawski. — Barrikaden in Ludwigshafen. — Gefecht bei Käferthal. — Die Hessen geschlagen. — Angriff der Preußen. — Ich übernehme das Commando gegen sie. — Unannehmlichkeit mit dem General. — Versuch die Brücke abzuführen. — Ludwigshafen in Brand geschossen. — Sehr lebhaftes Gefecht am 17. Juni. — Das Gefecht am Abend von den Preußen erneuert. — Ihre Geschütze demontirt. — Alarm in der Nacht. — Der aus dem Rhein gefischte Ungar. — Lieutenant Bär und vierundzwanzig Kameraden. — Brand der Batterieen. — Die Preußen ziehen ab. — Die Baiern. — Waffenruhe. — Gefährlicher Sturz mit dem Pferde. — Vorbereitungen an der Neckarseite. — Das verdächtige Schiff. — Nachricht von dem Unglück von Waaghäusel. — Befehl zur Räumung Mannheims. — Contrerevolution. — Ich und andere Obersten werden am Bahnhof arretirt. — Gefährliche Lage. — Lieutenant Hauf und die Volkswehr. — Befreiung. — Die gefangene Locomotive. — Abfahrt. — Jansen. — Trützschler und Stöck gefangen. — Ankunft in Heidelberg. — Pferdehandel. — Theodor Mögling. — Nächtlicher Ritt nach Neckargemünd.

Die badische provisorische Regierung stand schon seit einiger Zeit mit dem bekannten Polen Mieroslawski wegen Uebernahme des Commandos der Armee in Unterhandlungen, die mit der Annahme dieses Postens als General und der Zahlung einer Summe — ich glaube zwanzigtausend Gulden — endete. Eines Nachmittages forderte mich Mercy auf, mit ihm nach Käferthal zu reiten, um den eben dort angekommenen General zu begrüßen. Ich ergriff freudig diese Gelegenheit, Mieroslawski kennen zu lernen, obwohl ich

mit der Maßregel seiner Berufung keineswegs einverstanden war. Die Wahl eines mit unsern Verhältnissen gänzlich unbekannten Polen zu unserm Obergeneral schien mir ein entschiedener Mißgriff und um so mehr, als Mieroslawski auch nicht ein Wort Deutsch verstand und unsere Officiere nur sehr mangelhaft Französisch redeten, seltene Ausnahmen abgerechnet. All diese Uebelstände würde ich übersehen haben, wenn sie durch andere Eigenschaften des polnischen Anführers genügend aufgewogen worden wären. Allerdings hatte er anfänglich gegen die Preußen einigen Erfolg gehabt; allein seitdem war er überall geschlagen und gefangen worden. Sein letzter Feldzug in Sicilien war ebenso unglücklich wie alle andern gewesen und ich huldigte der Ansicht des Cardinals Richelieu, daß Glück fast noch mehr werth sei als Geschick. Mieroslawski schien mir keins von Beiden in genügendem Maße zu haben, wenn auch Letzteres mehr als Ersteres. Jedenfalls traute ich ihm aber mehr Erfahrung und Feldherrntalent zu als irgend einem der in Baden anwesenden Deutschen, welche geneigt waren, ihm den Rang streitig zu machen, und deshalb begrüßte ich seine Ankunft mit Freude, nun wenigstens energisches Handeln hoffend.

Wir ritten scharf und von oben bis unten mit Koth bespritzt, langten wir in Käferthal an, wo wir Mieroslawski mit Sigel in dem Quartier des Obersten Kapferer trafen, der mit einigen Compagnieen seines Regiments das Dorf besetzt hielt. In dem Zimmer waren noch einige andere deutsche und auch polnische Officiere anwesend, welche letzte der General mitgebracht hatte, der noch Civilkleider trug.

Mieroslawski war ein Mann von etwa dreißig Jahren von mittler Größe, mit etwas vorgebeugter Haltung. Sein blondes, etwas gelocktes Haar trug er ziemlich lang, den Bart jedoch kurz. Sein Gesicht war angenehm, wie

auch der Ton seiner Stimme. Dr. Zurkowski, der als sein Adjutant fungirte und den ich von Straßburg her kannte, stellte mich ihm vor. Er hielt uns eine Rede in französischer Sprache, deren Inhalt ich den Andern deutsch wiederholte, in welcher er sehr bedauerte, unsere Sprache nicht zu verstehen, aber die Hoffnung aussprach, sie bald zu erlernen. Er versprach, Alles was in seinen Kräften stünde, für die Sache der Freiheit zu thun, ermahnte aber, die gelockerte Disciplin in der Armee wieder herzustellen. Er wollte, sagte er ferner, die Sache mit einem großen Schlage zum Ende bringen, deshalb alle Streitkräfte zusammenziehen und eine große Schlacht wagen. Schließlich wies er uns an Sigel und stellte uns ihn als Den vor, durch welchen wir alle seine Befehle erhalten sollten, als sein „alterego."

Sigel, der zum Obersten und General-Adjutanten ernannt war, stotterte auch einige Worte, in denen er das ungefähr wiederholte, was Mieroslawski gesagt hatte. Im Allgemeinen machte Mieroslawski auf mich einen günstigen Eindruck.

Er hatte in Bezug auf die Wichtigkeit Mannheims andere Ansichten, als ich sie gehört hatte, und verlegte sein Hauptquartier dorthin in das Schloß. Da ich mich lieber suchen lasse, als aufdränge, so kam ich mit ihm nur in flüchtige Berührung und hatte keine Gelegenheit, Mieroslawski als Mensch kennen zu lernen.

Eines Nachmittages ließ er Generalmarsch schlagen. Sämmtliche Truppen, die in Mannheim lagen, mußten sich auf dem Exercirplatz versammeln; Linienmilitär, Volkswehr und Bügerwehr, sogar meine, von ihrem Instruktor geführten, Rekruten mußten die Parade mitmachen. Der General ließ einige Evolutionen und besonders Angriffe in der Kolonne machen, die besser ausfielen, als ich erwartet hatte.

Nach der Revue ritten Mieroslawski, Mercy und ich nach Ludwigshafen, der rheinbaierischen Stadt, welche auf dem andern Ufer des Rheins liegt und durch eine Schiffbrücke mit Mannheim verbunden ist. Hier wurde gemeldet, daß sich preußische Husaren in Frankenthal hätten sehen lassen, welches kaum zwei Stunden entfernt ist. Es war demnach ein Angriff für den folgenden Tag zu erwarten, und Mieroslawski besichtigte die Aufstellung der Geschütze auf dem Mannheimer Rheinufer und ließ sie einige Mal blind abfeuern, um unsere Pferde an den Knall zu gewöhnen. Der General hieß die Aufstellung der Geschütze gut; allein mir schien sie wenig zweckmäßig, schon deßhalb, weil sie ganz frei standen und die Bedienung dem Kleingewehrfeuer vom andern Ufer ausgesetzt war.

Bereits ins Schloß zurückgekehrt, bat mich der General, seinen Bruder, den Obersten Adam Mieroslawski, nach Ludwigshafen zu begleiten, und ihn in den Anstalten, die er dort treffen würde, zu unterstützen. Adam Mieroslawski war ein hübscher junger Mann, mit langem, dünnem Bart und sehr beweglichem Wesen. Man sagte mir, daß er in der Marine gedient habe. Die Hast, mit welcher er Alles that, hatte nicht meinen Beifall und eben so wenig war dies mit den Anordnungen der Fall, die er zur Vertheidigung von Ludwigshafen traf. Die Barrikaden waren keineswegs zweckmäßig placirt, und als ich ihn darauf aufmerksam machte, versprach er es zu ändern; allein es blieb beim Alten. Mich bat er, den Bau der Hauptbarrikade zu leiten, wozu ich mir Freiwillige aus Ludwigshafen zusammensuchte, die ich mit einigen Maas Wein munter erhielt. Man holte vorräthige Eisenbahnschwellen und eine große Menge Baumwollenballen aus dem Hafengebäude, welche als sehr brauchbares Material zum Barrikadenbau verwendet wurden.

Die Barrikade sollte so gebaut werden, daß dadurch die Passage selbst für Wagen nicht gehemmt würde, und die Folge davon war, daß sie durch diese Einrichtung nicht nur weniger Schutz gewährte, sondern auch die Anlage einer Geschützbank hinter ihr unmöglich machte. Es fing an Tag zu werden, als ich meine Arbeit vollendet hatte und zu Bette ging.

Ich ward sehr bald durch den Generalmarsch geweckt und stieg zu Pferde. Meine Rekruten fand ich auf dem Marktplatz und befahl ihnen, hier bis auf weiteren Befehl zu bleiben. Ich selbst ritt über die Neckarbrücke nach Käferthal zu, wo ich unsere Truppen mit den Hessen engagirt fand. Letzere waren bereits zurückgeschlagen worden und es war eine Pause im Gefecht entstanden, die nur durch Tirailleurfeuer ausgefüllt wurde. Blutlachen auf dem Wege zeigten mir, daß einige Leben verloren worden waren, und der Gedanke, daß hier Deutsche gegen Deutsche kämpften, verdüsterte mich.

Mercy begegnete mir und rief mir zu: „Pfeifen hören! pfeifen hören!“ Es war das erste Mal, daß er Kugeln pfeifen hörte. Nicht lange darauf stieß ich auf Mieroslawski, den General, der heute in Uniform war. Er trug einen blauen Militärüberrock mit Goldstickerei am Kragen und sehr große, goldene Generalepaulets; dazu rothe Hosen, einen Pallasch an einem goldenen Wehrgehänge und ein mit Gold besetztes Käppi. Er hatte eine Menge Adjutanten; allein im Gefecht, wenn er sie brauchte, war selten einer von ihnen zu finden, so daß er genöthigt war, mir einen Auftrag an den Oberst Tobian zu geben, welcher das Gefecht leitete. In demselben Augenblicke hörten wir Kanonendonner von Ludwigshafen her. Der General gab mir den Befehl, nach Ausrichtung meines Auftrages ihm an den Rhein

nachzukommen. Meine Bestellung war bald gemacht, und gleich darauf erhielt Oberst Tobian, der ein tüchtiger Soldat (Pole) war, einen Schuß in den Mund, an welchem er nach einigen Tagen starb.

Am Mannheimer Hafengebäude holte ich den General ein. Oberst Türr, der junge Ungar, von dem ich früher redete — hatte Ludwigshafen mit seinem Regiment Volkswehr vertheidigen sollen. Er holte sich von Mannheim einen Zwölfpfünder und eine siebenpfündige Haubitze, die aber wegen der Barrikaden gar nicht zu postiren waren, und Hauptmann Stöck, der behauptete, vom General den Befehl erhalten zu haben, keine Geschütze nach Ludwigshafen zu senden, zog sich mit denselben eiligst über die Brücke zurück. Ihm folgte in großer Unordnung Türr mit seiner Volkswehr und man hatte kaum Zeit, den Durchlaß der Brücke an der Ludwigshafer Seite abzufahren, so nahe waren die Preußen unsern Truppen auf den Fersen. Türr und Stöck beschuldigten sich gegenseitig der Feigheit, wie das in solchen Fällen stets zu geschehen pflegt. Es fehlte nicht viel, so wären die Preußen über die Brücke gekommen, und die Nachricht von der Einnahme von Mannheim durch sie, welche bereits in den Zeitungen stand, wäre eine Wahrheit geworden. Zwischen ihnen und dieser Stadt lagen nur zwölf Ellen Wasser und hätten sie augenblicklich und etwas energisch nachgedrängt, so würden sie Mittel gefunden haben, dieses Hinderniß noch vor unserer Ankunft auf dem Kampfplatze zu überwinden, trotz der aufgestellten Geschütze, deren Bedienung wohlgezieltem Flintenfeuer in der ersten Ueberraschung schwerlich Stand gehalten haben würde.

Als Mieroslawski und ich von dem Hafengebäude nach dem Europäischen Hofe ritten, zwischen welchen beiden großen Häusern keine andern auf der Chaussee stehen, wurden von

Ludwigshafen her zwei Kartätschenschüsse auf uns gefeuert, deren Kugeln neben und unter unsern Pferden dahin rasselten. Mieroslawski kehrte hinter das Hafengebäude zurück und das Feuer wurde von der Ecke desselben durch die dort aufgestellten zwei Geschütze erwidert, was sogleich Infanteriefeuer und Kartätschenschüsse auf diesen Punkt lenkte.

Ich machte den General auf unsere Gefahr und die mangelhafte Aufstellung der Geschütze aufmerksam und ihm den Vorschlag, dieselbe zu verbessern und durch schnell aufzuwerfende Batterien zu sichern. Er ging darauf ein, übertrug mir in aller Eile die Ausführung und das Kommando auf dieser Seite und ritt sogleich nach Käferthal zurück; er war nicht zehn Minuten am Rhein gewesen.

Ich ließ sogleich Massen von Baumwollenballen aus dem Hafengebäude bringen und unter dem Feuer des Feindes damit in aller Eile nothdürftige Batterien herstellen, die indessen doch einigen Schutz gewährten. Zugleich traf ich Aenderungen in der Aufstellung der Geschütze und unser Feuer erwiderte das der Preußen auf so wirksame Weise, daß diesen die Lust verging, die Brücke zu forciren.

Das Gefecht bei Käferthal war gleichfalls glücklich abgelaufen; die Hessen waren mit Verlust zurückgeschlagen worden und schienen keine Neigung zu haben, den Angriff zu erneuern. Adam Mieroslawski kam zu mir an den Rhein und war ganz enthusiasmirt über meine zweckmäßige und wirksame Vertheidigung. Er trug mir auf — er sprach ebenfalls nur französisch — den Artilleristen den Dank des Generals auszudrücken, der anerkenne, daß sie durch ihre Tapferkeit Mannheim gerettet hätten. Ich entledigte mich dieses Auftrages zu meinem und der Artilleristen Vergnügen. — Mein Adjutant Lindemann war während dieser Be-

schießung nicht bei mir; er war mir bereits im Gefecht bei Käferthal abhanden gekommen.

Gegen Mittag schwieg das Feuer gänzlich; nur hin und wieder wurde eine Flintenkugel über den Rhein gewechselt. Nachdem ich meine Befehle gegeben hatte, ritt ich nach dem Schloß, welches etwa dreihundert Schritte hinter unseren Batterien lag, um mein Pferd füttern zu lassen und im Bureau der Volkswehr nachzusehen. Auf der Treppe begegnete mir General Mieroslawski, der mich in ärgerlichem Tone fragte: „was ich hier mache, und warum ich nicht bei meinen Leuten sei?“ Ich sagte ihm den Grund, und daß ich eigentlich keine Leute hätte, da die Rekruten noch unter ihrem Instruktor ständen. Er fuhr mich heftig an und sagte: „Und wenn Sie nur sechs Leute haben, so müssen Sie dabei sein! Ich werde Kriegsgericht über Sie halten lassen.“ — Dergleichen verdrießt um so mehr, wenn man sich bewußt ist, seine Schuldigkeit gethan zu haben, und das Benehmen des Generals frappirte mich um so mehr, als ich eben seinen Dank für die „Rettung Mannheims“ durch seinen Bruder in Empfang genommen hatte. Durch den Ton fühlte sich auch mein Stolz verletzt; denn innerlich dünkte ich mich weit mehr zu einer Autorität an diesem Ort berechtigt, als den fremden, jungen Polen. Er war jedoch mein General, hatte im Augenblick mancherlei Verdrießliches im Kopf — die Verwundung Tobians unter Anderm — und dann war ich auch von der Nothwendigkeit der Subordination zu sehr überzeugt, um irgend eine Entgegnung zu machen; allein ich gestehe, daß ich innerlich kochte, als der General in sein Zimmer eilte. Ich hatte noch nicht den Fuß der Treppe erreicht, als ich von einem ruppig aussehenden Polen in Civilkleidung eingeholt wurde, den ich nicht kannte. Dieser Mensch verlangte meinen Säbel. Ich riß

denselben sammt dem Gurt herab, faßte aber mit der rechten Hand den Griff und rief: „Nehmen Sie ihn!“ Der Pole ward verlegen, stammelte begütigende Worte und verließ mich.

Sehr ärgerlich über den Vorfall stieg ich zu Pferde, um durch die Stadt an den Rhein zurückzukehren. An der Schloßwache sagte mir der Offizier, der General habe nach mir verlangt; ich antwortete, daß ich denselben eben gesprochen und ritt weiter. Am Pfälzer Hof wurde ich, Schritt reitend, von einem andern Boten eingeholt, der mich augenblicklich zum General beschied. Ich fand diesen mit seinem Bruder und andern Polen bei Tische. Er schien sehr aufgebracht und wollte nichts davon wissen, daß er mich habe rufen lassen. Sein Bruder Adam sprach jedoch sehr eifrig mit ihm und er beruhigte sich. Als ich das Zimmer verließ, kam mir der jüngere Mieroslawski nach und bat mich, den Vorfall zu vergessen; er wolle bei seinem Bruder Alles wieder ins Geleis bringen; ich möge nur wieder an den Rhein zurückkehren und dort anordnen, was ich für gut fände.

Meine auf dem Marktplatz aufgestellten Rekruten hatte der General selbst dort weggeholt und sie bei den Bierkellern aufgestellt, wo sie sehr brav einen Angriff der hessischen Chevaurlegers zurückgewiesen, welche leichtes Spiel mit ihnen zu haben glaubten.

Ich kehrte an den Rhein zurück und verlegte, um dem Ort der Handlung näher zu sein, meine Wohnung in den Gasthof zum Rheinthal, welcher dem Hafengebäude gegenüber liegt. Ich benutzte die eingetretene Gefechtspause und Dunkelheit dazu, die Geschütze vortheilhafter aufzustellen und die Batterien zu vervollkommnen, denn ich konnte mir wohl denken, daß die Preußen bald wieder reden würden.

Als es ganz dunkel war, kam Adam Mieroslawsky; er wollte die Rheinbrücke abfahren lassen und forderte dazu meine Hülfe. Zu diesem Ende gingen wir Beide an der Spitze einer Pionierabtheilung auf die Brücke vor und gelangten unter dem Schutz dort aufgestellter Baumwollenballen unbemerkt bis an das Ende derselben, nur zwanzig Schritte von dem Eingang nach Ludwigshafen entfernt, davon durch die Wasserlücke getrennt, welche durch Abfahrung des Durchlasses entstanden war. Wir wollten eben unsere Arbeit des Abfahrens beginnen, als wir durch Blitz, Knall und Kugelpfeifen dicht vor uns über die Wachsamkeit der Preußen belehrt wurden. Die Kugeln thaten zwar keinen Schaden; allein die unbewaffnet vorgegangenen Pioniere sprangen wie die Hirsche davon, oder drückten sich hinter die Baumwollenballen. Ein Unterofficier lag glatt an der Erde; ich hielt ihn für todt, entdeckte aber bald, daß er nur feige war und zog ihn am Ohr aus seinem Versteck.

Unter diesen Umständen war an ein Abfahren der Brücke nicht zu denken, und Adam Mieroslawski, der es sehr eilig hatte, gab mir vor seinem Weggehen den Auftrag, allerlei brennbare Materialien herbeizuschaffen und die Brücke in Brand zu stecken. Da er mir nicht das Geringste zu befehlen hatte — ich war ja selbst Oberst — und der Brandauftrag mir vom General aus nicht wiederholt wurde, so hielt ich es nicht für nöthig, ihn auszuführen, vollkommen überzeugt davon, daß die Preußen es nicht wagen würden, unter meinem Kanonenfeuer die mehrere hundert Schritte lange Brücke zu überschreiten. Die Polen waren überhaupt sehr brennlustig; allein ich vergaß nie, daß ich in Deutschland war, und daß ich leider Deutsche mir gegenüber hatte; ich hielt es für meine Pflicht, Schaden so viel, als nur irgend möglich, zu verhüten.

Schon am frühen Morgen begann das Feuer der Schützen, in welches das der Kanonen bald einfiel. Das Zollhaus an der Brücke in Ludwigshafen war von den Preußen besetzt, die von hier aus ein lebhaftes Feuer unterhielten. Dieses Haus erstreckt sich längs des Rheins und besteht aus zwei etwas vorspringenden Flügeln, die mit dem zurückstehenden Mittelbau einen kleinen Hof bilden, welcher nach dem Rhein zu durch eine starke, brusthohe Mauer geschlossen ist, deren Fuß der Rhein bespült. Hinter dieser Mauer hatten sich preußische Schützen postirt, die sich aus unsern Kugeln wenig machten. Mieroslawski schickte mir den Befehl, dieses Haus in Brand zu schießen. Gleich die erste Granate schlug in das Dach und mehrere andere folgten; doch zündete keine einzige, da nichts Brennbares in dem Hause enthalten war. Eine, welche über das Haus hinwegflog, zündete in einem Gasthause — ich glaube, im deutschen Hofe — allein das Feuer wurde bald gelöscht. Ich ließ nun den kleinen Hof mit Kartätschen und Shreppnells beschießen, wodurch er so ziemlich geräumt wurde; nur drei wackere Schützen hielten tapfer Stand; allein endlich sah ich sie auch nicht mehr.

Andere Schützen postirten sich hinter Baumwollenballen in dem Hofe des Ludwigshafer Hafengebäudes, und wir gaben uns Mühe, sie zu vertreiben. Zu diesem Ende war auch eine Granate dort hingeworfen worden; nach einer halben Stunde sahen wir an dem Ort, wo sie eingefallen war, die Flammen herausschlagen. Die Bewohner von Ludwigshafen erzählen jedoch, das Feuer sei durch die Schüsse der Preußen entstanden, wodurch sich die Baumwollenballen entzündet hätten. Das ist glaublich, denn uns begegnete in Mannheim dasselbe und baumwollene Schanzen zeigten sich als höchst gefährlich.

Unter dem Regen unserer Kugeln war jeder Löschversuch gefährlich, und die Preußen kümmerten sich am Ende ebenso wenig, als auf unserer Seite die Polen, darum, ob ein paar hunderttausend Gulden, die „Ausländern" gehörten, in Rauch aufgingen; sie handelten wenigstens demgemäß. Das Feuer, welches in dem wohlgefüllten Hafengebäude Nahrung genug fand, loderte bald hoch zum Himmel empor.

Die Zerstörung dieses kostbaren Gebäudes, der darin aufbewahrten Vorräthe von Kaufmannsgütern und der Gedanke, wie viele Menschen dadurch empfindlich getroffen werden konnten, betrübte mich aufrichtig, und ich sprach mich demgemäß gegen meine Artilleristen aus, die in ihrem Kunsteifer die Sache nicht von dieser Seite betrachtet hatten.

Der Brand von Ludwigshafen bot, besonders bei Nacht, ein grauenvoll schönes Schauspiel dar, erhöht durch die Spiegelung im Rhein. Da die Flammen Alles mit Tageshelle erleuchteten, so dauerte das Feuer die ganze Nacht, und ich glaube gern, daß ich an diesem Tage für 10,000 Gulden Munition verschossen habe, wie man mir später zum Vorwurf machte; allein hätte ich ohne dies Feuer Mannheim schützen können, wie ich es that? Das Abbrennen eines einzigen Hauses würde ja mehr Schaden verursacht haben, als die ganze Munition werth war.

Die Mannheimer waren beim Beginn der Kanonade sehr ängstlich geworden, besonders als sie merkten, daß es den Preußen hauptsächlich darauf ankam, ihre Stadt in Brand zu schießen, zu welchem Ende sie hauptsächlich mit glühenden Kugeln und Granaten schossen. Um Schaden zu verhüten, hatte ich gute Anstalten zum Löschen treffen lassen und vor jedem Hause und auf jedem Boden mußten Gefäße, gefüllt mit Wasser, bereit stehen. Es zündete keine einzige Kugel, und die Bürger beruhigten sich etwas.

Die Preußen hatten in Baden die Leidenschaft, ihre Geschütze durch das Schießen mit glühenden Kugeln zu verderben; zu welchem Zweck das geschah, konnte ich nicht wohl einsehen, denn dieselben zeigten sich als durchaus unnütz. Mir ist nicht ein Fall bekannt geworden, daß eine solche Kugel gezündet hätte, und doch sollte sie — meinen Schulbüchern nach — noch nach zehn Minuten grünes Holz zünden. Eine dieser Kugeln schlug gegen einen dicken Baumast und zerfiel in zwei Stücke; eine andere drang durch die Mauer des europäischen Hofes, fuhr in ein Gastzimmer, schlug gegen die Holzbekleidung der einen Seitenwand, sprang von hier gegen die dem Fenster gegenüberliegende und dann zurück, wo sie in der Nähe ihres Eingangs auf dem Teppich liegen blieb, den sie eben nur versengt hatte. Eine andere, die in ein höher gelegenes Zimmer fuhr, machte ähnliche Sprünge und blieb unschädlich auf den Tannen-Dielen liegen, wo man sie am andern Morgen fand. Durch das Mannheimer Hafengebäude fuhren eine ganze Menge glühender Kugeln, ohne den geringsten Schaden anzurichten.

Ein Granate schlug in ein Haus in der Nähe des Rheinthals und platzte in einem Zimmer, dessen Bewohner nicht wenig erschrocken war. Die Stücke in beiden Händen haltend, stürzte er mit bleichem Gesichte zu mir auf die Straße und rief: „Sehen Sie, das ist in meine Stube geflogen!" — „Lassen Sie sich den Vogel braten," gab ich dem Manne zur Antwort, der seinen Schreck gewiß zeitlebens nicht vergessen wird.

Ein anderer ehrlicher Bürger, der sich hinter das Hafengebäude verlief, sah hier eine sechspfündige Kugel in einer Pfütze liegen. Er dachte, dieselbe zum Andenken mit nach Hause zu nehmen; allein entsetzt ließ er sie fallen und besah seine verbrannten Finger; denn die Kugel war noch

sehr heiß, trotzdem, daß sie schon eine ganze Weile im Wasser gelegen hatte.

Am andern Morgen begannen die Preußen ein sehr lebhaftes Feuer, welches gegen den Schloßgarten, hauptsächlich aber gegen die Flanken-Batterie gerichtet war, die ich an der Ecke des Lagerhauses erbaut und mit einem Zwölfpfünder und einer Haubitze besetzt hatte. Es regnete hier Kugeln von allen Sorten; glühende Kugeln, Granaten, Kartätschen und Shreppnells; allein meine braven Artilleristen, die ich durch Beispiel und Zuspruch anfeuerte, kehrten sich wenig daran. Das ganze Gefecht an diesem Vormittag glich einem Fest, und Scherz und Gelächter nahmen kein Ende. Da die Baumwollenballen durch unsere Schüsse Feuer fingen, so mußten wir sie fortwährend mit Wasser begießen, und ein Knabe von etwa dreizehn Jahren lief mit seinem Eimer oben auf der Batterie hin und her, unbekümmert um die Kugeln, die ihn umsausten. Eine Granate fiel dicht vor mir nieder, als ich mit Lieutenant Hauf in der Nähe der Batterie stand, und ich kann nicht in Abrede stellen, daß ich sie mit großem Interesse betrachtete und herzlich froh war, als sie, ohne Schaden zu thun, zerplatzte. Ein Stück traf indessen einen Artilleristen in die Brust, ohne daß er es in seinem Eifer merkte. Er wollte gar nicht einmal nachsehen, als ich ihn darauf aufmerksam machte. — Zwei abprallende Flintenkugeln eines Shreppnells schlugen unschädlich gegen meine Brust. Wir verloren trotz all dem Feuern nicht einen Mann, und nur ein Volkswehrmann, der hinter mir stand, als ich den Feind recognoscirte, erhielt eine für mich bestimmte Büchsenkugel durch die Wade. Altbaierische Beamte, sagte man mir, schossen aus den Häusern von Ludwigshafen mit Standbüchsen auf uns.

Eine preußische Vollkugel war trefflich gezielt; sie schlug durch die Scharte, streifte das Rad des Zwölfpfünders und würde drei Mann mitgenommen haben, wenn die Bedienung die Regelmäßigkeit des Exercirplatzes bewahrt hätte. Dieser Fall und das heftige Feuer machten die Artilleristen für einen Augenblick stutzig und sie traten ein wenig zurück. Ich langte mir jedoch den jungen Lieutenant, der eigentlich die beiden Geschütze befehligen sollte, bisher aber immer an andern Orten gewesen war, und der erhöhte Ton meiner Stimme brachte ihn und die Artilleristen wieder an den richtigen Platz. Das heftige Feuer dauerte indessen ein paar Stunden, und nicht nur Artillerie, sondern auch Infanterie nahmen lebhaft an dem Kampfe Theil. Besonders heftig beschossen die Preußen den kleinen Garten hinter dem Bureau der Cölner Dampfschifffahrt-Gesellschaft, wo sich eine Anzahl unserer Leute hinter der Brustmauer festgesetzt hatten. Wir hatten trotz alle dem Geknatter nur höchstens drei oder vier Todte und nicht mehr Verwundete; allein der Verlust der Preußen soll bedeutend gewesen sein.

Endlich hatten die Preußen sich verschossen. Ich sah ein längliches Ding vor meinen Füßen einschlagen, hob es auf und entdeckte mit Erstaunen, daß es ein etwa zwei Zoll langes Stück einer mit Oelfarbe angestrichenen runden Eisenstange war, die wahrscheinlich zu einem Geländer gehört hatte. Ein Artillerist, Namens Orth, hob ein anderes Stück auf, welches vor ihm niederfiel und zeigte es mir, mit wüthendem Gesicht rufend: „Sehen Sie, Herr Oberst, mit solchem Dreck schießen die Kerle!“ Es war ein Stück Eisenerz.

Ich konnte mir wohl denken, daß die Preußen sich bald wieder Munition verschaffen und das Gefecht mit erneuten Kräften fortsetzen würden und traf demgemäß meine Anord-

nungen. Ich war an Geschützen den Preußen überlegen, denn ich hatte vier Sechspfünder, sechs Zwölfpfünder und zwei Haubitzen, wovon die eine jedoch gleich am ersten Tage für den Augenblick durch Brechen der Lafette unbrauchbar wurde. Auch ein Zwölfpfünder bekam einen Riß und konnte erst später durch einen andern ersetzt werden.

Ich war darauf bedacht, die Stellung der Geschütze während des Gefechts häufig zu wechseln, was ich vortheilhaft fand und ließ auch zwei Geschützbänke hinter dem Rheindamm am Ludwigsbad eiligst erbauen und mit zwei der Zwölfpfünder besetzen, wodurch ich Ludwigshafen bedeutend näher war, da das Ludwigsbad vor dem Hafen liegt. Auch veranlaßte ich, daß die nichts weniger als kampflustige Mannheimer Bürgerwehr ihre sehr guten Büchsen zum Theil an Freiwillige abgeben mußten, welche ich geeignet aufstellte.

Mein Adjutant hatte während des Gefechts im Bureau zu thun, und nach demselben sah ich ihn nur zweimal am Rhein; seine Stelle nahm unterdessen der ehemalige würtembergische Artillerielieutenant Hauf ein, den ich schon bei dem Bau der Schanzen nach Käferthal zu verwendet hatte. Er war brav und brauchbar. Hauptmann Stöck war am Neckar beschäftigt und niemals am Rhein, während von jenseits geschossen wurde. Trützschler und Mercy kamen hin und wieder; ich veranlaßte letzteren, von Carlsruhe Munition und von Rastatt zwei Mörser zu verschreiben.

Gegen Abend war das Hafengebäude fast niedergebrannt; im Vordergrunde glimmten noch einige Haufen brennbarer Stoffe und die hin und wieder herausfliegenden Flammen beleuchteten die stattlichen Ruinen, in denen sich einige Thorbogen scharf abzeichneten. Mit eintretender Dunkelheit begannen die Preußen auf's Neue die Stadt mit Granaten und glühenden Kugeln zu beschießen, und die Bürger

geriethen in große Angst, da es augenscheinlich darauf abgesehen war, ihre Häuser zu entzünden.

Die feindlichen Geschütze waren durch die Flammen und den Rauch im Vordergrunde maskirt und meine Artilleristen waren in großer Verlegenheit, da sie nicht wußten, wohin sie ihr Feuer richten sollten; allein es gelang mir, an verschiedenen kleinen Anzeichen die Stellung der preußischen Geschütze zu erkennen; ich richtete selbst die Geschütze auf die geeigneten Punkte und ließ zu gleicher Zeit Feuer geben. Das Resultat war glänzend. Das Feuer der Preußen verstummte augenblicklich, ihre Geschütze waren demontirt. Zwei ihrer Lafetten waren zerschossen und gegen die Mündung eines ihrer Geschütze war eine meiner zwölfpfündigen Kugeln gefahren, hatte das Rohr gesprengt und drei Mann getödtet, wie mir später erzählt wurde. Die Preußen zogen sich nach dem Dorfe Mundenheim zurück, um unserm Feuer nicht ferner ausgesetzt zu sein.

Ich schrieb einen Brief an den versammelten Stadtrath und theilte demselben mit, daß die Bürger für die Nacht keine Ursache zur Besorgniß hätten, da ich die feindlichen Geschütze hätte demontiren lassen.

Ich wußte, daß in Ludwigshafen nur eine schwache Besatzung und bedeutende Hülfe nicht in der Nähe sei, schrieb daher an Mercy, den Kommandanten, daß ich mit einem Bataillon über den Rhein gehen und die Stadt wiedernehmen wolle; allein er war damit nicht einverstanden.

Die Brücke, die ich hatte erretten wollen, war nun doch in Brand gerathen; eine der preußischen glühenden Kugeln war in einen der auf ihr liegenden Baumwollenballen gefahren und hatte gezündet. An ein Löschen war unsererseits nicht zu denken, da jeder Versuch dazu viel Menschenleben gekostet haben würde.

Ich war begreiflicherweise sehr müde, und da kein Angriff zu erwarten war, so traf ich die nöthigen Sicherheitsmaßregeln und legte mich im Rheinthal zu Bette, um einige Stunden zu ruhen. Es ist Grundsatz bei mir, im Kriege zu schlafen, so oft es ohne Schaden geschehen kann; denn man kann nie wissen, wann wieder einmal die Gelegenheit zur Erfrischung der Kräfte geboten werden wird und mit etwas Uebung gelangt man dazu, stets schlafen zu können wenn man will.

Ich mochte kaum zwei Stunden gelegen haben, als ein Mensch in mein unverschlossenes Zimmer stürzte mit dem Ruf: „Die Preußen brechen über Mühlau herein!" und augenblicklich verschwand. Die Sache schien mir zwar außerordentlich unwahrscheinlich, allein man hatte von dorther wirklich Kleingewehrfeuer gehört. Ich war also schnell im Sattel. Vor der Thür fand ich Trützschler und Mercy, die beim Glase Wein gewacht hatten. Sie waren ziemlich bestürzt und froh, als sie mich auf dem Platz fanden. Ich sandte gleich zwei Geschütze und ein Bataillon nach der Mühlau ab, um auf alle Fälle die Zugänge zu der Stadt zu schützen, während ich selbst, über das Ludwigsbad reitend, von hier aus die Mühlau erreichen wollte; sie ist ein Gartenfeld, welches durch den Rhein und Neckar gebildet wird.

Am Ludwigsbad traf ich auf eine Patrouille, welche einen durchaus nackten Mann mit einer Mütze auf dem Kopfe von der Mühlau her den Rheindamm entlang brachte. Da der Mensch vor Kälte und Angst schlotterte, so hing ihm einer der Artilleristen seinen Mantel um. Der Mann war, als er an's Ufer schwimmen wollte, triefend aus dem Rhein gezogen worden und ich sehr geneigt, ihn für einen Spion zu halten. Als ich ihn mit der Pistole bedrohte, um durch Angst die Wahrheit von ihm herauszupressen, rief er: „Nix

deutsch, ich Ungar!" Zugleich nahm er aus seiner Mütze einen Zettel, den ich beim Schein einer Laterne las. Auf ihm standen ungefähr folgende Worte:

„Liebe Brüder! Seit drei Tagen sitzen wir ohne Nahrung in einem der Schiffe der Brücke. Wir haben uns bei dem Rückzuge aus Ludwigshafen verspätet und konnten nicht mehr über die Brücke. Rettet uns, sonst müssen wir Hungers sterben, oder uns dem Feinde ergeben. Sieben von uns wollen sich in einem Nachen den Rhein hinunter treiben lassen. Der Kahn wird kenntlich sein an einer weiß und rothen Fahne.

Lieutenant Bär und 24 Kameraden."

So ungefähr lautete der Inhalt dieses Zettels, der uns mit Entsetzen erfüllte; der Ungar, ein guter Schwimmer, hatte es übernommen, ihn zu überbringen und hätte seine Kühnheit fast mit dem Tode gebüßt, denn es wurde auf ihn geschossen. Dasselbe Schicksal hatte ein Kahn gehabt, der sich dem Lande in der Nacht nähern wollte und wir vermutheten, daß es der angekündigte gewesen sei.

Die Nacht war so finster, daß ich in der nach dem Mühlauer Schlößchen führenden Allee buchstäblich nicht die Hand vor den Augen sehen konnte; allein ich vertraute der Ortskenntniß meines Pferdes aus dem Stall der Großherzogin Stephanie, welches diesen Weg oft genug gemacht haben mußte und ritt im vollen Galop. Die an der Mühlau aufgestellte Volkswehr war in großer Bestürzung; man hatte geschossen und wußte nicht worauf und war nur eines einzigen Schusses gewiß, der den Arm eines Kameraden durchbohrt hatte. Ich brachte bald wieder Alles in die gehörige Ordnung und kehrte nach meinem Quartier zurück, wo ich Trützschler, Mercy und den Ungar fand, den man in

aller Eile mit Unterhosen, Schlafrock und Pantoffeln bekleidet und gehörig gefüttert hatte. Oberst Türr, der als Dolmetscher dienen sollte, wurde aus dem Bette geholt und wir erfuhren das Nähere von dem Schicksal der in der Schiffbrücke gefangenen Leute. Diese saßen nun schon so lange ohne Nahrung und waren fast tod vor Hunger und Entsetzen, denn die Kugeln beider Parteien pfiffen um und über sie und trafen nicht selten das Schiff. Zwei der Gefangenen waren bereits todt und die Angst der Lebenden war auf den höchsten Gipfel gestiegen, als die Brücke in Brand gerieth.

Wir berathschlagten sogleich über die Mittel, durch welche die Unglücklichen zu retten sein möchten. Trützschler, durch das kriegerische Leben aufgeregt, sagte, er wünsche schon lange auch etwas Kühnes zu thun; er erbot sich vor der Morgendämmerung über den Rhein zu fahren und die Leute zu retten. Davon rieth ich ihm dringend ab und er gab meinen Gründen auch Gehör; es fanden sich andere Freiwillige und Trützschler übernahm nur die Leitung der Expedition. Alle bis auf sieben Mann wurden gerettet; so erzählte man mir, denn ich hatte andere Geschäfte und war nicht gegenwärtig. Von dem Schicksale der Sieben werde ich weiter unten reden.

Am Morgen besetzte ich das Mühlauer Schlößchen mit einer permanenten, starken Wache und stellte einen Zwölfpfünder auf der Terrasse auf, um den Versuch zu machen, eine Schleuse in dem gegenüberliegenden Rheindamm zu öffnen, wodurch die Preußen von demselben fern gehalten sein würden. Der Versuch war jedoch ohne Erfolg und ich ließ eine Scharte in den Rheindamm an der Mühlau stechen und den Zwölfpfünder dort aufstellen. Schüsse wurden hinüber und herüber gewechselt und zerschlugen manchen Spiegel im Schlößchen, welches ein beliebter Vergnügungsort der Mannheimer ist. Ich hatte vor langen Jahren im Saale desselben einen sehr

vergnügten Ball mitgemacht und nun tanzten Freischärler darin zum Ton einer Guitarre und dazwischen pfiffen die Kugeln.

Am Abend geriethen unsere Batterien von Watte in Brand, und da die Leute die Unklugheit begingen, die Baumwolle auseinander zu zerren, so trieb der heftig wehende Wind die gefährlichen Flocken überall umher, die Stadt mit Zerstörung bedrohend. Die Artilleristen, durch den angestrengten Dienst bei Tag und bei Nacht todtmüde gemacht, hatten die in der Halle des Hafengebäudes für sie gelegte Streu aufgesucht und ehe sie erwachten, hatte das Feuer überhand genommen.

Ich ward sogleich aus der Stadt geholt, wo ich mit Trützschler und Mercy zu thun hatte und eilte auf den Platz der Gefahr. Die erste Ueberraschung die mir wurde, war der Anblick der nicht verschlossenen Munitionswagen dicht neben der brennenden Batterie! Ich machte kein Geschrei deshalb, sprang schnell auf das Rad des nächsten und schlug den Deckel zu; dann ließ ich die Wagen in aller Stille zurück und außer Gefahr bringen.

Am heftigsten brannte die Batterie am Lagerhaus. Ich rief sogleich alle disponible Mannschaft zusammen, ließ die bereit gehaltenen Spritzen herbeiführen und durch Spritzen und Austreten mit den Füßen bewältigte man hier die Flammen; allein desto heller loderten sie auf meinem linken Flügel an der Rheinlust und an der Brücke. Es fand sich ein großer Braubottich und ein großes Seil. Der Bottig wurde gefüllt und hundert Leute spannten sich vor denselben und zogen ihn an den Ort der Gefahr. In einer halben Stunde war der Brand gelöscht.

Ich hatte mich in der Nacht darüber gewundert, daß die Preußen unsere Löschanstalten gar nicht durch ihr Feuer

beunruhigten. Der Morgen brachte die Lösung dieses Räthsels in der ungeheuren weiß und blauen Fahne, die auf dem Dache eines der höchsten Häuser wehte und neben der ich durch mein Fernrohr einige blonde Rattenfängergesichter erkannte. Die gescheuten Preußen hatten den warmen Platz den Baiern eingeräumt, denen die Vertheidigung zukam und denen man von Herzen gern eine doppelte Dosis der schwarzen Pillen gönnte, welche wir so freigiebig vertheilten. Man erzählte mir, die Preußen hätten bedeutende Verluste erlitten, und die preußischen Hauptleute, auf solchen Widerstand gar nicht gefaßt, hätten ganz erschrecklich die Köpfe hängen lassen. Eine zwölfpfündige Kugel, erzählte man, sei in das Wolf'sche Kaffeehaus gefahren und sie und der ihr folgende Shreppnell soll zwanzig Mann getödtet haben. Gewisses konnte ich darüber nicht erfahren. Die Preußen hatten, gleich den Russen, immer nur einen officiellen Todten und die Demokraten tödteten sie — mit dem Munde — schockweise.

Die Baiern, welche die Zeugnisse von der Wirksamkeit meiner Artillerie vor Augen hatten, fühlten sich nicht berufen, das Gefecht aufs Neue zu beginnen. Mir war das vollkommen recht und ich verbot auf das Allerstrengste jeden Schuß. Mir kam es nur darauf an, Mannheim zu halten, und nicht Ludwigshafen zu zerstören. Um den Baiern ganz deutlich meine neutralen Gesinnungen zu zeigen, ritt ich den Rheindamm entlang und sie widerstanden der Versuchung, meine Epaulets durch eine Kugel zu begrüßen.

Ich habe schon an einem frühern Ort meine Ansicht über das Tragen von Uniformen ausgesprochen. Ich bestellte mir sogleich eine solche und hielt dies für doppelt nöthig, da ich reguläre Artillerie unter mir hatte. Obersten-Epaulets waren in Mannheim nicht zu haben (sie unterschieden sich damals in Baden von denen anderer Stabsoffiziere durch

dicke Raupen) und überdies kam mir auf den Rang wenig an; ich begnügte mich also mit einem Paar Majors-Epaulets, denen ich zwei Sterne aufsetzen ließ, wodurch damals der Oberstlieutnantsrang angezeigt wurde. Da der Schneider gar kein anderes farbiges Tuch bekommen konnte, als scharlachrothes, so nahm er dies zum Kragen und ich erschien demnach in der Uniform des ersten Regiments und unterschied mich von demselben nur durch ein goldenes Wehrgegehänge, welches ich noch von Paris her hatte.

Wegen der noch in dem Brückenschiff sitzenden Leute wurden Unterhandlungen mit den Baiern angeknüpft, welche damit endeten, daß sie aus ihrer schauderhaften Lage erlöst und gefangen genommen wurden.

Die Baiern stellten in Ludwigshafen eine Batterie gegen Mannheim auf, begannen aber keine Feindseligkeiten. Das konnte indessen eine Maske sein, um uns sicher zu machen, und ich beschloß auf meiner Hut zu sein und das um so mehr, als den Feinden' unsere Schwäche wahrscheinlich ebenso gut bekannt war, als mir. Ich hatte eine Anzahl von Geschützen abgeben müssen, um die an der Kettenbrücke über den Neckar errichtete Schanze zu armiren, und außerdem war sämmtliches Militair mit Ausnahme meiner Volkswehrrekruten von Mannheim abmarschirt. Da waren allerdings noch zwei Compagnien Freiwilliger, Mannheimer Bürger, die sich zum Dienste in der Stadt unter mein Commando stellten und denen ich ganz neue, gute Gewehre lieferte; allein ich ward von ihnen fast nichts gewahr und wußte nicht, ob sie zuverlässiger waren wie die reguläre Mannheimer Bürgerwehr.

Die Gefahr rückte uns in Mannheim auch von der Neckarseite immer näher; denn preußische Husaren löschten bereits auf den Bierkellern ihren Durst, und wenn Preußen

und Baiern vereint die Stadt abermals von zwei Seiten angriffen, dann wußte ich nicht, ob man ihnen blos mit den wenigen Geschützen von der Neckarseite würde widerstehen können. Ich erwartete daher mit Ungeduld die von Carlsruhe verschriebene Munition nebst den Mörsern und drang bei Mercy darauf, daß er von Mieroslawski wenigstens ein Bataillon für Mannheim verlangen solle, dessen Entblößung eine große Thorheit sei.

Als ich Nachmittags an den Bahnhof ritt, wo die Munition angekommen sein sollte, ward mein Pferd unruhig und gerieth mit den Vorderfüßen auf die Stufen der Halle, wo sich daß Billetfenster befindet. Hier standen Menschen und wahrscheinlich berührte Jemand, der das Pferd von sich abwehren wollte, die Nase desselben mit einer brennenden Cigarre; denn ehe ich noch durch das geringste Anzeichen gewarnt wurde, warf sich das Pferd hinten über und wir beide wälzten uns im Staube. Betäubt stand ich auf und befühlte mich; zu meiner Verwunderung war kein Knochen gebrochen. Mit dem rechten Epaulet, welches meine Schulter beschützte, hatte ich den Boden berührt, wie auch mit der rechten Knieseite, welche ganz und gar geschunden war. Wäre mir der Säbel in die Quere gekommen, oder wäre ich mit dem Sporn hängen geblieben, so würde ich sicher schwer beschädigt worden sein. Da dies nicht der Fall war, so vergab ich auch dem Pferde, welchem ich als einen unverbesserlichen Ueberschläger eine Kugel durch den Kopf schießen wollte.

Ich band mein Taschentuch um mein Knie und ritt langsam durch die Stadt nach dem Rheine zu. Als ich bei den offenen Fenstern des Casinos oder Museums vorüber kam und einen Blick auf die dort sitzenden Herren warf, wurden dieselben sämmtlich verlegen und wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: diese Herren brüten Verrath

gegen uns. Wäre ich Commandant von Mannheim gewesen, ich würde dieser Eingebung unbedenklich gefolgt sein und hätte diese Herren festnehmen und verhören lassen.

In der Stadt waren übrigens Gerüchte verbreitet, die uns Alle mit großer Freude erfüllten. Es hieß, Mieroslawski habe ein Truppencorps von 2000 Preußen mit 16 Geschützen gefangen genommen; ferner habe er absichtlich 10,000 Preußen bei Philippsburg über den Rhein gelassen, um sie von der Seite anzugreifen und zu vernichten. Dies betrachtete man als eine ganz ausgemachte Sache.

Wir hatten allerdings rheinaufwärts Kanonendonner gehört und auch von kleinen Gefechten Nachricht erhalten, allein ich kümmerte mich wenig darum, nur mit Erfüllung meiner gegenwärtigen Aufgabe beschäftigt. Es ist ein anderer militairischer Grundsatz bei mir, mich grad nur um das zu bekümmern, was mich speziell angeht, das auszuführen, was mir aufgetragen ist. Nur wenn das Jeder thut, kann die Wirksamkeit der militairischen Maschine eine befriedigende sein. Ich hatte jetzt dafür zu sorgen, daß die Baiern nicht über den Rhein kamen; alles Uebrige existirte für mich vorläufig nicht. Nichts ist mir mehr zuwider, als das Bekritteln der Handlungen der Generale durch Subalternoffiziere, welche von ihrem Standpunkte aus gar nicht im Stande sind, dieselben zu beurtheilen, und doch ist keine Untugend häufiger als diese.

Gegen Abend kam Mercy zu mir. Er war stiller als gewöhnlich und sprach nur in abgerissenen Sätzen durch einen Mundwinkel, als fürchte er belauscht zu werden. Bald nachdem er mich verlassen hatte erhielt ich ein Zettelchen von ihm, in welchem er mich aufforderte, mit ihm die Vertheidigungsanstalten am Neckar zu inspiciren und nicht im Rheinthal, sondern in meiner Wohnung im Schlosse zu schlafen.

Die Vertheidigungsanstalten schienen mir ziemlich ungenügend. Ein Theil der Kettenbrücke war nachgelassen worden, so daß man sie bis ins Wasser hinabsenken konnte, wodurch die Verbindung unterbrochen wurde. Man arbeitete daran noch sehr eifrig bei Fackellicht. Die steinernen Brückenpfeiler waren mit Höhlungen versehen worden, in welche eine Mine zum Sprengen angelegt war, wenn sich eine dringende Nothwendigkeit dazu zeigen sollte. Die Communication mit dem andern Ufer wurde einstweilen noch durch die Floßbrücke erhalten, die augenblicklich abgefahren werden konnten. Ich schlief die Nacht im Schlosse, ohne Mercy über den Grund seines Wunsches zu befragen.

Es war in der Nacht nichts vorgefallen. Ich ließ nun die durch das Feuer fast zerstörten Batterien am Rhein besser aufbauen, postirte einen aus Rastatt gekommenen zwölfzölligen Mörser hinter den Rheindamm und einen achtzölligen auf der Mühlau. So gerüstet konnten die Baiern angreifen, wenn sie Lust hatten.

Am Nachmittage fuhr ein großes Schleppschiff von Ludwigshafen den Rhein hinab. Der Commandant der Mühlau befahl dem Schiff sich am andern Ufer zu halten und beizulegen; mir ward Meldung gemacht. Das Schiff war mir unbequem; es konnte in seinem geräumigen Bauch Truppen enthalten und bei unserer Schwäche würde eine nächtliche Landung von einer entschlossenen Compagnie ein Unglück gewesen sein.

Ich schickte daher einen Officier als Parlamentair zu den Baiern, welcher ihrem Befehlshaber sagen sollte, das Schiff möge passiren, wenn es zuvor von dem Officier untersucht worden sei. Wolle man diese Durchsuchung nicht gestatten, so müsse es an seiner Stelle liegen bleiben; bei der ersten verdächtigen Bewegung würde ich es in den

Grund schießen. Der Parlamentair wurde mit verbundenen Augen nach Ludwigshafen zu dem zweiten Officier geführt, da der General abwesend war. Dieser Herr sagte: „Wenn es auf ihn ankäme, würde er den Parlamentär gar nicht wieder zurücklassen; da aber der General einmal diese Parlamentärverhandlungen geduldet habe, so möge es hingehen 2c." Unser „Ansinnen" der Durchsuchung wurde abgeschlagen, man versicherte aber auf Ehrenwort, daß das Schiff nur so weit hinabgefahren sei, um aus der Schußlinie zu kommen. Ich ließ meine Geschütze auf das Schiff richten, und gab Befehl zu feuern, wenn es seine Stellung verändern würde.

Am andern Morgen sagte mir Mercy, daß Mieroslawski bei Waaghäusel eine Schlacht verloren habe; wir müßten „machen daß wir fortkämen." Wir sollten am Nachmittag mit allen Geschützen und der Mannschaft in aller Stille abziehen und nach Heidelberg marschiren. Ich möge die Sache geheim halten und nur den betreffenden Officieren die Befehle geben.

Graf Kawiecki, Major und Adjutant Mieroslawski's, hatte die Nachricht von dem Verlust der Schlacht nach Mannheim gebracht. Ich kannte ihn seit vielen Jahren von Hanau her, wo ich einige Zeit wohnte und wo er ansässig war. Er hatte an der polnischen Revolution Theil genommen und trug einen Orden; er war, glaub' ich, bei Dembinski Adjutant gewesen. Er schob den Verlust der Schlacht auf die Feigheit der Dragoner; ohne diese wäre ein glänzender Sieg erfochten worden.

Es war so geschehen, wie ich es einst an der Table d'Hote in Carlsruhe vorhergesagt hatte. Die Vernachlässigung der Pfalz trug für Baden ihre bittern Früchte; General v. Hirschfeld war bei Germersheim über den Rhein

gegangen und sein Erscheinen verwandelte durchaus die günstige Stellung unserer Angelegenheiten.

Die Nothwendigkeit der Räumung von Mannheim war augenscheinlich, nur sah ich nicht recht ein, wie wir nach dem Oberland kommen wollten, da die Preußen uns im Rücken manövrirten und von Reichstruppen die Rede war, welche uns nach dem Osten hin zu überflügeln trachteten. Sehr ärgerlich gab ich meine Befehle. Acht Tage hatten wir uns brav geschlagen, hatten das arme Ludwigshafen verbrannt oder durchlöchert und das Alles für gar nichts, weil Sigel meinte, „daß wir dem Feinde auch in der Flanke sein würden, wenn er uns in der Flanke wäre!" Hätte man bei Zeiten sich des Brückenkopfes bei Germersheim versichert und die Pfalz besser beachtet, dann würde die Revolution einen andern Verlauf genommen haben.

Als ich meine Befehle für den Abzug der Truppen, die am Rhein unter mir standen, gegeben hatte, ließ mir Mercy sagen, ich möchte um vier Uhr am Bahnhofe sein, um mit einem Extrazuge in das Hauptquartier Heidelberg zu fahren, und dort einem Kriegsrathe beizuwohnen. Während meine Leute mit meinen Sachen den Weg durch die Stadt nahmen, ritt ich um dieselbe herum nach dem Bahnhofe. Auf meinem Wege kam ich bei der Dragonerkaserne vorbei und ritt mitten durch die Reiter, welche eben gesattelt hatten und aufsaßen. Es waren dieselben, die bei Waaghäusel sich so schmählich benommen hatten. Ich fragte nach ihrem Commandeur, Major Thome, dem ich am Abend vorher einen Brief an Mieroslawski gegeben und der mir über dessen Besorgung nichts gesagt hatte. Ich bekam den Major jedoch nicht zu sehen.

Am Bahnhofe traf ich Mercy, Oberst Freund, einen Polen, Major Kawietzki und zwei andere Officiere,

wie auch Dr. Eisenhardt von Mannheim. Mercy bat mich, mein Pferd in den Stall der Großherzogin zurückzusenden und versprach mir dafür in Heidelberg ein anderes. Ich erfüllte seinen Wunsch und sandte eine Ordonnanz mit dem Pferde hinweg, nur meine Pistolenholstern bei mir behaltend. Der Zug stand bereit und Mercy trieb zur Abfahrt. Wir stiegen in ein Coupé erster Klasse; ich saß in der Ecke zunächst der Thür. Als man mit der Abfahrt zögerte, fragte Mercy ungeduldig, woran es liege, und erhielt zur Antwort, daß man telegraphire, um sicher zu sein, daß kein Hinderniß auf dem Wege. Ich sah jedoch einen Herrn — wahrscheinlich den Bahninspector — mit dem Lokomotivführer reden und dann mit einer Miene in das Gebäude gehen, die meinen Verdacht erregte. Eben wollte ich demselben Worte geben, als eine Anzahl Mannheimer Bürgerwehr von der Eisenbahnwache mit gefälltem Bajonnet vor dem Schlage des Wagens erschien, uns aussteigen hieß und als Gefangene erklärte.

Auf dem Tischchen vor mir lagen meine Pistolen. Eine derselben ergreifen und spannen war natürlich das Nächste was mir unter diesen Umständen einfiel, allein Dr. Eisenhardt und Mercy faßten sogleich meinen Arm und schrieen: „Corvin, machen Sie kein Unglück!" Hätte man mir meinen Willen gelassen, wir würden nicht arretirt worden sein; die Bürger würden meinen Pistolen und unsern Säbeln nicht Stand gehalten haben; ich würde mit der Pistole in der Hand den Locomotivführer zum Abfahren gezwungen haben und — er hätte sich gern zwingen lassen.

Wir stiegen also aus und man nahm uns unsere Säbel ab. Wir mußten es geschehen lassen, denn von den bestellten Truppen — Artillerie und etwas Volkswehr — war Niemand auf dem Bahnhof. Man brachte uns in das Tele-

graphenzimmer, welches zwei Glasthüren hatte, die mit Bürgerwehr besetzt wurden. Wie es hieß, wollte man nur die Kreiskasse haben, welche man bei uns oder bei dem nicht anwesenden Trützschler vermuthete. Zu diesem Ende durchsuchte man das Gepäck und nahm aus Mercy's Koffer 600 Gulden.

Ehe wir uns von unserm Erstaunen erholt hatten, kamen Dragoner angesprengt und besetzten den Bahnhof. Sie postirten sich mit gespannten Pistolen vor den Fenstern und Thüren und ein Officier, der durch das Zimmer ging, ohne daß wir ihn eines Wortes würdigten, stellte sie auf. Wir waren alle wüthend, allein das half jetzt wenig. Einige wohlmeinende Bürger drangen herein und bestürmten Diejenigen, die uns arretirt hatten, mit bittern Vorwürfen; aber diese entschuldigten sich mit den Befehlen, die sie von ihrem Obersten erhalten haben wollten.

Als ich die Sachlage anfing zu übersehen, regte sich die Hoffnung auf Befreiung; und die größeste Besorgniß, die mich quälte war, daß die verrätherischen Dragoner die am andern Ufer stehenden Preußen und Baiern in die Stadt lassen möchten, aus deren Händen keine Rettung war. Ich wußte, daß in der Stadt noch unsere Artillerie und beinahe zwei Compagnien Volkswehr waren und auf deren Erscheinen baute ich meine Hoffnungen. Als daher einige meiner Leute an der offenen Thür erschienen und mit großen Augen ihren Obersten als Gefangenen erblickten, winkte ich ihnen bedeutsam zu und sie verschwanden.

Unser kleiner, unglückseliger Haufen bot einen seltsamen Anblick dar, der für den Charaktermaler sehr interessant war. Mercy hatte sich auf ein Sopha geworfen und nahm alle möglichen Positionen an, welche würdige Haltung ausdrücken sollten. Dabei beklagte er den Verlust seiner 600 Gulden

und hatte die allergrößte Mühe, die Thränen zurückzuhalten, welche seine Augen bis zum Rande füllten. **Kawiecki** schwadronirte und gestikulirte fortwährend in die blaue Luft hinein: „Ich habe keine Kasse; ich weiß gar nichts von Geld; ich bin nur hierher gekommen, weil man fremde Officiere aufgefordert hat; ich bin ganz unschuldig an der ganzen Geschichte; ich habe kein Geld genommen; ich weiß nichts von Geld; ich verachte Geld; ich habe nie Geld ꝛc." Die Andern sagten gar nichts und hingen die Mäuler. Ich hatte mich an einen Tisch gelehnt, auf den der Bürger, welcher uns entwaffnete, meine Pistolenholfter gelegt hatte, vielleicht aus Gutmüthigkeit, vielleicht weil er solch ein Möbel und seinen Inhalt nicht kannte und für irgend ein Gepäckstück hielt. Die Nähe so zuverlässiger Freunde war mir sehr tröstlich und mit dem Interesse, welches die ganze Geschichte sehr begreiflicherweise bei mir erregte, verband sich außerdem der Genuß des köstlichsten Humors der Scene.

Was waren die feigen Dragoner nun tapfer gegen uns fünf unbewaffnete Männer! — Das Zimmer füllte sich mit mehr bewaffneten Bürgern, die noch gar nicht recht klar waren über das was sie eigentlich gethan hatten und auf deren Gesichtern sich alle möglichen Bewegungen spiegelten, die meine gute Laune herausforderten. Ich stellte ihnen die Nichtswürdigkeit ihrer Handlungsweise vor und wie sie dadurch ihre Stadt vor ganz Deutschland mit Schande brandmarkten, indem sie uns unsern erbittersten Feinden auslieferten, die jeden Augenblick in die Stadt rücken könnten. Ich rief ihnen ihren Undank ins Gedächtniß, den sie gegen mich begingen, der ich Tag und Nacht gewacht hätte für ihre Sicherheit; ohne mich würden ihre Häuser durch die preußischen glühenden Kugeln und Granaten in Aschenhaufen verwandelt worden sein. Ich sprach in bittern, eindringlichen Worten;

die Bürger wurden sehr unruhig, ja einigen liefen die Thränen die Backen herunter. Mercy rief mir auf Französisch zu: „Um Gotteswillen, Corvin, schweigen Sie doch, Sie machen die Leute nur immer böser.“ Die Schlaffheit, die Mercy in solchen entscheidenden Augenblicken bewies, brachte mich gegen ihn auf und ich kehrte mich wenig an seine Reden. Ich fing nun an zu drohen und sagte den Bürgern: ob sie denn glaubten, daß meine Artilleristen und Volkswehren, die in ihrem Rücken wären, mich so ruhig gefangen nehmen lassen oder sich nicht an ihnen rächen würden? „Gebt Acht,“ rief ich, „in einer Viertelstunde werden Euch Kartätschen im Rücken kitzeln.“ Die Herren wurden sehr unruhig und die Dragoner machten allerlei verdächtige Bewegungen mit ihren Pistolen, so daß ich Mercy zu mir an eine Stelle zog, wo wir von ihren verrätherischen Kugeln wenigstens nicht sogleich erreicht werden konnten.

Meine sehr ins Ungewisse hinein gemachten Prophezeihungen sollten schneller in Erfüllung gehen, als ich hoffen konnte. Es entstand vor der Thür eine Bewegung und durch dieselbe, die Bürgerwehrphilister rechts und links schiebend, erschien mit blankem Säbel in der Hand mein braver Lieutenant Hauf und rief, mitten in der Stube stehen bleibend: „Was geht hier vor? — Ich bin hier mit zweihundert Mann Volkswehr, befehlen Sie — sich an mich wendend — was soll ich thun?“ —

Die Scene war zum Malen! Hauf, ein hübscher junger Mann, in Uniform, mit kohlschwarzem Haar und Bart und fast kastanienbraun gebranntem Gesicht, den Säbel in der Hand in der Mitte des Zimmers; die lachenden Gesichter einiger Zuschauer, die verlegenen der Bürgerwehrmänner und Dragoner! — es war ein Bild, welches ich nie vergessen werde.

„Ach," sagte ich lachend, „unsere Aktien scheinen wieder zu steigen!" Ich nahm sogleich meine Pistolen in die Hand und ein sehr dienstwilliger Bürgerwehrmann schnallte mir selbst den Säbel um. Ich ging sogleich vor die Thür, wo ich auf dem Wege vor dem Bahnhof eine Schwadron höchst verlegen aussehender Dragoner aufmarschirt fand. Ich ließ den Eingang zum Bahnhof schließen und meine Volkswehren so aufstellen, daß sie jeden Augenblick die blauen Sünder von den Pferden schießen konnten.

Meine Ordonnanz, Herrmann, ein Badenser aus Villingen, war auf meinen Wink sogleich in die Stadt zurück und auf das Rathhaus geeilt, wo er in den Sitzungssaal drang und den Vätern der Stadt mit Entrüstung mittheilte, daß ich arretirt sei. Er erfuhr mit Erstaunen, daß es mit Wissen und Willen des Rathes geschehen sei und einer der Herrn sagte zu Herrmann: „Ah ha, da ist ja auch eine der uns abgenommenen Büchsen, Sie können sie uns gleich hier lassen." Herrmann spannte jedoch dieselbe und zog sich unbelästigt auf die Straße zurück, wo er Lieutenant Hauf antraf, der sogleich meine Volkswehrrekruten sammelte und mit ihnen so rechtzeitig zur Hülfe herbeieilte.

Ich hatte große Lust, die Dragoner absitzen zu lassen und als Gefangene mitzunehmen; allein der unentschlossene Mercy, der doch eigentlich Commandant war und von mir als solcher immer noch respectirt wurde, trieb zur Abreise. Ich wollte jedoch nicht ohne Trützschler fort, über dessen Schicksal ich besorgt war, allein Mercy sagte mir mit aller Bestimmtheit, daß er bereits seit einer Stunde in einem Wagen fortgefahren sei und wahrscheinlich die Kreiskasse bei sich habe. „Nun vorwärts denn," rief ich, „woran liegt es?" — Ich begegnete nur verlegenen Gesichtern und

endlich stammelte Merch, daß eine Abtheilung Dragoner die Locomotive festhalte!

Da Merch nicht zum Handeln geschickt und Gefahr im Verzuge war, denn die Preußen konnten jeden Augenblick eintreffen, so beschloß ich zu handeln. Meine gespannten Pistolen in der Hand, hinter mir Herrmann und der junge Lenz von Wiesbaden mit gespannten Büchsen, schritt ich auf die zwanzig Dragoner zu, welche die Locomotive bewachten. „Dort stehen zweihundert Mann Volkswehr," rief ich ihnen zu, „wenn Ihr nicht augenblicklich macht, daß Ihr fortkommt, so lasse ich Euch sämmtlich von den Pferden schießen. Ihr sollt freien Abzug haben, reitet dort zu Euren Kameraden." Der Unteroffizier war der erste, der verlegen sein Pferd seitwärts lenkte und die andern Dragoner folgten ihm mit sehr niedergeschlagener, ängstlicher Miene.

Als wir wieder einstiegen, schrieen die Volkswehrmänner: „Wir wollen mit!" — „Versteht sich von selbst," rief ich und sie stiegen jubelnd in die Waggons. Fort ging es!

Was die zurückbleibenden Dragoner und Bürgerwehr noch mehr perplex machte war, daß ich die telegraphische Meldung von aufständischen Truppen in der Nähe der Eisenbahn geschickt zur Verbreitung des Gerüchts benutzte, daß der General Mieroslawski mit der ganzen Armee kaum eine Stunde entfernt sei und gleich in Mannheim einrücken werde.

In der Nähe der ersten Station traf ich auf Leute meines ersten Bataillons, die nach Mannheim zurückkehrten und auch ihren Commandeur Jansen zu Pferde. Ich rief ihm zu, sogleich Kehrt zu machen und uns mit seinen Leuten nach Heidelberg nachzukommen.

Merch hatte mich, ich hoffe unwissentlich, in Bezug auf Trützschlers Abreise getäuscht. Er wurde in Mann=

heim gefangen genommen. Dasselbe Schicksal hatte mein Adjutant Lindemann und Hauptmann Stöck, dem man im Gedränge ganz gemüthlich seinen Säbel abgeschnitten hatte. Der Artillerie-Hauptmann, dem ich den Befehl zum Abmarsch gegeben, hatte diesen Stöck, dessen ich selbst nicht habhaft werden konnte, da er am Neckar beschäftigt war, gar nichts mitgetheilt, und derselbe wußte nicht eher was er von all der Bewegung unter den Bürgern denken sollte, bis diese ihn gefangen nahmen und die Geschütze abspannten. Diese ganze sogenannte Contrerevolution war keine Heldenthat, denn meine Artilleristen konnten es den Bürgern, mit denen sie so lange in Freundschaft gelebt, nicht an den Gesichtern ansehen, daß sie sich plötzlich in Feinde verwandelt hatten. Die Soldaten arretirte man jedoch nicht und die meisten derselben stießen später wieder zu uns. Noch an demselben Abend wurde Mannheim den Preußen übergeben.

Als wir in Heidelberg anlangten, fanden wir es gänzlich von Truppen entblößt; das Hauptquartier, hieß es, sei nach Neckargemünd verlegt und dort sollten wir uns Alle sammeln. Heidelberg wurde also ohne einen Schuß zu thun aufgegeben.

Weder Hauf noch ich hatten ein Pferd und Mercy konnte sein Versprechen nicht halten. Nun war guter Rath theuer; ohne Pferde konnten wir nicht fort. Ich hatte jedoch noch eine Vollmacht in der Tasche, nach welcher ich ermächtigt war, siebenzig Pferde zu requiriren und mit Anweisungen auf die Kriegskasse zu bezahlen Diese Vollmacht beschloß ich zu benutzen.

Hauf war in seinen Bemühungen glücklicher als ich. Er hatte den in Heidelberg liegenden, bei Waaghäusel verwundeten Mögling besucht und dieser ihm sein Pferd, einen schönen und tüchtigen Rappen, abgetreten.

Endlich — es war schon zehn Uhr vorbei — brachte mich Jemand auf den Gedanken, zum Universitätsstallmeister zu gehen, dem ich einen alten Rappen mit schäbigem Kopf und beständig wackelnder Unterlippe für vierundzwanzig Louisd'or und das Versprechen abkaufte, das Pferd möglicherweise zurückzuschicken, wenn meine Anweisung an die Kriegskasse nicht mehr bezahlt werden sollte. Mitten in der Nacht stiegen Hauf und ich zu Pferde und ritten den Truppen nach, nach Neckargemünd.

Neuntes Capitel.

Neckargemünd. — Aufbruch. — Der Mieroslawskische Flankenmarsch. — Sinsheim. — Fataler Verlust. — Marsch nach Eppingen. — Waldangelloch. — Der Spion. — Butterseelen. — Bretten. — Endlich im Hauptquartier. — Mieroslawski. — Die Hanauer Turner. — Durlach. — Die Pfälzer Truppen nach dem Gefecht bei Ubstadt. — Snayda. — Anneke und Frau. — Oberst Becker. — Carlsruhe. — Oberst Blenker. — Mercy und die erhaltenen Befehle. — Diktator Gögg. — Ettlingen. — Willich. — Der neue Christus mit Johannes. — Nach Rastatt. — Einquartirt. — Ausflug nach Gernsbach. — Die Murglinie. — Blenker. — Pferdehandel. — Rückkehr nach Rastatt. — Der gelynchte Spion. — Unfreiwillige Muße. — Der Peter- und Paulstag. — Gefecht im Hirschgrund und an der Murglinie. — Siegesfreude. — Bitteres Dessert. — Gernsbach verloren. — Ein Abenteuer um Mitternacht. — Sigel. — Rundschau. — Der Kriegsminister. — Nach Tische. — Lieutenant Hauf. — Niederbühl. — Die preußische Armee. — Scharmützel. — Der Passirschein. — Am Thore. — Belagert.

Möglings Schlachtroß war kein Pferd für meinen guten, wenig sattelfesten Hauf; wir tauschten also auf offener Chaussee und er bestieg den ehrwürdigen heidelberger Schulrappen mit wackelnder Unterlippe. In Neckargemünd war es finster wie in einem Mönchskopfe und in dieser Dunkelheit krabbelten Wagen, Infanterie und Cavallerie durcheinander. Das Hauptquartier war nicht mehr im Ort, sondern, wie es hieß, nach Sinsheim verlegt worden. Im Pfälzer Hof, den Oberst Becker mit seinem Stab und was daran herumbummelte, eingenommen hatte, fand ich für Geld und gute Worte ein Zimmer und Bett, indem ich,

meiner Gewohnheit gemäß, einige Stunden ruhen wollte, während auch die Pferde sich erholten.

Aus dem tiefsten Schlaf wurde ich durch den Schein eines Lichtes geweckt und sah mit Erstaunen zwei oder drei hübsche Mädchen vor mir stehen, die mir sagten, daß schon Alles fort und mein Pferd auch bereits gesattelt sei. Ich hatte keine Lust, mich von den Preußen im Bette überraschen zu lassen und fort gings nach Sinsheim. Hauf war mir schon vor Neckargemünd abhanden gekommen; mangelhafte Reitkunst wird in solchen Verhältnissen eine wahre Calamität.

Der Weg nach Sinsheim war mit Nachzüglern unserer Armee bedeckt; die Ordnung in derselben schien mir bereits unwiederherstellbar gelockert. In Sinsheim angekommen, erfuhr ich, daß hier am frühen Morgen ein kleines Gefecht stattgefunden hatte; man brachte einen hessischen, blutjungen Chevauxleger als Gefangenen ein, der heulte „daß ihn der Bock stieß", denn er meinte, die Demokraten würden ihn viertheilen. Eine Stunde darauf sah ich ihn lachend zwischen maroden Freischärlern auf einem Wagen sitzen und mit ihnen rauchen und trinken.

In Sinsheim machte ich eine sehr unangenehme Entdeckung; ich hatte meine Tasche vergessen, welche nebst etwas Wäsche und andern Kleinigkeiten meine Brieftasche und auch eine Rolle mit Guldenstücken enthielt. Der Verlust war mir sehr fatal, auch des Geldes wegen, da ich nur wenige Thaler in der Börse gehabt, und diese noch mit einem Obersten, einem Polen, getheilt hatte, der nicht einmal Geld genug zu einem Schnaps besaß und daher höchst unglücklich war. Ich schickte sogleich einen sicheren Boten nach Neckargemünd zurück; allein als ich demselben nach einigen Stunden entgegengehen wollte, traf ich ihn mit trübseliger Miene in seinem

Einspänner, der von Marodeurs angefüllt war; die Leute hatten ihn zum Umkehren gezwungen und gesagt, Neckargemünd sei bereits von den Preußen besetzt. Die Tasche nebst Inhalt wurde indessen meiner Frau später überschickt und ich sage dem Uebersender meinen besten Dank.

Das Hauptquartier, welches der Armee voran flog wie die Wolke den wandernden Israeliten, war übrigens nicht mehr in Sinsheim, sondern sollte sich nun in Eppingen befinden, und dahin ging also unsere Reise, oder vielmehr Retirade, die als Mieroslawskischer „Flankenmarsch“ einen gewissen Ruf bekommen hat.

Eine Menge höherer Offiziere trafen in Sinsheim zusammen: Becker, Böning, Mercy, Kawiecki, Freund, u. s. w., nebst mehr zahlreichem als brauchbarem Generalstab und einem Ueberfluß nicht sattelfester Adjutanten.

Es war schon ziemlich spät am Morgen, als die Truppen sich in Bewegung setzten; Mercy, Kawiecki und ich blieben bei der Avantgarde, die mit großer Vorsicht durch den Wald nach Waldangelloch marschirte, da man jeden Augenblick auf den Feind treffen konnte. Kawiecki und ich thaten gemeinen Reiterdienst; wir ritten mit gespanntem Pistol hundert Schritt vor der Spitze zum Entsetzen eines polnischen Hauptmanns, der solches Handeln für verdammliche Tollkühnheit erklärte und hinter jedem Busch einen Pickelhäubrich witterte.

Die Hitze in dem Tannenwald, den wir durchritten, war drückend und Roß und Reiter fühlten sich matt. Kanonendonner, der von rechts herüber schallte, brachte uns Kunde von einem Gefecht, welches in der Nähe von Bruchsal statt haben mußte; es wurde von dem Anführer der pfälzischen Truppen, General Sznaida, bei Ubstadt gegen die Preußen geschlagen. Dieser ferne Kanonendonner gab uns wenigstens

ziemliche Gewißheit, daß unserem Marsch sich keine Hindernisse in den Weg setzen würden, und wir Stabsofficiere ritten den Truppen nach Waldangelloch voraus, um dort Menschen und Pferden eine kleine Rast zu gönnen.

Als ich vor dem Gasthofe ankam, fand ich eine belebte, eigenthümliche Kriegsscene. Mercy und Kawiecki, die vor mir angekommen waren, hielten inmitten eines Kreises von Dorfbewohnern, welche mit Spannung den Verhandlungen lauschten, die zwischen den beiden Offizieren und einem bleichen, pfiffig aussehenden Manne stattfanden, den man als „Spion" vor die Füße ihrer Pferde geschleppt hatte. Der Kerl, der schwerlich ein gutes Gewissen hatte, wurde des Verständnisses mit den Preußen beschuldigt und Kawiecki setzte ihn und die Zuhörer in nicht geringe Angst dadurch, daß er ein Pistol zog und Miene machte, den Spion todt zu schießen, womit es ihm jedoch keineswegs Ernst war.

Als wir uns unter die kühle Einfahrt setzten, fiel Kawiecki, der den Anstrengungen nicht gewachsen war, in Ohnmacht; die guten Wirthsleute brachten ihn sogleich ins Bett und allerlei Cordiale herbei, wie sie reisende Apotheker auf dem Lande zu verkaufen pflegen. Kawiecki wollte nothwendig sterben und Mercy, der eine Butterseele hatte, glaubte es und war ausnehmend gerührt. Als ich mir in das Zimmer des Kranken ein Frühstück mit Eiern und Schinken bestellte, entsetzte er sich und noch mehr, als ich ihm lachend erwiderte: „Der spricht nie ein wahres Wort und darum stirbt er auch nicht". Kawiecki, dem ich den Puls fühlte, lächelte wehmüthig, ergriff meine Hand und sagte mir: „ich möchte seine Frau und seine Kinder grüßen", die ich kannte, was ich versprach und mein Frühstück fortsetzte.

Die Ohnmacht war bei Kawiecki's zartem Körper durch die Anstrengungen der vorhergehenden Tage und die Hitze des

Mittags sehr erklärlich, denn selbst mein Körper von Gummi elasticum fühlte sich angegriffen, so daß ich heimlich fast ein halbes Fläschchen irgend einer stärkenden Tinktur der Wirthin leerte, was auch seine Wirkung nicht verfehlte.

Es wurde beschlossen, daß Kawiecki und Mercy in einem Wagen den unterdessen vorausmarschirten Truppen nach Eppingen folgen sollten. Ein Dorfdoctor setzte sich zu ihnen und ich mit einem Adjutanten und dem preußensehenden polnischen Hauptmann folgten. Wir waren etwas weit zurückgeblieben, als der letztere meinem Pferde in den Zügel fiel und auf einen Punkt vor uns auf der sich hinabsenkenden und windenden Straße zeigte, wo er preußische Cavalleristen bemerkt haben wollte. „Das werden wir gleich erfahren!“ rief ich, zog mein Pistol und sprengte im Galop die Straße entlang, zum Entsetzen des Capitäns, der zurückblieb und telegraphische Angstzeichen machte. Es war dies der einzige Hasenfuß, den ich unter den Polen getroffen hatte und ich konnte ihn schon nicht leiden, weil er dem Grafen Kawiecki die Hände küßte. Der Mann mußte in seiner Heimath Bediente gewesen sein. Die „preußischen Cavalleristen“ waren nichts als Mercy's und Kawiecki's Pferde, welche die Burschen einen näheren, auf die Hauptstraße führenden Weg geritten hatten.

In Eppingen trafen wir das Hauptquartier abermals nicht; dies schien Flügel zu haben; jetzt sollte es sich wieder in Bretten befinden. Um mein einzig Pferd zu schonen, welches ich schon ein wenig wund gedrückt erhalten hatte, stieg ich neben Mercy und Kawiecki in den Wagen und wir fuhren mit Extrapostpferden nach Bretten. Es war bereits Abend als wir dort ankamen. Da am Thor ein großer Zusammenfluß von Fuhrwerken aller Art war, so bog der Postillion seitwärts in einen Hohlweg, der zu einem an-

deren Thore führte; allein wir kamen aus der Bratpfanne ins Feuer. Dieser Hohlweg war mit Geschütz, Munitionswagen, Fouragewagen und wer weiß was Alles dermaßen verstopft, daß man weder vorwärts noch rückwärts konnte. Einige Bauern, des langen Wartens müde, hatten ausgespannt und ihre Wagen mitten im Wege stehen lassen. Nachdem ich unter Wagen und Pferden hindurch einen Weg tracirt hatte, nöthigte ich meine beiden Invaliden zum Aussteigen und leitete sie in die Stadt. Auf dem Weg zur Post, wo das Hauptquartier endlich wirklich sein sollte, begegneten wir dem Befehlshaber des 4ten Regiments, Oberst Thomé, der die Posten revidiren wollte, unter denen, wegen ausgegebener doppelter Parole und Feldgeschrei große Verwirrung herrschte. Hätten die Preußen in der Nacht Bretten angegriffen, das Durcheinander wäre unbeschreiblich gewesen!

In der Post war das Hauptquartier wirklich und die Confusion natürlich größer als irgend wo. Wir — acht der höchsten Offiziere der Insurgentenarmee — fanden endlich noch eine Streu und ich schlief vortrefflich, meinen Sattel als Kopfkissen benutzend. Um Mieroslawski hatte ich mich nicht bekümmert; allein man hatte ihm wahrscheinlich von unserem Endabenteuer in Mannheim und meinem Antheil an der Entwickelung erzählt; denn als ich am Morgen auf die Straße trat, rief er mich aus dem Fenster zu sich herauf und schien durch besondere Freundlichkeit sein früheres barsches Benehmen gut machen zu wollen.

Während ich bei ihm war, ließ sich eine Deputation der Hanauer Turner melden. Sie trugen ihm die Bitte um Entlassung vor; sie hatten das Kriegspielen satt und wollten nach Hause. Der General ließ ihnen durch mich zureden, zu bleiben; ob sie es thaten, weiß ich nicht. Sie hatten an dem Gefecht bei Waaghäusel Theil genommen und

sollten einen gut vertheidigten Wald nehmen; allein das ging nicht sogleich, sie zeigten zuerst dem Feind den Rücken und Mieroslawski rief: „Ah, voilà les beaux tourneurs de Hanau qui tournent le dos à l'ennemi!“ Später sollen sie sich brav geschlagen haben, obwohl Augenzeugen ihren Führer der Feigheit beschuldigen. — Gegen acht Uhr fuhr das Hauptquartier und Alles, was dazu gehörte, ab und unter vollem Regen kamen wir gegen Mittag nach Durlach.

Nachmittags trafen hier einige Tausend Mann pfälzischer Truppen ein, die bei Ubstadt davon gelaufen waren, trotzdem daß sie es eigentlich gar nicht nöthig gehabt hätten, denn sie waren gegen die Preußen im Vortheil und hatten sich recht brav geschlagen; allein es erhob sich „Verrathgeschrei“, welches einen panischen Schrecken hervorrief.

Bei den Pfälzer Truppen war Annecke, von seiner Frau begleitet, die einen wunderschönen Braunen ritt, der eine Haut wie Atlas hatte und einem preußischen Uhlanenrittmeister abgenommen worden war. Annecke sprach davon seinen Abschied nehmen zu wollen und erzählte mir, daß man General Snayda, des Verraths beschuldigt, gefangen genommen, mißhandelt und verwundet habe. Da mir das Nähere über diese Angelegenheit nicht bekannt ist, so enthalte ich mich der Erzählung der mancherlei Versionen, die in Bezug auf diese Verrätherei existirten.

Eines Abends hatte ich den General Snayda in Mannheim getroffen; er reiste in das Hauptquartier nach Heidelberg. Er war ein kleiner, mit großem Appetit essender, dicker schon alter Mann, der eine Art Uniform mit schwarz-roth-goldenen Schnüren trug. Er klagte mir seine Noth, die er mit der Unordnung in der Pfalz habe, und welche ihn nöthige, sich über seine Kräfte anzustrengen. Er müsse fast

den ganzen Tag zu Pferde sitzen und seine Beine seien so geschwollen, daß er kaum gehen könne.

Am Morgen traf ich einen preußischen Deputirten, den ich früher in Carlsruhe kennen gelernt hatte, und der, glaub' ich, eine Stelle als Kriegscommissair bekleidete, wozu alle mögliche Menschen für fähig gehalten wurden, die keine Idee von den Bedürfnissen einer Armee hatten. Ich ging mit ihm zu Oberst Becker, der Commandeur einer Division war. Dieser sprach davon, daß aus Versehen eine Batterie nach Carlsruhe abmarschirt sei, die er brauche, und der Deputirte, der dorthin wollte, erbot sich, den Befehl zur Rückkehr derselben mitzunehmen. Becker gab ihm nicht allein diesen, sondern noch einen andern schriftlichen Befehl an den Oberst Blenker*), den er in Carlsruhe finden würde und durch welchen derselbe angewiesen wurde, mit seinem Corps nach Knielingen und Mühlburg zu marschiren, um Carlsruhe von dieser Seite so lange zu decken, bis das dortige Zeughaus geleert sein würde.

Der Deputirte hatte Platz in seinem Wagen und nahm mich und den wiedergefundenen Hauf mit. Dieser brachte die Geschütze nach Durlach zurück und ich übernahm es, Becker den Befehl einzuhändigen. Ich fand den kühnen Obersten nebst Ottensoser mitten unter seinen Getreuen auf dem Markte und entledigte mich meines Auftrages, der keine Freude zu erregen schien.

Im Gasthof zum goldenen Krug fand ich Mercy, der zum Commandanten von Carlsruhe ernannt, aber in großer Verlegenheit war, da ihm Mieroslawski allerlei ver-

*) Im Augenblick „General Blenker" in Nordamerika. Sigel ist dort nur Oberst und Börnstein, fortlaufenden Andenkens, ist Oberst in St. Louis.

fängliche Aufträge gegeben hatte, die er nicht unentschlosseneren Händen hätte anvertrauen können. Einer dieser Aufträge war, die Carlruher Bürgerwehr zu entwaffnen, und ein anderer, den er mir schriftlich zeigte, wenn man Carlsruhe räumen müsse, das Schloß in Brand zu stecken und jeden Löschversuch mit den Waffen abzuwehren!

Mercy hatte weder Lust das Eine noch das Andere zu thun. Gögg — der eine Art von Dictator spielte — stürzte in den Saal und rief, daß er die Entwaffnung der Bürgerwehr um keinen Preis leiden und sich lieber an die Spitze derselben stellen würde, um jeden Versuch dazu abzuwehren. Dem schlaffen Mercy gegenüber war solche Energie jedoch nicht nöthig.

Ich fuhr mit meinem Kriegscommissär nach Ettlingen, wo wir auch Mieroslawski finden sollten; allein er war bereits wieder voraus — das heißt nach rückwärts — geeilt, und wir trafen nur sein »alter ego«, Generaladjutant Sigel, der mich durch einen mit Bleistift geschriebenen Zettel beauftragte, alle debandirten Truppen, die ich auf dem Wege finden würde, zu sammeln und nach Durlach zu schicken, wo man ein Gefecht erwartete. Ich suchte diesem Auftrage zu genügen und hielt ganze Schaaren von flüchtigen Volkswehrmännern auf, welche ohne alle Ordnung, in vollständiger Auflösung, Rastatt zueilten. Ich ließ sie in Ettlingen sammeln und schickte sie nach Durlach; allein die meisten, ohne auf ihre Führer zu hören, machten nur einen Bogen um Ettlingen herum und liefen was sie konnten der schützenden Festung entgegen.

In Ettlingen traf ich auch Willich mit seinem Corps. Ich freute mich, ihn endlich wieder zu sehn, was seit unsern Kadettenjahren nicht der Fall gewesen war. Seine Persönlichkeit machte auf mich einen sehr angenehmen Ein-

druck; allein als ich ihn in einem Bierhause mitten unter seinen räubermäßig aussehenden communistischen Aposteln fand, die mit Hohnlächeln auf meine Uniform sahen, fiel es mir nicht im Traume ein, daß er sich für einen modernen Christus halte, der stets wie dieser das Brod brach und einen Johannes hatte. Es war dies ein blasser Schneidergesell, in welchem Willich besondere Offenbarung entdeckte, und den er vollends um seine zwei Loth Verstand brachte. So erzählte mir wenigstens Jansen. Der Petrus dieser Apostelbande sah aus, als sei er nicht nur bereit, alle Ohren der Welt abzuhauen, sondern auch alle Beutel abzuschneiden. Trotz ihres räubermäßigen Aeußeren waren diese Leute jedoch vortreffliche Menschen, an denen nichts Schlechtes oder Gemeines war. Willich wurde von seinen Leuten schwärmerisch verehrt, und wenn ihn auch seine Feinde — und manche seiner Freunde ebenfalls — einen Narren nannten, so kamen doch alle dahin überein, daß er ein sehr ehrenwerther sei.

Wir sprachen uns nur wenige Augenblicke und als er mich nach Blenker fragte und ich ihm von dem demselben überbrachten Befehl sagte, beschloß er, mit seinem sehr tüchtigen Corps diesem nach Knielingen zu folgen.

Der Kriegscommissär war bereits von Ettlingen abgefahren, aber so artig gewesen, mir einen anderen Wagen zuzuweisen, welchen einige Herren vom Generalstab in Heidelberg requirirt und bis Ettlingen mitgenommen hatten. Ich wollte nun über Carlsruhe nach Durlach zurückkehren, wo ich meine Effekten und mein Pferd gelassen hatte. Ehe ich jedoch die Hälfte des Weges nach Carlsruhe zurückgelegt hatte, kamen mir bereits die aus Carlsruhe ausmarschirenden Truppen entgegen, durch welche ich die Nachricht erhielt, daß die Preußen bei Gottesaue ständen und demnächst in

Carlsruhe einrücken würden. Auch Becker sei nach einem kurzen Gefecht genöthigt worden, sich von Durlach zurückzuziehen und befinde sich auf dem Marsche nach Ettlingen.

Unter diesen Umständen konnte ich freilich auch nichts Anderes thun, als umwenden, und ebenfalls wieder nach Ettlingen gehen, wo es nun aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem Treffen kommen mußte. Ich ließ also an einem Gasthofe halten, um hier meine von Durlach kommenden Leute mit meinem Pferde und Gepäck und das Weitere abzuwarten.

In der Nähe des Gasthofes stand ein Häuflein Freischärler, deren Führer nicht aus noch ein wußte; es waren Zuzügler von Heilbronn, welche über die Retirade der Armee und deren aufgelösten Zustand sehr bedenkliche Gesichter machten. Um Rath gefragt, was zu thun sei, meinte ich, es würde das Beste sein, wenn sie ohne Trommelschlag ganz ruhig wieder nach Hause gingen. Ich hoffe, daß sie diesem vernünftigen Rathe folgten.

Meine Leute mit Pferd und Gepäck kamen; allein das „Weitere" blieb aus. Zu meinem Erstaunen sah ich ein Truppencorps nach dem andern vorüberziehen und bei allen zeigte sich ein großer Fanatismus für Rastatt! — Zu meiner Verwunderung sah ich auch Oberst Blenker nebst Gemahlin hoch zu Roß an der Spitze ihrer Schaar herankommen, die ich bei Knielingen oder Mühlberg im Kampf mit den Preußen wähnte. Herr Ottensofer hatte sich aber gegen eine solche gefährliche Zumuthung gestemmt und gemeint: „Wie könne man einem Befehl Folge leisten, den „„ein Corvin"" bringe!" Diese Ansicht stimmte mit Blenkers Neigungen überein und so entschied man sich für die sichere Retirade nach Rastatt.

Da es mir nicht einfallen konnte, Ettlingen allein behaupten zu wollen, so folgte ich den Truppen und hatte die Freude, weiße und gelbrothe Fahnen in der Stadt präpariren zu sehen, wodurch man sich den schwarzweißen Vaterlandsrettern empfehlen wollte.

Ich kam gegen fünf Uhr Nachmittags in Rastatt an. In diesem sichern Hafen hatte sich Alles, zwar ziemlich bunt durcheinander, aber doch gesund zusammengefunden. Der Bürgermeister war eben im Begriff aus der Haut zu fahren, als ich in sein Bureau trat, welches gedrängt voll von Leuten war, die sämmtlich einquartirt sein wollten. Drei Schreiber und der Bürgermeister schrieben unaufhörlich; allein sie waren so bedrängt, daß sie kaum die Arme dazu frei hatten. Ich erwarb mir dadurch ihren Dank, daß ich die gesammte bunte Gesellschaft zur Thüre hinaus jagte, einen Doppelposten vor dieselbe beorderte und die Leute nur einzeln einließ; allein ein gutes Quartier erwarb ich mir damit doch nicht; es war keins vorhanden; schnellfüßigere Herren hatten sie in Beschlag genommen. Endlich erhielt ich ein Billet: „Ein Oberst nebst Adjutant, zwei Ordonnanzen, zwei Bedienten, ein Kutscher und vier Pferde im Gasthof zur Blume". Wir alle zusammen — Pferde ausgenommen — erhielten dort ein Zimmer, in welchem weder ein Stuhl noch ein Tisch, noch überhaupt Etwas zu finden war. So ging es mir das erste und einzige Mal, daß ich mich während dieser Revolution einquartieren ließ.

Nachdem ich gesehen, daß meine Leute wenigstens zu essen bekamen, räumte ich das Feld und suchte für Geld ein Unterkommen in einem Gasthofe; allein ich fand Alles besetzt. Rathlos ging ich in den Straßen umher, und als ich eine freundliche ältere Dame mit ihrer Tochter an einem Fenster erblickte, fragte ich, ob sie einen sehr bescheidenen

20*

und gedemüthigten Obersten ins Quartier nehmen wollte? — Ich ward freundlichst acceptirt und war geborgen. Meine physiognomischen Studien haben mir stets gute Früchte getragen.

Als ich am andern Morgen ausging, begegneten mir Bauern, welche einen ganzen Zug Pferde brachten, die von der Regierung angekauft waren. Unter denselben bemerkte ich einen schönen Falben, den ich sogleich fest hielt und für mich zu nehmen beschloß. Die Pferde mußten dem Artilleriemajor Heilig abgeliefert werden, der mir den Falben ohne Umstände überließ, als ich ihm meine Vollmachten zeigte.

In Rastatt traf ich Mercy und Kawiecki, die ich aber später nicht wieder sah, und den Kriegskommissär Debrunner, einen Constanzer, den ich in Muttenz kennen gelernt hatte. Er war ein näherer Freund Sigels, wunderte sich, mich so ohne eigentliche Beschäftigung zu sehen, und versprach, Sigel daran zu erinnern, damit ich ein höheres Commando erhalte. Er klagte mir seine Verlegenheit, da er bis zum anderen Tage zwanzig Pferde bedürfe, die er nirgends auftreiben könne, obwohl man sie gern bezahlen wolle und zu diesem Ende einem Herrn Comlossy aus Rastatt bereits einige Tausend Gulden gegeben habe. Ich versprach, ihm die Pferde zu verschaffen, bestellte sogleich meinen Wagen, ließ noch zwei Pferde Extrapost davor spannen und fuhr mit meinen beiden Ordonnanzen Herrmann und Lenz und einem pferdeverständigen Dragoner nach Gernsbach.

Auf dem Wege dorthin fand ich die Posten an der Murg stark besetzt. In Rothenfels, dem Centrum der von dem General beschlossenen Aufstellung befehligte Mercy das erste und zweite Regiment; den linken Flügel, der sich an Rastatt lehnte, befehligte Oberst Oborski; den Mittel-

punkt des rechten Flügels bildete das Städtchen Gernsbach; hier sollte, wie ich am Abend erfuhr, Oberst Blenker commandiren. Es hieß, diese Linie wolle Mieroslawski auf das Aeußerste vertheidigen, um hinter derselben die sehr zerfahrene Armee auf's Neue zu sammeln und dann wieder die Offensive ergreifen.

Das klang und war auch ganz vernünftig. Hier ist der schmalste Theil Badens und hier tritt das Gebirge am nächsten an den Rhein. Die zwischen diesem und den Bergen liegende Ebene wird aber durch die Festung Rastatt vertheidigt, so daß es schwierig ist hindurchzukommen. Würtemberg, an welches sich der rechte Flügel lehnte, verhielt sich neutral und es wurde als ziemlich ausgemacht angenommen, daß die schwarzweißen Reichstruppen diese Neutralität respektiren würden; überdies war das Terrain hier einer Vertheidigung sehr günstig. Von jenseits des Rheins hatte man gar nichts zu fürchten, da hier bereits Frankreich war.

Die Wichtigkeit Gernsbachs leuchtete mir sogleich ein und ich war deshalb sehr erstaunt, den Ort bei meiner Ankunft so schwach besetzt zu finden; der erste Angriff war nach meiner Meinung hier zu erwarten und ich recognoszirte sorgfältig das Terrain, um bei meiner Rückkehr nach Rastatt auf die Vernachlässigung dieses wichtigen Punktes aufmerksam zu machen. Man hatte dieselbe jedoch nicht übersehen. Als ich beim Abendessen saß, rückte mit großem Trommelspektakel Oberst Blenker mit seinen Myrmidonen ein. Er, seine Frau und Herr Ottensofer, der den Adjutanten spielte, logirten in dem Gasthof, in welchem ich abgestiegen war. Alle Drei studirten eifrig die Karte, und als ich mir einige Fragen und Bemerkungen erlaubte, wurde ich sehr kühl behandelt. Man hatte es mir übel genommen, daß meine

in Worms gemachte Prophezeihung so schnell und buchstäblich eingetroffen war.

Am andern Morgen ließ ich den Bürgermeister kommen und sämmtliche Pferde, die es in Gernsbach gab, auf den Marktplatz bringen. Es wurde eine Commission ernannt, welche die Pferde taxirte und ich kaufte auf diese Weise sechs bis acht, welche ich mit Anweisungen auf die Kriegskasse bezahlte, die ich vom Bürgermeister mit untersiegeln ließ.

In Gernsbach war der junge Dortu Civilkommissair oder Commandeur der Volkswehr gewesen, aber von diesem Posten entfernt worden. Ueber den Grund konnte ich nicht klar werden, aber die Bürger waren sehr aufgebracht gegen ihn.

Lenz ging mit den gekauften Pferden nach Rastatt ab und ich fuhr weiter nach Baden-Baden. Der reizende Badeort war wie ausgestorben, obwohl es Ende Juni war. Im Gasthof zum badischen Hof, im welchem ich abstieg, befand sich ein einziger Fremder! Da mir Camlossy, der gleichfalls Pferden nachstellte, bereits zuvorgekommen war, so fuhr ich nach Haueneberstein, wo ich eine Menge brauchbarer und selbst schöner Pferde, und Bauern fand, die sehr willig waren, sie an die Regierung zu verkaufen. Ja die Leute waren ordentlich böse, daß ich, nachdem ich meine Zwanzig vollgemacht hatte, weiter keine mehr annehmen wollte. Ueber Favorite kehrte ich nach Rastatt zurück, wo ich am Nachmittag — ich glaube es war Mittwoch der 27. Juni — eintraf.

Ich fand die Stadt in großer Aufregung. Schon in den Festungswerken kam mir eine erhitzte Menge entgegen. Ich ließ halten und fragte einen sehr eifrigen Bekannten, was im Werke sei? Er erzählte mir in großer Eile, aber mit einer Art von fieberhafter Heimlichkeit, die mir erst später

auffiel, daß man einen Spion erschießen wolle. Ich fand das ganz in der Ordnung und fuhr weiter, ohne mich ferner um die Sache zu kümmern; denn ich dachte natürlich, daß die Hinrichtung in Folge eines Kriegsgerichtsurtheils stattfinden solle. Erst als es zu spät war, erfuhr ich den Zusammenhang der Sache und war sehr beunruhigt durch den Namen des Menschen, den die aufgeregten Soldaten auf eigene Faust erschossen hatten. Der Mann hieß nämlich Alexander Weil. Ich kannte drei dieses Namens: einen Buchdrucker in Frankfurt, der einst für mich gedruckt hatte, dann den berühmten Orientalisten und Uebersetzer der Tausend und Eine Nacht und endlich den in Paris wohnenden Schriftsteller. Es war indessen doch ein vierter! Seltsame Liebhaberei der Familie Weil an dem Namen Alexander! Der Erschossene war ein jüdischer Sprachlehrer aus Carlsruhe, der eine Botschaft von der französischen Gesandtschaft an den Präfecten nach Straßburg bringen wollte und in Kehl arretirt und nach Rastatt geliefert wurde. Er muß nicht so unschuldig gewesen sein, als man ihn später hinstellte; wenigstens behaupteten Personen, die in dem Kriegsgericht sitzen sollten, welches auf den folgenden Tag anberaumt war, daß er ein Spion gewesen sei. Auch mit einer andern verdächtigen Person verfuhr man an diesem Tage ebenso summarisch. Solche Gewaltacte sind zwar, vom rein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, sehr betrübend; allein Revolutionen und Contrerevolutionen sind es nicht minder und wer sich damit einläßt, darf sich von subjectiver Sentimentalität nicht anfechten lassen; „wo Holz gehackt wird, fallen Spähne," sagt ein altes, deutsches Sprüchwort.

Ich war unzufrieden, denn ich hatte nichts zu thun und fühlte einigen Groll gegen die Leute, von denen es abhing, mir etwas zu thun zu geben. Das war thöricht; das

Gefühl meiner Tüchtigkeit, reger als sonst durch die überall hervortretende Unfähigkeit der sich breit machenden Mittelmäßigkeit, und ein wenig Eitelkeit erzeugten diese tadelnswerthe Empfindlichkeit. Wer gelten will, muß sich geltend machen; Talent wird oben bleiben, Mittelmäßigkeit im Thatengewühl zu Grunde gehen. Anstatt mich zu bemühen, wollte ich gesucht sein; das war wie gesagt thöricht.

Die ganze Art und Weise wie die Revolution geführt worden war, mißfiel mir; sie konnte nicht wohl anders sein bei der Verschiedenartigkeit der mitwirkenden Kräfte. Der Pole, der an der Spitze der Armee stand, kannte die Verhältnisse nicht und konnte sie auch nicht kennen lernen, da er kein Deutsch verstand; auch fehlte ihm wohl das Herz für die Sache. Sigel hätte viel thun können; allein er war der Stellung, die sich ihm eigentlich durch die Umstände mehr aufgedrungen hatte, nicht gewachsen; er war zu jung, zu unerfahren, zu wenig umsichtig und zu wenig Menschenkenner; er verstand es nicht einmal die richtigen Werkzeuge zu wählen und hohle Schwätzer genossen hauptsächlich sein Vertrauen, während er tüchtige Leute beeifersüchtelte oder ihnen mißtraute.

Die meiste Verwirrung brachten aber in diese ganze Revolution Leute wie Struve, Heinzen und deren Anhänger, Fanatiker und Schwärmer, die nie auf den Zeitpunkt Rücksicht nehmen, sondern starrköpfig zu jeder Zeit ausführen wollen, was nicht an der Zeit ist. Manche chemische Operationen lassen sich nur bei einem bestimmten Wärmegrad vornehmen; unter demselben sind sie nach physikalischen Gesetzen unausführbar. Was im Frühjahr 1848 möglich, war es nicht mehr im Sommer 1849; wenn auch der Revolutionsthermometer in den Köpfen einzelner Schwärmer nach und nach im selbstentzündeten Feuer bis über den Siedepunkt gestiegen war, so war doch der der Masse, auf die es ankam, bedeutend ge-

fallen. Die Republikschwärmerei im Sommer 1849 war, gelinde gesprochen, unpraktisch; man hätte sich damit begnügen müssen, die deutsche Verfassung zu vertheidigen, wie man ja auch vorgab, wonach man aber nicht handelte; dafür würde man vielleicht noch Sympathie genug im Volke gefunden, dafür würde der Wärmegrad der Volksmasse vielleicht noch ausgereicht haben.

Als ich von Carlsruhe nach Mannheim zurückgekehrt war, hatte ich bereits die Hoffnung auf ein Gelingen des Revolutionszweckes aufgegeben; die augenblickliche, durch die Ausweisung aus Berlin bewirkte Unsicherheit meiner Verhältnisse und die Ueberredung Trützschlers, der mir gefiel, auch Lust an dem bewegten Kriegsleben, in dem ich mich selbst zu erproben hoffte, bewogen mich dessenungeachtet in Baden zu bleiben.

Ich faßte nun den Entschluß, am andern Tage Rastatt zu verlassen und mich nach Freiburg zu begeben, wo ich der dorthin übersiedelten provisorischen Regierung meine Meinung sagen und von der erhaltenen Antwort es abhängig machen wollte, ob ich bliebe oder meinen Abschied forderte. Das Anerbieten einer Stellung, auf der ich meine Thätigkeit entwickeln konnte, würde mich zu bleiben bewogen haben; denn wenn ich auch an den Erfolg der Revolution nicht mehr glaubte, so war es mir Gewinn genug, durch Thaten meine Thatenfähigkeit zu zeigen; weniger aus Eitelkeit oder aus Ehrgeiz, als aus practischen in die Zukunft hinausreichenden Gründen. Selbst eine verunglückte Revolution trägt der unterliegenden Partei nützliche Früchte; sie macht eine Menge impotenter Phrasenmacher unmöglich und lehrt die Männer der That kennen, was schon ein bedeutender Gewinn ist.

Es war ein wunderliches Gefühl für mich, mitten in dem kriegerischen Gewirre so unthätig sein zu müssen; dieser Zu-

stand kam mir so fabelhaft vor, daß ich ganz consternirt darüber war. Am Nachmittage ritt ich über den Federbach hinaus und fand hier unsere Truppen damit beschäftigt, Hütten im Walde und sehr leichte Verschanzungen aufzuwerfen. Von rechts herüber hörte man Schießen; es mußte von einem Vorpostengefecht an der Murglinie herrühren, wo auch Willich und Mercy in der That einige Vortheile errangen und die Preußen aus dem Dorfe Freiolsheim hinausschlugen. Eine Schilderung der dort statthabenden Gefechte und Kriegsoperationen mag man in andern Werken jener Zeit nachlesen; ich könnte ihnen nur nachschreiben, denn ich war nicht Augenzeuge, und die Berichte solcher, die mir damals mitgetheilt wurden, lauteten zu widersprechend, als daß darauf zu fußen gewesen wäre.

Trotz des eigentlich entmuthigenden Zustandes unserer Armee waren die noch disponibeln Truppen keineswegs niedergeschlagen, sondern im Gegentheil recht kampflustig; überhaupt benahmen sich die Soldaten und — wenn man die Umstände berücksichtigt — selbst die ungeübten Volkswehren und Freischäler sehr gut. Hätte es nicht so sehr an guten Officieren gefehlt, den an Stärke so überlegenen Preußen würde es noch schwieriger geworden sein, die Murglinie zu durchbrechen, wie es am folgenden Tage geschah. Ich bin überzeugt, daß unsere Truppen, so verächtlich man auch später von ihnen redete, sich an diesen Tagen die Achtung der ihnen gegenüberstehenden Feinde erwarben. Das „Demokratengesindel" und die Freischaaren schlugen sich hier gegen Truppen, welche sich die besten der Welt glaubten, mit anerkennenswerthem Muthe. Die Erfahrung wurde wenigstens durch die hie und da glänzenden Erfolge gemacht, daß es nur einiger Uebung bedarf und eben nicht zu großen Talentes,

um gegen die langjährige Erfahrung kriegsgeübter Generale das Feld zu behaupten.

Der Peter- und Paulstag versprach ein denkwürdiger zu werden und wurde es auch. Die Preußen griffen die Verschanzungen an der Federbach an und es entspann sich ein lebhaftes und hartnäckiges Gefecht, welches mit Unterbrechungen den ganzen Tag hindurch währte und besonders im Rastatter Niederwald und im Hirschgrund, der sich nach dem Dorfe Rauenthal hin erstreckt, hartnäckig war. Man focht indessen auf der ganzen Linie von Steinmauern, welches unsern äußersten linken Flügelpunkt bildete, bis nach Gernsbach.

Am Nachmittage waren auf den Wällen des Forts B. eine Menge von Menschen versammelt, welche mit dem regsten Interesse dem Gang des Gefechtes folgten, welches leider durch die dazwischen liegenden Waldungen dem Auge zum größten Theil verborgen wurde und sich meistens nur durch Schall und Rauch der Geschütze erkennen ließ.

Ich folgte den Bewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und freute mich, wie brav unsere Leute aushielten. Um so schmerzlicher überraschte es mich, als ich gegen fünf oder sechs Uhr Abends bemerkte, wie die Preußen Terrain gewannen und vordrangen. Dieser Nachtheil unserer Truppen schien mir die Schuld des Generals, der wahrscheinlich die ganze Stellung nicht so gut übersehen konnte als wir von den hohen Wällen; auch schienen mir die Truppen von dem langen Kampf ermüdet und ich hielt es für die höchste Zeit die Reserve vorrücken zu lassen, wenn man nicht die Preußen auf dem Glacis sehen wollte. Eben im Begriff, mein Pferd zu holen, um den General aufzusuchen, und ihm meine Ansicht mitzutheilen, traf ich auf dem Wall einen seiner höhern Adjutanten mit Tiedemann. Ich

machte den ersteren sogleich auf den Stand der Dinge aufmerksam und gab ihm die Mittel an, augenblicklich denselben zu unsern Gunsten zu verändern dadurch, daß man einige Bataillone in die Linie nach der Federbach und ebenso nach Rauenthal zu als Verstärkung einrücken ließe. Der Adjutant und auch Tiedemann begriffen mich sogleich und in die in der Festung zurückgebliebenen Truppen kam Bewegung, ja eine Art geistiger Erhebung, die ich nicht geradezu Begeisterung nennen kann. Die Sicherheit mit der ich vom Erfolge sprach, mochte dazu beitragen.

Die Bataillone des dritten Regiments und der Freiburger Volkswehr traten unter das Gewehr. Sigel hielt nicht weit von mir auf dem Wall, als plötzlich Camlossy an ihn heransprengte und rief: „Sigel, Dein Bataillon will von Dir selbst gegen den Feind geführt sein!" Sigel folgte dem Ruf. Die Bataillone rückten in die Linie ein, wie ich es angegeben hatte; es geschah mit Muth und Energie; die Schanzen an der Federbach wurden zweimal genommen und verloren, blieben aber, als es dunkel wurde, in den Händen des Majors von Weltzien, der sie zuletzt durch einen Bayonnetangriff nahm. Das dritte Regiment unter Oberst von Biedenfeld hatte sich sehr brav geschlagen; allein einen neuen Versuch, während der Nacht die Schanzen abermals zu nehmen, wollte der Oberst nicht machen, so gern es auch der General gesehen hätte.

Die Volkswehr schlug sich nicht weniger brav. Das 25 preußische Infanterie-Regiment wurde mit großem Verlust (den heute noch ein Denkmal an der Eisenbahn bezeichnet) zurückgeschlagen und die Volkswehr drang wieder bis zum Dorfe Rauenthal vor, welches die Nacht über von ihr besetzt blieb.

Man glaubte einen vollständigen Sieg erfochten zu haben und jubelte; allein Steinmauern war sehr schnell von Friedrich Doll verlassen worden, der nach Rastatt schickte und für zweitausend Mann Lebensmittel begehrte; Mercy und Oborski, die sich übrigens an diesem Tage sehr gut gehalten hatten, waren bis Kuppenheim zurückdrängt worden.

Der mißlichste Verlust war aber der von Gernsbach, welches Blenker nur sehr schlecht vertheidigte. Den Rauch dieses in Brand geschossenen Ortes sah man von Rastatt aus, errieth jedoch nicht die wahre Ursache.

Am Abend traf ich im Gasthof den Commandeur eines Bataillons des ersten Regiments, Major Lang, einen ehemaligen Feldwebel. Er war aus dem Gefecht davongelaufen und erzählte mir in aller Eile, daß Gernsbach genommen sei. Ich bekam einen großen Schreck; denn der Verlust dieses Ortes war von der allerhöchsten Wichtigkeit; nun konnte man unsere Armee auch im Rücken angreifen und ihr Untergang schien gewiß. In aller Eile ging ich in das Hauptquartier, in der Voraussetzung, daß man die Nachricht noch nicht wisse. Ich traf einen der Adjutanten Mieroslawski's und rief ihm zu: „Wissen Sie es denn schon? Gernsbach ist genommen!“ — Ich war nicht wenig erstaunt über die Antwort: „Alte Geschichte! Was ist denn daran gelegen?“

Ich wollte am andern Morgen von Rastatt abreisen und hatte meinen Leuten zu diesem Ende die nöthigen Befehle gegeben. Am Nachmittage war ich den beiden jungen Herren vom „Generalstab“ begegnet, die meinen Kutscher aus Heidelberg mitgenommen, also eigentlich Prioritätsrechte an dem Wagen hatten; ich machte mir aber um so weniger ein Gewissen daraus, jede Kenntniß von dem Schicksal des Fuhr-

werkes zu verläugnen, als der Kutscher, der sich wohl bei mir befand, mich sehr gebeten hatte, ihn nicht wieder den Herren auszuliefern, die ihn gewaltsam entführt hatten. Ich sagte jedoch diesem Kutscher, daß er, um Weitläufigkeiten und unangenehmes Zusammentreffen zu vermeiden, sich mit seinen Pferden in einen obscuren Gasthof begeben und dort bis zur Zeit der Abfahrt bleiben möge.

Gegen zehn Uhr legte ich mich zu Bette. Es mochte ungefähr Mitternacht sein, als meine brave Wirthin an meine Thür klopfte und meldete, daß ein Herr da sei, der mich zu sprechen wünsche. Es war der mir bis dahin noch unbekannte Kriegscassier Bäsel, der mir sagte, daß ich sogleich ins Hauptquartier zu Sigel kommen solle. Was man von mir wolle, konnte er mir nicht sagen; allein ich stand sogleich auf und befahl zu satteln. In freudiger Eile kleidete und waffnete ich mich und rief dazwischen: „Endlich! endlich!" — Was konnte man von mir so spät in der Nacht wollen? — Man erinnerte sich jetzt in der Noth meiner; sicher sollte ich mit einigen tausend Mann aufbrechen und Gernsbach wieder nehmen!

Als ich durch meine Zimmerthür trat, sagte meine Wirthin: „Ach Herr Oberst, es ist mir so angst um Sie; das ganze Haus ist mit Soldaten besetzt." — So war es in der That und die Maßregel überraschte mich nicht wenig. Vor der Thür fand ich einen Mann von der Rastatter Bürgerwehr, welcher die starke Infanteriepatrouille zu führen schien. Auf meine Frage, was diese ganze Prozedur bedeute, antwortete mir dieser Mensch, daß ich das schon im Hauptquartier erfahren würde. Bäsel wußte nichts von dem Zusammenhang der Sache; man hatte ihn in der Nähe meines Quartiers angehalten und seiner silbernen Epaulets wegen wahrscheinlich für mich genommen; allein man zwang

ihn mit ins Hauptquartier zu kommen, obgleich man sich von dem Irrthum überzeugt hatte. Man hatte ihn gepreßt mich zu wecken, da man wahrscheinlich fürchtete ich möchte in böser Laune erwachen.

Als wir im Gasthof zur Post ankamen war ich außerordentlich neugierig zu erfahren, weßhalb man mich mitten in der Nacht mit bewaffneter Macht aus dem Bette holte, während eine einfache Bestellung durch eine Ordonnanz genügt haben würde, mich ins Hauptquartier zu citiren.

Als ich mit dem närrischen Bürgerwehrmann in das Zimmer trat, sprang Sigel vom Bette auf und war so verschlafen, daß er kaum stehen konnte; kein Wunder, er hatte den Tag über genug gethan und erlebt. An einem Tische saßen mehrere Officiere, unter denen ich auch Major Lang bemerkte.

Sigel fragte nun den Bürgerwehrmann was er wolle? und bat mich um Entschuldigung wenn er sich setze. Der abgeschmackte Spieß fing nun eine lange Fraubasengeschichte an, deren Humor ich unter allen andern Umständen mit vollen Zügen genossen haben würde, von der ich in meiner ärgerlichen Stimmung aber nur die Abgeschmacktheit gewahr wurde. Er erzählte, wie er im Lamm seinen Schoppen getrunken und gehört, daß ein Kutscher hier heimlich seine Pferde eingestellt habe, der am andern Morgen fort wolle. Er habe mit dem Kutscher gesprochen; der sei in Verlegenheit gerathen und er habe gleich gemerkt, daß die Sache nicht richtig sei; so viel habe er herausgebracht, daß der Kutscher morgen früh mit „einem von die Großen" auf Baden fahren solle. Holla, habe er gedacht, das ist Einer der sich durchmachen will! Er habe es nun ganz pfiffig angefangen, sei Abends wieder ins Lamm gegangen und zurück in die Blum' und habe endlich den Namen von dem Kutscher

seinem Herrn erfahren u. s. w. Mit einem Wort, der Mann hatte gemeint, ich wolle mit wer weiß was für einer Kasse durchgehen und anstatt davon Anzeige zu machen, hatte er es vorgezogen, sich sogleich Mannschaften zu holen und mich brevi manu arretiren zu lassen.

Sigel waren zwischen der langen Erzählung mehrmals die Augen zugefallen; als der Spieß fertig war fuhr er in die Höhe und rief: „Was ist? was ist? — Ah so — ja lieber Mann, Sie haben ganz Recht; ich danke Ihnen, es ist schon gut, Sie können gehen. — Ja Corvin, wenn Sie nicht im Dienste sind, so müssen Sie die Pferde hergeben“ — dabei schlief er wieder ein.

Nun riß mir die Geduld; anstatt über die ganze lächerliche Geschichte zu lachen wurde ich ärgerlich, hakte meinen Säbel ab, warf ihn auf den Tisch und rief: „Nein, bei solcher elenden Wirthschaft mag der Teufel es länger aushalten, ich danke!“

Nun wachte Sigel vollständig auf und machte große Augen. „Was ist? — was wollen Sie denn? — ach, ich bin auch neulich arretirt worden, was ist da weiter dabei?“

Mit dem Arretirtwerden hatte es wirklich seine Richtigkeit. Einige Tage vorher, — ich weiß nicht wo — waren er und Mieroslawski wirklich vom Oberst Thomé festgenommen worden. Sie wurden indessen wieder frei und wollten nun ihrerseits Thomé arretiren, was aber die Soldaten nicht litten. — Höchst ärgerlich über diese lüderliche Wirthschaft ging ich nach Hause, bestellte aber meine Pferde ab, da ich erst im Laufe des folgenden Tages abreisen wollte. —

An solchen Kleinigkeiten hängt oft das Schicksal eines Menschen; dieser Spießbürger, der es wahrscheinlich sehr ehrlich meinte, hat es sich schwerlich jemals träumen lassen,

daß sein Schwabenstreich meinem ganzen Leben eine andere Wendung geben würde — und ich dachte ebensowenig daran.

Am andern Morgen traf ich auf dem Schloßthurm Major Tiedemann, der zum Obersten und Gouverneur von Rastatt ernannt worden war; bei ihm war der neue Kriegsminister Werner, ein Freund Heckers, den ich in Straßburg hatte kennen lernen. Durch ein Fernglas recognoscirten wir die Umgegend und orientirten uns vermittelst eines Plans, den Tiedemann vor sich hatte.

Ich benutze diese Gelegenheit, den Leser mit dem Terrain bekannt zu machen, so weit sich dies durch eine Beschreibung thun läßt, ohne zu weitläufig zu werden, was nur verwirrt, anstatt aufzuklären.

Der Fluß Murg fließt von Osten nach Westen und ergießt sich unterhalb Rastatt in den Rhein. Die Stadt ist in einem Knie gebaut, welches die Murg bildet, und liegt auf dem rechten Ufer des Flußes. Auf dieser Seite ist die Stadt geschützt durch das Fort B., welches durch Festungswerke mit den Murgufern verbunden ist, die der obere und der untere Anschlaß heißen. In letzterem liegt das Rheinthor, im ersterem das Carlsruher Thor. Auf dem linken Murgufer erstrecken sich, durch bastionirte Festungswerke untereinander verbunden, die Forts A. (Leopoldsfeste) und Fort C.; letzteres nach Westen, ersteres nach Osten zu liegend.

Das Schloß liegt auf einer Anhöhe hinter Fort B. Orientiren wir uns vom Thurm desselben in der Umgegend und wenden das Gesicht nach Fort B., der nach Carlsruhe führenden Chaussee zu und betrachten die Murg als Sehne eines Kreises, in dessen ungefährem Mittelpunkt wir stehen.

Links von uns an dem äußersten Ende der Murg, wo sie in den Rhein fließt, liegt auf dem rechten Ufer das be-

deutende Dorf Steinmauern; weiter rechts hinter dem davor liegenden Rastatter Niederwald liegt Oetigheim. Grad vor uns führt durch den Hirschgrund genannten Wald, die Carlsruher Chaussee; links von demselben und zwischen dem Niederwald erstreckt sich ein leichtbewaldeter, fast abgeholzter Höhenrücken, welcher der Retherberg heißt. Zwischen diesem und der Murg in Kanonenschußweite von einer zu Fort B. gehörigen Lünette liegt ein Gebüsch die Ziegelhütte. Rechts von der Carlsruher Straße und vor dem Carlsruher Thor liegt der Bahnhof. Rechts vor Fort B. macht die Eisenbahn ein Knie; sie läuft beinahe parallel mit der Chaussee und durschneidet das Dorf Muggensturm. Vom Bahnhof aus landaufwärts läuft der Eisenbahndamm in ziemlich gleicher Richtung mit der Murg, welche er jedoch, sich südlich wendend, zwischen Niederbühl und Kuppenheim durchschneidet.

Das Feld vor dem Bahnhofe und auch unmittelbar vor den Festungswerken ist von Wald gesäubert; jedoch tritt derselbe überall auf Kanonenschußweite an die Festung heran, besteht der Eisenbahn gegenüber jedoch nur aus Unterholz.

Rechts von Muggensturm erhebt sich das Terrain; auf dem Höhenrücken treffen verschiedene Chausseen zusammen. Hier liegen die Dörfer Malsch und weiterhin Rauenthal, letzteres verdeckt durch einen zum Theil hochstämmigen Wald, von dem sich ein Streifen bis an den Eisenbahndamm zieht, Front gegen den Bahnhof machend.

Der Federbach, der in dem erwähnten rechts von Muggensturm liegenden Höhen entspringt, fließt durch dieses Dorf nach Oetigheim; seine Ufer sind sumpfig; sonst ist er ohne Bedeutung; die Eisenbahn geht über ihn hinweg und

unterhalb derselben ist er ebenfalls durch eine steinerne Brücke für Fuhrwerk passirbar.

Rechts von Rauenthal, ziemlich weit ab, am Ende des Bogens und am andern Ufer der Murg liegt Kuppenheim.

Machen wir nun Kehrt und orientiren uns auf dem linken Murgufer, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß was jetzt rechts ist in der Nachbarschaft von dem liegt, was vorhin links war.

Das erste Dorf links, zwischen der Festung und Kuppenheim, gleichfalls an der Murg, oder vielmehr an dem dicht neben und mit derselben parallellaufenden Gewerbkanal, ist Niederbühl, so nahe der Festung, daß man von der einen Lünette die ersten Häuser mit Flintenschüssen erreichen kann. Zwischen dem Dorf und Kuppenheim überschreitet die sich wendende Eisenbahn die Murg. Hinter dem Dorf erstreckt sich nach dem Rhein zu ein tief liegender, ziemlich feuchter Wald, der von dem Landgraben und Bächen durchschnitten ist. Ueber Niederbühl hinaus, mehr nach dem Rhein zu, liegt das Dörfchen Förch und dicht dabei im Walde das Lustschloß Favorite. Noch weiter hin an einer Chaussee das große Dorf Haueneberstein. Rechts davon, näher dem Rhein liegt Sandweier. Von hier bildet der Rhein den Bogen, der Steinmauern gegenüber endet. Am Ufer dieses Flusses liegen die Dörfer Ottersdorf und Plittersdorf, beide durch den Rastatter Oberwald verdeckt, der auf Schußweite an Fort C. herantritt.

Dicht an der Murg, doch ebenso nahe an Rastatt wie auf der entgegengesetzten Seite Niederbühl und in demselben Verhältniß zu Steinmauern, wie dieses Dorf zu Kuppenheim, liegt das Dorf Rheinau, dessen Hauptstraße

senkrecht zur Murg steht. Durch dieses Dorf geht der Weg nach Blittersdorf. Durch den Oberwald fließt, in gleicher Richtung mit der Murg, der Mühlbach.

Von dieser Seite führen drei Thore in die Festung: das Ottersdorfer-, Kehler- und Niederbühlerthor. —

Die Festung war damals keineswegs vollendet, es fehlten noch die bedeutenden Außenwerke bei Ottersdorf und Rheinau, wie auch an dem Eisenbahnhofe; von den drei Forts war nur Fort C. ganz ausgebaut, in dem Hauptgraben von Fort B. standen sogar noch die Baugerüste. Durch die Belagerung hat man manche Uebelstände erkannt und demgemäß Veränderungen getroffen, die ich aber nicht näher bezeichnen kann.

Als ich mit dem Kriegsminister vom Thurme hinabstieg, konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren und auch Werner war in Verlegenheit. Der Advokat mochte wohl fühlen, daß er als Kriegsminister eine etwas komische Rolle spielte; indessen war es ein sehr tüchtiger, energischer Mann, wenn auch als Justizminister besser an seinem Platz. Die hervorragende Stellung, welche der Soldat während der Revolutionskämpfe naturgemäß einnimmt, verführt viele thatendurstige Leute nach Posten zu streben, welche weniger fähige, aber sachkundige Männer weit besser versehen würden; die Kriegswissenschaft will in jetziger Zeit ebenso studirt sein, wie das Jus, und von einem General oder Kriegsminister werden nebenbei noch ganz andere Eigenschaften verlangt, die sich hinter dem Actentische nicht erwerben lassen.

Philipp Reuter, der zum Proviantmeister der Festung ernannt war, hatte mich zum Mittagessen eingeladen; gleich nach Tische wollte ich die Festung verlassen. Um etwas Nützliches zu thun, ließ ich mir eine Vollmacht ausstellen,

überall Proviant zu requiriren, um damit Rastatt zu versorgen. In der Festung sollte eine genügende Besatzung zurückbleiben, um sie etwa acht bis vierzehn Tage lang zu vertheidigen. Innerhalb dieser Frist hatte Sigel versprochen, sie zu entsetzen und sein Ehrenwort darauf gegeben, zu diesem Ende alle seine Kräfte anzustrengen. Ich war mit meinen Gedanken schon auf der Reise und kümmerte mich wenig um Rastatt, da ich nicht die geringste Lust hatte darin zu bleiben; ich empfand einen vollkommenen Ekel an der ganzen Geschichte.

Bei Tisch trank ich in meinem Unmuth einige Gläser Wein mehr, als gewöhnlich und ward ziemlich aufgeregt. Anstatt sogleich abzureisen, schlug ich daher Lieutenant Hauf vor, mit mir einen Spazierritt zu machen, und zu sehen, was meine Freunde, die Feinde, trieben.

Hauf war bereit; da aber sein Pferd gedrückt war und geschont werden mußte, so bat er mich, ihm meinen kleinen Fuchs zu leihen, den ich Tags vorher acquirirt hatte. Ich schlug es ihm anfangs ab, da das Thier wild und noch wenig geritten war; allein er quälte mich so lange, daß ich, obwohl widerstrebend, nachgab.

Es war der 30. Juni. Mieroslawski wurde es in Rastatt nicht wohl; die Wegnahme von Germersheim ließ ihn fürchten, vom Oberland abgeschnitten zu werden, und er verließ am Vormittag die Festung. Das Hauptquartier wurde nach Oos verlegt. Kuppenheim war noch von unsern Truppen besetzt; wurde es lange genug vertheidigt, so konnte Mieroslawski noch auf einen einigermaßen geordneten Rückzug hoffen. Das erkannten die Preußen sehr wohl und griffen den Ort und die Verschanzungen an der Murgbrücke mit bedeutender Uebermacht an. Kuppenheim wurde von ihnen in Brand geschossen und genommen;

die Vertheidiger suchten sich so gut zu retten, wie sie konnten; ein Theil verband sich mit der Armee, ein Theil, der von den Preußen abgeschnitten wurde, kehrte nach Rastatt zurück.

Ich ritt mit Hauf zum Niederbühlerthor hinaus die Eisenbahn entlang. Wir trafen hier zwei „Generalstabsoffiziere," die mit der Karte in der Hand spazieren ritten; sie suchten die Preußen. Ich mußte lachen, denn diese marschirten groß und breit auf der vor uns liegenden Chaussee. Die Generalstäbler bekamen keinen geringen Schreck, als ich ihnen die feindliche Colonne zeigte, welche Halt gemacht hatte, und an deren Spitze sich Cavallerie befand. Ich gab dem einen der Generalstabsoffiziere den Auftrag, eine halbe Batterie herbeizuholen, die ich in Niederbühl gesehen hatte, wie auch eine Infanteriebedeckung aus den zahlreichen Versprengten zu sammeln; ich wollte ihn auf der Eisenbahn erwarten.

Der Generalstäbler kam nicht zurück und ich entschloß mich, selbst nach Niederbühl zu reiten; denn Hauf war mit seinem kleinen Fuchs uneinig geworden und im Niederbühler Walde verschwunden. Ich sammelte sogleich gegen fünfzig Mann Volkswehr, welche ich als Bedeckung zu den Geschützen benutzen wollte, die ich noch im Dorfe unter Befehl eines Lieutenants fand. Ich forderte diesen auf, mir zu folgen, um die Preußen zu beschießen und von dem Vordringen gegen Niederbühl abzuhalten; unterdessen könnte dies unter den Kanonen der Festung liegende Dorf besser besetzt werden. Der Lieutenant weigerte sich, mir zu folgen; die Bedeckung war ihm zu schwach; allein sie war vollkommen hinreichend, da der Feind eine stärkere Reserve im Walde vermuthen mußte; der Lieutenant hatte keinen Muth und ich keine Mittel, ihn zu zwingen, da ich ihm eigentlich gar nichts zu befehlen hatte.

Höchst verdrießlich kehrte ich an die Eisenbahn zurück, gefolgt von den braven Volkswehrmännern, die ich am Waldrande postirte und welche alsbald in ein Gefecht mit den Seitenpatrouillen der Preußen geriethen. Als ich in die Nähe des Waldes kam, sah ich zu meinem Erstaunen Hauf aus demselben zu Fuß mir entgegen hinken.

„Was ist Ihnen denn passirt?“ fragte ich. „„Der Fuchs hat mich abgeworfen““, war die Antwort. „Aber wo ist denn der Fuchs?“ „„Das weiß der Himmel, er ist fortgelaufen!““ — Ich war nicht wenig ärgerlich, und als mir Hauf die Richtung anzeigte, die das Pferd genommen, beschloß ich, wenigstens den Versuch zu machen, es wieder zu erlangen. Hauf sah ganz eigenthümlich verstört aus und so blieb er die folgenden Tage; ich schrieb das seiner Verlegenheit und Scham über seine Ungeschicklichkeit zu und dachte nicht weiter daran.

Mein Pferd weidete ganz gemüthlich auf einer Wiese, allein leider den Preußen gefährlich nahe, welche durch meine Stabsofficierepaulets längst angelockt waren. Ich wurde verfolgt und wäre beinahe gefangen worden; ein Pistolenschuß gebot dem Nächsten der Verfolger Halt; ich setzte über einen Graben (wobei ich mein anderes Pistol wahrscheinlich aus der Holfter verlor) und verschwand im Walde. Mein Pferd war verloren und mit ihm Sattel und Zeug, die ich erst Tags zuvor gekauft hatte.

Die wenigen Leute, die ich in den Wald postirt hatte, hielten die Preußen von weiterem Vorrücken ab, obwohl nur einzelne Schüsse knallten. Als ich die Lisière des Waldes entlang ritt, machte ich die Entdeckung, daß mein Falber keine zweckmäßige Farbe hatte, denn sie stach gegen das dunkle Grün gar zu verführerisch ab und zog mir eine Menge Kugeln zu, die meistens vor und neben mir in den

Sand schlugen, mich aber doch bewogen, hinter den grünen Coulissen zu verschwinden; wenn ich allein bin, schäme ich mich gar nicht, indianische Kriegsregeln zu befolgen.

Lange konnten die Preußen über die Schwäche der Vertheidigung nicht getäuscht werden; ich sprengte also nach der Stadt zurück, um Verstärkung zu holen. Als ich an das Thor kam, fand ich Oberstlieutenant Frey, den Commandeur der Rastatter Bürgerwehr und Stadtcommandanten; er sagte mir, daß der Gouverneur, Oberst Tiedemann, befohlen habe, die Thore zu schließen und Niemand ohne Passirschein hinauszulassen; ich sagte ihm, um was es sich handle, und er hatte nichts gegen das Herauspassiren von Truppen einzuwenden.

In vollem Eifer sprengte ich auf den Markt und fand hier eine der vielen „Legionen"; es war die deutsch-polnische. Vor derselben hielt ein junger Officier; ich sagte ihm, daß ich eine Truppe brauche, um Niederbühl zu vertheidigen. Er antwortete mir, daß ich diese nicht bekommen könne, da Niemand mehr zum Thore hinaus gelassen werden solle.

„Aber zum Kuckuk, Herr, die Preußen nehmen Niederbühl, wenn ich sie nicht hindere!" — Der Officier zuckte die Achseln. „Rufen Sie mir den Commandeur dieser deutsch-polnischen Schweinerei!"

„„Ich befehlige die deutsch-polnische Legion!"" sagte der junge Officier, mit dem ich geredet.

„Nun, Herr, so —" und ich rief ihm den Gruß zu, den Götz von Berlichingen an den kaiserlichen Hauptmann bestellte; damit ritt ich davon, den jungen Major wüthend zurücklassend.

Als ich wieder nach Niederbühl kam, fand ich sämmtliche Freischärler, mit Ausnahme von fünf bis sechs braven Burschen, in der Schenke! Es war bereits Abend und ich

hatte nicht Lust, mich länger um Dinge zu bekümmern, die mich eigentlich nichts angingen. Ich ritt zurück in die Stadt und fand Oberst Tiedemann auf dem Markte. Ich ersuchte ihn um einen Passirschein, den er mir mit Bleistift schrieb; der Weg über Ottersdorf, sagte er, sei noch frei. Ich aß zu Abend, bestellte auf zehn Uhr meine Pferde und dachte die Nacht in Baden zu bleiben.

Da wir auf unserem Wege preußischen Cavalleriepatrouillen begegnen konnten, so richtete ich mich darauf ein. Mein Bursche, meine beiden Ordonnanzen und ein Schreiber aus dem Volkswehrbureau in Mannheim waren mit Büchsen bewaffnet und sämmtlich beritten; ich zog es vor, zu fahren.

Als ich an das Ottersdorfer Thor kam, stieß ich auf eine Schwierigkeit, die ich am allerwenigsten erwartet hatte. Die Wache vom 3. Regiment umringte meinen Wagen und wollte mich nicht zum Thore hinauslassen. Man sprach von Durchgehen, Geldmitschleppen, Spioniren u. s. w. und der Wachtcommandant wollte meinen Passirschein nicht anerkennen, weil er nur mit Bleistift geschrieben und nicht untersiegelt war. Er war in seinem Recht und die Soldaten hatten gleichfalls Grund, mißtrauisch zu sein; der frühere Gouverneur von Rastatt, Hauptmann Greiner, hatte sich auch bei Nacht und Nebel mit einem selbstgeschriebenen Passirschein davon gemacht.

Mir blieb nichts übrig, als Herrmann zurückzuschicken, um von Tiedemann einen ordnungsmäßigen Passirschein zu verlangen, und als er nach mehr als einer Stunde damit zurückkehrte, mich auch einige Soldaten erkannten, hätte ich die Festung verlassen dürfen, wenn ich es gewagt hätte; allein man brachte mir die Nachricht, daß auch Ottersdorf bereits von den Preußen besetzt sei, was mehr als wahrscheinlich, da ich selbst sie schon so weit vorgerückt ge-

sehen hatte. Unter diesen Umständen mit so geringer Bedeckung zu reisen, schien mir Thorheit; ich beschloß, den Tag abzuwarten und den Umständen gemäß zu handeln; ich kehrte also in die Stadt zurück.

Im Gasthofe zum Kreuz erfuhr ich, daß am andern Morgen Elsenhans mit noch einigen andern Herren ebenfalls die Festung verlassen wollten und ich dachte, mich ihnen anzuschließen.

Der nächste Tag brachte uns aber die Nachricht, daß die Festung vollkommen cernirt und kein Ausweg mehr vorhanden sei. Jene Herren entschlossen sich demnach zum Bleiben und ich folgte ihrem Beispiel. Ich machte mir wenig Kummer deßhalb und im Grunde war es mir halb und halb erwünscht, eine Belagerung mitzumachen; wer weiß, ob ich in meinem Leben wieder eine Gelegenheit dazu fand.

Zehntes Capitel.

Chef des Generalstabes. — Besetzung der Stellen. — Die Garnison. — Der Generalstab. — Lieutenant Hain. — Enno Sander. — Ernst Elsenhans. — Major Lang. — Major Mabler. — Oberst von Biedenfeld. — Major Heilig. — Der alte Böning. — Der Gouverneur, Oberst Tiedemann. — Mein Quartier im Schloß. — Der Pascha von Janina. — Aufforderungen zur Uebergabe. — Antwort. — Lumpereien. — Eine Verschwörung gegen den Gouverneur. — Tiedemann arretirt. — Ich befreie ihn. — Eine Krisis. — Meuterei. — Sieg der Rede. — Aussöhnung. — Seltsame Parlamentäre. — Der Kundschafter. — Neue Thorheit. — Abermals ein innerer Sturm. — Ich beschwöre ihn nochmals. — Das dritte Regiment zieht eigenmächtig nach Fort A. — Alarm. —

Als ich am andern Vormittag in das auf dem Schlosse gelegene Gouvernementsbüreau kam, sah ich auf einem dort so eben gefertigten Geschäftstableau, daß ich nicht allein zum Chef des Generalstabes, sondern auch zu dem der meisten Dienst-Departements ernannt war. Durch diese Anordnung, von der ich vorher gar keine Ahnung hatte, war mir eigentlich Alles aufgebürdet, was in einer belagerten Festung zu thun ist, mit Ausnahme des Kassen- und Proviantwesens.

Da ich nicht die Absicht hatte bei dem Kampfe um Rastatt ein müßiger Zuschauer zu bleiben, so war es mir angenehm, mich mit dem bedeutendsten Posten in der Festung betraut zu sehen, auf dem ich Spielraum hatte, alle meine Kräfte zu entwickeln. Freilich quälte mich die Sorge, ob meine

militärischen Kenntnisse ausreichen würden; allein andererseits beruhigte mich die Ueberzeugung, daß leider kein Officier in der Festung war, der mich in dieser Hinsicht übertraf.

Obgleich ich als Befehlshaber eines Regiments Oberst war, und Tiedemann mir auch durchaus diesen Titel aufdringen wollte, so bestand ich darauf, nur Oberstlieutenant heißen zu wollen; es schien mir für das Ansehen des Gouverneurs im Interesse des Allgemeinen zweckmäßiger, wenn ich einen geringern Grad begleitete als dieser, da mir ohnedies mein Amt dafür schon zu viel Einfluß und Ansehn gab, besonders wenn er seine mehr repräsentative Stellung nicht mit der gehörigen Würde warzunehmen wußte. Damals war es mir jedoch unbekannt, daß noch andere Obersten in der Festung anwesend waren.

In einem bereits Tags vorher erlassenen „Platz-Befehl" waren die andern militärischen Posten besetzt worden. Platzmajor war Major Frei, Befehlshaber der Rastatter Bürgerwehr; Platzadjutant Lieutenant Frank; Platzauditeur Bürger Grether; Platzarzt Stabsarzt Dr. Welker; Platzcassier Kriegskommissar Bäsel; ihm beigegeben Kriegscassier Schleicher (und später Major Fach, der in diesem Befehl dem Commandanten der Artillerie beigegeben war); Commandant der Artillerie und sämmtlichen Artilleriematerials Major Heilig; Platzproviantmeister Kriegscommissar Reiter. — Zum Ingenieur vom Platz ernannte Tiedemann später ganz ohne mein Wissen einen Mann Namens Peters, dessen Person und Wirksamkeit mir seltsamer Weise während der ganzen Belagerung ein Geheimniß geblieben ist. Tiedemann hatte fünf Adjutanten und Ordonnanzofficiere, an deren Spitze Major Heinsius stand.

Zum Commandanten des Forts A. wurde der ehemalige Befehlshaber des Mannheimer Arbeiterbataillons, Major

Jacobi, auf meine besondere Empfehlung ernannt. Er war ein sehr tüchtiger Mensch, der nicht unbedeutendes Talent, einen richtigen militärischen Blick, viel Ordnungssinn und Energie besaß, weßhalb ich sehr viel auf ihn hielt, obwohl Manche ihn geringschätzten, da er, ursprünglich Tischlergesell, vor der Revolution nur gemeiner Artillerist gewesen war.

Fort B. befehligte Major Krauth, ein Rheinbaier oder Schweizer, tüchtiger Ingenieur und besonders bewandert im Berg- und Minenwesen; aber nicht sonderlicher Soldat, wie sich später zeigte.

Fort C. erhielt ein alter Schweizer Kriegsknecht, Major Ulrich, eine etwas barocke Erscheinung. Das schon alte, ernsthafte Männchen, war ein eingefleischter Exercirmeister, der überall hin Karten und Papiere mit sich schleppte. Alle seine Gedanken drehten sich um einen Punkt: wie „der Klumpen" (im Preußischen: „Knäul") am vortheilhaftesten zu bilden sei.

Es wimmelte in der Festung von Majors und Hauptleuten ohne Commando, denn jeder Befehlshaber der Volkswehrmannschaft einer kleinen Stadt oder eines Dorfes legte sich diesen Titel bei; in der überall herrschenden Verwirrung ging das sehr gut. Ich hatte darunter viel zu leiden, denn all diese Leute wurden als zum Generalstab gehörig aufgeführt. Es waren so viele derselben vorhanden, daß ich sie bei der Parole in zwei Gliedern antreten lassen konnte.

Als revolutionäre Seltsamkeit erwähne ich einen unter ihnen befindlichen preußischen Windbeutel, den ich als Major U. kennen lernte. Ich hatte den jungen Mann schon in Mannheim gesehen und mir über die preußische, von ihm getragene Officiersuniform (grün mit schwarzem Kragen

und schwarzen Epaulets) den Kopf zerbrochen. Er hatte sich durch allerlei Schwindeleien in Verdacht gebracht und war lange Zeit eingesteckt gewesen; nichts destoweniger gewann er doch wieder Sigels Zutrauen, der ihn zum Major ernannte. Ich erfuhr später, daß er Lieutenant bei einer Bürgerschützengesellschaft gewesen und seines Zeichens ein Barbier sei. Da er nicht einmal orthographisch schreiben konnte und ich ihn gern aus dem Wege haben wollte, so gab ich ihm die höchste Stellung in der Festung; ich placirte ihn auf den Schloßthurm, von wo aus er beständig den Feind durch ein Fernrohr beobachten und mir — höchst unorthographisch — rapportiren mußte.

Mit diesem Generalstab sah es traurig aus; es waren recht angenehme und gebildete Leute darunter; allein auch nicht ein einziger, der mir bei meinen so vielseitigen Beschäftigungen das Allergeringste nützen konnte. Ich vertheilte sie freilich in die verschiedenen Büreaus und gab ihnen allerlei Aufträge, deren sie aber keinen auszuführen im Stande waren, so daß ich Alles selbst besorgen mußte; mit dem guten Willen war es leider nicht gethan, wo possitive Kenntnisse gefordert wurden. Das ganze Soldatenhandwerk ist keine Hexerei, wenn man sonst das Zeug dazu hat; allein es will gelernt sein wie jedes andere; nicht Jeder der eine Flinte laden und abschießen kann ist ein Soldat und nicht jeder Doctor der Philosophie ein Generalstabsofficier.

Einer dieser Officiere war Lieutenant Hain, früher preußischer Postbeamter, ein exaltirter Demokrat von der schwadronirenden Sorte, aber nicht ohne Talent zum Revolutioniren. Da er mit den Verhältnissen in Rastatt und besonders mit den Umtrieben der reaktionären Partei Bekanntschaft verrieth, auch Lust und Liebe zu der Sache zeigte und militärisch Null war, so ernannte ich ihn zum Chef der

Polizei und übertrug ihm besonders die Ueberwachung verdächtiger Bürger, damit diese an einer uns schädlichen Verbindung mit dem Feinde verhindert würden. Hain sprach sehr blutdürstig und mag damit manchen Philister erschreckt haben; gegen mich war er immer sehr zahm. — Er sagte mir, daß er seinen Abschied genommen, weil man ihm zugemuthet habe, Briefe auf der Post zu erbrechen. Er wußte sich in Gesellschaft zu benehmen und war nicht ungebildet. Ich werde später noch auf ihn zurückkommen und auch noch andere meiner Officiere näher kennen lehren.

Werner hatte Rastatt verlassen und Enno Sander als seinen Stellvertreter zurückgelassen. Dieser war ein wohlhabender Mann aus dem Dessauischen und Abgeordneter des dortigen Landtages, zugleich Doctor der Philosophie, also als Kriegsminister-Stellvertreter ganz an seinem Platz! Er war ein gebildeter, liebenswürdiger, etwas eitler Mann, der sich immer wunderte, daß Andere ihn nicht für so wichtig hielten als er sich selbst. Er hatte gehofft, als Stellvertreter der Regierung gewissermaßen die erste Person in der Festung zu sein und ärgerte sich innerlich, daß Tiedemann sich so gar nicht um sein Ansehn kümmerte und ihn sogar aus dem Kriegsrath wies, an welchem er, als ob es sich von selbst verstünde, Theil nehmen wollte. Er war kein großes Licht; allein ein braver Mann mit gesundem Menschenverstande und kein phrasenmachender Demokrat, wovon wir solchen Ueberfluß hatten. Ich habe oft die geringschätzige Art gerügt, mit der Tiedemann Sander behandelte und manche kleine Gelegenheit benutzt, die verletzte Eitelkeit des letzteren zu versöhnen. Ich hatte ihn in Worms bei Blenker gesehen; damals trug er eine blaue Blouse; als Kriegsminister-Stellvertreter hielt er diese nicht mehr für anständig. Er war bei den friedliebenderen Bürgern und Bürgerinnen

beliebt. Von Tiedemann hatte er eine sehr kurzgefaßte Meinung; er nannte ihn einen Esel, doch niemals ins Gesicht. *)

Ebenfalls zum Kriegsministerium als vortragender Rath gehörte Ernst Elsenhans. Er war ein Würtemberger, der früher Theologie studirt, dies Fach aber aufgegeben hatte, weil es sich mit seiner religiösen Ueberzeugung nicht vertrug. An der Revolution nahm er den regsten Antheil und wirkte im Jahre 1848 in Baden als Schriftsteller. In Folge eines Preßvergehens wurde er zur Festungsstrafe verurtheilt, die er in Kislau verbüßte, als ihn die Revolution von 1849 befreite. Er war ein junger, gut gewachsener Mann mit breiter Brust und schönem, bleichen Gesicht, dem die hohe Stirn und das ganz kurz geschorene blonde Haar einen bedeutenden Ausdruck gab, welcher nur durch das „Irrlichteliren" des Blickes in Frage gestellt wurde; in dem Auge leuchtete mehr als Begeisterung, — Fanatismus — Wahnsinn! Er schien in der That in einem fortwährenden Fieber.

Gewöhnlich trug er die geschmackvolle Uniform des Kriegsministeriums, jedoch stets offen, um sein feines Hemd, welches noch mit Jabot und gefalteten Manschetten versehen war, blicken zu lassen. Er schien sich seiner interessanten Erscheinung bewußt und gefiel gewiß den Damen.

Die Besatzung der Festung bestand aus ungefähr sechstausend Mann und war aus folgenden Truppentheilen zusammengesetzt: Etwa achtzig Mann des Leibregiments

---

*) Neulich las ich in der Zeitschrift „Europa", daß ein Herr Sander aus Anhalt-Dessau Geschützmeister des Königs Theodoros von Ethiopien sei! — Sander mußte später auswandern. Sollte dieser Geschützmeister Cuno sein?

unter Major Götze; ein Bataillon des ersten Regiments unter Major Lang; zwei Compagnieen des zweiten Regiments unter Major Mahler; das dritte Regiment unter Oberst Freiherr von Biedenfeld; die unter ihm stehenden Bataillonscommandeurs waren die Majors Weik, Biesele und Leiner.

An Freischaaren waren in der Festung: Die Flüchtlingslegion unter Oberst Böning und Major Lefebre; die deutsch-polnische Legion unter Major Szertuki; die deutsch-ungarische Legion unter Oberst Knoll; ferner die Volkswehr von Freiburg, Durlach, Bruchsal, Rothenfels u. s. w. unter Major Neuhaus.

Die Reiterei bestand aus etwa achtzig meist dienstunfähigen Dragonern unter Lieutenant Harter und einer Anzahl baierscher Chevauxlegers, die als Ordonnanzen verwendet wurden.

Außer der zahlreichen Festungsartillerie, die eine bedeutende Rolle spielte, waren noch einige Batterien Feldgeschütz vorhanden, die von Hauptmann Backhoff und einem andern Hauptmann befehligt wurde, den ich nie mit einem andern Namen als „Retirirmichel" kennen lernte. Außerdem waren noch einige pfälzische Geschütze in der Festung. Die gesammte Artillerie stand unter Major Heilig. Die pfälzischen und rheinhessischen Pioniere befehligte Major Krauth.

Die Umrisse der hervorragendsten Persönlichkeiten unter den genannten Officieren will ich gleichfalls skizziren, damit sie nicht störend auftreten, wenn ich sie handelnd einführe.

Major Götze war ein hübscher junger Mann mit Litzen am Kragen; sonst weiß ich von ihm nichts. Major Lang war vor der Revolution Ober-Feldwebel im ersten Regiment. Wer ihn zum Major und Bataillonscommandeur gemacht hatte konnte mir Niemand sagen; die Leute seines

Bataillons behaupteten, es habe ihn Niemand gewählt, sondern er sei eines Tages mit Majorsepaulets vor der Front erschienen. Er war ein durchaus unbedeutender Mensch, dessen sonstigen Charakter ich mit einem einzigen Worte bezeichnen könnte, welches ich aber den Leser auszusprechen überlasse, wenn er diesen Biedermann näher kennen gelernt haben wird.

Major Mahler war vor der Revolution Lieutenant und stand beim Ausbruch derselben in Freiburg. Er war der erste Officier dieser Stadt, der zur Partei des Volkes übertrat, dazu gewonnen durch die schwarzen Augen der Frau von Struve. Mahler war ein junger, anständiger Officier, der recht brav und ordentlich seine Schuldigkeit that, wenn er auch das Vergnügen liebte. Ich mochte ihn wohl leiden, wenn ich auch seinem noch nicht ausgebildeten Charakter nicht unbedingt vertraut haben würde; es war wenigstens kein Falsch in ihm.

Oberst von Biedenfeld war ein mittelgroßer, eher kleiner, untersetzter Mann und bot in seiner äußern Erscheinung einen militärischen Typus, wie man ihn unter den Stabsofficieren der preußischen Armee sehr häufig fand, der aber nun anfängt selten zu werden. Seine Brust, mit mehreren Orden geschmückt, zeigte an, daß er den französischen Krieg mitgemacht hatte. Seine Erziehung, der in vielfach bewegter Zeit wohl nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt werden konnte, mochte vernachlässigt sein und wissenschaftliche Bildung war bei ihm ebensowenig zu finden, wie bei den meisten Majors aus seiner Zeit. Er hatte jedoch gesunden Verstand und selbst einigen Mutterwitz, der oft etwas derb und polternd zum Vorschein kam. Er war ein braver, ehrlicher, achtungswerther Mann und guter Soldat, der ein Bataillon oder Regiment ganz gut führen konnte;

allein darüber hinaus mußte man keine Ansprüche machen. Er liebte ein gut Glas Wein, seine Pfeife und nicht zu gewählte Gesellschaft, in welcher er allgemein geachtet und geliebt wurde.

Da er sehr gradaus war, so hatte er in seinem dienstlichen Verhältniß durch freisinnige Reden manchen Anstoß gegeben, so daß er schon bald nach dem Kriege genöthigt wurde, sich vom activen Dienst als Major zurückzuziehen. Er lebte in dem nicht weit von Rastatt gelegenen Städtchen Bühl und war unter den Bürgern der Festung seit vielen Jahren bekannt und beliebt. Wider Willen in seinen besten Jahren zur Unthätigkeit verurtheilt, während seine Kameraden eine Sprosse der militärischen Leiter nach der andern erstiegen, konnte seine Neigung zu der Regierung nicht eben groß sein, was sich in manchen Aeußerungen kund geben mochte.

Beim Ausbruch der Revolution übernahm er das Commando des dritten Regiments — man sagte dazu gezwungen, was wohl nur eine beschönigende Redensart, — als Oberst, behielt aber trotzdem seine gewöhnliche Majorsuniform. Während des Feldzuges zeigte er sich überall sehr brav und die Führung seines Regiments machte der Armee und ihm Ehre.

Bei Wiesenthal bestand er am 20. Juni ein für die Preußen nachtheiliges Gefecht, in welchem der preußische Prinz Friedich Karl leicht verwundet wurde. Biedenfeld selbst erhielt von einem Rittmeister einen Hieb, der jedoch nur sein Epaulet traf, dessen Halbmond davon fast durchschnitten wurde. Der Rittmeister fiel, durchbohrt von Kugeln, deren eine durch die Klinge seines Damascenersäbels ging, welcher ein Geschenk des verwundeten preußischen Prinzen war.

Biedenfeld war es, der den General Sznaida arretirte. Bei dem Gefecht am Federbach hatte er sein Regiment sehr brav geführt und es war ein Unrecht der Commandirenden, daß sie den Obersten, der in Rastatt so bekannt und beliebt war, nicht zum Gouverneur dieser Festung machten, sondern ihm Tiedemann vorsetzten, den Biedenfeld geradezu für einen Narren hielt. Diese Zurücksetzung mochte wohl eine Ursache darin finden, daß der alte, aus vornehmer Familie stammende Militär, trotz seiner volksfreundlichen Gesinnungen demokratische Narrenspossen nicht mitmachen wollte und überall einen großen Ekel gegen die schwadronirenden jungen Leute zeigte, die sich herausnahmen, ihn zu behandeln, als stünde er mit ihnen auf ganz gleichem Fuße. Alte Gewohnheiten und Ansichten lassen sich nicht gleich ablegen und wenn man auch im Herzen ein Demokrat ist — ehrlicher als manche der Phrasenmacher, deren Väter das Glück haben Zwiebelhuber, Müller oder Schultze zu heißen — so braucht man doch nicht grad demokratische Manieren, schmutzige Wäsche und schwarze Nägel zu lieben.

Den Freiherrn von Biedenfeld verdroß es, daß man ihn allgemein Bielefeld nannte und oft sagte er: „Bielefeld heißt ein Jud' in Baden, gegen den ich gar nichts habe; aber ich heiße Biedenfeld und bin aus einer altadeligen Familie.“ — Ein ärgerlicher Dorn war ihm besonders ein junger, sehr vorlauter Mensch, Namens Schad, der früher Kellner in Carlsruhe gewesen war und als solcher wohl oft hinter des Obersten Stuhl gestanden hatte, nun aber Lieutenant und Adjutant des Majors Mahler war und im Phrasenmachen Erstaunliches leistete. Dieser junge Mensch behandelte Biedenfeld mit einer Vertraulichkeit, die den alten Soldaten verdroß und oft sehr derbe Zurechtweisungen zur Folge hatte.

Ich kam vortrefflich mit dem tüchtigen, braven Manne aus. Dem Alter und der Erfahrung bezeuge ich stets Ehrerbietung, selbst wenn ich sie in rauher Schale finde und so ließ ich auch stets in meinem Benehmen gegen Biedenfeld Achtung durchblicken, obwohl ich meiner Stellung und meinem Range nichts vergab. Dadurch gewann ich mir seine gute Meinung und es freute mich sehr, als man mir wiedererzählte, wie er von mir urtheilte: „Corvin ist ein sehr tüchtiger Mann, der was los hat; keiner von Euern naseweisen Schreiern; ein anständiger Mann; man sieht's gleich, aus guter Familie, er ist mir der liebste von Allen."

Seine drei Bataillonscommandeurs waren vor der Revolution Lieutenants in dem Regiment, welches sie nicht verlassen wollten. Ihre Gesinnungen waren brav und demokratisch, wenn sie auch mit Biedenfeld einen Ekel an manchen demokratischen Aeußerlichkeiten hatten, deren unangenehmes Kundgeben so manchen Wohlmeinenden oder Schwankenden unserer Sache entfremdete. Es gehört schon ein tieferes Durchdrungensein und eine objective Auffassungsweise dazu, sich ohne besondern Zorn über solche Aeußerlichkeiten hinwegzusetzen, da dieselben uns in den kleinen Eitelkeiten verletzten, welche gleichsam zu den empfindlichsten Geistesnerven gehören.

Lieutenant Harter von den Dragonern war Lieutenant vor der Revolution, blieb bei seinen Leuten, wollte aber keinen höhern Rang annehmen und verhielt sich durchaus passiv.

Major Heilig, der Commandeur der Artillerie, war der größte Mann im Armeecorps. Vor der Revolution war er Oberwachtmeister gewesen und galt viel bei den Leuten, da er aus ihnen hervorgegangen und dabei ein sehr tüchtiger Artillerist war. Obwohl er seine Manieren beibehielt, so

benahm er sich doch, auch mir gegenüber, stets anständig und folgsamer als irgend ein Anderer, wenn man zu befehlen verstand und verstand was man befahl.

Der alte Böning befehligte die Flüchtlingslegion. Ich habe von ihm schon früher geredet. Er war aus Wiesbaden, Uhrmacher und dann Kaffeewirth. Am griechischen Befreiungskriege hatte er Theil genommen. Den Heckeraufstand im Frühjahr 1848 machte er nicht mit, sondern kam, wie ich erzählte, erst in Straßburg als Flüchtling aus Wiesbaden an. An dem Struveschen Aufstand im Herbst 1848 nahm er Theil. Er war ein guter, sanfter, alter Mann, dessen mittelalterliche Heldengestalt sein Unglück war. Die Legion konnte er nicht führen; ihr eigentlicher Commandeur war Major Lefebre; ein recht tüchtiger junger Mann.

Um nicht durch diese Skizzenreihe zu ermüden, will ich die minder wichtigen Persönlichkeiten gelegentlich schildern und nun mit dem Bilde unseres Gouverneurs schließen. —

G. N. Tiedemann war der Sohn des bekannten Professors dieses Namens in Heidelberg. Er diente in der badischen Armee und war Lieutenant bei den Dragonern. Da bei einer Duellangelegenheit seine Ansichten über Ehre mit den im Officiercorps herrschenden nicht übereinstimmten und sein Benehmen vom Standpunkt dieser Officiersehre aus nicht für ehrenhaft gehalten wurde, so sah er sich genöthigt, den Abschied zu nehmen. Er trat in der Folge in griechische Dienste und wurde Lieutenant à la suite. Dort verheirathete er sich mit einer Griechin, die ihm einen Sohn, Namens Demetrius gebar. Als die Fremden aus dem griechischen Dienst ausscheiden mußten verlor auch Tiedemann seine Stelle und Existenzmittel, was unangenehme Verhältnisse mit seinen Schwiegereltern und sonstigen Anverwandten seiner Frau zur Folge hatte, da er überdies ein Hitzkopf war.

Im Jahre 1849 kehrte er nach Deutschland zurück, seine Familie in der Heimath lassend, und kam gerade in seinem Vaterlande an, als die Revolution in Baden ausbrach. Sein Bruder und Hecker waren Schwäger; das bot Anknüpfungspunkte mit den Leitern der Bewegung und er fand bald eine Stellung in der Insurgentenarmee. Wir fanden ihn als Major des Generalstabes bei der Neckararmee in Heidelberg. Er war ehrgeizig und strebte nach hohen Stellen, zu deren Ausfüllung er sich das Talent zutraute und gerieth dadurch in mancherlei Ungelegenheiten mit Mögling, Biedenfeld u. s. w., die ihn für einen Narren oder wenigstens für einen närrischen Kerl erklärten.

Er war ein hübscher, großer und schlanker Mann von etwa vierzig Jahren, den man indessen seines grauen Kopfes wegen für bedeutend älter hielt, so daß ich ihn stets den alten Tiedemann nannte, obwohl ich in der That nur vier Jahre jünger war als er. Er hatte ein edel geschnittenes Profil, einen trotzigen, aber wegen der ein klein wenig vorstehenden Unterlippe etwas dummen Mund und seine ganze Haltung war die eines alten Soldaten. Begnügte sich Tiedemann damit, bloß vor den Truppen zu erscheinen, so war der Eindruck, den er machte, ein sehr günstiger; sein schönes, militärisches Aeußere erweckte ein günstiges Vorurtheil; sobald er aber anfing zu reden, war dieser Eindruck verwischt. Und er redete so gern, da er sich einbildete gut zu reden! Für Denjenigen, der nur oberflächlich zuhörte, klang was er sagte ziemlich vernünftig, denn er hatte ein hübsches Organ und bestimmte Stichworte, die er stets wiederholte. Den Soldaten hatte er wohl hundert Mal gesagt, daß der Hauptmann der Vater und der Feldwebel die Mutter der Compagnie sei! — Hörte man genau hin, so erstaunte man über die Leere und die Gedankenverwirrung in seiner

Rede. Je wichtiger die Veranlassung, desto kolossaler der Unsinn, den er zu Markte brachte. Am unausstehlichsten und ungeschicktesten geberdete er sich, wenn er sich bei den Soldaten populär machen wollte, die ihn dann erstaunt ansahen oder geradezu ins Gesicht lachten.

In seinem ganzen Wesen erkannte man den Officier von altem Schrot und Korn, wie er so oft in den Fliegenden Blättern lächerlich gemacht worden ist. Er kannte den Dienst und handhabte ihn strenge, aber nach seiner kleinlichen Weise, wie er ihn verstand.

Die Menge Schnurrpfeifereien und Narrenspossen, welche in frühern Zeiten dem Militärwesen anhingen, und die man in allen vernünftigen Armeen längst abgeschafft hat, erschienen ihm stets als die Hauptsache und zwar so sehr, daß er darüber die wirkliche Hauptsache nicht nur als Nebensache behandelte, sondern gar häufig gänzlich vergaß. Machte ihn Jemand auf das Thörichte seines Dienstbetriebes aufmerksam, dann sagte er: „Ich bin ein alter Soldat und weiß was Dienst ist."

Thätig war Tiedeman leider nur zu sehr. Er arbeitete vom Morgen bis zum Abend, allein er that dennoch nichts; er erstickte förmlich im Detail und vernachlässigte dadurch die wichtigsten Dinge. Alles wollte er selbst sehen, jede Anweisung auf einige Groschen oder ein paar Hosen selbst unterschreiben; er war versessen auf jedes Papier und ganze Stöße häuften sich an, ohne Erledigung zu finden.

Mit der Abfassung der Platzbefehle verging fast der ganze Vormittag. Tiedemann schriftstellerte gern und bildete sich ein gut zu schreiben; da er aber nach hohem Beispiel die Participialconstructionen mehr als die Logik liebte, so konnte er nicht eine Seite verständlich schreiben. Hätten die Adjutanten sich nicht die Freiheit genommen gar zu un-

verständliche Befehle etwas umzuformen, die Garnison würde noch mehr närrische Dinge, als schon der Fall war, von ihrem Gouverneur zu hören bekommen haben.

Tiedemann hielt außerordentlich darauf, seine Autorität zu zeigen; allein er führte dies nur in Kleinigkeiten durch und schadete durch seine Pedanterie dem Ganzen. Er verlangte, daß alle Commandeurs ihre Rapports Morgens um acht Uhr ihm persönlich übergaben und bei der Parole sollten sie wieder anwesend sein! Bei einer so weitläufigen Festung wie Rastatt, war das so unpractisch, wie nur irgend etwas sein konnte, denn Fortcommandanten und andere Befehlshaber mußten ihre Posten oft stundenlang Subalternen übergeben, was oft die ernsthaftesten Unordnungen zur Folge hatte; Tiedemann bestand aber eigensinnig darauf, daß der Friedensdienst auch während einer Belagerung befolgt würde! Wurde seine Autorität wirklich angegriffen — wie das in Folge seiner Heftigkeit und oft unmotivirten Grobheit häufig geschah — und wäre es seines Ansehens wegen am Platze gewesen, sie um jeden Preis zu behaupten, dann gab er, wie man zu sagen pflegte, klein bei, blamirte sich und machte sich selbst verächtlich. Sein Ausweg war dann stets, daß er damit drohte, seine Stelle niederzulegen, welche Drohung er aber niemals ausführte, so oft man ihn auch beim Wort nahm. Er glaubte, es sei nicht Ernst, denn er war von seiner Unentbehrlichkeit überzeugt.

So sehr er auch darauf sah, daß Andere sich an Dienstformen hielten, so dispensirte er sich zum Nachtheil des Dienstes doch selbst davon, wo es ihm beliebte. In der Dienstordnung für den Chef des Generalstabes war vorgeschrieben, daß alle an den Gouverneur gerichteten Rapports und Dienstschreiben zunächst an jenen kommen sollten, der darüber Bericht erstatten müßte; allein er nahm diese Rap-

ports u. s. w. meistens selbst in Empfang, vergrub sie oft unter seinen Papieren, ohne sie zu erledigen, oder mir etwas davon zu sagen, was ein großer Uebelstand war und mir mein Amt sehr erschwerte. Eben so sollten nach der Dienstordnung alle Erlasse des Gouverneurs von dem Chef des Generalstabes contrasignirt sein; allein Tiedemann kehrte sich nie daran, und wenn ich die Schreiben nicht selbst aufgesetzt hatte, so erfuhr ich oft nicht einmal etwas davon. — Obgleich ich fast beständig mit ihm zusammen war und er mir fünf, sechs Ordonnanzen nachschickte, wenn ich irgendwo zu thun hatte, und wir alle Dinge mündlich abmachen konnten, so verlangte er doch nicht allein von mir jeden Morgen einen eigenhändigen Bericht, sondern auch, daß ich ihn persönlich übergab.

Bei der Parole erschien Tiedemann in seinem Glanz und mit der ängstlichsten Accuratesse wurden dabei alle gebräuchlichen Narrenspossen durchgemacht. Besonders streng sah er darauf, daß Parole und Feldgeschrei, wenn sie im Kreise der Stabsofficiere leise herumgesagt wurden, stets mit der Hand an der Kopfbedeckung begrüßt werden mußten. Vergaß es Jemand, so vergaß er doch niemals die Erinnerung: „Unter Honneur, meine Herren!“ was endlich für Tiedemann sprichwörtlich wurde. Daß aber die Bürger und Frauen der Stadt sich dicht an den Parolekreis drängten und horchten, — das verwehrte er nicht!

Vor Allem war aber an Tiedemann zu tadeln, sein Mangel an wirklicher Energie, denn scheinbare besaß er und mochte manchen oberflächlichen Beobachter damit täuschen; wer aber nur zwei Tage um ihn war, mußte seine Schwäche erkennen. Er erließ augenblicklich den allerstrengsten Befehl, Dieses oder Jenes zu thun, fragte aber nie danach, ob es geschehen sei und erhielt er die Ueberzeugung

davon, daß sein Befehl nicht ausgeführt war, so war es auch gut.

Dabei war er auffahrend und grob, meistens sehr am unrechten Ort, und die in der Hitze gesprochenen Worte fachten oft einen Brand an, den er nicht zu löschen verstand.

In militärwissenschaftlicher Hinsicht war Tiedemann nicht unwissend; allein er verstand seine Theorien nicht praktisch anzuwenden; ja er begnügte sich mit den Theorien, diese schienen ihm der wirkliche Endzweck. Hatte er die Sache schwarz auf weiß, dann war er vollkommen zufrieden.

Von Mieroslawski hielt er eben so wenig wie von Sigel und nannte sie Ignoranten, Dummköpfe; er habe, sagte er mir, die provisorische Regierung auf die begangenen Fehler aufmerksam gemacht und das Obercommando der Armee für sich begehrt! Persönlicher Ehrgeiz — Selbstüberschätzung — Mittelmäßigkeit, — die Dreieinheit der Fehler, die in unserer Partei sich so breit machte.

Er gefiel sich darin, die alten, klassischen Helden in der Einfachheit nachzuahmen. So hatte er gar keine eigentliche Wohnung, sondern schlief in Kleidern auf einer Matratze, die er in eine Ecke des Gouvernementsbureaus legen ließ. Er trug einen Commiß-Dragonermantel und eben solches Casquet. Obwohl er schöne Pferde haben konnte, begnügte er sich doch mit einer räudigen Mähre, die in keiner Schwadron hätte stehen dürfen. Geld hatte er nie und wollte kaum einen kleinen Theil seines Gehalts annehmen. Diese Genügsamkeit war übrigens nur eine Art von Coquetterie und nicht Geiz; er verschenkte, was er hatte und bot einem Kranken, der Unterstützung von ihm wollte, seinen eigenen Mantel, hatte aber gern, wenn man dergleichen bemerkte und that es so, daß man es bemerken mußte.

Von seiner Stellung als Gouverneur von Rastatt hatte er eine sehr hohe Meinung und der Gedanke, daß einst die Geschichte seinen Namen nennen werde, schien mir auf alle seine Handlungen Einfluß zu haben, wenn er nämlich mit Ueberlegung handelte. Schriften, welche er klugerweise hätte vernichten sollen, hob er sorgfältig auf, weil er sich nicht entschließen konnte, „historische Dokumente“ zu vernichten. Solche Pietät ist für die neugierige Nachwelt sehr angenehm, bereitet aber den Zeit- und Parteigenossen oft großes Ungemach, wie es auch hier der Fall war. Doch davon später.

Die Mängel, die ich an Tiedemann wahrheitsgetreu rügen muß, machten ihn für seine Stellung wenig fähig, und aus dieser Ungeeigentheit erklären sich manche Zustände und Dinge in der belagerten Festung, die sich bei einem tüchtigen Gouverneur würdiger gestaltet haben würden, wenn auch das Endresultat — das war unvermeidlich — dasselbe geblieben wäre.

Als Mensch war Tiedemann in jeder Hinsicht achtungswerth und seine Absichten und Gesinnungen waren ehrenhafte. Er konnte in Gesellschaft ganz angenehm sein, obwohl seine Art und Weise mich nicht ansprach; hatte er aber ein Glas Wein im Kopf, dann wurde er hochfahrend und zänkisch.

Was seinen Muth anbetrifft, so glaube ich, daß er zu denjenigen Menschen gehörte, denen es endlich durch feste Willenskraft gelungen ist, ihre natürliche Disposition zur Furcht zu bekämpfen, die aber ihrer Sache noch nicht ganz gewiß sind und stets innerlich fürchten, ihr Schwanken scharfblickenden, glücklicher disponirten Personen zu verrathen. Er entzog sich nie der Gefahr; im Gegentheil, er suchte stets die allergefährlichsten Punkte auf. Man sah, es lag ihm

daran, den Vorwurf zu entkräften, der sein Ausscheiden aus dem badischen Officiercorps veranlaßte. Das Bewußtsein, eine Art von Beweis führen zu müssen, die Voraussetzung, sich besonders beobachtet zu wissen, mochte ihn zum Niederschlagen des Blickes zwingen, wenn man ihm bei solchen gefährlichen Situationen ins Auge blickte.

Da es nicht in meiner Macht stand, Tiedemann zu ändern, so beschloß ich, den Mann zu nehmen, wie ich ihn fand und mit Allem, worüber ich verfügen konnte, beizustehen. Er merkte es bald, und ich erwarb mir sein vollkommenes Zutrauen, wenn wir uns auch immer etwas fremd gegenüber standen. Er schämte sich oft vor mir, und fürchtete nichts so sehr, als ein spöttisches Zucken meines Mundes. Deshalb verbarg er mir oft Kleinigkeiten und besonders Kleinlichkeiten; allein in ernstlicher Noth nahm er stets seine Zuflucht zu mir, da er wußte, daß er sich unbedingt auf mich verlassen konnte.

Meine erste Sorge war es, die Truppen gehörig unterzubringen. Um die mir zur Verfügung stehenden Localitäten kennen zu lernen, revidirte ich mit dem Kaserneninspektor die verschiedenen Kasernen, von denen mehrere schon seit längerer Zeit leer standen und nur von einer Armee verzweifelnder Flöhe bewohnt wurden. Als ich in eine der österreichischen treten wollte, machte mich der rücksichtsvolle Inspektor auf das Tollkühne dieses Unternehmens aufmerksam. Ich war kaum zwei Minuten in einem der Zimmer gewesen und doch entdeckte ich, in den Hof zurückgeschlagen, daß meine Beinkleider bis über das Knie so dicht mit feindlichen braunen Husaren besetzt waren, daß ich sie mit den Händen abstreichen mußte und davon sprang, als wäre ich bei diesen Husaren in die Lehre gegangen.

Kriegskassier Bäsel und Major Fach baten mich artig um meine Zimmer im Kreuz, in welche sie die Kasse aufschlagen wollten, die bisher im Schloß gestanden hatte. Das Lokal, welches sie inne gehabt hatten, stand nun leer; es gehörte zur ehemaligen Wohnung des Gouverneurs, General von Cloßmann, und ich beschloß in den beiden Zimmern mein Quartier zu nehmen. Sie sahen wie ein Schweinestall aus. Bäsel, der überall nach verborgenen Schätzen und Kassen forschte, und auch wirklich in einem verschlossenen Kamine 10,000 Gulden fand, die ein gewissenhafter Beamter dort versteckte, hatte eine vermauerte Thür aufbrechen und Ziegelsteine und Kalk im Zimmer liegen lassen.

Diese Zimmer waren von einer Tochter des Generals bewohnt gewesen; sie hatte nebst ihrem Vater so eilig vor den empörten Soldaten fliehen müssen, daß alle ihre Sachen zurückgeblieben waren. Die Kommoden und Schränke waren angefüllt mit weiblichen Kleidungsstücken und anderen Dingen, wie sie ein junges Mädchen hat, und die ich sorgfältig bei Seite stellen ließ. In einem Haushaltungsschranke fand ich jedoch Thee, gemahlenen Kaffee und allerlei genießbare Sachen, die ich im Namen des deutschen Reichs, ohne alle Gewissensbisse mit Beschlag belegte, wie sonstige Dinge, die ich für meine Junggesellenwirthschaft brauchen konnte.

Mein Joseph, der freiwillig in meinen Dienst getreten und ein anstelliger Mensch war, hatte unter meiner Leitung jene zwei Zimmer bald in einen menschlichen Aufenthalt verwandelt. Ich kann nichts Unschönes um mich dulden, mich wenigstens nicht behaglich fühlen, wenn ich es um mich sehe, und bestrebe mich, jedem Zimmer, wenn ich in demselben auch nur einen Tag bleibe, eine Anordnung zu geben, die mit meinem Gefühl harmonirt. Vermittelst vorgefundener Tischdecken, weißer Gardinen, die zur Herstellung eines

Toilettisches benutzt wurden, einiger einst prachtvoller Rococcomöbeln, die der Castellan herbeischaffte, darunter ein goldener Armsessel mit sehr schöner verblichener heraldischer Stickerei, die vielleicht eine Fürstin gemacht, einer rothseidenen Steppdecke auf meinem Bett, die vielleicht lockere Hofgeschichten erzählen konnte, stellte ich eine ganz comfortable Wohnung her, die meinen Kameraden orientalisch üppig schien, so daß sie mir den Scherznamen: der Pascha von Janina gaben.

Früher habe ich flüchtig die Lage der Festung beschrieben; auf eine Detaillirung kann ich mich auch jetzt nicht einlassen, da sie ohne Plan unverständlich wäre. Die drei Forts waren drei Festungen für sich und dasselbe kann man eigentlich von jeder der Bastionen der Anschlüsse sagen. Außer einigen Lünetten waren bis dahin noch keine Außenwerke vorhanden; die zur Grabenvertheidigung waren sparsam, da die ganze Escarpe casemattirt ist. Hin und wieder waren jedoch auf der sehr breiten Berme crenelirte Mauern und Reduits angebracht, welche vor den Cavalieren lagen. Die Festung nahm schon damals einen bedeutenden Flächenraum ein und die Besatzung von 6000 Mann war durchaus unzureichend. Die noch nicht rasirten Wälder und die nahe an die Festung herantretenden Dörfer Niederbühl und Rheinau in Verbindung mit dem höchst störenden Eisenbahndamm und dem Mangel von Außenwerken, machten mich daher sehr besorgt vor einem gewaltsamen Angriff, der indessen trotz Allem ungeheure Mittel und viel Zeit in Anspruch genommen haben würde.

Der Geist der Besatzung war, was den Muth anbetrifft, wie man ihn nur wünschen konnte und die Ergebungsphilister unter den Bürgern, die es wagten, bei den Soldaten wegen der Uebergabe zu „sondiren", kamen oft übel an; die Artilleristen antworteten ihnen: „Versuchts nur, die Stadt

zu übergeben, dann wenden wir die Geschütze gegen Euch!" — Bessern Erfolg hatten ihre Sondirungen bei den Officieren des 3ten Regiments, welche mit ihnen seit Jahren bekannt waren; sie versprachen ihnen, daß die Festung nach acht Tagen übergeben werden solle, wenn Sigel sein Versprechen, sie zu entsetzen, nicht halte.

Montag den 2. Juli am Vormittag brachte ein preußischer Officier ein „an die Besatzung von Rastatt" gerichtetes Schreiben; es lautete: „Die Festung Rastatt ist von meinem Armeecorps umschlossen; zwei andere Armeecorps verfolgen die Freischaaren, welche in Flucht und Auflösung sind. Hoffnung auf Entsatz ist nicht zu erwarten. Ich fordere die Besatzung auf, die Festung zu übergeben, und als Zeichen der Unterwerfung die diesseitigen Gefangenen sogleich in Freiheit zu setzen. Vier und zwanzig Stunden sind zur Bedenkzeit gegeben.

Corpsquartier Kuppenheim, den 2. Juli 1849.

(gez.) K. Gr. v. d. Gröben,
Generallieutenant und kommand. General
des 2. Corps der Rheinarmee".

Eine gleichzeitige Proklamation lautete:

„Bewohner Rastatt's!

Eine zahlreiche Armee hält Eure Mauern fest umschlossen, bereit, den Angriff zu beginnen. Die Ereignisse der letzten Tage müssen Euch belehren, daß Entsatz unmöglich, Widerstand fruchtlos ist, und über Eure Stadt nur alle die traurigen Folgen einer Belagerung bringen würde. Noch liegt es in Eurer Hand, sie Euch zu ersparen, wenn Ihr die Thore öffnet und die diesseitigen Gefangenen, welche sich in Rastatt befinden, sofort in Freiheit setzt. Ich gebe Euch eine Bedenkzeit von vier und zwanzig Stunden. Laßt Ihr

sie ungenützt verstreichen, so beginnt der Angriff, und von Unterhandlungen kann nicht mehr die Rede sein.

(Unterschriften wie oben.)"

Es fiel Tiedemann natürlich gar nicht ein, diese Proklamation den Bürgern bekannt zu machen; allein die Ankunft eines Parlamentairs konnte nicht geheim bleiben und fanatische Ergebungsphilister drangen in das Schloß, der Bürgermeister Sallinger an der Spitze. Die dringenden Reden dieser Leute, die in ihrer Angst die Worte eben nicht abmaßen, machten den Gouverneur sehr wild, so daß er wüthend gegen den Bürgermeister den Säbel zog und ihm über das Maul zu hauen drohte, wenn er es nicht halte.

Die Antwort, welche dem preußischen General gesandt wurde, lautete:

„Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt
an
den kommandirenden General des 2. Corps der Rheinarmee,
Grafen v. d. Gröben, Generallieutenant 2c., im K. Q.
Kuppenheim.

In Erwiederung Ihres Geehrten vom heutigen Datum, die Uebergabe der Festung Rastatt betreffend, habe ich die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich, den Befehlen meiner Regierung gehorsam, bedauere, Ihrem Ansinnen nicht entsprechen zu können; ich würde es für einen Akt der entwürdigendsten Feigheit halten, eine so wohl versehene Feste zu übergeben. Ich fordere Sie nur im Namen der Humanität auf, die mit weißen Fahnen versehenen Hospitäler zu achten, sowie die Gefangenen menschlich zu behandeln; ich erwarte dies um so mehr, als die gefangenen Preußen, Ver-

wundete und Gesunde, mit derselben Sorgfalt, wie unsere Leute, behandelt werden.

Rastatt, 2. Juli 1849.

Der Oberst und Gouverneur der Festung.
(gez.) G. N. Tiedemann".

Ich muß gestehen, wir Alle lachten über diese Aufforderung, in der nicht einmal Bedingungen angedeutet waren, obwohl am Ende der Proklamation an die Bewohner Rastatts wenigstens „Unterhandlungen" in Aussicht gestellt waren.

Gleich am ersten Tage hatte ich bei Tiedemann darauf gedrungen, Ausfälle nach Niederbühl und Rheinau zu machen, um in diesen Dörfern zu fouragiren, ehe uns die Preußen zuvorkämen. Er gab mir vollkommen Recht, versprach auch meinem Rath sogleich nachzukommen, zögerte aber trotzdem, weil ihn allerlei kleinliche Dinge beschäftigten, die er füglich untergeordneten Personen hätte überlassen können.

Die Tuch- und sonstigen Vorräthe waren aus Ettlingen, der Armeeschneiderresidenz, nach Rastatt geschafft worden, und es war natürlich, daß die Volkswehren und Freischaaren den Wunsch hatten, sich aus denselben wenigstens nothdürftig zu equipiren. Die armen Leute hatten meistens zerrissene Schuhe und nur eine Blouse über dem Hemd, die nur wenig wärmt und doch waren die Nächte naß und kalt. Die vollständig equipirten Soldaten hatten jedoch die närrische Ansicht, daß diese Vorräthe ihnen gehörten und betrachteten jeden Rock, jeden Mantel, den ein Volkswehrmann erhielt, als einen an ihnen begangenen Raub, in welcher Meinung sie von gierigen Officieren bestärkt wurden, die zur Besserung ihrer Finanzen gleichfalls auf diese Vorräthe spekulirten. Anstatt nun die Leute einerseits vernünftig über

diese irrige Ansicht zu belehren, andererseits energisch allen Uebergriffen entgegen zu treten, schwankte Tiedemann hin und her, hielt sich damit auf, jede Anweisung auf ein Paar Hosen selbst zu prüfen und eigenhändig zu unterschreiben; ja war schwach genug, diese vermeinten Ansprüche der Soldaten gewissermaßen anzuerkennen, anstatt ihnen gleich von vornherein entschieden entgegen zu treten. Das ermuthigte natürlich die Soldaten und es kam vor, daß sie den Volkswehrmännern gewaltsam die gelieferten Kleidungsstücke vom Leibe rissen, was zwischen den beiden Theilen der Besatzung „böses Blut" verursachte.

Dazu kam noch, daß Tiedemann allerlei besondere Zwistigkeiten mit Oberst von Biedenfeld und den Officieren des dritten Regiments hatte, die sich zum Theil von dem Aerger darüber herschrieben, daß Biedenfeld nicht Gouverneur war, andererseits davon, daß Tiedemann den Regimentsarzt Dr. Kreuzer als einen Spion bezeichnete und ihn durchaus arretiren lassen wollte, wogegen ihn seine Officiere in Schutz nahmen.

Theils um den mancherlei Unordnungen zu steuern, theils um die Wühlereien der Ergebungsphilister zu erschweren, hatte ich Einrichtungen getroffen, die Soldaten und Freischaaren, welche bisher zum Theil bei den Bürgern einquartirt waren, in den Kasernen und Kasematten unterzubringen, wohin sie auch gehörten. Zugleich wurden Verordnungen gegeben, den Folgen einer Beschießung vorzubeugen. Diese Maßregeln brachten die Philister zur Verzweiflung und sie lagen den Officieren des 3. Regiments beständig in den Ohren. Die mancherlei kleinen Aufreizungen machten diese nur zu geneigt zum Hören und es bildete sich im Schooße des 3. Regiments eine Art von Verschwörung gegen Tiedemann, an der manche Bürger Theil nahmen.

Da ich ganz fremd in der Stadt war und mein schwieriges Amt mir auf den Wällen hinlänglich zu thun gab, so hatte ich noch nicht Zeit gehabt, in den zwei Tagen diese gefährliche Stimmung kennen zu lernen, die mir indessen am 3. Juli Nachmittags plötzlich auf sehr überraschende Weise zur Anschauung kommen sollte.

Auf einer Wache hatte Tiedemann Anordnungen gefunden, welche den gegebenen widersprachen und auf nähere Untersuchung ergab sich, daß dieselben von den Officieren des 3. Regiments ausgingen. In seiner Hitze hatte er dieselben „Schufte, Hundsfötter und Verräther“ genannt, was bei einer Zusammenkunft, welche dieselben im Museumsgarten hatten, mit großer Entrüstung besprochen wurde. Von dieser geheimnißvollen Zusammenkunft hatte mir Tiedemann am Morgen allerdings Etwas gesagt, und ich hatte mich mißbilligend darüber ausgesprochen, ohne jedoch eine Ahnung von den Dingen zu haben, welche dort verhandelt wurden. Ich hatte das dritte Regiment so brav kämpfen sehen, daß es mir nicht entfernt einfiel, seine Officiere könnten etwas Böses, oder gar Verrätherisches im Sinne haben.

Als ich am Nachmittag in Geschäften in das Gouvernementsbureau kam, vor dessen Thür ich mit einigem Erstaunen einen Doppelposten bemerkte, fand ich den Gouverneur allein; er war ganz verstört und sagte mir: „Corvin, ich bin arretirt!“ — Ich glaubte, er sei närrisch geworden und konnte mich nicht enthalten, laut zu lachen. Mit einiger Beschämung erzählte er mir den Zusammenhang. Die Majors Biesele und Weik waren mit einigen Soldaten vom dritten Regiment zu ihm gekommen und hatten ihn mit Vorwürfen bestürmt: Er habe die Offiziere des 3. Regiments Hundsfötter geheißen; er wolle die Kautionsgelder des Regiments an sich reißen; es habe ihn Niemand zum Gouver-

neur gemacht; er müsse gewählt werden, wie die anderen Officiere und sie setzten ihn einstweilen ab, bis ein Kriegsgericht über sein Betragen geurtheilt haben würde. Er sei arretirt und dürfe das von ihren Leuten bewachte Zimmer nicht verlassen, bis eine Deputation der Officiere vom 3. Regiment bei ihm gewesen sei und Weiteres verfügt habe."

Da ich nun sah, daß dieser kecke Schritt durchaus nicht unterstützt war, so kam er mir abgeschmackt vor und es schien mir nicht schwierig, durch energisches Auftreten, in Verbindung mit vernünftigen Vorstellungen die ganze Gefahr abzuwenden. Ich hielt es zu diesem Ende nicht einmal für nöthig, nur einen einzigen Mann in Bewegung zu setzen. Zunächst forderte ich Tiedemann auf, seiner unanständigen Gefangenschaft ein Ende zu machen und mir auf mein Zimmer zu folgen. Er entschloß sich. Ich sah die verlegenen Posten beim Austritt durch die Thür scharf an — und sie präsentirten das Gewehr. Erst als ich vorüber war — ich that das absichtlich — wandte ich mich um und sagte im Tone des Befehlshabers: „Wenn Jemand nach dem Gouverneur fragt, so sagt, er solle warten, der Oberst sei beim Chef des Generalstabes". Tiedemann hatte ganz und gar den Kopf verloren. Anstatt irgend einen Entschluß zu fassen, schimpfte er auf Biedenfeld und die Officiere seines Regiments, und als eine Deputation derselben angekündigt wurde, wußte er noch nicht, was er thun sollte. Ich sah ein, daß ich für ihn handeln mußte, und ging mit ihm hinunter.

Major Biesele war der Sprecher. Die Herren waren mir gegenüber etwas verlegen und schienen ganz vernünftig, als ich sie auf das Gefährliche und Thörichte ihrer Handlungsweise aufmerksam machte. Etwas kleinlaut und beschämt empfahlen sie sich. Mit ein klein wenig Menschen-

verstand und savoir faire hätte sich der Gouverneur diese Officiere von vornherein zu Freunden machen können; denn wenn auch ihre Handlungsweise durchaus tadelnswerth war, so hatte sie doch Tiedemann durch seine Taktlosigkeiten und unüberlegte Hitze hervorgerufen. Sie sollte bald darauf ein noch gefährlicheres Feuer anschüren, welches nahe daran war, uns Alle zu verzehren.

Obwohl für den Augenblick die Sache beigelegt und die Gefahr entfernt schien, so wußte ich doch, nachdem ich etwas mehr in die Natur der Streitigkeiten eingedrungen war, daß etwas Entscheidendes geschehen mußte, dieselben ein für alle Mal zu beseitigen und die so nöthige Eintracht in der bunt zusammengewürfelten Garnison herzustellen. Zu diesem Ende hatte ich für den anderen Nachmittag eine Versammlung sämmtlicher Officiere, die nicht im Dienst waren, in Vorschlag gebracht; in ihr sollten sich, so hoffte ich, die Dissonanzen lösen. Der Deputation der Officiere vom dritten Regiment hatte ich diese Absicht mitgetheilt und sie waren erfreut darüber.

Tiedemann war sehr aufgebracht, als er am anderen Vormittag von einer abermaligen Zusammenkunft hörte, welche die Officiere des 3. Regiments mit denen der Bürgerwehr im Museumsgarten gehabt hatten und wo allerlei Beschlüsse gefaßt sein sollten, welche sich auf die Uebergabe und auf seine Absetzung bezogen. Da ich jedoch sehr wohl wußte, daß zwischen Berathen, Beschließen und Ausführen noch viel Zwischenstufen sind, besonders wenn es sich um Dinge handelt, denen man nicht mit festem Auge ins Gesicht sehen kann, so legte ich all dem Geschwätz nicht viel Gewicht bei und vertraute auf die überzeugende Kraft meiner Rede, denn ich kannte das Publikum, mit dem ich zu thun hatte, wenigstens seinem Geiste nach.

Da zu fürchten war, daß die andere Partei Maßregeln vorbereiten würde, ihre Meinung nöthigenfalls durch Gewalt zu unterstützen, so traf ich auch für alle Eventualitäten meine Einrichtungen. Zunächst ließ ich, was von den Beschlüssen der Versammlung verlautete, unter den anderen Truppentheilen in allgemeiner Weise verbreiten und hatte die Freude, zu sehen, daß dieselben Entrüstung hervorriefen, nicht nur unter den Freischaaren, sondern auch unter den anderen Linientruppen, von denen sich die Festungskanonire besonders derb aussprachen. Für alle Fälle wurde die in der Nähe des Schlosses, im Fort B, gelegene Flüchtlingslegion, die brav und zuverlässig war und die mich von Straßburg her meist persönlich näher kannte, in Bereitschaft gehalten. Man konnte sie auf einen Wink aus dem Fenster des Saales haben; ihre Officiere sollten jedoch an der Versammlung Theil nehmen.

Obwohl ich sehr bereit war, Alles in Güte auszugleichen, und um der Eintracht willen, wie man zu sagen pflegt, fünf grade sein zu lassen, so schien mir doch ein zu geschmeidiges Nachgeben äußerst gefährlich und von den traurigsten Folgen; ich beschloß daher, zuerst abzuwarten, in welcher Weise die entgegengesetzte Partei ihre Beschwerden vorbringen würde, und demgemäß zu handeln; geschah es auf vernünftige und mäßige Weise, so war mein Mittleramt ein leichtes; trat sie aber unverschämt auf, dann mußte ich Strenge zeigen, die auf mächtigen Rückhalt schließen ließ, um die Gegner einzuschüchtern, ehe ich versöhnende Worte sprach.

Der große Saal des Schlosses, in welchem Prinz Eugen und Marschall Villars der Welt den Frieden wiedergaben, war für diese für uns sehr wichtige Versammlung bestimmt worden. Vor einem der großen Kamine hatte man einen

Tisch aufgestellt, an welchem der Präsidirende sitzen sollte; rechts und links davon standen Sessel für die höheren Officiere.

Um drei Uhr füllte sich der Saal mit sehr aufgeregten Officieren in Uniformen und in Blousen. Ich beobachtete sorgfältig die Stimmung und bemerkte sehr wohl, daß die Officiere des dritten Regiments und die der Bürgerwehr sich nahe dem Ausgange der großen Thür zusammenstellten.

Tiedemann kam frühzeitig; allein Biedenfeld ließ so lange auf sich warten, daß beschlossen wurde, die Berathungen ohne ihn zu eröffnen. Theils um Enno Sander als Kriegsminister-Stellvertreter ein Kompliment zu machen, theils weil er parlamentarische Formen kannte, schlug ich ihn zum Präsidenten vor und der Gouverneur stimmte bei; er wurde dazu erwählt und Elsenhans fungirte als Protokollant.

Nachdem als Zweck der Versammlung angegeben worden war: die mancherlei stattgefundenen Mißverständnisse zu lösen und die gegenseitigen Klagen zu untersuchen, erhielt Major Weik das Wort. In kecker Rede wiederholte er, was er mir am Tage vorher gesagt hatte; er griff Tiedemanns Berechtigung zu seinem Posten an, verlangte seine Absetzung, da er sich so unehrerbietig über die Officiere des 3. Regiments ausgesprochen hätte; machte es ihm zum Vorwurf, daß er die badischen Officiere gegen die Freischaarenführer zurücksetze und dergleichen mehr.

Seine Rede rief einen großen Tumult hervor, den Sander nicht beschwichtigen konnte, der aber lautloser Stille Platz machte, als ich das Wort verlangte. Mich direkt gegen den vorigen Redner und gegen die zur Meuterei geneigten Officiere wendend, rief ich: „Allerdings sei gestern Jemand zu verhaften gewesen; allerdings sei eine Unter-

suchung einzuleiten; allein nicht gegen den Gouverneur, sondern gegen den Sprecher und Diejenigen, welche in einer belagerten Festung hinter dem Rücken des Gouverneurs eine heimliche Versammlung gehalten, darin die Verhaftung desselben beschlossen und auch ausgeführt hätten". Ich trug auf die augenblickliche Verhaftung dieser Meuterer an.

Die Wirkung meiner Rede war so, wie ich sie gehofft hatte, das fühlte ich aus dem Tumult sogleich heraus, der nach derselben entstand.

Ich hatte im Sinn aller Gutgesinnten gesprochen und sie ließen es an Acclamationen nicht fehlen, während die Gegner verlegene Blicke wechselten und sich von dieser überraschenden Wendung nicht erholen konnten. Ich sah, sie waren geschlagen und hatten ihr Spiel verloren. Ich hielt es nun für angemessen, zu schweigen und die Sache sich weiter entwickeln zu lassen. Es war ein kostbares Durcheinander, in dem der vielen Säbel wegen Mancher blaß wurde, und Sander suchte lange vergebens sich hörbar zu machen. Endlich gelang das dadurch, daß Tiedemann sich zum Reden anschickte. Er hatte Weik sehr oft unterbrochen und dafür die Demüthigung erlebt, zur Ordnung gewiesen zu werden. Ich freute mich, daß er redete, denn ich wußte im Voraus, daß eine andere Stimmung eintreten würde, er mochte sagen was er wollte. Er sprach denn auch ausgezeichnet langweilig, konfuse und abgeschmackt; es thut mir leid, daß ich es sagen muß. Als er endlich schloß, erklärte er sich wieder bereit abzudanken und legte den abgeschnallten Säbel auf den Tisch des Präsidenten, nahm ihn aber wieder auf einen ernsten Blick von mir.

Biedenfeld fehlte noch immer; wir brauchten ihn und Major Biesele ward veranlaßt, ihn zu holen; er kam, als ich eben das Wort ergriffen hatte, den Versuch zu

machen, ob es nicht der Gewalt meiner Rede gelingen möchte, der Versammlung eine durchaus entgegengesetzte Stimmung zu geben, welches Experiment ich hin und wieder hatte gelingen sehen. Die Worte, die ich redete, habe ich lange vergessen, denn ich sprach aus dem Stegreif, und das in sehr undeutlichen stenographischen oder ähnlichen Zeichen geschriebene Protokoll setzte später Viele in Verlegenheit, — als der arme Elsenhans nicht mehr den Schlüssel dazu geben konnte.

Ich schlug alle Saiten an, von denen ich wußte, daß sie im Innern meiner Zuhörer wiederklangen, ja ich verschmähte sogar nicht hin und wieder die mir als so wirksam bekannten Phrasen; ich erwähnte einen Brief meiner Frau, in dem sie mir schrieb, ich solle mich lieber erschießen, als den Preußen ergeben und knüpfte daran flammende Worte. Ich wurde öfter durch Beifall unterbrochen; die Wangen der Zuhörer färbten sich, die Augen blitzten und die Waffen rasselten! Nun sprach ich von dem hohen Ziel, das wir verfolgten, auch von Ruhm und der Ehre unserer Partei, von der Nothwendigkeit der Eintracht, von der brüderlichen Liebe, die uns bei unserm Werk vereinigen müsse und von der Kleinlichkeit unserer Streitigkeiten.

Ich sprach aus dem Innersten meines Herzens; allein ich verlor dabei nicht den Kopf und beobachtete die Wirkung meiner Rede, um sogleich das Wirksamste folgen zu lassen. Als ich mit dem nöthigen Knalleffekt schloß, entstand ein Durcheinander noch ärger wie früher; allein im entgegengesetzten Sinn; ich feierte den glänzendsten Triumph, wie ihn vielleicht tausend Mal bessere Reden nur selten erleben. Man drückte sich die Hände, man umarmte sich; in jeder Brust hatten die Gefühle der Liebe und Kameradschaft die Oberhand, die Gegner standen verwirrt, gerührt und waren

versöhnt, als man ihnen die Hände zur Versöhnung reichte. Tiedemann und Biedenfeld umarmten und küßten sich; Ersterer bot wieder seinen Säbel an und rief: „Bruder, sei Du Gouverneur:“ allein Letzterer lehnte ihn ab und sagte, daß er ein alter Soldat sei, der sein Regiment führen könne, aber von Schreibereien nichts verstehe und sich nie damit abgegeben habe. — Es blieb Alles beim Alten; Tiedemann Gouverneur und Biedenfeld Commandeur seines Regiments; Anderes beanspruchte er gar nicht, wenn man es ihm auch von manchen Seiten aufdrängen wollte; allein statt kampfglühend mit geschwungenen Säbeln auf die Straße zu stürzen, wie Manche hofften, Viele fürchteten, sah man die feindlich getrennten Officiere Arm in Arm aus dem Schlosse schreiten.

Um nun diesen Geist der Einigkeit und Kameradschaftlichkeit unter den Officieren zu erhalten verabredeten wir uns, an den Abenden im Lokal des Museums zusammenzukommen, womit wir noch an demselben Tage den Anfang machten. Es hatte aber damit keinen rechten Bestand, denn das Lokal war nicht gehörig erleuchtet und nicht freundlich; auch wurde unsere Absicht durch die Ereignisse der nächsten Tage vereitelt. Die Officiere kamen gruppenweise in den verschiedenen Gasthöfen zusammen; die des dritten Regiments im „rothen Ochsen,“ nahe an Fort A., wohin Biedenfeld vom Markte hinzog.

Ich persönlich hatte durch die stürmische Versammlung große Vortheile gewonnen; man achtete, liebte, fürchtete mich und selbst die Officiere des 3. Regiments näherten sich mir freundschaftlich, da sie sahen, daß ich ihr Benehmen ihnen nicht nachtrug. Tiedemann, der freilich mehr persönlichen Grund zum Zorn auf sie hatte, konnte leider nicht vergessen.

Was ich dem Gouverneur vorhergesagt hatte, geschah;

noch spät an diesem Abend — es regnete in Strömen — wurde die Festung alarmirt, da die Preußen in das Dorf Rheinau gedrungen waren, um dort aufgehäufte Vorräthe und besonders das Vieh hinwegzuholen. Wir kamen zu spät, sie daran zu verhindern.

Am folgenden Tage, am 5. Juli, erhielten wir in der Festung einen eigenthümlichen Besuch. Der preußische General von Schack hatte den Einfall, den Bürgermeister von Oetigheim und andere aus der Umgegend in Einspännern in die Festung zu schicken, um die Rastatter Bürger zur Vernunft und Unterwerfung zu bringen. Sie sahen mit Bedauern, daß die Bürger über Stadt und Festung keine Gewalt hatten und so mußten die einspännigen Parlamentaire unter großem Gelächter der Soldaten wieder abziehen.

Am andern Tage wurden zugepropfte Flaschen aus der Murg gefischt; sie kamen vom preußischen Lager und enthielten folgende:

„Bekanntmachung.

Die Insurgenten sind von Freiburg abgezogen. Die noch bei denselben befindlich gewesenen beiden badischen Cavallerie-Regimenter nebst der reitenden Batterie und einem Theil der Infanterie sind in Freiburg zurückgeblieben und haben ihre Unterwerfung Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen nach Offenburg melden lassen, demzufolge die Besetzung von Freiburg angeordnet ist und Morgen, den 6. d. M., erfolgen wird.

Kuppenheim, den 5. Juli 1849.

(gez.) K. Gr. v. d. Gröben,
General-Lieutenant u. kommand. General
des 2. Corps der Rheinarmee.“

Wir glaubten natürlich kein Wort von dem Inhalt dieses Papieres und der **Festungsbote** machte sich darüber lustig. Es war dies eine Zeitung, welche von **Elsenhans** während der Belagerung herausgegeben wurde und uns in unsern Bestrebungen unterstützte.

Unsere Armee war, mit Abzug der Besatzung von Rastatt, noch so zahlreich wie früher und außerdem stand im Seekreis noch eine neue Armee von Volkswehren, für deren Bewaffnung und Heranziehung die Führer des Heeres sicher Sorge getragen haben würden; so dachten wir und erwarteten sehr guten Muthes das Vorrücken unserer Freunde und den Entsatz. Daß die Preußen, in Ermangelung von Belagerungsgeschütz, uns mit Papier angriffen, konnten wir ihnen nicht verdenken; Papier ist wohlfeiler als Pulver und Eisen und welch' ein Triumph, wenn der Versuch uns einzuschüchtern gelungen wäre! Allerdings fiel es mir auf, daß wir keine Nachricht von unserer Armee erhielten; allein die Festung mochte so enge cernirt sein, daß sich Niemand hindurch schleichen konnte. In dieser Meinung wurde ich noch dadurch bestärkt, daß keiner von den Leuten zurückkehrte, die ich auf Kundschaft ausgesandt hatte. Ich beschloß noch einen Versuch zu machen, als mir zu diesem Ende ein Mann vorgeschlagen wurde, der lange in Rastatt gestanden hatte, alle Schleichwege kannte und mir erzählte, daß er sich oftmals in der Nacht aus der Festung geschlichen habe, um benachbarte Orte zu besuchen. Dieser Mann hieß **Vitus Franz** und schien ein sehr gewandter Bursche. Ich versah ihn mit Geld und gab ihm einen äußerst dünnen Papierstreifen mit, auf welchem einige Worte an **Sigel** geschrieben waren. Außerdem erhielt er von mir einen Passirschein, der ihm das Thor öffnen sollte.

Das Unglück wollte, daß **Tiedemann** diesen Menschen vor seinem Abgange noch sprechen wollte. Als ich denselben

zu ihm brachte, war er wieder in seiner närrischen Laune, denn die Officiere des 3. Regiments hatten ihn abermals geärgert. Soldaten hatten Volkswehrmännern nicht allein gelieferte Mäntel vom Leibe gerissen, sondern waren auch in die Schneiderwerkstätte gedrungen und hatten Tuch in Beschlag genommen, welches für jene verarbeitet werden sollte. Als der Gouverneur dem Obersten von Biedenfeld davon Mittheilung machte, hatte dieser wahrscheinlich ein wenig zu tief ins Glas gesehen und sagte, „daß die Kleider und das Tuch den Soldaten gehöre und nicht den Freischärlern und daß die Soldaten auf seinen Befehl gehandelt hätten." — Auch wollte Tiedemann dem Dr. Kreuzer wieder zu Leibe, der allerdings die Soldaten für die Uebergabe aufgewiegelt zu haben scheint, wie wenigstens zu seinen Gunsten später geltend gemacht wurde.

Tiedemann gab dem Kundschafter den Auftrag, nach Frankreich hinüber zu gehen und dort Schiffe zu bestellen; „er sei des Mißtrauens gegen die Fremden müde; er werde sich zum Opfer bringen, sich an die Spitze derselben stellen und nach dem Rhein durchschlagen, dann sei man sie los." Ich antwortete, daß von Durchschlagen noch nicht die Rede sein könne und die Bestellung von Schiffen daher unnütz; es sei unsere Pflicht Rastatt zu halten und das Vertrauen zu rechtfertigen, welches unsere Kameraden draußen in uns setzten; zunächst handle es sich darum, von Diesen Nachricht zu erhalten. Nun begann Tiedemann, wie er zu thun pflegte, ohne Sinn und Verstand und ohne Rücksicht auf die Gegenwart des gemeinen Soldaten, auf die Officiere des 3. Regiments zu räsonniren und sagte in seiner polternden Weise „daß sie sammt ihrem Doctor und Biedenfeld erschossen zu werden verdienten." Mit Mühe

beruhigte ich ihn und entließ den Kundschafter, der mit offenem Munde das Alles mit angehört hatte. —

Die Ungeduld unserer Leute, sich mit den Preußen zu schlagen, war außerordentlich groß und man fing an, allgemein darüber unzufrieden zu werden, daß kein Ausfall gemacht wurde und man in den fast auf dem Glacis gelegenen Dörfern den Feind fouragiren ließ. Der glückliche Streifzug der Preußen nach Rheinau am gestrigen Tage hatte diese Unzufriedenheit zur hellen Flamme angefacht und ohne Befehl waren am Morgen Freischaaren und selbst einzelne Soldaten in jenes Dorf gerückt, um dort eine Nachlese zu halten. Es entspann sich alsbald ein lebhaftes Tirailleurgefecht, welches einige Artilleristen veranlaßte, in die Stadt zu eilen und den Gouverneur um Erlaubniß zu bitten, den Freischaaren mit zwei Geschützen zur Hülfe kommen zu dürfen. Tiedemann hatte geantwortet: „sie könnten machen was sie wollten, er sei nicht mehr Gouverneur," und die Artilleristen brachten zwei Geschütze nach Rheinau. Das Gefecht wurde lebhafter, denn die hinter der Brücke vor Blittersdorf aufgestellten Geschütze der Preußen antworteten und Verstärkungen kamen von letzterem Orte und Oetigheim.

Ich hatte an jenem Nachmittage auf der Niederbühl zunächst gelegenen Lünette zu thun und inspicirte Fort A., als ich durch eine meiner Ordonnanzen die ernsthafte Wendung des in Rheinau ohne Befehl begonnenen Gefechtes und zugleich eine andere Nachricht erfuhr, die mich in gestreckter Carriere in das Schloß zurücktrieb.

Jener Vitus Franz hatte die Festung nicht verlassen, sondern war in derselben festgehalten worden. Als er von mir abgefertigt war, kam er ganz entsetzt auf die Straße und begegnete dem Obersten von Biedenfeld, den er verehrte und liebte. Er glaubte, daß es Tiedemann mit

dem Erschießen der Officiere des 3. Regiments Ernst sei und erzählte nun in seiner Angst was er gehört hatte. Die Nachricht, natürlich vergrößert und entstellt, verbreitete sich weiter, Böswillige hetzten und das ganze dritte Regiment war in größter Aufregung.

Tiedemann wußte bereits von der Sache, er hatte zu Biedenfeld geschickt und ihn fragen lassen, ob er ihm sein Regiment zu einem Ausfall geben wolle! Dieser hatte antworten lassen: „Nicht einen Mann; er und seine Officiere wollten sich nicht abschlachten lassen; er zöge um fünf Uhr mit seinem Regiment nach Fort A. und dann werde man ja sehen, was passire." — „„Was wollen Sie denn nun thun?"" fragte ich Tiedemann; allein er war völlig rathlos. Ich sagte ihm also, daß ich versuchen würde, auf irgend eine Weise, das aufs Neue drohende Unheil abzuwenden. Ich stieg zu Pferde und verließ den Schloßhof, höchst ärgerlich über den Gouverneur, der uns Alle durch seine hitzigen Worte in Gefahr brachte und weder Witz noch Energie genug hatte dieselbe abzuwenden oder ihr entgegen zu treten.

Der Gedanke an einen Kampf zwischen unsern Truppen war trostlos, er mußte uns augenblicklich dem Feinde in die Hände geben; allein wie ihn abwenden in dieser kurzen Zeit? Es war vier Uhr und um fünf wollte Biedenfeld Fort A. besetzen. Auf dem Marktplatz hielt ich; mir kam ein guter Gedanke. Mein Name war in diese Mordgerüchte gemischt worden, weil ich den Passirschein für Vitus Franz unterschrieben hatte; dies gab Veranlassung zunächst zu einer persönlichen Rechtfertigung, an welche sich Weiteres knüpfen ließ, wenn man mir gestattete, zum 3. Regiment zu reden. Ich stieg vom Pferde, gab meinen Säbel meinem verwunderten Bedienten und ging zu Biedenfeld, der noch am Markte wohnte. Ich traf ihn allein; er war überrascht,

dann erfreut über meinen Schritt. Ich erklärte ihm den Zusammenhang der Sache; er hatte gewiß nicht ernstlich an eine Mordabsicht geglaubt, allein fand für gut, sich so zu stellen und wollte sich nicht davon abbringen lassen, sein Regiment nach Fort A. zu führen, im Uebrigen war er weit ruhiger und vernünftiger als ich ihn zu finden gefürchtet hatte. Es schien mir jedoch, als halte er es für das einzige Mittel alle die gefährlichen Zänkereien zu beendigen, wenn er sich dem Drängen seiner Freunde füge und das Gouvernement übernehme. „Hat der Kerl (V. Franz) gelogen, dann muß er erschossen werden," sagte Biedenfeld, „ist aber richtig was er sagt, so muß Tiedemann daran glauben, oder ich will nicht Biedenfeld heißen." Endlich gelang es mir, ihm das Versprechen abzugewinnen, nichts Gewaltsames zu unternehmen und die Sache in meine Hand zu legen.

Als wir so weit waren, trat der Bürgermeister Sallinger in's Zimmer. Er erzählte, daß er so eben in einer Geschäftsangelegenheit bei Tiedemann gewesen sei und dieser ihm gesagt habe, er sei nicht mehr Gouverneur, er möge zu Oberst Biedenfeld gehen. Denselben Bescheid erhielt der Adjutant Schad, der eine auf die Vorfälle in Rheinau bezügliche Meldung machte.

Der Bürgermeister drang in den Obersten, nicht länger zu zögern und im Interesse des allgemeinen Besten das Gouvernement zu übernehmen; allein Biedenfeld lehnte diese Würde ab, da er solchem Posten nicht gewachsen sei und von der Vertheidigung einer Festung nicht das Geringste verstehe. Uebrigens wollte er wetten, es sei Tiedemann wieder nicht Ernst mit dem Abdanken. Die bestimmten Versicherungen des Bürgermeisters und des Adjutanten Schad ließen mich jedoch dies Mal daran glauben; jedenfalls

war ich der Meinung, man müsse dem unwürdigen Spiel ein für alle Mal ein Ende machen und Tiedemann beim Worte nehmen, um so mehr, da wir in der That als Gouverneur sehr wenig an ihm verloren. Ich verband daher meine Bitten mit denen des Bürgermeisters; Biedenfeld weigerte sich noch immer und wollte — zu Sallinger's Mißbehagen, mich zur Annahme des Gouvernements bewegen; allein ich bewies ihm, daß er als langjähriger Bekannter der Bürger weit besser an diesem Platze sei, und endlich ließ er sich bewegen anzunehmen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich Alles anordne und verfüge; er wolle sich um nichts als um sein Regiment kümmern, sich ganz auf mich verlassen und in Bezug auf Vertheidigung rc. thun und unterschreiben was ich für gut hielte; ich werde aber sehen, schloß er, daß es Tiedemann mit seinem Abdanken nicht Ernst sei.

Während wir noch beisammen waren ertönten vom nahe gelegenen Schlosse her zwei Kanonenschüsse — die Alarmzeichen. Ich glaubte Tiedemann habe den Entschluß gefaßt, Biedenfeld und das 3. Regiment zum Gehorsam zu zwingen, noch ehe dasselbe nach Fort A. marschirt sei und bereitete mich auf einen Sturm vor, der alle meine Kräfte und Fähigkeiten in Anspruch nehmen konnte. Ich irrte mich aber. Auf dem Marktplatze traf ich Tiedemann mit seinen Adjutanten und dem Stabe, ganz als Gouverneur agirend. Ich ritt zu ihm heran und äußerte mein Erstaunen darüber, da er seine Abdankung erklärt habe. Er antwortete mir darauf nicht, sondern begnügte sich damit zu sagen, daß er den willkürlichen Ausfall nach Rheinau unterstützen wolle, wozu er meine Mitwirkung forderte.

Ich war wirklich in Verlegenheit, wie ich mich benehmen sollte, denn von dem ersten Ausfall mochte ich mich aus

tausend Gründen um so weniger ausschließen, als ich fortwährend dazu gerathen hatte. Tiedemann's kindisches Betragen empörte mich, und dachte ich daran, was ich eben mit Biedenfeld besprochen, so wußte ich gar nicht, wen ich nun als Gouverneur betrachten sollte.

Ich forderte Tiedemann auf, selbst mit Biedenfeld zu sprechen, den wir an der Spitze seines Regiments auf der Straße antrafen. Tiedemann verlangte von ihm ein Bataillon zu dem beabsichtigten Ausfall. „Ich führe mein Regiment nach Fort A." antwortete Biedenfeld. — „„Also Du willst mir kein Bataillon geben?"" — „Nein!" war die kurze Antwort und damit wandte sich Biedenfeld zu mir, gab mir die Hand zum Abschied und sagte: „Sehen Sie, Corvin, hab' ich's nicht gesagt? Jetzt ist er wieder Gouverneur." — „Halten Sie nur Ihr Versprechen," antwortete ich, „morgen denke ich Alles auszugleichen."

Elftes Capitel.

Das Gefecht bei Rheinau am 6. Juli. — Das erste Bombardement. — Preußische Sonntagsfeier. — Bomben und glühende Kugeln. — Ich verlange Entlassung von meinem Posten. — Ausfall nach Rauenthal. — Ich als Zuschauer. — Scharfes Gefecht. — Tiedemann verwundet. — Beschießung von Niederbühl. — Ausfall dorthin. — Major Leiner und Hauptmann Peter. — Die Preußen zurückgeschlagen. — Gerüchte von Sigel. — Major Fach. — Todte und Verwundete. — Lieutenant Hauf's Tod und Begräbniß.

Es war ein glücklicher Gedanke von Tiedemann, den eigenmächtigen Ausfall nach Rheinau zu unterstützen; er machte sich dadurch, wiewohl auf Kosten der Mannszucht, bei den Soldaten populär und seine ganze Stellung ward nach demselben eine andere.

Außer den Freischaaren, die bereits in Rheinau waren, beorderte ich eine Compagnie des ersten und zwei Compagnien des zweiten Regiments nebst sechs Geschützen zu diesem Ausfall.

Noch ehe die Verstärkung anlangte, hatten die Freischaaren die Preußen aus Rheinau vertrieben, die mit Infanterie und zwei Geschützen tief in dieses Dorf eingedrungen waren; sie zogen sich bis hinter die verschanzte Mühlbachbrücke zurück, wo sie durch unsere Tirailleurs festgehalten wurden, die sich in eine Waldecke zwischen den Straßen nach Blittersdorf und Ottersdorf eingenistet hatten.

Mit zwei Geschützen unter Hauptmann Backhof rückte Tiedemann bis an das Ende des Dorfes vor und es begann ein sehr lebhaftes Artilleriegefecht in naher Entfernung, so daß die Kartätschen mitsprechen konnten. Die Preußen verschossen sechszig Kugeln, dreizehn Kartätschen und sechs Shrepnel-Schüsse und wir blieben ihnen nichts schuldig.

Tiedemann hielt in der Nähe der beiden Geschütze und dachte gar nicht daran, eine Disposition zu treffen. Ich bat ihn sich nicht unnütz der Gefahr auszusetzen und die Anordnungen für das Gefecht zu machen; allein er rührte sich nicht vom Fleck und bat mich, die Truppen zu placiren und das Gefecht zu leiten.

Da es einzig und allein unser Zweck war, die Vorräthe aus Rheinau in die Festung zu schaffen und keinesweges Terrain zu gewinnen, welches wir bei der Schwäche der Besatzung doch nicht würden haben behaupten können, so traf ich in diesem Sinne meine Anordnungen. Während Tiedemann den Ausgang des Dorfes behauptete, wurde seine linke Flanke durch die erwähnten Freischaaren im Walde gedeckt, die ich verstärkte. An der Murgbrücke stand die Reserve und vor ihr zwei Geschütze, welche verhindern sollten, daß Verstärkungen von Steinmauern her geschickt würden. Meine Tirailleurs dehnten sich von der Murg bis zum Retherberg und der am Fuße liegenden Ziegelhütte aus; ihre Aufgabe war es, ein Vordringen von Oetigheim her abzuhalten. Als ich bemerkte, daß sich preußische Tirailleurs vor meinem rechten Flügel auf einer abgeholzten Waldfläche hinter aufgestelltem Klafterholz festsetzten, ließ ich die beiden Geschütze von der Murgbrücke auf der Landstraße vorrücken und mit Vollkugeln gegen das Klafterholz feuern, wodurch die Schützen vertrieben wurden. Das Gefecht auf dem rechten Flügel war von geringer Bedeutung; das auf dem linken

hätte durch Wegnahme der Schanze an der Brücke interessanter werden können, wenn der Hauptmann, welcher die Batterie von vier Zwölfpfündern befehligte, seine Schuldigkeit gethan und sich seitwärts auf das Feld gestellt hätte, von wo aus er die Schanze flankiren konnte. Wie dieser Hauptmann hieß weiß ich nicht; man nannte ihn von da an nur „den Retirirmichel;“ er hatte die triftigsten Gründe von der Welt die gewünschte Stellung nicht einzunehmen; der Boden war für seine schweren Geschütze zu locker und er fürchtete stecken zu bleiben. Wo er hin sollte, war es auch gar zu garstig, und die Kartätschen rasselten hageldicht über und neben uns und tödteten und verstümmelten manchen braven Kameraden, obwohl unser Verlust doch nur sehr unbedeutend war.

Der Feind wurde an allen Punkten so in Schach gehalten, daß Rheinau ohne alle Störung — einzelne Kartätsch- und Kanonenschüsse abgerechnet — ausgeräumt werden konnte. Dies geschah mit großem Eifer und vielem Humor, besonders von Seiten der Dragoner- und Officierburschen, die froh waren Ueberfluß an Heu zu finden, welches in der Festung anfing sehr rar zu werden. Eine Menge vierspänniger Wagen wurde mit dem, was man fand, beladen. Besonders reich war die Beute an Wein. Während hier ein Wagen mit Verwundeten fuhr, die natürlich keine heiteren Gesichter machen konnten — unter ihnen ein Schreiber vom Proviantamt, der als Amateur mit ausfiel und dem eine Kartätschenkugel den Arm über der Hand zerschmetterte, — jagte dort ein anderer mit einer sehr lustigen, phantastisch aufgeputzten Ladung. Das Centrum bildete ein großes Weinfaß, auf dem ein dicker Trompeter als Bachus ritt; rechts und links daneben standen andere gleichuniformirte Götter in halbseligem Zustande und schwangen jubelnd die großen hölzernen Kannen. Der übrige Raum des Wagens war mit

der buntesten Gesellschaft gefüllt. Einige Soldaten mit Bauernhüten oder Weiberhauben auf dem Kopf bliesen auf Trichtern und andern Hausgeräthschaften, während Einer ein schon ziemlich großes Schwein unter dem Arm trug und an dem Schwanz wie an einer Drehorgel drehte, wobei das Thier entsetzlich schrie. Ein Anderer hatte eine Katze gerettet, die indessen gar nicht dankbar schien, sondern sich jämmerlich sträubte und Töne der Angst erschallen ließ; Andere hatten lebende Gänse oder Hühner erobert, die in den Lärm mit einstimmten.

Während Paßkugeln und Kartätschen in die Häuser schlugen, wurden diese sehr sorgfältig ausgeräumt, wobei es auch nicht an komischen Scenen fehlte. Besonders thätig beim Einpacken und hauptsächlich lüstern nach Federvieh waren die Dragoner, welche mit Säbel und Pistolen den unglücklichen Enten, Gänsen und Hühnern nachjagten. Die nicht beschäftigten Artilleristen des Retirirmichels hatten dagegen in den Kellern Posto gefaßt und soffen ebenso tapfer, als ihre Kameraden am Ausgange des Dorfes sich schlugen.

Die meisten Einwohner hatten längst ihre Wohnungen verlassen und sich größtentheils nach Rastatt geflüchtet. Einige kamen trotz aller Gefahr herbei, um ihren Hausrath zu retten, wobei ihnen die Soldaten behülflich waren. Was aber eßbar für Menschen oder Thiere war, sollte an das Proviantamt abgeliefert und den Eigenthümern bezahlt werden. Manche unbezahlte Gans mag sich indessen in einen Dragonermagen verflogen haben. Das Vieh war zwar schon am Tage vorher von den Preußen weggetrieben worden, allein einige Stücke fielen uns dessenungeachtet in die Hände.

Als das Gefecht in seinem ruhigen Fortgange war, ritt ich durch das Dorf, um zu verhindern, daß zu grobe Unordnungen vorkämen, welche wegen der Menge des aufgefun-

denen Weins besonders zu befürchten waren und auch nicht ganz ausblieben. Als das Dorf ausgeräumt war, fing es an finster zu werden, und da eine Fortsetzung des Gefechts gar keinen Zweck hatte, so veranlaßte ich Tiedemann, den Rückzug in die Festung zu befehlen. Es war schwer die Leute aus den Häusern zu entfernen; manche sollen auch wirklich betrunken in den Kellern liegen geblieben und später von den Preußen erstochen worden sein. Es war Nacht, als wir mit Musik und Trommelschlag in die Stadt kamen.

Das hübsche und glückliche Gefecht hatte Alle angenehm angeregt und es wurde an verschiedenen Orten noch bis spät in die Nacht gejubelt. Auch ich war sehr froh, daß dieser Tag ein so erfreuliches Ende genommen hatte und schloß mich einer Gesellschaft im Kreuz an, wo einige Flaschen Champagner die Heiterkeit nicht verringerten. Ich pries mein Gelüst nach Gesellschaft an diesem Abend, da es mir Gelegenheit verschaffte, vielleicht ein Verbrechen zu verhüten, einen Lynchmord. Artilleristen und andere Soldaten verfolgten einen Mainzer — ich glaube er hieß Huth — dem man die Auflösung einer „Legion" zur Last legte und als „Verräther" behandeln wollte, bis in den Gastsaal. Ich trat ihnen jedoch ernst entgegen und sie gehorchten, wie stets, wenn man zu befehlen versteht.

Der Muth, den Tiedemann bei dem Ausfall gezeigt hatte, gewann ihm die gute Meinung vieler Soldaten, die Augenzeugen davon gewesen waren, oder sich davon hatten erzählen lassen, und dies, im Verein mit den nächsten Vorgängen, brachte die alten Zwistigkeiten zu Ende.

Nach den Anstrengungen und Aufregungen des vorhergehenden Tages — der Champagner am Abend mochte auch dazu beitragen — schlief ich so fest, daß das Losbrennen der beiden grad unter meinem Fenster stehenden Zwölfpfünder

mich nicht einmal weckte. Herrmann, meine Ordonnanz, hatte durch Klopfen an der Thür mich nicht wach bekommen können und glaubte ich sei tod. In großer Angst stieg er durch das Fenster meines Vorzimmers auf den Balkon und von diesem in mein Fenster. Er mußte mich lange rütteln, ehe ich erwachte. „Die Preußen beschießen die Stadt!“ rief er und ich war schnell ermuntert.

Ich trat sogleich an das Fenster; die Sterne standen noch am Himmel; man fühlte den herandämmernden Morgen; es war halb drei Uhr. Als ich zu Pferde stieg, traf ich Tiedemann, der schon auf dem Schloßthurm gewesen war.

Nicht weit vom Markte brannte ein Haus; es war der Gasthof zum Waldhorn und die Artilleristen sagten mir, daß die Flammen schon vor dem ersten Schuß der Preußen herausgeschlagen wären. Mir schien die Sache verdächtig und nicht unwahrscheinlich, daß der Eigenthümer das Haus selbst angesteckt habe, worin ich noch mehr dadurch bestärkt wurde, daß man ihn als Reactionär bezeichnete, der mit dem Feinde in Verbindung stünde, weshalb ich ihn durch meinen Polizei-Lieutenant hatte beobachten lassen. Das Haus brannte und Niemand hatte Lust zum Löschen, denn es regnete Eisen. Ich traf auf dem Markte eine Anzahl Pompiers, welche mich verlegen anblinzelten, sich aber doch von mir bewegen ließen, ihre Schuldigkeit zu thun.

Ich ritt durch die Stadt, wo große Bestürzung herrschte. Die Preußen schossen mit Granaten und glühenden Kugeln vorzugsweise auf die Häuser der Bürger, welche Liebhaberei sie schon in Mannheim zeigten. Was sie außer grausamem Vergnügen noch sonst damit bezweckten, vermag ich nicht wohl einzusehen! —

Der sehr störende Eisenbahndamm erlaubte es den Preußen, ihre Geschütze unter dem Schutze der Dunkelheit nahe an die Stadt zu bringen. Sie verschossen 75 zwölfpfündige Kugeln, darunter 48 glühende, und 155 Granaten, von denen viele zu kurze Zünder hatten und hoch in der Luft zerplatzten, was sich bei dem anbrechenden Tage sehr hübsch ausnahm. Man sah in der Luft plötzlich ein lichtes, rosig schimmerndes Rauchwölkchen, als Sterbeseufzer einer unnütz verschossenen Granate zum Himmel steigen.

Nachdem ich in der Stadt die nöthigen Anordnungen getroffen hatte, beritt ich die Wälle und traf mit Tiedemann in Fort B. zusammen. Unsere Kanoniere betrieben jubelnd ihr Geschäft und schossen ganz vortrefflich. Einige Haubitzen des Feindes wurden demontirt und ihre Zwölfpfünder-Batterie verlor einige Pferde und Leute und die Preußen hielten es für gerathen, gegen fünf Uhr ihr Feuer einzustellen. Wir hatten keinen Mann verloren; allein einige Bürger kamen zu Schaden. Einem Schreiner wurde der Fuß, seiner Frau der Arm durch eine Granate zerschmettert; beide starben an ihren Wunden; ein anderer Bürger ward beim Löschen des brennenden Hauses getödtet.

Diese Beschießung hatte denn auch kein weiteres Resultat, als den Muth der Besatzung mehr anzuregen. Die Ergebungsphilister, die um Uebergabe wimmerten, wurden mit Spott und Hohn in ihre Kellerlöcher zurückgejagt.

Da zu erwarten war, daß diese Beschießung nur ein Vorspiel gewesen, so ließ ich in der Stadt und auf den Wällen die nöthigen Anordnungen treffen und schlug im Kriegsrath vor, sogleich beim Beginn einen von unsern Wällen kräftig unterstützten Ausfall zu thun, wozu Tiedemann auch geneigt war.

Während der Nacht wurden Bewegungen des Feindes bemerkt, wogegen unsere wachsamen Artilleristen feuerten, den gänzlichen Mangel an Leuchtkugeln in der Festung sehr beklagend. Leider kannte Niemand den Satz derselben und so konnten auch keine angefertigt werden. Man war überhaupt bei der Verproviantirung der Festung sehr leichtsinnig zu Werke gegangen; es fehlte sogar an ganz nöthigen Dingen, zum Beispiel an Zündhütchen. Der Kriegskommissär Debrunner wollte vor der Einschließung einen Vorrath davon in Straßburg einkaufen; allein er kam nicht zurück und es war ein Glück, daß wir geschickte Leute in der Festung hatten, unter deren Leitung schnell eine kleine Fabrik errichtet wurde, welche dem Mangel abhalf.

Sonntag Morgen vor Tagesanbruch begannen die Preußen abermals ihr Feuer; allein diesmal in etwas ernstlicherer Weise, denn es kamen doch wenigstens 24pfündige Kugeln und Bomben. Hinter den sehr störenden Eisenbahndamm, wo gestern die Zwölfpfünder postirt waren, standen heute zwei badische Vierundzwanzigpfünder und zwei zwölfzöllige und ein achtzölliger Mörser. Am Rande des Waldes, auf der Straße die nach Kehl führt, standen sechs badische Zwölfpfünder. Reservegeschütze standen hinter Rheinau.

Die Rastatter Feuerwehr zeigte sich brav; es gerieth kein Haus in Brand. Mit den Artilleristen war ich sehr zufrieden. Gleich beim Beginn der Beschießung richtete sich das Feuer aus den Lünetten von Fort A. so wirksam gegen die Batterie auf der Kehlerstraße, daß ein Protzkasten in die Luft flog und anderer Schaden angerichtet wurde, der die Preußen veranlaßte, sich mit Hinterlassung der Geschütze zuzurückzuziehen.

Tiedemann und ich hatten uns in die Festung getheilt; er beaufsichtigte die Festungswerke auf dem linken Murgufer

(Fort A. und Fort C.), während ich auf dem rechten Ufer blieb und mich hauptsächlich in Fort B. aufhielt.

Tiedemann wollte den gestern vorgeschlagenen Ausfall machen; allein Biedenfeld zeigte sich abermals widerspänstig und wollte keinen Mann seines Regiments dazu hergeben. Von den andern Truppen konnte man nichts entbehren und so unterblieb der Ausfall, bei dem man die zurückgelassene zwölfpfündige Batterie erbeutet haben würde, die bald darauf von den Preußen in Sicherheit gebracht wurde. Sie hatte im Ganzen nur 34 Schuß gethan.

Ich hatte die Mörser und Vierundzwanzigpfünder vor mir und konnte ihnen wegen des schützenden Eisenbahndammes wenig anhaben. Ich ärgerte mich über unsere eisernen Haubitzkanonen, mit denen unsere Artilleristen wenig anzufangen wußten. Die Preußen schossen wieder mit glühenden Kugeln, und ich kann meine schon in Mannheim gemachte Bemerkung über ihre Wirkungslosigkeit nur bestätigen. Die beiden Vierundzwanzigpfünder schickten etwa hundert Kugeln in die Stadt und ihre Wirkung setzte mich in Erstaunen; sie thaten mehr Schaden wie die Bomben, doch war derselbe im Ganzen äußerst geringfügig. Das Feuer dauerte bis sechs Uhr, hörte dann eine Stunde lang fast ganz auf und wurde von sieben bis zehn Uhr fortgesetzt. Die Zahl der geworfenen Bomben kann ich nicht angeben, doch können es, nach einer ungefähren Berechnung, — alle fünf Minuten eine Bombe aus jedem der drei Mörser während sechs und einer halben Stunde — nicht viel weniger als 270 gewesen sein. Nur ein Dragoner verlor das Leben; von Verwundeten erfuhr ich gar nichts.

Diesmal platzten die Bomben nicht in der Luft. Drei oder vier schlugen in's Schloß, während ich schon in dasselbe zurückgekehrt war; eine mir gerade gegenüber in den Flügel,

eine hinter meiner Wohnung in die Montirungskammer und eine vor meinem Fenster in den Hof. Eine zwölfzöllige Bombe wiegt leer 175 Pfund, gefüllt etwa 185. Ein solches Ding schlägt durch alle Räume des Hauses bis in den Keller hinunter und macht viel Störung, wo es platzt. Eine glühende vierundzwanzigpfündige Kugel, die durch Mauer und Schrank ungestüm in die Stube kommt, ist auch kein willkommener Gast. Ein Kaufmann, der eine solche Visite erhielt, sprang durch das Fenster. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß in so großem Bogen geschossene Vollkugeln solche Gewalt haben könnten.

Wenn man den Wall entlang ritt, vernahm man ein merkwürdiges Concert. Weit interessanter als das Gebrüll der eigenen Geschütze war uns Allen das Sausen der gegen die Festung herankommenden Bomben und Vollkugeln, worauf wir mit verzeihlicher Neugier horchten. Die Bomben hört man schon sehr weit, und ich bildete mir ein, sie auch am Tage sehen zu können. Die vierundzwanzigpfündigen Kugeln fuhren oft dicht über unsere Köpfe; eine schlug über mir gegen ein festes Thor, durch welches ich eben reiten wollte, und fiel meinem Pferde vor die Füße, welches einen gewaltigen Sprung machte.

Ich hatte mir früher immer eingebildet, es gehöre viel Muth dazu, bei einem solchen Bombardement sich ganz unbefangen in freier Luft zu bewegen; allein man wird es sehr bald gewohnt, und überhaupt bemerkte ich bei dieser Gelegenheit unter uns nur wenig Hasenfüße. Als ich in Fort B. hineinritt, sah ich den sehr verlegenen „Retirirmichel" an einem mit großer Umsicht gewählten sichern Platz; auf meine Frage stammelte er eine Antwort, allein ich weiß noch heute nicht, was er dort suchte, wenn nicht Sicherheit vor den bösen in der Luft umherfliegenden eisernen Singvögeln. Ich

bemitleide Feige mehr, als ich sie verachte; dem armen Retirirmichel war es gewiß zu Muth, als ob er seekrank sei.

Interessant war es mir, daß ich, als ich die Stücke der Bomben betrachtete, sie als die erkannte, welche ich in Mannheim hatte füllen lassen. Die Preußen hatten in der That den zwölf- und den achtzölligen Mörser, die ich dort Ludwigshafen gegenüber aufgestellt hatte, nach Rastatt heraufbringen lassen. Ich bedauerte damals immer, daß ich die Wirkung dieser Mörser nicht sehen würde; nun war mein Wunsch erfüllt. Auch die Zwölfpfünder, welche uns beschossen, waren wahrscheinlich meine alten Freunde von Ludwigshafen, wenigstens hatten die Preußen meines Wissens kein Geschütz von diesem Kaliber im Felde.

Es war übrigens gar nicht fromm von den frommen Preußen, daß sie den Sonntag auf solche Weise feierten und noch weniger, daß sie, was sie schon am gestrigen Tage gethan hatten, hauptsächlich auf die Kirchen zielten. Zwei Bomben fielen dicht vor der Kirchenthür auf das Pflaster und eine davon mitten unter die geängstigten Leute, welche in die Kirche eilten, ohne indessen Schaden anzurichten.

Die Mörser und Vierundzwanzigpfünder waren in ihrer gegen unsere Kugeln gesicherten Stellung stehen geblieben, und wir mußten erwarten, daß sie uns am andern Morgen abermals begrüßen würden; ich schlug daher Tiedemann vor, gegen zwei Uhr in der Nacht einen Ausfall zu machen, um sie wegzunehmen. Er antwortete unbestimmt, und ich verließ ihn höchst ärgerlich. Meine Geduld war wirklich am Ende; es war mit diesem querköpfigen Menschen nichts anzufangen und seine Sonderbarkeiten erschwerten mir mein schweres Amt in einer Weise, daß ich entschlossen war, den ersten besten Vorwand zu ergreifen, mein Verhältniß zu dem

Gouverneur und meine dienstlichen Befugnisse zu regeln. Diese Veranlassung fand sich noch im Laufe des Tages.

Mein Gehalt als Oberstlieutenant belief sich auf 185 Gulden monatlich, und außerdem sollte ich für den Tag 3 Gulden 30 Kreuzer Kriegszulage erhalten. Ich verzichtete jedoch mit sämmtlichen Stabsofficieren auf letztere und erklärte, während der Belagerung nur vier Gulden täglich an Gehalt nehmen zu wollen. Ich hatte im Ganzen, seit meiner Anstellung in Mannheim, nur 150 Gulden überhaupt erhalten, während die anderen Officiere nicht nur ihren ganzen Gehalt, sondern auch die Feldzulage empfingen. Da ich mich vollständig equipirt hatte, so ging mein Geld auf die Neige, und ich verlangte daher von Tiedemann eine Anweisung auf meine Rückstände. Er suchte aber fortwährend Ausflüchte, und ich erhielt nichts. Major Heinsius und andere Officiere waren in derselben Lage, und um so billige Forderungen als möglich zu stellen, wollten wir wenigstens unsern Gehalt von Beginn der Belagerung haben und endlich nach vielen Quängeleien stellte Tiedemann die Anweisung aus. Aber der Kassier Bäsel verweigerte die Zahlung und berief sich auf einen Befehl des Gouverneurs, den Gehalt nur gegen Vorzeigung des Patentes von der provisorischen Regierung auszuzahlen. Nun hatten in der ganzen Armee vielleicht nur acht bis zehn Officiere Anstellungsdecrete, denn wirkliche Patente waren gar nicht ausgegeben worden, und ich hatte nicht einmal ein solches. Müde dieser Schererei wegen einiger armseliger Gulden, die ich jedoch zum Unterhalt für mich und meine Leute brauchte, beschloß ich, denselben ein Ende zu machen und mich überhaupt mit Tiedemann auf einen bestimmten Fuß zu setzen. Ich schrieb also an diesen: „ich hätte bisher in dem Wahn gestanden, Officier der provisorischen Regierung zu sein. Herr Bäsel, der meine

von dem Gouverneur unterschriebene Anweisung zurückgewiesen, habe mich zugleich darüber belehrt, daß nach dessen Ansichten nur Diejenigen als Officiere betrachtet werden könnten, welche Patente vorzuweisen hätten. Da ich nun ein solches nicht besäße und keinen Rang usurpiren wolle, so möge er mich von nun an weder als Chef des Generalstabes, noch überhaupt als Officier betrachten."

Es war vor vier Uhr, als ich diesen Brief zu Tiedemann schickte; er sandte ihn mir erbrochen mit der mündlichen Antwort zurück, daß er dies Schreiben kurz vor einem Ausfall nicht annehmen könne. Er hatte also, wie ich erst durch diese Antwort erfuhr, für den Nachmittag den Ausfall beschlossen, den ich auf den andern Morgen festgesetzt, und wozu ich noch keine Disposition gemacht hatte. Ich war doch sicher in der Festung der erste, der von seinem Vorhaben Etwas erfahren mußte und diese neue Beleidigung bestärkte mich noch mehr in dem gefaßten Vorsatz, dem närrischen Querkopf zu zeigen, daß ich, wenn es darauf ankäme, noch weit eigensinniger sein könne, als er.

Nach einer Weile schickte Tiedemann einen Adjutanten und ließ mich bitten, zu Pferde zu steigen, da er eben mit den Truppen ausmarschiren wolle. Ich ließ ihm viel Vergnügen wünschen und sagen, er habe meinen Entschluß bereits schriftlich vernommen.

Major Heinsius, Tiedemann's erster Adjutant, war bei mir, als ich diese Antwort gab.

Er war früher preußischer Officier gewesen, dann in russische Dienste getreten und endlich bei der Fremdenlegion in Algier gewesen; so sagte man mir wenigstens; wie er nach Baden und nach Rastatt gerieth, weiß ich nicht. Er war ein sehr verständiger Mann, und ich ging gern mit ihm um, wenn mir seine affectirte Derbheit auch nicht immer

behagen wollte. Ueber demokratische Ueberschwenglichkeiten schüttelte er den Kopf und sagte, es käme ihm manchmal vor, als sei er in einem Narrenhause; mich hielt er noch für den vernünftigsten Narren darin. Er befand sich in Bezug auf die erwähnten Geldansprüche und Patentlosigkeit mit mir in gleicher Lage und entschloß sich, denselben Weg zu gehen.

Als der Adjutant fort war, fing Heinsius an, unruhig zu werden und fragte: „Na, was machen wir nun?" — „Wir bleiben ruhig hier." — „J, das geht doch nicht." — „Nun gut," sagte ich, „damit Tiedemann nicht am Ende denkt, ich habe diese Schwierigkeit erhoben, nur um von dem Ausfall wegzubleiben, so will ich hinausreiten, aber nicht in Uniform, sondern als Zuschauer in der Blouse, ohne andere Waffe, als die Reitpeitsche." Heinsius fand den Vorschlag „toll genug" und beschloß, meinem Beispiel zu folgen, nur daß er seinen Säbel mitnahm. — Als wir zum Carlsruher Thore hinaus nach dem Bahnhofe und über das Feld nach dem Wald zu galopirten, konnten sich die Soldaten und Officiere meine und Heinsius' Maskerade nicht erklären. Ich hatte ein scharlachrothes Tuch locker um den Hals gebunden und sah aus wie ein ächter Freischärler. In dieser Zeit der Blousenherrschaft war indessen meine Tracht nicht zu auffallend, denn manche der ersten Personen trugen sich ebenso, und Trützschler sah man in Mannheim fast niemals anders.

Hätte ich die Disposition zu dem Ausfall gemacht, so würde das Gefecht mit einem heftigen Kanonenfeuer aus allen Geschützen des obern Anschlusses zumal gegen den Rauenthaler Wald und das Wäldchen Eichblon eröffnet worden sein. Unter dem Schutz dieses Feuers, dem die dort stehenden zweihundert Preußen schwerlich Stand gehalten

haben würden, wäre ich, überdies gedeckt durch den Eisenbahndamm, mit einem Bataillon so schnell als möglich vorgegangen und hätte die schmale Seite des Waldes angreifen lassen und sicher genommen. Ein zweites Bataillon konnte dann schnell bis zu den Geschützen vordringen und ein drittes als Reserve hinter dem Eisenbahndamme bleiben. Der linke Flügel war vollkommen durch Fort B gedeckt und der rechte durch die Murg, und wollte der Feind von Niederbühl Verstärkung über die Brücke schicken, so würde ihm Major Jakobi von Fort A schon gedient haben.

Tiedemann verfuhr anders. Er ging mit zwei Geschützen auf der Eisenbahn vor, eröffnete ein ziemlich unnützes Feuer gegen den Wald, den er in seiner breiten Front durch die Flüchtlingslegion und ein Bataillon des dritten Regiments — Biedenfeld hatte sich erbitten lassen — unter Major Weik angreifen ließ, während die Freiburger Volkswehr unter Major Neumark längs der Eisenbahn vorging und sich hinter deren Damm postirte. Die Reservetruppen blieben beim Bahnhof, und ein Theil von ihnen besetzte den Waldrand nach dem Hirschgrund.

Diese Stellung war verschoben und ungeschickt. Zwischen dem anzugreifenden Wald, der den Preußen treffliche Deckung bot, und dem Bahnhofe lag flaches Feld und das auf demselben stehende Getreide war mehr ein Nachtheil, als ein Vortheil, da die Felder sich an das Buschwerk anschlossen, welches sich von der Eisenbahn bis nach dem Rauenthaler Wald erstreckte, und es den von Muggensturm anrückenden Preußen möglich machte, ungesehen den vorrückenden Truppen in Rücken und Flanke zu kommen. Das Vorgehen der Artillerie auf der Eisenbahn, wo sich die Geschütze ungeschickt genug bewegen mußten, war auch mißlich, da die Pferde

und Artilleristen hier, wie auf einem Präsentirteller, den Schüssen der im Walde steckenden Schützen ausgesetzt waren.

Die uns gegenüberstehenden Feinde bestanden im Augenblick des Angriffes nur aus 200 Mann, welche die zwischen Rauenthal und der Murg ausgestellten Feldwachen bildeten. Zum Glück für die Preußen hatte die Ablösung kaum stattgefunden, und die abgelösten Mannschaften waren ganz in der Nähe; der Aufenthalt durch das unnütze Kanonenfeuer gab ihnen Zeit, heranzukommen. Drei andere Compagnieen des 31. Landwehr-Regiments standen im Bivouak vor Rauenthal und die erste preußische Division in dem zwischen Rauenthal und Oetigheim aufgeschlagenenen Lager. Ferner standen in der Nähe nach Niederbühl zu das Füsilierbataillon des 20. Regiments, noch eine andere Compagnie dieses Regiments und zwei Compagnieen des achten Landwehr-Regiments. Cavallerie war gleichfalls in der Nähe. All diese Truppen waren in Zeit von einer halben Stunde auf dem Platz, so daß uns bald eine bedeutende Uebermacht entgegenstand, die noch überdies den Vortheil der durch den Wald gedeckten Stellung für sich hatte. Es war eine Thorheit, am hellen Nachmittage diesen Ausfall zu machen und noch mehr, so langsam dabei zu verfahren. Fand der Angriff in der Nacht statt, so mußte der Zweck desselben ohne viel Blutvergießen erreicht werden.

Wir kamen auf dem Kampfplatze an, als eben die ersten Kanonenschüsse von unserer Seite gefallen waren und das Bataillon des dritten Regiments sich zum Angriff formirte. Heinsius sagte: „Mir scheint's übrigens gar nicht nöthig, daß wir als bloße Zuschauer uns todtschießen lassen, und ich dächte, wir suchten uns einen Platz, von wo wir die Sache bequem mit ansehen können.“ — „Komm nur mit mir,“ antwortete ich, „wir wollen uns irgendwo sicher

aufstellen.“ Damit ritt ich auf der linken Seite der Eisenbahn im Felde vor und hielt in der eben vorgehenden Tirailleurlinie des dritten Regiments, in gleicher Höhe mit der Artillerie auf dem Eisenbahndamme.

Das Gefecht ließ sich sehr gut an; die brave Flüchtlingslegion drang im Sturm vor und in den Wald ein, während das bedächtiger vorgehende Bataillon sich länger auf dem Felde hielt und den Wald noch nicht erreicht hatte, als in demselben Verstärkung anlangte. Das Feuer, welches uns entgegenkam, war wirklich entsetzlich und nahm in jedem Augenblicke an Heftigkeit zu, ohne daß es indessen die Tirailleurs vom dritten Regiment, die ich zunächst beobachten konnte, in Angst gesetzt hätte. Ich mußte über sie lachen, wie sie in ihren hellgrauen, schlafrockähnlichen Mänteln so bedächtig vorwärtsmarschirten, Jeder wie ein Bauer, der an einem Sonntag Nachmittag den Stand seines Getreides betrachtet.

Ich ritt an diesem Tage den großen Rappen, der Mögling bei Waaghäusel getragen hatte, und auf dem letzterer, beim Angriff auf einen Wald, verwundet wurde. Jenes Gefecht schien dem Pferde im Gedächtniß geblieben zu sein und seine Lage in demselben große Aehnlichkeit mit seiner gegenwärtigen zu haben. Ich ritt das muthige Thier gern, weil es sich aus dem Knallen und Blitzen gar nichts machte und neben einem feuernden Mörser stehen blieb, ohne zu erschrecken; allein jetzt fühlte ich, wie der Rappe bei jeder vorbeipfeifenden Kugel krampfhaft zusammenzuckte. Als das Feuer aus dem Walde ein ununterbrochenes Knattern wurde, und die Kugeln hageldicht kamen, streckte das Pferd seine Vorderfüße vor sich, seine Nüstern sperrten sich weit auf und die Augen, mit denen es unbeweglich nach dem Walde

starrte, traten ihm förmlich aus dem Kopf heraus; dabei zitterte es am ganzen Leibe.

Heinsius gefiel seine Lage als Zuschauer gar nicht; er duckte sich ein wenig hinter den Hals seines Pferdes und sagte: „Na, das nennst Du eine sichere Aufstellung? Ich mache, daß ich hier fort komme." Ich lachte und antwortete: „Ich komme Dir bald nach." — Er ritt nach dem Bahnhof zurück und hatte Recht; sicher war unsere Stelle keineswegs und es war eine Thorheit, zu Pferde hinter der Tirailleurlinie zu reiten, wenn man vor sich einen Wald mit ein paar Compagnieen Nadelflintler hat, die acht Kugeln in der Minute schießen.

Mich hielt an dem Platz nur das Erstaunen über mein Pferd, welches immer heftiger zitterte und endlich Miene machte, in die Knie zu sinken. Ich dachte das Thier sei verwundet, sprang schnell aus dem Sattel und betrachtete es von allen Seiten. Nie habe ich an einem Thier einen so sprechenden Ausdruck entsetzlicher Angst gesehen. Dabei schwitzte es, daß der Schweiß in kleinen Rinnen die Hufe hinablief und auch unter dem Leib in hellen Tropfen zur Erde fiel. Als eine Kugel in diesem Augenblick ganz nahe seinem Ohr vorbeizischte, bäumte der Rappe hoch auf, riß sich von meiner Hand los und sprang mit einem mächtigen Satz in den nassen, neben der Eisenbahn liegenden Graben, in dem er zitternd stehen blieb. Einer meiner Mannheimer Artilleristen, der eben, auf dem Protzkasten sitzend, mit einem dritten Geschütze auf der Eisenbahn vorging, sprang herab und fing das Pferd. Ich sah, daß ich mit demselben nichts anfangen konnte und beschloß Heinsius zu folgen und mir meinen ruhigen Falben zu holen, der sich an das Pfeifen der Kugeln nicht kehrte. Uebrigens war das Infanteriefeuer der Art, daß

alte Soldaten, die manche Schlacht mitgefochten, sich nicht erinnerten, es jemals so heftig erlebt zu haben.

Am Bahnhof traf ich meine Ordonnanzen Hermann und Lenz mit ihren Büchsen. Letzterer hatte sich seit Mannheim an mich angeschlossen und ich hatte ihn gern bei mir behalten, denn er war ein hübscher, anständiger, blondlockiger Junge von Muth, Herz und Verstand. Er war aus Wiesbaden und Böning recomandirte ihn mir besonders und sagte, daß er aus einer sehr braven und geachteten Familie sei. Sein eifriges Gesicht freute mich und ich rief ihm zu: „Lenz, dringe bis zu den feindlichen Geschützen vor; wenn Du sie vernagelst, sollst Du Lieutenant werden.“ Er schwang freudig seine Büchse und raunte dem Feind entgegen.

Als ich in die Stadt kam fragten mich Viele mit Angst, wie es draußen stünde und ich sagte ihnen der Wahrheit gemäß: ganz vortrefflich. Ich sandte einige Dragoner mit Befehlen in die Forts ab und einen nach Fort A. an Major Jacobi mit der Mahnung: „Ein scharfes Auge auf Niederbühl zu haben und etwaige Störungen des Gefechts von dort her zu verhindern.“

Ich war sehr schnell geritten und mochte höchstens zwanzig Minuten vom Kampfplatz entfernt gewesen sein. Auf dem Wege traf ich Haufs Pferd, herrenlos und von einem Streifschuß blutend; sein Herr war mit den Geschützen und Tiedemann vorgegangen.

Als ich zum Carlsruher Thore wieder hinausritt fand ich zu meinem größten Erstaunen die Scene auf sehr bedenkliche Weise verändert. Unsere Truppen, die ich siegreich avancirend verlassen hatte, waren zum Theil in förmlicher Flucht und eine Anzahl Hasenfüße strömten dem Thore entgegen; zwei Geschütze jagten in vollem Galop der Festung zu, die Bestürzung der Infanterie vermehrend. Ich sprengte

den Ausreißern entgegen und rief: „Holla, seit wann retirirt unsere Artillerie im Galop? — Schritt! — Schämt Euch! — Kehrt! Dort steht der Feind!“ — Die fliehende Masse stutzte. Der sonst sehr brave Artillerielieutenant, welcher die Geschütze befehligte, kommandirte wieder zum Avanciren und ich ritt mit ihm. Wenige Augenblicke später traf ihn eine tödtliche Kugel. Bald darauf begegnete ich auch dem von einigen Leuten geführten Major Weik, dessen Arm von einer Kugel getroffen war.

Der panische Schrecken, der sich für einige Augenblicke unserer Truppen bemächtigte, verdankte einem bösen Versehen seinen Ursprung, obwohl der Rückzug durch die Uebermacht der von allen Seiten herbeieilenden Preußen gerechtfertigt war. Die Flüchtlingslegion hatte, wie oben erzählt, den Rauenthaler Wald genommen; allein das langsamer lustwandelnde Linienbataillon wurde durch die zurückweichende Artillerie stutzig gemacht, welche gegründete Ursache hatte, sich etwas ferner von den Zündnadlern aufzustellen. In dem Augenblick kam von Rauenthal und von Muggensturm her den Preußen Verstärkung; die so weit vorgedrungene Flüchtlingslegion sah ihre Verbindung mit den Tirailleurs des zurückgehenden Bataillons Weik unterbrochen, empfing plötzlich Feuer von der Front und linken Flanke und mußte den eroberten Wald zögernd aufgeben, als sie, auf das Feld heraustretend, nun auch von der rechten Flanke her beschossen wurde. Die hinter der Eisenbahn postirte Freiburger Volkswehr feuerte wie toll auf sie und behauptete später, daß die Preußen sich in Blousen gesteckt hätten, um sie zu täuschen! Daß die brave Flüchtlingslegion unter diesen Umständen etwas eilig nach dem Bahnhof retirirte, kann ihr wirklich kein Mensch verdenken. Die Preußen wurden dadurch ermuthigt und drangen nach; das Getreide verwehrte den Ueberblick, man

wußte nicht genau was vorging, sah Fliehende und floh; die Artillerie ebenfalls. Eine Husarenschwadron jagte nun, vom Rauenthaler Wäldchen hervorbrechend, den Fliehenden nach; allein eine wohlgezielte Granate, die mitten unter den Pferden platzte, jagte die Husaren nach allen Winden. Das zwanzigste Regiment drang jedoch hitzig nach; allein unsere Artillerie räumte unter ihnen auf.

Das Gefecht kam nun wieder in einen geordneten Gang; es war zwar durchaus unnütz, denn der Zweck des Ausfalls konnte nicht mehr erreicht werden. Lenz, den ich antraf, sagte mir etwas beschämt: „Es sei nichts mehr zu machen." Das Klügste wäre gewesen, sogleich in die Festung zurückzukehren; allein das durfte man nicht thun, um die Truppen nicht zu entmuthigen, die nun wieder hinter der Eisenbahn, am Bahnhof und dem umliegenden Terrain festen Stand faßten. Die Preußen beschossen uns von zwei Seiten; es war ein furchtbares Kleingewehrfeuer und dazu donnerte die Festungsartillerie, als werde eine Schlacht bei Leipzig geschlagen. Die Wälle waren beständig Rauch und Flammen und vor dem Brüllen der Geschütze konnte man zu Zeiten sein eigenes Wort nicht hören. Major Lang hatte ein Gefühl im Leibe, als habe er Leipziger Gohse getrunken und war, wie seine Leute wenigstens erzählten, fortwährend im Abtritt der Eisenbahn. Einzelne Abtheilungen, bei denen ich, sie fixirend, vorüber ritt, lächelten mich ängstlich verlegen an und ich wußte, was in ihnen vorging; sie schienen auch seltsame Gefühle im Leibe zu haben.

Da ich eigentlich nichts commandiren, sondern nur zuschauender Blousenmann sein wollte, so ritt ich hin und her zu den Soldaten und sprach ihnen durch heitere, scherzende Worte Muth ein. Ihre Gesichter glühten vor Aufregung, und ihre Mäuler waren schwarz vom Abbeißen der Patronen.

Man halte es nicht für Renommisterei, wenn ich sage, ich fühlte mich in dem Gebrüll der Geschütze, dem Pulverdampf und Kugelpfeifen sehr ruhig und behaglich; es war so und ich wollte mir eine Cigarre anstecken, hatte aber kein Feuerzeug bei mir. Der Lieutenant Schad, obwohl er Adjutant war, commandirte zu Fuß eine Abtheilung, die sich hinter einem niedrigen Erdaufwurf postirt hatte und mit lobenswerthem Eifer feuerte. Er lief geschäftig hin und her und glänzte im Gesicht wie der Erzengel Gabriel. Ich ritt ruhig im Schritt heran und bat ihn um etwas Feuer. Ich mußte über sein verdutztes Gesicht lachen mit dem er ausrief: „Jetzt rauchen!" Ich ragte zu Pferde über den Erdwall hinaus, was die Kugeln der Preußen anlockte. Als ich Feuer erhalten hatte und meine Cigarre anzündete: rief Schad: „Nehmen Sie sich in Acht, daß man Ihnen Ihre Cigarre nicht aus dem Mund schießt; es ist ordentlich gotteslästerlich!" Die Soldaten lachten. Ich hatte aber das sichere Gefühl, daß mich an dem Tage keine Kugel treffen würde, — Soldaten werden mich verstehen — und ritt zu Tiedemann, der den Tod zu suchen schien.

Seit dem Beginn des Gefechtes war er bei den Geschützen und beständig dem heftigsten Feuer ausgesetzt. Es war ein Wunder, daß bis dahin weder ihn noch sein Pferd eine Kugel getroffen hatte, denn wenn er auch keine Epauletts trug, so konnte man ihn doch als höheren Officier erkennen. Er hatte mich gleich am Anfang bemerkt und mit Verwunderung meine Metamorphose betrachtet; wir hatten uns aber nicht gesprochen. Jetzt ritt ich zu ihm heran; er hielt ganz allein mitten auf der Eisenbahn und starrte mit bleichem Gesicht, fast wie irr, dem feindlichen Feuer entgegen. Ich sprach zu ihm und suchte ihn zu veranlassen, einen weniger ausgesetzten Platz aufzusuchen und nicht so nutzlos sein Leben

preis zu geben. Er antwortete gar nicht, sah mich auch nicht an, sondern starrte fortwährend nach dem Rauenthaler Walde, als könne er die Kugel nicht erwarten, die ihn treffen solle. Zwei Reiter mitten auf der Eisenbahn hatten natürlich große Anziehungskraft für die preußischen Kugeln; eben wandte ich achselzuckend und ärgerlich über den Eigensinn mein Pferd, als Tiedemann fast vergnügt rief: „Corvin, ich bin verwundet!“ — „Wo?“ rief ich, ihn mit erstaunten Blicken betrachtend, denen er nicht begegnen wollte. — „An der Schulter,“ — sagte er, verwirrt und eigenthümlich schnell sprechend — „es war eine Kartätschkugel, — sie kam vom Wall — ach, heben Sie sie auf — da rollt sie an der Erde.“ Ich sah ihn befremdet an, indem ich ein ganz kleines Loch im Rock, dicht neben dem Epauletthalter bemerkte, welches nicht größer als ein Silberkreuzer war; ich sah nicht einmal Blut. „Dummes Zeug,“ rief ich, „das war ein Streifschuß von einer Spitzkugel.“ Offenbar hatte eine solche den Schulterknochen grade an der Spitze gestreift, was allerdings einen sehr lebhaften Schmerz verursachen, den Arm für den Augenblick lähmen und den Glauben an eine stärkere Verwundung erzeugen mußte.

Ich war froh, daß Tiedemann seine Thorheit nicht theurer bezahlte, und da ich klar in sein Inneres schaute und die ehrenwerthen Ursachen seines toll erscheinenden Benehmens, wie seine ganze Gemüthsstimmung erkannte, so gewann die Theilnahme daran die Oberhand über meinen übrigens gerechten Zorn und ich fühlte mich milde gestimmt. Ich führte sein Pferd aus diesem bleiernen Regen hinter den Bahnhof, wo eine Art von Feldscheer der Flüchtlingslegion die Wunde untersuchte, die eben nur das Tragen einer Binde rechtfertigte.

Schon gegen sieben Uhr hatte es Jacobi, von dem Gang des Gefechtes am Rauenthaler Wald unterrichtet, für

nöthig gehalten, den linken Flügel der Preußen zu beschäftigen, um zu verhindern, daß alle Streitkräfte gegen uns vereinigt würden. Auch bekam er Appetit nach den in Niederbühl noch vermutheten Vorräthen, die er für Fort A in Beschlag zu nehmen gedachte, wo er mir seine in großer Ordnung aufbewahrten Speisevorräthe mit einigem Stolz gezeigt hatte.

Er begann das Dorf zu beschießen, welches sehr bald in Flammen stand. Major Leiner mit einem Bataillon des dritten Regiments, dem sich Volkswehren unter Hauptmann Peter, einem Sachsen, anschlossen, machte einen Ausfall und trieb nach einem Gefecht von etwa einer halben Stunde das achte Landwehrregiment von dem Kirchhof und aus dem Dorfe in den Niederbühler Wald und endlich auch aus diesem und drang bis zur Eisenbahn auf der Straße nach Kuppenheim vor. Niederbühl war längst ausgegeräumt und nicht ein Bund Stroh, nicht eine Speckseite darin zu holen; die Nacht brach ein, ein weiteres Gefecht war zwecklos und die braven Ausfallstruppen zogen sich, mit dem Erfolg ihres Gefechtes sehr zufrieden, weil es siegreich gewesen, langsam in die Festung zurück. Im Dorfe brannten zwanzig Häuser und auch die schöne Kirche ab. Major Heilig hatte selbst eine Kugel ins Zifferblatt der Uhr geschossen. Man hätte Niederbühl schon beim Bau der Festung abtragen sollen; Dörfer fast auf dem Glacis sind sehr störend. Hauptmann Peter schickte mir am andern Morgen einen genauen Bericht über den Ausfall, welchen ich Tiedemann gab, der ihn leider zu seinen „historischen Documenten“ legte und dadurch dem Schreiber desselben zehn Jahre Zuchthaus verschaffte und Major Jacobi sechs Kugeln. Ganz am Ende des Gefechts bei Niederbühl, als es schon Nacht war, erschienen preußische Geschütze auf dem Kampfplatz, während

gegen uns von Rauenthal auch nicht ein Kanonenschuß geschah! Wo steckte die preußische Artillerie? — Die Preußen erzählten mir später, daß die, nach der von ihnen bei der Beschießung bewiesenen Thätigkeit sehr vergnügt aufgeregten Artillerieofficiere, von uns niedergeschmetterten Belagerten keinen Ausfall träumend, den schönen Sonntag Nachmittag zu einer Vergnügungstour nach Baden-Baden benutzt hätten. —

Da der Ehre Genüge geleistet und nichts weiter zu erreichen war, so gab ich gleich nach Tiedemanns Verwundung den Befehl zum Rückzuge, während das Gefecht in Niederbühl grad im besten Gange war, ohne daß wir von dessen so günstigem Fortgange etwas wußten. Ja die lange Dauer desselben trug dazu bei, einem an diesem Abend plötzlich auftauchenden Gerücht augenblicklichen Glauben zu verschaffen. Es wurde mir gesagt, Sigel habe in die Stadt geschickt und verlangt, man möge ihm eine Ausfallsbatterie nach Niederbühl entgegen senden, da er bei Oos stehe und zum Entsatz der Festung vordringe. Das Feuer, welches wir von jenseits Niederbühl hörten, deuteten wir auf ein Gefecht zwischen Sigel und den Preußen, was nicht geringe Aufregung verursachte.

Die Geschütze wurden wirklich vor das Thor geschickt; allein ich vermuthete irgend eine List und wollte sie nicht weiter beordern, ehe ich nicht den Boten Sigels gesprochen hatte, der nirgends zu finden war. Ein betrunkener Dragoner erklärte sich am andern Tage für den Vater dieses „Witzes“; allein ich glaube vielmehr, daß Major Fach der Urheber war. Dieser spielte in der Festung eine seltsame Rolle. Er war beim Kassenwesen attachirt; ich sah ihn weder bei einem Ausfall, noch bei einem Bombardement; aber außerdem machte er sich das Vergnügen, auf einem hübschen Schimmel mit Scharlachschabracke, gefolgt von zwei Ordonnanzen durch

die Stadt zu reiten! Später behauptete er mir ins Gesicht, er sei Commandeur sämmtlicher Artillerie der Festung gewesen und ich — der Chef des Generalstabes — wußte nicht ein Wort davon, sah nie ein Zeichen seiner Thätigkeit; ich gab alle meine Befehle an Major Heilig, der sie auch ausführte, ohne Jemand zu fragen. Es war eine Leidenschaft von Fach, aus heiler Haut zu lügen und wie mir später von Heidelbergern erzählt wurde, war er in dieser Stadt in dieser Eigenschaft allgemein bekannt. Es machte ihm Spaß, die erste beste Geschichte zu erfinden und er amüsirte sich kindisch darüber, wenn man daran geglaubt hatte! Da er sich äußerlich ziemlich ordentlich benahm, so vermuthete man in ihm gar nicht solche Windbeutelei; allein ich bin überzeugt, er verdankte sein späteres Todesurtheil nur seinen Lügen, wenn er dasselbe in der Pfalz nicht mehr verdient hat als in Rastatt. Das Gerücht von der Ankunft Sigels kam aber von Fach, vor dem dessen Ordonnanz erschienen sein sollte.

Mit Tiedemann sprach ich noch spät am Abend. Er bat mich, auf Bäsels Geschwätz nicht zu hören und ihn nicht im Stich zu lassen; meine Wünsche in Bezug auf die Gehaltsregulirung versprach er zu erfüllen und gelobte auch, sich nicht wieder so unnütz auszusetzen; er habe es aus besonderen Gründen, die ich sehr wohl erkannte, einige Mal für nöthig gehalten. Ich zog also wieder die Uniform an und die Sache war abgemacht.

Unser Verlust bei diesem Ausfall war nicht unbedeutend; allein ich bin nicht im Stande ihn genau anzugeben, da die Unordnung, besonders bei den Freicorps, ziemlich groß war und ich nicht dazu gelangen konnte, daß ordentliche Listen geführt wurden; ich hatte gar zu viel auf mir liegen; in die Stadt wurden nur zwanzig Todte gebracht; allein leider

mußten wir eine Menge im Walde und im Getreide zurücklassen; besonders viel verlor die Flüchtlingslegion. Die Preußen sagten, daß sie achtzig unserer Todten beerdigt hätten; noch vier fanden sich später bei der Ernte in den Kornfeldern. Verwundete, die in die Spitäler gebracht werden mußten, hatten wir vierzig und außerdem eine Anzahl Leichtverwundete.

Die Preußen wollen nur zwölf Todte, sechsunddreißig schwer und sechsundvierzig leicht Verwundete gehabt haben. Ihre Kameraden haben den Gefallenen und an den erhaltenen Wunden Gestorbenen, an der Eisenbahn, beim Durchgang der Kuppenheimer Straße, eine kleine Pyramide setzen lassen, auf welcher die Namen verzeichnet sind.

Unter den Verwundeten war mein armer Hauf, der einen Schuß ins Knie erhalten hatte. Die Wunde war an und für sich nicht gefährlich; allein als ich ihn besuchte, wollte mir sein Aussehen durchaus nicht gefallen. Seine Augen waren weit geöffnet und er sah wie irre umher, obgleich er ganz vernünftig sprach. Am zweiten Tag darauf wurde mir sein Tod gemeldet; die Aerzte sagten, daß eine Gehirnentzündung hauptsächlich denselben herbeigeführt habe.

Unsere Todten hatten wir natürlich mit Musik und allen militärischen Ehren begraben; der Pfarrer hielt die Grabrede; am Sarge des bei dem Ausfall gebliebenen Artillerielieutenants wußte er von nichts zu reden, als vom — Stolze Nebucadnezars! Daß verdroß mich so, daß ich Tiedemann veranlaßte, dem Geistlichen zu sagen, er möge sich an Haufs Grabe mit den gewöhnlichen Gebeten begnügen, ich wolle meinem Freunde die Grabrede halten. Als ich jedoch davon hörte, daß Elsenhans, der Haufs Landsmann war, eine solche aufgesetzt habe, trat ich zurück. Auf dem Weg zum Kirchhof drang man jedoch in mich ebenfalls

zu reden, da es in der Stadt bekannt geworden sei und sich deshalb eine Menge Leute versammelt hätten. Ich gab nach und nachdem der Pfarrer seine Gebete gesprochen hatte, hielt ich eine Rede aus dem Stegreif, in der ich von dem glücklichen Loose Haufs sprach, der für die einzige Tochter der Gottheit, die wir neben dem Sohne verehrten, für die Freiheit gestorben sei. — Ich hatte Hauf lieb gehabt und die Rührung schnitt mir die Rede mitten durch, als ich wirklich kein Ende wußte.

Elsenhans redete nach mir; allein er schlug so täppisch auf das Christenthum los, daß es unter dem gesammten Volk, selbst unter den Soldaten, allgemeine Entrüstung erregte.

Aus dem

Leben eines Volkskämpfers.

Erinnerungen

von

Corvin.

Bene facit, qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumat.

Vierter Band.

Amsterdam,
Gebrüder Binger.
1861.

Druck von Gebrüder Binger in Amsterdam.

Inhalt.

V. Die Revolution.

(Fortsetzung.)

V.

Die Revolution.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Capitel.

Die Kasematten. — Der Kriegsrath. — Elsenhans. — Der Klub des entschiedenen Fortschritts. — Blutegel im Namen der Civilisation erbeten — bewilligt. — Ein Parlamentär. — Erndtefest mit Kanonenbegleitung. — Ein Husarenunteroffizier = 1000 Blutegel. — Unsere Gefangenen. — Hauptmann von Klein ausgetauscht. — Gefahr keine Zeitungen zu lesen. — Böse Feuerzeichen — Vorschläge aus dem preußischen Lager. — Die Nonnen verlassen uns. — Trauriger Zustand der Besatzung. — Zusammenschmelzung der Freischaaren und Volkswehren — Corvin und ein ††† reisen als Abgesandte nach Constanz. — Schloß Favorite. — Trübe Aussichten. — Lang. — Wie es in der Festung aussah. — Der große Kriegsrath. — Unterhandlungen wegen der Uebergabe. — Meine Unterredung mit Graf v. d. Gröben. — Auf Gnade und Ungnade. — Beschluß des kleinen Kriegsrathes. — Des großen. — Excesse. — Die Uebergabe beschlossen. — Kapitulation. — Das Ende der Belagerung.

Daß es in der Festung nicht an verzagten Leuten fehlte, welche während der Beschießungen und Ausfälle alle Arten von Todesfurcht ausstanden, braucht kaum gesagt zu werden. Viele dieser Hasenfüße, deren reaktionäre Gefühle durch loyale Bomben und glühende Kugeln noch weit inniger wurden, intriguirten unter den Bürgern, um diese für die Uebergabe zu stimmen und machten selbst Versuche, die Truppen zu verführen, wovon ich schon früher Beispiele gegeben habe. Die Erfolge, welche sie vielleicht in den ersten Tagen errungen hatten, verloren sich aber zu Nichts, als einmal die eisernen Visitenkarten gegenseitig abgegeben waren. Die Bürger, die das Unglück haben, in einer Festung zu wohnen, müssen sich ein für allemal darauf gefaßt machen, bei einer

Belagerung keine Stimme zu haben und wir waren in der That durchaus nicht geneigt, ihnen eine solche einzuräumen. Es blieb ihnen also nichts übrig, als sich in ihre Keller zu verkriechen, oder in die Kasematten überzusiedeln, welche ihnen gleich nach der ersten Beschießung bereitwillig geöffnet worden waren. Die geängstigten Weiber, Kinder und Wesen männlichen Geschlechts, wenn auch nicht gerade Männer, strömten in die bombenfesten Asyle und richteten sich ein, so gut es in der Eile gehen wollte. Eine ganze Familie hatte sich die Nacht auf Säcken gelagert, die während der Beschießung in einer Kasematte bei Seite gestellt waren, und die Männer hatten ganz gemüthlich ihre Cigarren geraucht und waren dann friedlich entschlafen. Sie ließen es sich nicht träumen, daß sie auf — Pulversäcken lagen, welche unvorsichtige Artilleristen dort hingelegt hatten und erst am andern Morgen in das Laboratorium abholten.

Hin und wieder führten mich meine Geschäfte in diese Kasematten, welche einen eigenthümlichen Anblick gewährten. Man denke sich eine ein paar Hundert Schritt lange Reihe zusammenhängender, kleiner, gewölbter Zimmer, deren Quadermauern über sechs Fuß dick sind und die ihr Licht nur durch die Schießscharten und die darüber zum Abzug des Pulverdampfes angebrachten Luftlöcher erhalten, welche indessen, wenigstens in Fort C , durch Fenster geschlossen werden konnten. Jede dieser kleinen bombenfesten Zellen ohne Thüre und mit zwei Bogeneingängen war in Fort C. bewohnt, meistens von Frauen und Kindern, die zugleich ihren kostbarsten Hausrath in diese Asyle geflüchtet hatten. Es mag sich hier wohl mancher Roman, manches Lustspiel zugetragen haben; allein das Geschrei über „empörende Scenen der Liederlichkeit“, welches von preußischen Keuschheitsaposteln erhoben wurde, hat ganz und gar keine Begründung.

Der glückliche Herbergvater dieser in Fort C. versammelten Schönen von Rastatt war Major Mahler, ein hübscher, junger und galanter Mann, der sich zu diesem Posten trefflich eignete und diesem Theil seiner Dienstpflicht mit sehr viel Liebe und lobenswerther Hingebung vorstand, was auch von den Damen dankbar anerkannt wurde. Er selbst bewohnte eine besondere vor der Courtinengallerie gelegene Kasematte, wo nicht selten recht heitere Damengesellschaft versammelt war. Unter solchen Umständen nimmt man es mit der Etikette nicht so genau. Wenn ich das Fort inspicirte, machte ich mir wohl auch das Vergnügen, diese mit weiblicher Garnison versehenen Kasematten zu revidiren und mich zu erkundigen, wie man mit dem neuen Fortkommandanten zufrieden sei. Das Urtheil lautete allgemein dahin, daß er dem alten, nur von „Formation des Klumpens“ träumenden Major Ulrich in jeder Hinsicht vorzuziehen sei.

Ich hatte sehr wenig Zeit zu gesellschaftlicher Erholung; vom frühen Morgen bis in die späte Nacht war ich mit Geschäften, und oft sehr verdrießlicher Art, überhäuft. Nicht nur, daß ich ganz allein alle Arbeiten des Generalstabes versah, mußte ich auch noch möglichst die Unordnungen gut machen, die durch Tiedemann entstanden, und überall helfen, schlichten, und ausgleichen. Die Mittagsstunde war die einzige, welche ich für mich hatte, und die Tischgenossen meine einzige Gesellschaft. Es waren meist Sander, Heinsius, Dr. Welker, Dr. Neuhaus, Major Neumark und einige Andere, die wenigstens zum Kaffee in die „drei Könige“ kamen. Wir würfelten gewöhnlich um den Kaffee, woraus meist ein ernstlicheres Spiel entstand, bei dem ich die Herren ließ, nachdem ich ebenfalls mein Scherflein geopfert, oder auch wohl einmal ein paar Kronen gewonnen

hatte. Es wurde einmal, von Elsenhans glaub' ich, der Versuch gemacht, die höheren Officiere — vielleicht im Interesse des Festungsboten — an einem aus Festungsmitteln versehenen Tisch zu vereinigen; allein die Sache mißglückte; wir fanden es in dem Gasthofe bequemer, wenn auch theurer; ich wenigstens bezahlte stets.

Da meine Wohnung am comfortabelsten eingerichtet war, so hatte ich es mir ausgebeten, daß die Sitzungen des Kriegsrathes in derselben gehalten würden, wo ich mir ein Vergnügen daraus machte, meine Kameraden mit „creature's comfort“ als da sind Wein, Bier und Cigarren zu bewirthen. Ich habe immer gefunden, daß die Deutschen die Geschäfte weit besser und gemüthlicher mit der Cigarre und hinter dem Glase, als trockenen Mundes abmachen. Der Krigsrath bestand aus: Tiedemann, Biedenfeld, Böning, Heilig, Leiner, Biesele, Weik, Lang, Mahler, Götze, Jakobi, Lefebre, Szertuski, Neumark, Fach und mir, kurz aus den Chefs der verschiedenen Corps und den Fortkommandanten. Oberst Knoll blieb aus demselben weg; ich weiß nicht recht warum; Tiedemann hatte ihm Arrest gegeben und sagte: er sei verrückt. Ich lernte ihn eigentlich erst später kennen. Dieser Kriegsrath hielt keine regelmäßige Sitzungen, sondern wurde berufen, wenn irgend etwas Wichtiges zu berathen war. Ich hörte meistens und sprach selten; allein meine Meinung war stets entscheidend; gegen meinen Willen ist nie etwas beschlossen worden.

Mein Zimmernachbar war Elsenhans, der mit einem Herrn Z. zusammen wohnte, einem früheren Deputirten. Die Zimmer waren nur durch eine Flügelthür getrennt und ich vermuthe, daß Elsenhans hier nicht selten den Kriegsrath behorchte und demgemäß seine Artikel im Festungsboten

einrichtete, der deßhalb mit Unrecht für ein Organ des Gouvernements gehalten wurde. Ich stand Elsenhans ziemlich fremd gegenüber und Tiedemann konnte ihn nicht leiden; er nannte ihn stets Eselhans. —

Meine beiden Nachbarn verhinderten mich oft am Einschlafen durch ihre heftigen politischen Debatten. Nach Elsenhans verfuhr man noch immer nicht energisch genug; er wollte, man solle „entschieden fortschreiten" und Tiedemann wurde getadelt, daß er nicht strenger gegen die heimlichen und öffentlichen Ergebungsphilister auftrat. Einst wurde ich nach Mitternacht aus dem Schlafe geweckt; Elsenhans und Z. standen mit Licht vor meinem Bette. Ich war nicht wenig erstaunt darüber, mitten in der Nacht in meinem wohl verschlossen geglaubten Zimmer aufgefordert zu werden, Tiedemann für den „entschiedenen Fortschritt" zu gewinnen!

Am Tage nach dem Ausfall, bei der Parole, lud mich der Proviantmeister, Philipp Reiter, ein, Abends acht Uhr in seine Wohnung, im Beustschen Hause, zu kommen. Da er etwas geheimnißvoll that, so fragte ich, „was los sei?" — „De — de — Du wirst scho-o-n hören; es kommen noch viele", antwortete er.

Der Nachmittag brachte Aerger und Verdruß. Keiner versteht es besser, den Charakter der Vorgesetzten zu beurtheilen, als der Soldat. Die Besatzung wußte bald, was sie sich unter Tiedemanns Gouvernement erlauben konnte und war, wie man zu sagen pflegt: „außer Rand und Band". Das beste Mittel dagegen wäre es gewesen, die Besatzung zu beschäftigen, das heißt fortwährend Ausfälle zu machen, wozu die Leute so willig als möglich waren; die Preußen hätten Tag und Nacht auf den Beinen gehalten werden müssen. An diesem Nachmittag zogen abermals Soldaten und Freischärler ohne Erlaubniß gegen Rheinau,

wo noch immer Wein in den Kellern zu finden war, den man den Preußen durchaus nicht gönnen wollte. Sogar ein Geschütz wurde mitgenommen und es begann ein lebhaftes Gefecht mit den Preußen, die durch eine reitende Batterie und zwei Kompagnien verstärkt wurden. Die Kanonen der Wälle sprachen bald mit und es entstand viel Lärm um nichts. Ich war in Fort A und erhielt erst spät Meldung von dem, was an der entgegengesetzten Seite der Festung vorging; allein Tiedemann, der über die Eigenmächtigkeit der Soldaten wüthend war, schickte einen Hauptmann, Namens Baumer hinaus, mit dem mündlichen Befehl an die unbotmäßigen Soldaten, augenblicklich in die Festung zurückzukehren.

Baumer war Gastwirth zum „Zähringer Hof" in Durlach und Hauptmann der dortigen Volkswehr. In Rastatt hatte er eigentlich gar nichts zu thun; allein man sah ihn fortwährend umherreiten und eine ziemlich nutzlose Thätigkeit entwickeln; man ließ ihn gewähren, da er nichts schadete. Die Soldaten waren nicht geneigt, ihm Gehorsam zu schenken und um so weniger, als er ihn, in der Eigenschaft als Abgesandter des Gouverneurs, in seinem groben Dialect auf derbe Weise verlangte. Ein Dragoner — diese zeichneten sich durch Davonlaufen, schlechte Behandlung der Pferde und Marodiren aus — zog den Säbel gegen Baumer, ja feuerte sogar sein Pistol nach ihm ab. Der vierschrötige, bärtige Baumer hörte jedoch lieber den Knall eines Pfropfens, als den einer Pistole, besonders wenn sie gegen ihn gerichtet war, und gab Fersengeld. Auf seine Klage gegen Tiedemann geschah — nichts! Die Marodeurs in Rheinau verloren vier Mann, hatten einige Verwundete und ließen eine Anzahl Betrunkener in den Kellern zurück, welche von den Preußen gefunden und getödtet wurden; ihre Zahl mag

sich auf zehn bis zwölf Mann belaufen haben. Einer dieser Betrunkenen, der das Glück hatte, sich zu retten, erzählte mir später diese Schlächterei.

Ich war hauptsächlich nach Fort A geritten, weil man von Oos her Kleingewehrfeuer hörte, welches ich mir nicht anders zu deuten wußte, als durch ein Vorrücken Sigels, dessen Herannahen gestern gemeldet und von mir halb und halb geglaubt wurde; daß es ein schlechter Witz war, erfuhr ich erst später. Jenes Feuern kam vom Losbrennen alter Schüsse im preußischen Lager.

Kaum hatte ich die Rheinauer Marodeurs zur Eile angetrieben, als mir eine Unordnung von einer Bastion am Carlsruher Thor gemeldet wurde, wohin ich ritt, um selbst nachzusehen und abzuhelfen. Auf diese Weise wurde es neun Uhr, als ich endlich in dem Quartier des Proviantmeisters ankam.

In dem Vorzimmer saßen eine Menge Ordonnanzen; denn es waren sowohl der Gouverneur als die meisten Stabsofficiere anwesend, jedoch keine vom 3. Regiment. Schon auf dem Vorplatz drang mir der Lärm eines Trinkgelages entgegen und als ich eintrat, fand ich eine von Cigarrendampf umhüllte, zahlreiche Gesellschaft. Reiter säbelte an einem auf dem Tische liegenden Schinken und große Gefäße mit Wein standen umher. Man war nicht müßig gewesen, diesen zuzusprechen und viele Gesichter glühten. Tiedemann, der wenig Wein vertragen konnte, saß in Hemdärmeln, den kranken Arm in der Binde, mit echauffirtem Gesichte da.

Man war jedoch nicht des Trinkens wegen zusammen gekommen und hatte nur auf mich gewartet, um zu dem eigentlichen Zweck der Versammlung überzugehen. Wir begaben uns in ein Nebenzimmer, und der Club für den „entschiedenen Fortschritt" sollte constituirt werden. Man

wählte mich zum Präsidenten; ich eröffnete die Verhandlungen mit der Frage, weshalb man uns zusammengerufen habe? Elsenhans setzte nun in einer närrischen, exaltirten Rede, diesen Zweck — „den entschiedenen Fortschritt“ — auseinander und gerieth bald mit dem ihm antwortenden Heinsius in Streit, der diese abgeschmackte Idee gebührendermaßen lächerlich machte. Tiedemann, bei dem der Wein immer stärker wirkte, wollte einen Scherz machen, ging ans Fenster, um, wie er sagte, die Wache zu rufen und diesen revolutionären Club arretiren zu lassen. Elsenhans hielt das für Ernst und es entstand ein Aufruhr, den ich nur mit großer Mühe beschwichtigen konnte.

Nachdem ich die verschiedenen Ansichten resümirt und die meinige ausgesprochen hatte, welche durchaus gegen den vorgeschlagenen Unsinn war, erklärte ich bei dem aufgeregten Zustand der Herren jede ruhige Verhandlung für unmöglich und schloß die Sitzung. Damit nahm ich meine Mütze und ging und die Vernünftigeren folgten mir. Heinsius meinte, der entschiedenste Fortschritt in dieser Versammlung sei der gewesen, den ich vom Präsidententisch zur Thür gemacht habe. Ich nahm von diesem Club ferner keine Notiz; doch wurde die Idee nicht aufgegeben; Lieutenant Hain ward zum Präsidenten erwählt und ich ließ ihn gewähren, da er, wie er sagte, dieses Clubs zur Erfüllung seiner Functionen als Vorsteher der Polizei — die zu meinem Geschäftskreis gehörte — dringend bedurfte. Tiedemann betrachtete den Club stets mit mißtrauischen Augen und schien zu glauben, daß die Thätigkeit desselben gegen ihn gerichtet sei, was wohl nicht der Fall war. *)

*) Da ich bei der Uebergabe von Rastatt all meine Papiere verlor, die ich nicht verbrannte, so wäre ich nicht im Stande gewesen, die

Die Preußen verhielten sich seit dem letzten Ausfall ruhig und die Beschießung wurde nicht wiederholt; allein wir bemerkten von unserem Observatorium auf dem Thurm des Schlosses, daß an verschiedenen Punkten gearbeitet wurde. Die so unglückliche Nähe des Eisenbahndamms und des Waldes begünstigte solche Arbeiten sehr, indem sie Maßregeln dagegen verhinderten. Ich ließ zwar hin und wieder die Geschütze dagegen spielen, allein ohne besonderen Erfolg. Damit die Artilleristen in den Stand gesetzt würden, ihre Schüsse wirksam anzubringen, maß ich auf dem Plan die Entfernungen nach verschiedenen Punkten der Umgegend und gab die Zettel den betreffenden Artillerieofficieren, diesen dringend einschärfend, ihre Munition nicht gegen einzelne preußische Patrouillen zu verschwenden, wozu sie nur zu sehr geneigt waren. Um diese Patrouillen und recognoscirenden Officiere fern zu halten, sandte ich gute Schützen in die äußersten Werke, die ihre Aufgabe mit vieler Lust ausführten und förmlich auf die Preußenjagd gingen.

Trotzdem wagten sich manche Officiere derselben ganz nahe an die Festung und mir wurde erzählt, daß Major von Weltzien einst auf merkwürdige Weise davon kam. Dieser kühne Officier machte oft zu seinem Vergnügen ganz allein Recognoscirungen, auf denen er, wegen ihrer Gefährlichkeit selten Begleiter fand. Einst kam er bis auf das

---

Reihenfolge der Ereignisse dieser Belagerung einzuhalten, wenn ich nicht die Anhaltepunkte in einem Buche von C. B. A. Fickler „in Rastatt 1849" gefunden hätte. Der Verfasser gehört der entgegengesetzten Partei an; allein sein Buch ist mit mehr Mäßigung und Wahrheitsliebe abgefaßt, als wir es sonst von dieser Seite her gewohnt sind. Ich finde darin wohl hin und wieder kleine Irrthümer; allein nirgends eine absichtliche Entstellung der Wahrheit, wenn man von der des Verfassers Standpunkte angemessenen Darstellungsweise abstrahirt. C.

Glacis einer Lünette, als er plötzlich einige Freischärler aufspringen und ihre Gewehre auf ihn anschlagen sah. Er hatte den Einfall, ihnen scheltend zuzurufen und die Leute ließen sich wirklich dadurch irre machen, so daß er glücklich davon kam. Wahrscheinlich hielten ihn die Freischaaren für einen Officier aus der Festung, was wegen der Nähe und der Aehnlichkeit der Uniform um so glaublicher für sie war.

Durch Ausmessen auf dem Plan hatte sich meine Vermuthung bestätigt, daß das preußische Lager durch meine Bomben von Fort A erreichbar sei. Ich gab daher Major Heilig den Befehl, noch einige zwölfzöllige Mörser von den im Schloßhof stehenden dort aufzustellen und zur Probe einige Bomben in das Lager zu werfen. Sie erreichten dasselbe und ich beschloß, es in der Nacht in Brand zu schießen, wozu ich natürlich Tiedemanns Zustimmung einholte; allein er schenkte der Sache nicht die gehörige Aufmerksamkeit und ließ den durch die Probebomben gewarnten Preußen Zeit, andere Dispositionen zu treffen.

Da die Preußen in Rheinau uns beunruhigten, so fand es Tiedemann für gut, dort einige Häuser in Brand schießen zu lassen, was indessen die Preußen nicht vertrieb. Damit sie die Murg nicht überschritten, wurden der Damm und die Brücke durch eine Feldwacht bewacht.

In den Spitälern machte sich der Mangel an Blutegeln fühlbar; man hatte davon keine Vorräthe in der Festung, da sich die Blutegelteiche in Niederbühl befanden. Ein Glück für die Verwundeten war unser wohl versehener Eiskeller; allein das Eis machte die Blutegel nicht überflüssig und Stabsarzt Dr. Welker stellte an den Gouverneur das Ansuchen, den Befehlshaber der Belagerungsarmee um tausend Stück dieser Thiere zu bitten. Tiedemann sandte folgendes Schreiben in das Lager:

„Rastatt, 10. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt
an

Herrn K. Gr. v. d. Gröben, Generallieutenant und kommandirender General des 2. Corps im K. Q. Kuppenheim.

Im Namen der Menschlichkeit und Civilisation werden Sie angegangen, inliegenden Bedarf an Blutegeln für unsere tapferen aber unglücklichen Kameraden, worunter auch von Ihren Truppen sich befinden, die menschlich zu behandeln ich für eine heilige Pflicht stets erachten werde, verabfolgen zu lassen.

Vom Standpunkt deutscher Bildung aus, gebe ich mich der gerechten Hoffnung hin, daß meinem Ansinnen entsprochen werden wird, und sehe sonach auch einer gefälligen bestimmten Antwort entgegen.

(L.S.) (gez.) G. N. Tiedemann,
Oberst".

Ich verwahre mich feierlich gegen jeden Verdacht eines Antheils an der Abfassung dieses Schreibens; ich wußte von der ganzen Geschichte nichts. Dieser Brief nebst einem Schreiben des Gouverneurs an seinen Vater in Heidelberg, wurde durch Lieutenant Schad an den Grafen Gröben gesandt. Dieser versprach, die erbetenen Blutegel am anderen Tage zu schicken und beförderte den Brief an Tiedemanns Eltern mit der Beifügung: „Den bekümmerten Eltern diese Worte des Sohnes".

Der General ließ sich mit dem etwas vorlauten Schad in ein Gespräch ein, der „hinhorchen" wollte, welche Bedingungen man uns wohl im Fall der Uebergabe bewilligen würde. Ob er dies im Auftrag Tiedemanns that, weiß ich nicht; habe auch den Inhalt des Gesprächs vergessen, ob-

wohl am Abend im Kriegsrath davon die Rede war, wo über Herbeischaffung von Geldmitteln und Einschränkungen in Bezug auf Vertheilung der Lebensmittel berathen wurde. Um nicht die ohnedies geplagten Bürger durch gewaltsame Gelderhebungen mißmuthig zu machen, beschloß man vorerst allerlei Fonds, wie den Lyceums- und den Heiligenfond mit Beschlag zu belegen.

Am nächsten Vormittag brachte ein preußischer Officier Lieutenant von Krosegk, eine Schachtel mit den erbetenen Blutegeln. Ich holte den Parlamentär vom Thore ab und brachte ihn in meinem Wagen nach dem Schloß. Nichts war komischer, als das Benehmen Tiedemanns bei dieser Gelegenheit. Er gab, wahrscheinlich um dem Parlamentär zu imponiren, in seiner Gegenwart eine Menge unnützer, närrischer Befehle und ließ alle grad anwesende Stabsofficiere ins Zimmer treten, ja sogar die Fenster des Parterre gelegenen Zimmers weit öffnen, und rief den neugierigen Soldaten zu, sie möchten nur heran kommen, er habe keine Geheimnisse. Lieutenant von Krosegk, ein artiger Mann, wußte ohne Zweifel gar nicht, was er von dem seltsamen Benehmen denken sollte und gerieth in Verlegenheit, als Tiedemann sich mit ihm in eine höchst unpassende Discussion einließ, bei der sich v. Krosegk sehr taktvoll benahm. Da es warm war und der Officier sehr lange am Thor hatte warten müssen, so bot ich ihm zur Erfrischung ein Glas Wein an und bestellte eine Flasche. Statt einer brachte man ein halbes Dutzend und sämmtliche Anwesende tranken und stießen mit dem Officier an, dem man sein Erstaunen über solche Scenen im Zimmer des Gouverneurs ansah. Ich muß gestehen, — ich schämte mich, obgleich manche meiner Parteigenossen dies eine aristokratische Abgeschmacktheit nennen werden. Ich wollte, sie wären davon zu überzeugen,

daß gewisse äußere Formen der Disciplin der innern Disciplin wegen durchaus nöthig sind. Sie mögen es mir auf das Wort glauben: Hunderttausend noch so gut bewaffnete und noch so begeisterte Leute ohne Disciplin sind keine Armee, sondern „an armed mob“, wie General Napier sagt, und werden auf die Dauer von einigen tausend Mann disciplinirter Truppen besiegt werden.

Tiedemann fehlte es an dem Takt eines militärischen Befehlshabers, und die Eitelkeit, seine Autorität zu zeigen, verwirrte ihm förmlich den Kopf, selbst einem preußischen Landwehrmann gegenüber, den eine Patrouille gefangen einbrachte. Petersilie hieß dieser Soldat, der einzige Gefangene, der während der Belagerung gemacht wurde.

Rings um die Festung harrte das reife Getreide der Schnitter; vernünftig wäre es gewesen, dasselbe längst abzubrennen, da es den preußischen Patrouillen Schutz gewährte; allein wir zögerten mit einer solchen Maßregel in der Hoffnung, unter dem Schutz der Kanonen die Ernte bewerkstelligen zu können. Am 12. Juli sollte der Versuch gemacht werden und Erntewagen mit muthigen Mähern und Mäherinnen wagten sich in den Bereich der feindlichen Kugeln, geschützt von den braven Freischaaren und dem Geschütz der Festungsartillerie Das so gewonnene Brod war nicht ohne Blut erkauft; ein Knecht wurde erschossen und ein preußischer Landwehrmann verlor das Bein durch einen Kartätschenschuß. Nun hatten die Mühlen zu thun; allein die Eine stand müßig, denn die Preußen hatten den Oosbach und den Gewerbkanal abgegraben; mit der Murg ließ sich das glücklicherweise nicht bewerkstelligen und es wurden Versuche von uns gemacht, diesen Fluß zu stauen, um Wasser in die Gräben zu bringen; allein sie fielen eben nicht sehr befriedigend aus.

Die Posten an der Murgbrücke bei Rheinau waren als unnütz zurückgezogen worden und es gelang den Preußen, dieselbe während der Nacht theilweise zu zerstören; es kam nicht viel darauf an; wenn wir wollten, konnten wir stets von Fort C nach Rheinau kommen.

Eine sentimentale Seele im Kriegsrath hatte den Einfall, für die bewilligten Blutegel den Preußen eine andere Artigkeit zu erweisen und es wurde beschlossen, einen der Gefangenen frei zu geben.

Es wurde das Loos geworfen und dasselbe fiel auf einen Husarenunterofficier, der bei Wiesenthal gefangen genommen war und welchem Oberst von Biedenfeld das Leben gerettet hatte. Es wurde ihm folgendes Schreiben mitgegeben:

„Rastatt, 13. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt

an

Herrn Gr. v. d. Gröben, Generallieutenant und kommandirender General des 2. Corps der Rheinarmee im K. Q. Kuppenheim.

Die Officiere, Unterofficiere, Soldaten und Wehrmänner der Besatzung Rastatts haben mir den Wunsch ausgedrückt, einem Feind gegenüber, der sich durch das Geschenk der Blutegel edel gezeigt hat, an Edelmuth nicht zurückstehen zu wollen und unter verschiedenen Vorschlägen, diesen Gegenstand betreffend, haben sie mir die weitere einstimmige Bitte vorgetragen, einem gefangenen preußischen Unterofficier die Freiheit zu geben.

Sonach habe ich dem edeln Ausdruck der Besatzung mit dem größten Vergnügen Genüge geleistet, und der Ueberbringer dieses ist jener auf den Wunsch der Besatzung hin befreite Unterofficier.

Schließlich füge ich das Ansinnen bei, für die dortselbst gefangen gehaltenen diesseitigen Hauptleute der Volkswehr, Namens Ampt und Bauer, den diesseits gefangenen Hauptmann des Meklenburgischen Grenadierbataillons v. Klein, welcher außerdem als verwundet der Freiheit sehr bedürfte, seine leidende Gesundheit wieder herzustellen, umwechseln zu wollen, worüber baldige gefällige Antwort erwartet wird.

(gez.) G. N. Tiedemann,
Oberst".

Die Kriegsgefangenen, meist Preußen und Meklenburger von verschiedenen Truppentheilen saßen in einer geräumigen, eine Treppe hoch gelegenen Kasematte der Bastion XI. und wurden so gut gehalten, wie es Gefangene in einer belagerten Festung nur immer wünschen können. Man ließ es ihnen nicht an Nahrung und Wein und Bewegung in freier Luft fehlen und sie wurden ohne Ausnahme gut und freundlich behandelt. Der angesehenste Gefangene war der preußische Major des Generalstabes v. Hindersen, der bei Ladenburg in unsere Gewalt fiel, als er von dem Kirchthurm aus die Gegend recognoszirte. Er saß in der Kasematte der Bastion XXX., die für Struve eingerichtet worden war und in welcher später mein allerbester Freund sein Todesurtheil erwartete, wovon später die Rede sein wird.

In derselben Bastion saß auch der badische Oberst Becker, der Befehlshaber des Dragoner-Regiments, welches durch seine Weigerung einzuhauen, den Verlust des Gefechts bei Waaghäusel verursachte; man beschuldigte den Obersten des Verraths und Tiedemann sagte mir, daß er die Beweise dafür liefern könne, obwohl Becker hoch und theuer seine Unschuld beschwor und Alles auf die Feigheit der Dragoner

schob; letztere war allerdings eine durch mehrfache Beispiele bewiesene Thatsache.

Der Wunsch wegen des Austausches der Gefangenen wurde bewilligt und Hauptmann von Klein den Preußen überliefert. Die ihm bewiesene freundliche Rücksicht vergalt er damit, daß er diesen so viel von dem Zustand in der Festung verrieth, als er wußte. Herr Bauer war bei dem letzten Ausfall gefangen worden; wie der Bierbrauer Ampt in die Gewalt der Preußen gerieth weiß ich nicht mehr. Tiedemann wollte von dem letzteren wissen, wie es in der politischen Welt aussehe, und wurde wüthend, als der Mann sagte, er habe keine Zeitungen gelesen; er habe an nichts als an sein Geschäft gedacht und kümmere sich nicht um Politik. Der Gouverneur meinte aber, er wolle nichts sagen; er hielt ihn für einen entschiedenen Reactionär und drohte ihm den Kopf vor die Füße zu legen, wenn er über das, was er im preußischen Lager gehört und gesehen, nur ein Wort verlauten lasse.

Ich hatte mir alle erdenkliche Mühe gegeben, Nachrichten von außen und vom Stande unserer Armee zu erhalten. Ich hatte wohl zwanzig Kundschafter ausgesendet, allein kein einziger kehrte zurück, und nicht ein Brief, nicht ein Zeitungsblatt kam in die Festung. Einer der Boten, den ich abgeschickt, war seiner Pflicht treu. Ich hatte ihm befohlen, nach Frankreich hinüberzugehen und sichere Nachrichten über unsere Armee einzuziehen; stehe unsere Armee nahe, so solle er in Selz — ein Städchen im Elsaß — Nachts zwischen elf und zwölf Uhr eine Rakete, sei die Armee schon bis hinter Freiburg zurück zwei, und sei sie geschlagen und aufgelöst, drei hintereinander steigen lassen. Ich ließ mehrere Nächte auf dem Schloßthurm, außer dem gewöhnlichen dort stationirten Officier, einen andern, zuverlässigern Wache halten und den

Himmel nach Selz zu beobachten; er meldete mir, er habe zwei Raketen steigen gesehen; es sei aber möglich, daß ihrer drei aufgestiegen, denn er habe nach der zweiten Rakete noch einen Feuerschein gesehen, könne aber nicht behaupten, daß es eine Rakete gewesen. Dies Zeichen schien den Inhalt eines Briefes des Generals von der Gröben zu bestätigen, in welchem er versichert, daß unsere Armee vernichtet sei. In diesem Schreiben vom 13. Juli bezieht sich der General auf einen Artikel im Festungsboten, in welchem von dem herrannahenden Entsatze, von der Lage der Preußen, der Uebergabe der badischen Dragoner bei Freiburg ꝛc. die Rede war und schließt:

„Der kommandirende General dieses Armee-Corps ist bereit, Abgeordneten der Besatzung, sowie der Bürgerschaft von Rastatt, unter Begleitung zu gestatten, sich von der Wahrheit oder Unwahrheit jener Angaben und dieser Behauptung, in Karlsruhe, wo die zurückgekehrten Truppentheile bereits angekommen sind, sowie in Oos und Freiburg zu überzeugen, und dann wieder frei und ungehindert nach der Festung zurückzukehren, um von dem Erfahrenen und Gesehenen Bericht zu erstatten.

K. Q. Kuppenheim, am 13. Juli 1849.

Der kommandirende General
(gez.) Gr. v. d. Gröben."

In diesem Schreiben bat der General auch um die ihm fehlenden Nummern des Festungsboten (die er hatte, soll einer unserer Parlamentäre mitgenommen haben!) im Austausch gegen die Carlsruher Zeitung. Zugleich sandte er ein an ihn eingelaufenes Gesuch an das Gouvernement der Festung, die Oberin und vier zurückgebliebene Nonnen des Klosters in Rastatt den schon vor der Einschließung nach Straßburg

geflohenen Klosterfrauen nachfolgen zu lassen „um sie vor dem nächstens zu erwartenden Bombardement mit dem bereits herannahenden großen Belagerungspark zu retten.“ Da Graf Gröben gegen das Gesuch nichts einzuwenden hatte, so wollte Tiedemann ebenfalls nicht zurückstehen und bat mich, diese Nachricht selbst ins Kloster zu bringen; er werde noch persönlich seine Aufwartung machen. Die frommen Frauen verließen am folgenden Tage die Festung.

Der Zustand in derselben wurde immer bunter; die Soldaten wurden immer brutaler, übermüthiger und unfolgsamer. Die schlechtesten Soldaten zeichneten sich in dieser Hinsicht am meisten aus und von ihnen gebührte die Palme den Dragonern. Excesse waren an der Tagesordnung; Tiedemann wurde nicht selten insultirt und nahm es ruhig hin, anstatt mit Ernst und Strenge einzuschreiten; er würde damit bei allen ordentlichen Soldaten Beifall gefunden haben und diese waren doch die größere Zahl.

Die Truppen waren sämmtlich kasernirt und nur was zum Generalstab gehörte lag bei den Bürgern in Quartier; allein dessenungeachtet wußten sich eine Menge Soldaten und Volkswehrmänner in Bürgerquartiere einzudrängen und dem Dienste zu entziehen. Leute der Freiburger Volkswehr mischten sich unter die Rastatter Bürgerwehr, um nicht in Gefahr zu kommen, bei Ausfällen gebraucht zu werden.

Es gab so viele Reste von „Legionen“ und „Freischaaren“ und dergleichen Unsinn, daß es nicht möglich war, eine Uebersicht zu gewinnen und eine Controlle zu handhaben. Um der ganzen Wirthschaft ein Ende zu machen, beschloß ich sämmtliche nicht zum regulären Militär gehörigen Leute der Besatzung — die Rastatter Bürgerwehr ausgenommen — in drei Bataillons zu formiren. Es war dies mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, ja ganze Abtheilungen sträub-

ten sich und ich mußte mit der größten Strenge einschreiten. Endlich hatte ich dies schwierige Geschäft vollendet; die Offiziere sollten aufs Neue von den Compagnien gewählt und der Prüfung einer Commission unterworfen werden, zu deren Präses ich selbst ernannt worden war. Die Bataillons-Commandeure wurden auf meinen Vorschlag von Tiedemann ernannt.

Auf Montag den 16. Nachmittags hatte ich sämmtliche Volkswehren und Freicorpsreste auf den Marktplatz bestellt, um hier die drei Bataillone nach meinen mühsam aufgestellten Notizen zu bilden *). Zwei davon hatte ich glücklich zusammengestellt, nur das dritte war, da Leute davon auf der Wache gewesen, noch nicht ganz geordnet, als zu meinem Schrecken Tiedemann daher geritten kam! Er konnte diese Gelegenheit, vor einem so großen Theil der Garnison seine Autorität zu zeigen, nicht vorübergehen lassen, mischte sich sogleich in mein Geschäft und hatte in fünf Minuten eine solche Confusion angerichtet, daß er mich mit einiger Beschämung bitten mußte, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, wozu ich ein paar Stunden brauchte! — Auch bei dieser Gelegenheit wurde er von verschiedenen Soldaten insultirt und begnügte sich damit — diesen Leuten „zu verzeihen, weil sie es nicht besser wüßten!" —

Im Kriegsrath beriethen wir über den im obenerwähnten Schreiben des Grafen v. d. Gröben enthaltenen Vorschlag. Das Resultat war folgende von mir geschriebene Antwort:

*) Herr Fickler sagt in seinem früher erwähnten Buche: „Das dritte Regiment, die Dragoner, bleiben in finsterm Trutze von der Musterung weg." Das ist ein Irrthum; ich hatte sie gar nicht bestellt, weil ich sie nicht brauchte; es war kein Soldat auf dem Platz, es sei denn zufällig und freiwillig. Tiedemann mochte in demselben Irrthum sein wie Herr Fickler.

„Rastatt, 17. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt
an
Herrn Gr. v. d. Gröben, kommand. General
des 2. Corps der Rheinarmee ꝛc.

Ihr gefälliges Schreiben vom 13. Juli habe ich erhalten und beehre mich, Folgendes zu erwiedern. Ihren Vorschlag, mich durch Augenzeugen von der Wahrheit der von Ihnen aufgestellten Behauptungen zu überzeugen, nehme ich gerne an, indem die dadurch erlangten Resultate auf das fernere Benehmen der Besatzung nothwendig von Einfluß sein müssen. Zu unserer vollständigen Ueberzeugung würde jedoch ein Besuch von Oos und Carlsruhe nicht genügen, da uns immer die Hoffnung bliebe, daß unsere Armee sich weiter im Oberlande hielte, und demnach Aussicht zu einem Entsatz vorhanden wäre. Verhält es sich wirklich so, wie Sie schreiben, daß unsere Armee nämlich ganz und gar aufgelöst ist, so muß es Ihnen wünschenswerth sein, uns davon die Gewißheit zu verschaffen. Ich ersuche Sie daher zu gestatten, daß unsere Abgeordneten bis in unser Hauptquartier, oder wenigstens bis zu unsern Vorposten reisen, und sich durch den Augenschein überzeugen dürfen, ob Ihre Waffen die unsrigen gänzlich besiegt haben.

Die Ihnen noch fehlenden Nummern der Zeitschrift „der Festungsbote" folgen anbei, und ersuche ich Sie, uns dafür gegen sofortige Bezahlung ein Exemplar des Frankfurter Journals vom 1. Juli an, wo das Abonnement wieder beginnt, gefälligst zukommen zu lassen.

Daß Sie der Oberin des hiesigen Frauenhauses gestattet haben, die Festung zu verlassen, hat die unangenehme Folge gehabt, daß beiliegende 15 Gesuche um gleiche Begünstigung

eingelaufen sind, die ich Ihnen zur gefälligen Berücksichtigung im Originale beilege.

Außerdem liegen noch einige Briefe offen bei, deren Beförderung ich Ihrer Güte anheimstelle. Schließlich ersuche ich Sie, mir so schleunig als möglich zu antworten.

(L. S.) (gez.) G. N. Tiedemann, Oberst."

Der General ging auf unsern Vorschlag ein; das Frankfurter Journal wurde jedoch nicht bewilligt, ebensowenig die Gesuche um Erlaubniß die Festung zu verlassen und Graf Gröben richtete in Bezug auf letztere folgendes Schreiben an das Bürgermeisteramt:

„Um ein langes und unnützes Blutvergießen zu verhüten, vermag ich auf die mir geäußerten Wünsche vom 17. d. M. nicht einzugehen.

Die Bewilligung für die würdige Oberin des Frauenklosters war eine Warnung für die Stadt.

Jetzt mögen die Väter der Stadt dafür Sorge tragen, daß ihre Söhne nicht länger gegen Recht und Pflicht ankämpfen, und daß die Stadt ihrem rechtmäßigen Landesherrn übergeben werde.

K. Q. Kuppenheim, 17. Juli 1849.

Der kommandirende General
(gez.) Gr. v. d. Gröben."

Das Eingehen des Generals auf den in unserm Schreiben enthaltenen, von mir ausgehenden Vorschlag, überraschte mich sehr; ich hatte es, offen gestanden, durchaus nicht erwartet, sondern vielmehr eine abschlägige Antwort gehofft, die unsere Voraussetzungen gerechtfertigt haben würde. Wir Alle glaubten nämlich kein Wort von den in Gröben's Schreiben enthaltenen Angaben in Bezug auf unsere Armee; wir nahmen Alles für „preußische Pfiffe," da wir unmöglich

denken konnten, daß die Truppen, die sich bei so manchen Gelegenheiten so brav geschlagen hatten und die im Seekreis noch so reiche Hülfsmittel finden mußten, ohne Gefecht bis über die Grenze laufen würden. War dies wirklich der Fall, dann mußte der Zustand der Armee schon bei dem Verlassen von Rastatt ein verzweifelter gewesen sein und sowohl Mieroslawski als Sigel mußten wissen, daß sie die Festung nicht entsetzen konnten. Dann war es aber eine Nichtswürdigkeit, 6000 Mann, ohne hinreichende Mittel zur Vertheidigung in einer unvollendeten Festung der Rache erbitterter Sieger Preis zu geben, und hielt man eine Besatzung derselben zum sicheren Davonlaufen für absolut nöthig, nun so konnte man wenigstens nur badische Soldaten und Volkswehren zurücklassen und alle fremde Freischaaren und stark compromittirte Personen ausscheiden.

Die Feuersignale, welche ich von Selz aus erhielt im Verein mit dem Eingehen Gröben's auf unsern Vorschlag, dämpften meine Hoffnungen sehr; allein das Nichtbewilligen des Frankfurter Journals war noch ein Strohhalm, an den wir uns auch nach der Antwort des Generals noch klammerten. Hatten wir wirklich gar nichts mehr zu erwarten, so mußte diese Ueberzeugung uns aus dem Inhalt eines einigermaßen unabhängigen Journals hervorleuchten, und der General hätte sich beeilen müssen, so dachte ich, uns dieselbe gewinnen zu lassen; er schlug das Journal ab, also waren wir noch nicht ganz ohne Hoffnung; die Art und Zuverlässigkeit derselben durch die Absendung einiger Deputirten zu erforschen ward also beschlossen.

Darüber waren wir im Kriegsrath einig, daß Bürgern der Stadt eine solche Mission nicht anzuvertrauen sei; denn wenn es auch genug ehrliche Männer unter ihnen gab, so färbt die vor Philisteraugen sitzende Angstbrille doch alle

Hoffnungsaussichten schwarz. Nun fragte es sich aber, wer von den Officieren der Garnison diese für uns so wichtige Reise machen sollte? Ich hätte mich gern dazu angeboten; allein Tiedemann, dem immer mehr die Zügel der Herrschaft entfielen, wollte mich nicht gern fortlassen, sagte aber, daß er mir die Unterhandlungen überlassen werde, sobald es so weit sei. Oberst von Biedenfeld schlug Major Biesele und Major Lang zu dieser Reise vor; letzteren nur, damit der erstere gewählt würde; allein gegen Biesele hatten noch Manche im Kriegsrath Mißtrauen, eingedenk der Rolle, die er bei den Zerwürfnissen am Beginn der Belagerung spielte, und Lang wurde — er erstaunte wahrscheinlich am meisten selbst über dieses Vertrauen — zum Abgeordneten der Garnison gewählt. Seltsamer Weise war der ganze Kriegsrath unzufrieden mit der Wahl und dieser nicht allein, sondern alle anderen Officiere und selbst die Soldaten seines eigenen Bataillons, die ihn verachteten. Ja, letztere schickten eine Deputation an den Gouverneur, mit der Bitte, Lang nicht fortzuschicken, da ihm nicht zu trauen sei.

Gegen seine Ehrlichkeit wußte ich nichts einzuwenden und daß Kanonendonner und Zischen von Spitzkugeln ihm Leibschmerzen verursachten war eine Schwachheit, kein Verbrechen; allein ich hielt ihn für das ihm aufgetragene Geschäft nicht gescheidt genug und überhaupt in keiner Weise seine Persönlichkeit dafür geeignet. Dieser Mensch war und blieb ein Corporal trotz seiner Majorsepauletts, und ich und wir Alle schämten uns bei dem Gedanken, daß nach diesem Mann, der auf der Reise mit manchen hohen Officieren der preußischen Armee zusammentreffen konnte, ein Urtheil über die Bildung der demokratischen Besatzung der Festung gefällt werden könnte.

Die verschiedenen über ihn gemachten Mißtrauenäußerungen blieben Lang nicht verborgen; allein er hatte auf diese Reise schon allerlei loyale — anders will ich sie nicht nennen — Pläne gebaut und that, als verstehe er nicht was man meine. Um ihm jedoch gar keinen Zweifel darüber zu lassen, bewog ich Lieutenant Hain, ihm dies schriftlich und unverblümt mitzutheilen, was derselbe in einem Briefe ohne Unterschrift that. Lang klammerte sich jedoch zu fest an die auf die Reise gebauten Hoffnungen und konnte sich nicht entschließen, davon zurückzutreten; ja als man im Kriegsrath ihn auf die allgemeine Mißbilligung seiner Sendung aufmerksam machte und ihm ein freiwilliges Zurücktreten so nahe als möglich legte, fing er fast an zu weinen.

Um einen Beschluß des Kriegsraths nicht ganz umzustoßen und Lang nicht zu sehr zu blamiren, wurde die Sache dahin erledigt, daß ich als Abgeordneter der Garnison gewählt wurde, den Lang nur der Form wegen begleiten solle; dieser bat selbst um diese Anordnung.

Es war etwa elf Uhr Morgens, Mittwoch den 18. Juli, als wir Beide, begleitet von einer Section Dragoner unter Lieutenant Harter und Trompetern am Eingange von Niederbühl anlangten. Wir waren Beide in Uniform, die dreifarbige Feldbinde quer über der Brust. In Niederbühl empfing uns der Kommandant der Stabswache, Kürassierlieutenant Graf Schmettow, welcher sich als derjenige ankündigte, der uns auf der Reise begleiten solle und händigte mir zum Einzeichnen der Namen eine von ihm unterschriebene Quittung über unsere beiden Personen ein, welche in der Festung bleiben sollte, bis wir in dieselbe zurückgekehrt sein würden. Nach einigem Zögern eröffnete uns Graf Schmettow — ich glaube er schickte deshalb einen Husaren ab — daß es „zu unserer eigenen Sicherheit“ und

Bequemlichkeit dienen würde, wenn wir in Civilkleidern reisten; wir würden weniger Aufsehen erregen und weit ungestörter unsere Beobachtungen machen können &c. Kurz, es war der Wille des Grafen Gröben oder des Prinzen von Preußen, daß wir nicht in Uniform reisten.

Da ich natürlich keine Civilkleider bei mir hatte und auch nicht wußte, was der Kriegsrath zu dieser mir sehr bedeutsam scheinenden Bedingung sagen würde, so mußten wir in die Festung zurückkehren. Wir fanden die Officiere bei der Parole versammelt. Tiedemann wollte gleich das Kind mit dem Bade ausschütten. Solche Schmach könne man nicht dulden, das sei eine Beschimpfung und er werde auf diese Bedingung nimmermehr eingehen. Ich ließ ihn austoben und ging mit den Mitgliedern des Kriegsraths in ein in der Nähe liegendes Gasthaus zur Berathung. Hier sagte ich, daß es weit wichtiger sei, den beabsichtigten Zweck zu erreichen und endlich zu erfahren, woran wir wären, als den militärischen Stolz Parade reiten zu lassen. Es handle sich hier um das Wohl von 6000 braven Männern und einer ganzen Stadt. Ich sei bereit in Civilkleidern zu reisen. Der Kriegsrath entschied nach meinem Wunsche.

Lieutenant Harter wurde nach Niederbühl zurückgeschickt; Graf Schmettow ließ sagen, daß er bis halb zwei Uhr warten werde; kämen die Abgeordneten bis dahin nicht, so sähe man die Verhandlungen für abgebrochen an. Später schickten die Preußen in die Festung mit der Mahnung zur Eile, da der letzte Bahnzug nach Freiburg um vier Uhr von Oos abgehe. Die Verzögerung, welche fast das Scheitern der Unterhandlung herbeigeführt hätte, fand ihren Grund in einem sehr geringfügigen Umstand. Meine Civilkleider hatte ich längst verschenkt und es waren in einer kleinen Stadt wie Rastatt fertige Kleider nicht so schnell aufzutreiben. Der Schneider wollte

dieselben nur gegen baar Geld hergeben, und da dasselbe bereits sehr rar war — man hatte mir zu meiner Mission zwanzig Gulden bewilligt! — so sträubte sich Tiedemann gegen die Zahlung. Im Begriff eine so wichtige Reise zu machen, bei der das Leben von Tausenden auf dem Spiele stand, versetzten mich diese Erbärmlichkeiten in großen Zorn; ich warf mein Portemonnaie dem Schneider wüthend vor die Füße, so daß es zerplatzte. Der Schneider nahm Vernunft an und das zerplatzte Portemonnaie zum Andenken mit.

Als wir nach Niederbühl kamen, hatte Graf Schmettow bereits den Ort verlassen und man sagte uns, wir könnten nicht mehr angenommen werden. Der wachthabende Officier entschloß sich indessen, uns dennoch zu melden; allein es dauerte sehr lange, bis der Graf mit einem elenden Wagen kam, auf dem wir bis Oos an die Eisenbahn fahren sollten. Tiedemann hatte mir ein langes, rein tolles Schreiben an den Grafen v. d. Gröben mitgegeben; ich war aber entschlossen es nicht abzuliefern, da es den Schreiber und uns Alle nur lächerlich machen konnte. Ich gab es daher dem Major Fach, der uns zu seinem Vergnügen bis Niederbühl begleitete, mit der Bitte, es zu verbrennen, ohne Jemand etwas davon zu sagen.

Auf dem Kutschersitz des Wagens hatten ein Feldwebel von der Infanterie und ein Unterofficier von den Kürassieren Platz genommen. Man verband uns die Augen, bis wir Niederbühl und das preußische Lager bei Förch passirt hatten. Graf Schmettow fragte mich, wie ich es mit dem mündlichen Verkehr zu halten wünsche, ob wir denselben bloß auf das Nothwendige beschränken, oder uns keinen Zwang anthun wollten; er bringe dies in Anregung, weil Gouverneur Tiedemann sich darüber beschwert habe, daß Graf

Gröben einen unserer Parlamentäre allerlei Dinge gefragt, die nicht zu dessen Auftrage gehörten. Dies war um so lächerlicher, als Tiedemann selbst sich stets in sehr unpassende Diskussionen mit den preußischen Parlamentairen einließ. Ich sagte dem Grafen, es wäre mir natürlich angenehm, der Unterhaltung auf unserer Reise keinen Zwang anzuthun, da wohl Jeder von uns wissen werde, was er zu verschweigen habe. Zugleich sagte mir der Graf, er habe mit seiner Ehre für unsere Sicherheit zu haften.

Ich muß gestehen, man hätte zu dem Auftrage, uns zu begleiten, keine passendere und für uns angenehmere Wahl treffen können. Graf Schmettow benahm sich in jeder Hinsicht durchaus seiner Stellung angemessen und so liebenswürdig und artig, als es unser Verhältniß nur immer gestattete. Dasselbe gilt von dem Feldwebel und dem Unterofficier; beide nannten mich im Gespräch „Herr Oberstlieutenant," allein wahrscheinlich war ihnen dies von Schmettow untersagt worden, denn nach unserer Ankunft in Oos vermieden sie es.

Ich hatte dem Grafen G r ö b e n während meiner Abwesenheit aus der Festung einen Waffenstillstand vorschlagen lassen; allein er war darauf nicht eingegangen und ich in großer Sorge, daß ein während meiner Entfernung stattfindendes Bombardement bei der Auflösung der Disciplin, der Stimmung der Bürger und der Schwachheit des Gouverneurs die Sachlage bedeutend verschlimmern möchte.

Es war schon ziemlich spät, als wir von Oos mit einem Extrazuge abfuhren. Spät in der Nacht kamen wir in Freiburg an, wo sich damals der Prinz von Preußen aufhielt. Wir wurden in mehreren Gasthöfen abgewiesen und mußten froh sein, daß wir endlich in einem Saal auf einer Streu ein Lager fanden.

Was ich am Morgen in Freiburg hörte und in den Zeitungen las, gab mir so ziemlich die Ueberzeugung, daß Graf Gröben uns nicht getäuscht und daß unsere Armee uns im Stich gelassen, ja bereits seit vierzehn Tagen die Schweizer Grenze überschritten habe! Und kein Mensch dachte daran, uns Nachricht zu geben, die wir auf den von Sigel versprochenen Entsatz hofften. —

Man hatte uns gesagt, wir sollten keine Waffen und keine Briefe mitnehmen; allein Lang hatte sich mit einer ganzen Menge der letzteren beladen, die Graf Schmettow durchsah und auf die Post gab. Ich benutzte diese Gelegenheit, meiner Frau und meinen Freunden Nachricht zu geben, die seit Mannheim nichts von mir wußten. Um nicht durch meinen Namen auf der Adresse die Aufmerksamkeit auf diesen Brief zu lenken, adressirte ich ihn an eine Freundin in Berlin, die mit meiner Frau in demselben Hause wohnte*). In diesem Brief schrieb ich:

„Freiburg im Breisgau, 19. Juli 1849.
Meine liebe Helene!

Ich schreibe Dir mit sehr bewegtem Herzen. Die Sache, für welche ich gekämpft habe, ist verloren, — verloren durch die Feigheit und Unfähigkeit der Menschen, welche sich an die Spitze unserer Armee stellten. Mieroslawski und Sigel sind durch Baden geflohen. Die Preußen haben, wie es scheint, das ganze Land besetzt. Nur Rastatt, in welchem der alte Oberst Tiedemann kommandirt und in welche Festung ich ebenfalls durch Zufall eingesperrt worden bin, hält sich noch. Wir thaten treu und tapfer unsere Pflicht; allein man ließ uns so schmählich in Stich, daß man nicht einmal ver-

*) Dies mag zugleich als Antwort auf die Seite 177 in Ficklers Buch enthaltene, hämische Notiz dienen.

suchte, uns Nachricht von der Niederlage der Unsrigen zu geben. Der General v. d. Gröben, welcher das Corps von Rastatt befehligt, hat uns anbieten lassen, einige Männer abzusenden, welche sich von der Vernichtung unserer Armee überzeugen sollen. Die Garnison hat dazu mich und den Major Lang gewählt. Gestern gegen Abend reisten wir in Begleitung des Lieutenants Grafen Schmettow nach Freiburg ab; allein um unnöthiges Aufsehen zu vermeiden in Civilkleidung. Leider scheint sich Alles, was man uns sagte, zu bestätigen. Von unserer Armee ist bis hierher keine Spur zu finden. — Welches nun unser Schicksal sein wird, das weiß ich nicht. Ich werde handeln, wie es mir Ehre, Klugheit und Menschlichkeit gebieten. Du kennst mich, meine Helene. Sollte dieser Brief der letzte sein, den ich Dir in meinem Leben schreibe, — nun so lebe wohl. Seit siebenzehn Jahren warst Du meine Lebensgefährtin. Die Ehe mit mir hat Dir kein Glück gebracht. Verzeih' mir, wenn ich meine Aufgabe, Dich glücklich zu machen nicht besser löste. — Sterbe ich für die Sache, der ich mein Leben weihte, — nun so weine um mich, denn ich verdiene es; laß Dich aber nicht vom Schmerz überwältigen. Denke daß es besser für mich ist, mit Ehren zu sterben, als in Schande zu leben. — (Folgen am Schluß einige persönliche Bestimmungen für den Fall meines Todes)."

Lang wollte gleich nach Rastatt zurückkehren; allein ich bestand darauf, daß wir unsern Auftrag vollständig erfüllten und bis Constanz gingen. Ich wollte Zeit gewinnen, um mich nach dem Zustande der Dinge und der Stimmung in Würtemberg und Frankreich zu erkundigen, um alle nur irgend zu unsern Gunsten sprechenden Chancen in Erwägung zu ziehen. Hatte es irgend einen vernünftigen Zweck, so dachte ich noch Mittel zu finden, die Besatzung wieder in

Ordnung zu bringen und die Festung Monate lang zu halten.

Der Prinz von Preußen, bei dem sich Graf Schmettow am Morgen meldete, wünschte, daß wir unsere Reise sehr beschleunigten; wenn auch der Waffenstillstand abgeschlagen war, so schien man doch entschlossen, mit dem Bombardement bis zu unserer Rückkehr zu warten, war aber ungeduldig, die Wirkung der 72 Stück Belagerungsgeschütz zu probiren, die man von Koblenz hatte kommen lassen. Der Prinz willigte indessen in unsere Reise bis Constanz, „da es einmal so versprochen worden sei.“ Ich entschied mich dabei aus mancherlei Gründen für den Weg durch den Schwarzwald über Donaueschingen.

Nur einmal war ich in Freiburg gewesen, als ich im vorigen Jahre Frau Herwegh aufsuchte, die zu Hecker nach Kandern gegangen war. Damals hatte ich nicht Zeit gehabt, die Stadt anzusehen und holte es jetzt nach. Ich ging mit Graf Schmettow natürlich auch in den Dom, dessen Inneres mir besser gefällt als das irgend einer Kirche, die ich gesehen habe; auch der Thurm giebt dem Straßburger an Schönheit nichts nach, wenn auch an Höhe. — An einem Thor der Stadt sah man noch die Spuren der vorjährigen Beschießung. Gegen Mittag fuhren wir mit vier Postpferden nach Constanz ab. Der Weg durch das Gebirge ist reizend und hätte mich zu jeder andern Zeit entzückt; allein der ernste Zweck dieser Reise trübte den Genuß der herrlichen Gegend.

Es war Abend, als wir nach Donaueschingen kamen. Hier lagen Meklenburger, deren Officiere durch die Neugier in den Gasthof getrieben wurden, in dem wir abgestiegen waren. Ein Oberst, der bei Ladenburg Schläge bekommen hatte, erkundigte sich mit großer Zungengeläufigkeit und unter vielem: „wenn man gewußt hätte“ und sonstigen Wenn und

Aber, das seine Ungeschicklichkeit beschönigen sollte, bei Lang, der damals in jener Gegend gestanden, nach einigen näheren Umständen. Es war ein hübsches kameradschaftliches Verhältniß unter diesen Officieren, selbst zwischen älteren und jüngeren, was man in Preußen so oft vermißt; sie ließen es sich im schönen Baden ganz wohl sein. Ein alter, gutmüthiger Major protegirte ein allerliebstes Mädchen, das wie die Tochter des Regiments gekleidet und, wie man mir sagte, eine leidenschaftliche Reiterin war. Auch einen preußischen Major und Flügeladjutanten des Königs traf ich hier an; einen artigen Mann, der gern Näheres über den Zustand in der Festung wissen wollte und dem ich sagte, daß die 10,000 Mann starke Besatzung noch für ein gutes halbes Jahr verproviantirt sei. Wir unterhielten uns in dieser Gesellschaft bei frischen Forellen ganz vortrefflich und fuhren erst nach zehn Uhr weiter.

Die Reise war beschwerlich, weil auf jeder Station der Wagen gewechselt wurde und das Wetter schlecht war. Während solchem Wechsel wäre es mir leicht gewesen, irgendwo zu verschwinden und das Würtembergische zu erreichen, von wo auch ich leicht weiter gekommen wäre, da ich in Civilkleidung war und noch Geld übrig hatte. Der Gedanke fuhr mir wohl durch den Sinn und die Versuchung lag nahe, denn ich konnte mir nicht verhehlen, daß unsere Sache vollkommen gescheitert sei und uns höheren Officieren ein hartes Loos bevorstehe, allein ich stieß solche feige Gedanken sogleich von mir; ich wollte nicht das Vertrauen täuschen, welches die Besatzung von Rastatt mir geschenkt hatte; ich wollte ihr bis zum letzten Augenblicke nach Kräften dienen und das Schicksal meiner Kameraden theilen. Graf Schmettow will allerlei Sicherheitsmaßregeln gegen einen Fluchtversuch getroffen haben; ich kann versichern, daß es mir

auf der Reise und in Constanz ein Leichtes gewesen wäre, trotz derselben zu fliehen. Das Zutrauen, welches er zeigte und die Mittheilung, daß er mit seiner Ehre für uns stehen müsse, wie die Sorge für meine eigene Ehre waren die besten Maßregeln, meine Flucht zu verhindern.

Am frühen Morgen kamen wir in Constanz an. Hier lagen 5000 Mann Hessen. Nachdem ich einige Stunden geruht hatte, ging ich in der Stadt spazieren, die ich noch nicht kannte. Der Wirth verschaffte mir Zeitungen, andere kaufte ich, um es den Kameraden schwarz auf weiß zu zeigen, daß sie schmählich im Stich gelassen und der Rache eines erbitterten Feindes überliefert waren. Ueberall auf unserm Wege trafen wir Truppen aus allen möglichen deutschen Vaterländern; ganz Baden war damit überschwemmt; man hatte es für nöthig gehalten, nicht weniger als 120,000 Mann gegen uns aufzubieten. Rastatt war von mehr als 20,000 Mann umschlossen und von Hoffnung konnte gar nicht mehr die Rede sein. Zum Ueberfluß standen an der Südgrenze noch 10,000 Oesterreicher, die man jedoch nicht in's Land ließ.

Um Mittag fuhren wir von Constanz ab, langten am Morgen in Freiburg an und fuhren nach Oos, wo wir Sonnabend den 21. Juli ankamen. Von Oos fuhren wir nach dem Lustschlosse Favorite, wo der Prinz von Preußen sein Quartier hatte. Ich bat Graf Schmettow, es möglich zu machen, daß ich den Prinzen spreche; ich wollte von ihm erfahren, was man mit uns ungefähr im Sinne habe. Der Graf versprach, meinen Wunsch dem Prinzen mitzutheilen, sobald derselbe von einer Recognoscirung zurückgekehrt sein würde. Wir erwarteten seine Rückkehr in der Hausmeisterei, wo mehrere preußische Officiere ihren Mittagstisch hatten. Einzelne gefielen sich darin, in meiner Gegenwart ihrem

Preußenthum den Zügel schießen zu lassen und dem Hasse gegen „das Gesindel“ Luft zu machen. Meine Stellung erlaubte mir keine Entgegnung, und ich begnügte mich, mit einem Lächeln diese indirecten Beleidigungen zu erwidern. Uebrigens muß ich der Wahrheit gemäß sagen, daß ich im Allgemeinen die Officiere nicht so taktlos gefunden habe. Als der österreichische General Eberle, der Erbauer von Rastatt, hörte, daß wir da seien, kam er auch und ermahnte zur Uebergabe der Festung. Er wandte sich jedoch nur an Lang und hatte wahrscheinlich seine guten Gründe dazu.

Endlich kam der Prinz mit seinem zahlreichen Gefolge von seinem Ritte zurück. In demselben sah ich mehrere badische Officiere, welche zum Theil von den Soldaten vertrieben waren, zum Theil freiwillig ihre Fahne verlassen hatten. Sie schienen mir recht unzufrieden, und wenn preußische Officiere sie betrachteten, geschah es stets mit spöttischen Blicken.

Ich ward nach der Favorite beschieden, wo ich den Chef des Generalstabes des Prinzen, einen Major Lindner glaub' ich, sprechen sollte. Ich hieß Lang mit mir gehen; denn erstlich wünschte ich bei der Unterredung einen Zeugen zu haben und zweitens wollte ich Lang, dem ich aus mancherlei Ursachen mißtraute, nicht mit den preußischen Officieren allein lassen; allein er wurde bedeutet, zurückzubleiben, da man mich nur allein sprechen wolle. Wie die Folge zeigte, war mein Mißtrauen vollkommen gerechtfertigt. Graf Schmettow hatte diesen Menschen bearbeitet; hatte seine Frau nach Oos kommen lassen und ihnen eine Unterredung gestattet, der wahrscheinlich noch andere Verhandlungen folgten; denn Lang versprach den Preußen, wenn die Uebergabe nach unserer Rückkehr vom Kriegsrath nicht beschlossen wurde, ihnen ein Thor zu öffnen, worauf sie

auf ein verabredetes Zeichen einmarschiren sollten.*)

Nachdem ich eine Weile in einem Gartenpavillon gewartet hatte, kam der Major. Ich sagte ihm, ich habe mich nun überzeugt, wie von außen für uns vorläufig keine Hülfe zu erwarten sei; allein wir wären ziemlich stark, hätten noch Proviant und Munition genug, und könnten uns noch lange halten. Dessenungeachtet glaube ich, daß man nicht abgeneigt sein würde, die Festung zu übergeben, wenn man uns freien Abzug bewillige. Der Major antwortete, „man werde sich auf Bedingungen nicht einlassen, da man sicher sei, die Festung zu bekommen, denn unser Proviant werde einmal zu Ende gehen. Da die Preußen Baden doch besetzt halten müßten, komme es nicht darauf an, ob man um Rastatt einige tausend Mann mehr liegen lasse. Man habe Zeit und könne warten. Uebrigens müsse ich mir nicht vorstellen, daß, wenn man auch Uebergabe ohne Bedingungen verlange, die Besatzung barbarisch behandelt werden würde. Schon die Menge der Theilnehmer an der Revolution mache, daß man zu strenge Maßregeln nicht durchführen könne. Was man von Füsilladen en masse erzählt habe, — mir hatte noch Niemand davon erzählt, und Die in der Festung ließen sich davon nichts träumen — sei eine Fabel; man werde alle Ursache haben, mit der Milde der Behandlung zufrieden zu sein."

Ich bemerkte ihm hierauf, wie ich allerdings glaube, daß man nicht zu strenge gegen das badische Militär verfahren werde, wie ich aber fürchte, die Rache möchte auf die Nichtbadener, besonders auf die Freicorps fallen, und für diese möchte wohl wenigstens freier Abzug zu bewilligen

*) S. 178 des Werkchens von Fickler: In Rastatt 1849.

sein, da sie sich keinesfalls auf Gnade und Ungnade ergeben, sondern gewiß irgend einen verzweifelten Entschluß fassen würden, der nothwendig auch den Preußen viele Leute kosten müßte. Der Major meinte, man werde es darauf ankommen lassen; er bemerkte mir aber, wie jeder Tag Verzögerung unser Schicksal nur verschlimmere. Bisher hätten wir, wie ich gesagt, weder von den verschiedenen Erlassen des Großherzogs, noch von der Auflösung der Insurgentenarmee etwas gewußt; dies sei nun nicht mehr der Fall und jener Milderungsgrund falle weg. „Genug," schloß er, „wir warten."

Sehr niedergeschlagen verließ ich ihn. Ich mußte gestehen, Alles, was er sagte, war so verzweifelt richtig, daß sich dagegen wenig einwenden ließ. Wir waren den Preußen sicher genug, und die Herren, welche commandirten, wären Thoren gewesen, wenn sie uns Bedingungen bewilligt hätten. Humanitätsrücksichten gelten nicht, wenn endlich der Moment zur heiß- und langersehnten Rache gekommen ist. Schlimmsten Falls konnten noch ein paar Tausend Demokraten umkommen, woran nichts gelegen, und einige Tausend Soldaten, woran manchem der Herren auch nichts gelegen, besonders da sie in manchen Ländern ohne Handgeld zu haben sind.

Als wir nach Niederbühl fuhren, bemerkte ich dem Grafen Schmettow, daß die Favorite keineswegs vor unsern Bomben sicher sei, und daß ich das Schloß nur geschont habe, weil ich das unnütze Zerstören hasse. Er zweifelte jedoch an der Möglichkeit, dorthin zu schießen, und ich versprach, ihm eine nur mit einem Briefe anstatt mit Pulver gefüllte Bombe hinzusenden. Ebenso versprach ich, ihm einen Kübel mit Eis zu schicken, weil er gesprächsweise geklagt hatte, daß es daran in der Favorite gänzlich fehle. Ich

nahm vor Niederbühl von ihm und den beiden andern Begleitern Abschied.

Am Thore erwartete uns eine Menge Neugieriger; allein ich sagte Niemanden, wie es draußen stehe, bevor ich nicht dem Kriegsrath Bericht abgestattet hatte. Dasselbe schärfte ich Lang ein, den ich alsald auf das Schloß beschied. Er versprach, sogleich zu kommen, er wolle nur einen Augenblick nach Hause gehen; er kam aber nicht, sondern rannte unter den Soldaten umher und schwatzte wie ein altes Weib. Ich habe ihn auch, so viel ich mich erinnere, seitdem nicht wieder gesehen, sondern hörte nur, daß er die Absicht gehabt, mit seinem Bataillon sogleich in das preußische Lager zu marschiren und sich zu ergeben; sein Bataillon hätte das aber für Schurkerei erklärt und nicht gewollt.

Schon auf der Reise hatte ich mich über diesen Major schwer geärgert, weil ihm die Feldwebelachselklappen überall unter den Majorsepauletts hervorsahen. Sobald ein preußischer oder anderer Stabsofficier mit ihm sprach, setzte er sich gleich in Feldwebelpositur, und gingen wir auf der Straße, so folgte er mir und Schmettow mit dem Feldwebel und dem Unterofficier, die wirklich größere Ehre, als solche Gesellschaft verdienten. Nichts war spaßhafter, als wenn es sich irgendwo auf der Reise um Trinkgelder handelte; er wollte nie begreifen, daß es sich passe, dieselben zu geben, und ich mußte ihn förmlich dazu zwingen. Die badischen Feldwebel standen sonst in dem Rufe, gern selbst Trinkgelder zu nehmen, und Lang hatte immer die Miene, als warte er auf eins.

Die Officiere, die mich am Thore empfingen, sagten mir, sie freuten sich, daß ich wieder da sei, denn kaum habe ich die Festung verlassen gehabt, so sei überall der Teufel los gewesen. Tiedemann sei völlig übergeschnappt und treibe

die närrischsten Dinge. Mit den Soldaten sei nicht mehr auszukommen, dieselben thäten, was sie wollten und gehorchten Niemand mehr. Sie drängen mit Gewalt in das Proviantmagazin und holten, was ihnen gefalle. — Reiter, den ich antraf, sagte mir, es seien höchstens noch für acht Tage Lebensmittel vorhanden! Ich erschrak darüber sehr, denn das war entscheidend. Bisher hieß es immer, wir hätten noch für mehrere Wochen zu leben. —

Am Abend des Tages, an welchem wir die Festung verlassen hatten, erhielt Tiedemann ein Schreiben von dem Grafen von der Gröben, in welchem er unsere Abreise mittheilte. Beigelegt waren eine Bekanntmachung Brentano's, „die Grabrede, welche dieser von der Schweiz aus seinem Wirken und der badischen Revolution gehalten hatte," das Heidelberger Journal und ein Schreiben des alten Tiedemann an seinen Sohn, über dessen Inhalt ich dem durch den Heldentod des Sohnes, mehr als durch seine Wissenschaft geehrten Vater zu lieb — kein Wort verlieren will. Ich wollte, ich hätte zehn Söhne, und alle zehn stürben so ehrenvoll wie Tiedemann!

Dieser hatte sich während meiner Abwesenheit Drohungen und persönliche Beleidigungen aller Art gefallen lassen müssen; dazwischen trieben die exaltirten Republikaner und die exaltirten Ergebungsphilister ihr Spiel und Lumpereien aller Art wurden vorgenommen, die zu erbärmlich sind, um sie zu erwähnen. *)

---

*) Was Herr Fickler von einem provocirten Befreiungsversuch eines preußischen Gefangenen erzählt und von meiner Wissenschaft an diesem „Schurkenstreich" fabelt, ist mir ganz fremd. Ich habe noch nie an einem Schurkenstreiche Theil genommen. S. Seite 255 des oben erwähnten Buches.

Der Kriegsrath kam gegen Abend in meiner Wohnung zusammen, und ich erstattete ihm treu und gewissenhaft meinen Bericht. Ich erklärte: „Wir hätten nicht mehr die geringste Hoffnung; wir müßten uns unter allen Bedingungen ergeben; wir könnten es höchstens noch einige Tage verzögern, allein damit sei nichts gewonnen, im Gegentheil erbitterten wir dadurch den Feind. Ich würde für ein Durchschlagen stimmen, wenn die geringste Hoffnung auf einen günstigen Erfolg denkbar sei; allein ein solcher Entschluß setze die Truppen dem sichern Verderben aus. Lang sei bereits überall umhergelaufen, habe durch Verkündigung seiner Jeremiaden die Leute entmuthigt, und wir würden nicht den fünften Theil derselben zu einem solchen Entschlusse bewegen. Kämen wir auch an den Rhein, so fänden wir keine Schiffe und würden von den Preußen eingeholt und gefangen, oder niedergemetzelt werden. Unsern Leuten könne unmöglich viel geschehen, da die Menge zu groß sei und aus Egoismus — weil vielleicht für uns Anführer einige Hoffnung des Entkommens sei, — dürfe man nicht ein nutzloses Blutbad herbeiführen."

Meine auf die gesunde Vernunft und die Sachlage gegründeten Vorstellungen fanden Eingang und es ward beschlossen, auf möglichst gute Bedingungen zu kapituliren, indessen auf den andern Morgen den großen Kriegsrath zusammenzuberufen, welcher aus sämmtlichen Officieren und einigen Leuten von jeder Compagnie bestand. Ich mußte lächeln, als ich vernahm, welche sanguinische Hoffnungen Einige unter uns noch hegten. Das mindeste, was man fordern, und worauf man bestehen müsse, sei freier Abzug für alle Fremden, und zwar mit Gepäck und Waffen, welche letztere man erst am Rhein ablegen wollte. Biedenfeld hatte sogar noch jetzt Bedingungen im Sinn, nach welchen die Officiere in ihren Chargen bleiben sollten.

Vor der Versammlung des Kriegsraths hatte der schreiblustige Tiedemann, ohne daß ich etwas davon wußte, folgendes Schreiben abgeschickt:

„Rastatt, 21. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt
an
den Herrn K. Gr. v. d. Gröben, G.-L. und commandirenden General des zweiten Corps der Rheinarmee im K. Q. Kuppenheim.

Nachdem die von mir entsandten zwei Officiere soeben zurückgekehrt sind, für deren Beförderung ich danke, berief ich reglementmäßig den Kriegsrath und wird Ihnen bis morgen zwölf Uhr der Beschluß der Besatzung unfehlbar zukommen.

Ferner brachte ich in Vorschlag, sogleich einen Waffenstillstand bis zur besagten Stunde Morgens zwölf Uhr Ihnen in Antrag zu stellen, um weiteres unnützes Blutvergießen in diesem traurigen Bruderkampfe zu verhindern, und glaube ich im Interesse militärischer Ehrenhaftigkeit und allgemeiner, gerechter Billigkeit die Genehmigung dieses meines Vorschlags von Ihnen gewärtig sein zu können; bitte mir nur noch heute Kundschaft hiervon geben zu wollen, um meiner Garnison hiervon Kenntniß geben zu können.

(L. S.) (gez.) G. N. Tiedemann,
Oberst."

Die Antwort des Generals lautete:

„Meine Aufforderung vom zweiten Juli giebt die Richtschnur. Ich erwarte morgen um zwölf Uhr die Erklärung.

Kuppenheim, 21. Juli 1849.

Der commandirende General.
(gez.) Gr. v. d. Gröben.

An das Commando der Festung Rastatt."

Um acht Uhr am Morgen des 22. Juli — es war Sonntag — kam im Saal des Schlosses der große Kriegsrath zusammen. Tiedemann las meinen Bericht vor, und ich fügte einige Worte hinzu, die ich mit der Versicherung schloß, „daß ich die Uebergabe für nothwendig und längeres Beharren für Unsinn halte."

Die Aufregung war allgemein. Da waren Viele, welche sehr große Worte im Munde führten, aber weder etwas Gescheutes, noch etwas Ausführbares vorbrachten. Nach kurzer Debatte ward beschlossen, die Uebergabe der Festung auf so gute Bedingungen als möglich einzuleiten; ich ward auf Tiedemann's Vorschlag beauftragt, die Unterhandlung zu führen und zu diesem Ende noch diesen Vormittag mich in's preußische Lager zu begeben. Zugleich beschloß man, — auf wessen Antrag habe ich vergessen — um dem Feinde ein Zeichen des Vertrauens zu geben, daß ich Major von Hindersin mitnehmen solle.

Böning verlangte, daß man in dem Schreiben, welches ich mitnehmen sollte, die Freischärler berücksichtige und bemerken möge, daß diese Fremden sich nicht in das Land gedrängt, nicht die Revolution gemacht hätten, sondern daß sie von einer im ganzen Lande anerkannten Regierung in öffentlichen Blättern zum Dienste derselben aufgefordert und berufen worden wären.

Nachdem der große Kriegsrath sehr gedankenvoll auseinandergegangen war, setzte ich folgendes Schreiben auf, in welches Tiedemann einige Redeblumen flechten wollte, die er aber auf mein bestimmtes Verlangen wegließ:

„Rastatt, den 22. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt
an
den K. Gr. v. d. Gröben, commandirenden General des zweiten Corps der Rheinarmee ꝛc. ꝛc. Corpsquartier Kuppenheim.

Dem großen Kriegsrathe wurde soeben durch unsere nach Freiburg und Constanz Abgeordneten die Lage der gegenwärtigen Verhältnisse klar dargestellt. Das Resultat der Berathung war: daß man unter den obwaltenden Umständen zwar Willens sei, die Reichsfestung zur Verfügung des Reichs zu stellen, für welches man sie bis jetzt gehalten habe; daß man aber die zu unsern Gunsten sprechenden Thatsachen dazu benutzen müsse, über das Schicksal der Besatzung wenigstens klare Bestimmungen zu erhalten.

Die Soldaten und Volkswehren fügten sich der im Lande bestehenden und anerkannten Regierung, und fochten für die Reichsverfassung, welche sie noch unter dem Großherzog beschworen hatten, und welche von dem größten Theil der deutschen Fürsten anerkannt wurde.

Der Großherzog hatte mit seinen Ministern das Land verlassen, und so die Soldaten gezwungen, der an seine Stelle sich setzenden Regierung zu gehorchen. Die Proklamationen des Großherzogs sind von ihnen fern gehalten worden, und ihnen ebensowenig zur Kenntniß gekommen, wie das Anbieten von Verzeihung für alle Die, welche sich bis zum 5. Juni dem Großherzoge wieder unterwerfen würden, da die Festung bereits seit dem Ende des vorigen Monats so eng cernirt war, daß kein Blatt hineingelangen konnte.

Die sich in der Festung befindenden Fremden boten der in Baden allgemein anerkannten Regierung ihre Dienste zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung an. Ihre Dienste wur-

den angenommen, und sie stehen in einer Categorie mit den Truppen.

Die ganze Besatzung, für eine loyale Sache fechtend, glaubt vollkommen in ihrem Rechte gehandelt zu haben, und verwahrt sich daher gegen den Titel Rebellen und die gegen solche gebräuchliche Behandlung. Jetzt, da die provisorische Regierung sich aufgelöst hat, was die Besatzung erst seit heute Morgen weiß, und der Großherzog sein Recht auf die Regierung fernerhin behauptet, — was er durch sein Verlassen des Staats aufzugeben schien — so steht die Besatzung keinen Augenblick an, sich ihrem rechtmäßigen Fürsten zu unterwerfen, und stünde er mit einem Baden'schen Heere vor dem Thore, so würde die Besatzung ihm ohne alles Mißtrauen entgegenziehen. Die Zusicherungen von milder Behandlung aber, die uns von dem Anführer der königlich preußischen Truppen gemacht werden, sind nicht ganz geeignet, die Besatzung zu beruhigen, wenn sie nicht etwas bestimmter gefaßt werden. Da die Besatzung die Festung noch hat, da sie dieselbe noch mehrere Wochen halten kann, während welcher bei dieser bewegten Zeit Ereignisse in den Nachbarländern möglich sind, die den Entsatz zur Folge haben könnten; da ferner durch die sofortige Uebergabe dem Reich große Ausgaben und Schaden erspart werden, so glaubt die Besatzung, daß es wenigstens billig sei, ihre Wünsche zu berücksichtigen: daß nämlich alle Theile der Besatzung, Soldaten, Volkswehren und Fremde, gleichmäßig behandelt werden möchten, oder daß man den Letzteren freien Abzug nach Frankreich oder der Schweiz bewillige.

Um indessen zu zeigen, daß die Besatzung gern auf dem Wege des Vertrauens entgegen kommt, so ist beschlossen worden, daß der gefangene königlich preußische Major des

Generalstabes Hindersin zugleich mit diesem Briefe in das preußische Corpsquartier geschickt werden soll.

(L. S.) (gez.) G. N. Tiedemann, Oberst."

Auf meinem Wege hielt ich vor Bastion XXX, um den preußischen Major mitzunehmen, der nebst seinem Bedienten in den Wagen stieg. Sander, der den Major oftmals im Gefängniß besucht hatte, drückte ihm die Hand zum Abschied und der Major sagte, „er würde dessen eingedenk sein, was er versprochen habe"; wahrscheinlich sich für Sander zu verwenden, was auch geschehen zu sein scheint.

Nachdem wir in Niederbühl einige Zeit hatten warten müssen, fuhren wir, ich mit verbundenen Augen, in's preußische Lager. Mein Kutscher mußte mit verbundenen Augen am Wege sitzen bleiben und ein Soldat nahm seinen Platz auf dem Bocke ein. Wir hielten, und nachdem ich mit Hülfe des herzukommenden Grafen Schmettow aus dem Wagen gestiegen war, führte mich dieser eine Strecke, und am Gemurmel rings um uns entnahm ich, daß wir im Lager waren. Endlich forderte der Graf mich auf, mich tief zu bücken und das Tuch abzunehmen. Wir befanden uns in einem kleinen, runden Zelt, in welchem ein Tisch mit Schreibzeug nebst einem Stuhl standen und wo mich der Graf allein ließ.

Der Feldgottesdienst war grade geendet und nach einiger Zeit des Wartens trat, oder kroch vielmehr Graf Karl von der Gröben, commandirender General des zweiten Corps der Rheinarmee, ins Zelt.

Der Graf war damals ein schöner, noch nicht alter Mann; seine gelockten dunklen Haare fingen kaum an grau zu werden; sein Gesicht trug den Ausdruck der Güte und Milde, dem sein Benehmen und der Ton seiner Stimme entsprachen.

Ich übergab ihm mein Schreiben und nachdem er es gelesen, sagte ich, ich sei von der Besatzung von Rastatt beauftragt, wegen Uebergabe der Festung zu unterhandeln. Der Graf mochte wohl am Ausdruck meines Gesichts, wie an dem Schwanken meiner Stimme erkennen, wie schmerzlich mich dieser Auftrag berührte und fand daraus Veranlassung zu sagen, daß das Loos der Besatzung ein besseres sein würde, als wir Alle erwarteten. Der Großherzog sei ein milder Herr. Die Truppen, welche sich in Freiburg ergeben hätten, seien auf Fürsprache des Generals von Hirschfeld sogleich entlassen worden; an seiner Fürsprache für uns solle es ebenfalls nicht fehlen und er zweifle nicht, daß dieselbe bei dem Großherzoge ebensoviel Werth haben werde, als die des Generals von Hirschfeld. Bedingungen könne man jedoch der Besatzung nicht zugestehen, sondern verlange die Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Dieses Wort klinge allerdings hart; allein ich solle ihm nur Vertrauen schenken und ich werde sehen, daß er dasselbe rechtfertigen würde. Auf meine Frage, was man wohl mit der Besatzung beabsichtigte, antwortete er, „daß man nur mit einigen der Hauptanführer ein Verhör anstellen und die gemeinen Soldaten wahrscheinlich sogleich entlassen werde."

Ich erwiderte ihm, wie ich kaum glaube, daß namentlich die Freischaaren sich auf Gnade und Ungnade ergeben würden. Hier befehlige der Prinz von Preußen und ich würde es daher vorziehen, direct mit dem Großherzog zu unterhandeln. Die Besatzung bestehe größtentheils aus seinen Unterthanen und er müsse um so eher zur Milde geneigt sein, als ja alle seine Bekanntmachungen, seine Verkündigungen von Verzeihung für die Rückkehrenden, die doch den Zweck gehabt Eindruck zu machen, diesen Zweck nicht hätten erreichen können, da sie uns wegen der strengen Umschließung von Rastatt gar nicht bekannt ge-

worden wären. Jetzt, da wir sie kennten, seien wir ja bereit uns zu unterwerfen, und ich nähme für die Besatzung die Amnestie in Anspruch, welche am sechsten Juli für alle Diejenigen erlassen worden sei, die bis zum fünfzehnten zum Gehorsam zurückgekehrt sein würden.

Der Graf erinnerte sich dieser Verordnung und glaubte, sie müsse noch auf seinem Schreibtische, oder beim Civilkommissär liegen. Jedenfalls solle uns Alles zu gut kommen, was irgend welchen andern der aufständischen Truppen zu gut gekommen sei. Er wolle gleich nachsehen, ob er jene Bekanntmachung nicht finde. Was die directe Unterhandlung mit dem Großherzog angehe, so werde sich das umsocher machen lassen, als sich derselbe in Mainz aufhalte, wohin man ja mit der Eisenbahn bald gelangen könne.

Der General ging und schickte den Grafen Schmettow. Es war außerordentlich heiß an diesem Tag und in dem niedrigen Zelte herrschte solche Schwüle, daß man es kaum darin aushalten konnte. Um einen Luftzug herzustellen wurde das Zelt an verschiedenen Stellen von der Erde gelöst; Graf Schmettow legte sich am Eingang auf die Erde, um so viel Luft als möglich zu haben. Da ich einen brennenden Durst bekam, bat ich um etwas Wasser. Man brachte fast ungenießbares Murgwasser, welches erst trinkbar wurde, als Schmettow Zucker und Wein kommen ließ. Wenn die Preußen kein anderes Wasser tranken, so war es nicht zu verwundern, daß Krankheiten in ihrem Lager überhand nahmen, die überhaupt durch den in der letzten Zeit gefallenen Regen sehr begünstigt wurden. Es war so feucht, daß die Soldaten ihr Brod nicht trocken halten konnten und es an Leinen im Zelt aufhängen mußten, von denen es, vom Regen durchweicht, oft von selbst herabfiel. So erzählten mir preußische Soldaten.

Einige Stunden mußte ich in der Mittagshitze in diesem Dampfbade zubringen, bis der General zurückkam. Er war bei dem Prinzen von Preußen gewesen und aus dem bekümmert-verlegenen Ausdruck des Gesichts schloß ich, daß dieser andere Ansichten in Bezug auf unser Schicksal hatte als der Graf. Nachdem Graf Schmettow uns verlassen, sagte Gröben, daß er die großherzogliche Bekanntmachung, von der wir geredet, nicht gefunden, der Civilkommissar müsse sie haben; allein derselbe sei nicht zu Hause. Er habe hier eine andere Bekanntmachung, wenn auch nicht die richtige und fragte mich, ob ich sie kenne?

Es war die Verkündigung der — Standgerichtsgesetze! Ich sagte der Wahrheit gemäß, ich sehe sie zum erstenmal, meinte aber lächelnd, es könne dem Großherzog wohl schwerlich einfallen danach zu handeln, wolle er nicht sein Land ruiniren. Verfahre man nach diesen Gesetzen, gegen welche die des Drakon milde wären, so könne man zwei Fünftel der Badener erschießen und zwei Fünftel ins Zuchthaus stecken. „Nun sehen Sie wohl!“ sagte der General, „schon die Menge der Schuldigen verbietet eine Anwendung.“ Jede seiner Aeußerungen ging dahin, mir die Ueberzeugung einzuflößen, daß man diese Standgerichtsgesetze nicht auf uns anwenden werde. „Ich erinnere mich“, sagte er, „sehr wohl der Bekanntmachung, von der Sie sprachen, und es ist mir recht fatal, daß ich sie nicht finden kann; indessen verlassen Sie sich darauf, daß Alles, was andern Ihrer Truppen irgendwo zu gut gekommen ist, auch der Besatzung von Rastatt zu gut kommen soll.“ — Ich hatte keinen Grund, diese Nichtanwendung der Standgerichtsgesetze zu bezweifeln, um so mehr, da ich in den auf meiner Reise gelesenen Journalen kein Wort von standrechtlichem Verfahren gegen die in Mannheim und anderswo gefangenen Theilnehmer

der Revolution gelesen hatte. Unverantwortlich und von bösen Absichten unwiderlegbar zeugend ist es, daß die großherzoglichen Bekanntmachungen, welche doch für uns bestimmt waren, nicht in die Festung geschickt wurden. Gab man uns dabei noch sichere Nachricht von dem Schicksal unserer Armee, so bin ich überzeugt davon, daß die Uebergabe sogleich stattgefunden haben würde; allein damit wäre Manchem nicht gedient gewesen; man wollte Rache.

Der Graf schien persönlichen Antheil an mir zu nehmen und äußerte später, daß er sich in der That zu mir „hingezogen gefühlt habe“; er sagte mir mit dem Ausdruck aufrichtigen Wohlwollens, wie sehr er bedaure, mich in diese traurige Angelegenheit verwickelt zu sehen und meine Bemühungen in Bezug auf die Uebergabe von Rastatt würden gewiß auf die Milderung meines Schicksals Einfluß haben. Da mir dies eine Andeutung schien, mich zu irgend welchen persönlichen Forderungen zu veranlassen, so erwiderte ich etwas rasch und achselzuckend: „Ich habe nun einmal diesen Weg eingeschlagen und diesen muß ich auch fortgehen“; womit ich nur sagen wollte, daß Geschehenes sich nicht ändern lasse und ich die Folgen meiner Handlungsweise tragen müsse. Persönliche Rücksichten leiteten mich nicht bei meinen Bemühungen, ich handle nach Pflicht und Gewissen und im Auftrage der Besatzung von Rastatt. — Im Laufe des Gespräches sagte der General, die Preußen erstrebten einzig und allein die Einheit Deutschlands; auch er trage ein Herz für Deutschland in der Brust und habe für Deutschlands Freiheit gefochten, obwohl er nicht zum Soldaten bestimmt gewesen sei.

Der General verließ mich noch einmal und blieb ziemlich lange aus. Er hatte am Morgen bei meiner Ankunft mir vorgeworfen, daß wir gestern Abend den Bahnhof in Brand gesteckt hätten; ich sagte ihm jedoch, daß dies ohne

Befehl und sicher nicht durch unsere Leute geschehen sei, welche gar kein Interesse dabei haben könnten, dies Gebäude zu zerstören. Jetzt sagte er mir', daß es durch seine eigenen Truppen geschehen sei, die auch schon, um ferneres Einsammeln des Getreides zu verhüten, dies an verschiedenen Stellen in Brand gesteckt hatten.

Die mehrerwähnte großherzogliche Bekanntmachung hatte sich noch nicht gefunden und sollte sich vermuthlich nicht finden; allein Gröben wiederholte die gemachten Zusicherungen, und als ich für die Fremden nochmals freien Abzug begehrte, sagte er, es müsse bei der Uebergabe auf Gnade und Ungnade bleiben, ich solle aber Vertrauen zu ihm haben. „Excellenz," sagte ich, „ich will es darauf wagen; ich will dem großen Kriegsrathe mittheilen, was Sie mir versprochen haben und hoffen, daß derselbe mein Vertrauen theilt. Morgen werde ich Ew. Excellenz die Antwort bringen." Der General gab mir die Hand und verließ das Zelt. Ich fuhr gleich darauf mit schwerem Herzen nach der Festung zurück. Es war fünf Uhr Nachmittags; mein Kutscher saß noch immer am Wege mit verbundenen Augen und blinzelte unter dem Tuche hervor zum Amüsement der Soldaten.

In der Festung konnte man gar nicht begreifen, wo ich so lange blieb. Ich ließ sogleich den kleinen Kriegsrath in meine Wohnung berufen, um ihm den Erfolg meiner Sendung mitzutheilen. Durch Schmettow war ich an den versprochenen Kübel mit Eis erinnert worden; Tiedemann gestattete seine Absendung durch einen Dragoner; statt der gleichfalls versprochenen Bombe, die zu unglücklich fallen konnte, da der Prinz in Favorite war, schickte ich sechs weniger gefährliche Flaschen Champagner und einige Zeilen an Graf Schmettow. Der Wein soll zurückgesandt worden sein.

Ich kann mir durchaus nicht erinnern, daß ich ein Schreiben des Grafen Gröben mitgenommen habe; ja ich möchte fast mit Bestimmtheit das Gegentheil behaupten; allein es hat sich Folgendes vorgefunden:

„Preußen kämpft nicht für sich, sondern für Deutschlands Einheit, für seine wahre Freiheit. Zunächst in Baden für Se. Königliche Hoheit den Großherzog von Baden.

Wenn die Besatzung sich den vor Rastatt stehenden preußischen Truppen ergibt, so ergibt sie sich ihrem rechtmäßigen Landesherrn.

Die Uebergabe erfolgt aber dann nur auf Gnade und Ungnade.

Auf besonders zu bewilligende Bedingungen kann nicht eingegangen werden. Ich werde mich jedoch dahin verwenden, daß der Besatzung all diejenigen Rücksichten zu Theil werden, welche die Umstände gestatten.

Im Lager vor Kuppenheim, den 23. Juli 1849, um $3^1/_2$ Uhr. Der commandirende General,
(gez.) Gr. v. d. Gröben."

Die Mitglieder des Kriegsrathes waren sehr bestürzt über meine Mittheilungen und konnten sich nicht an die Zerstörung der Hoffnungen gewöhnen, die sie noch am Tage vorher trotz meiner nackten Darlegung der Verhältnisse, genährt hatten. Es ist ein beständig von mir an unserer Partei gerügter Fehler, daß man auf Täuschungen so sehr viel gibt. Daß man die Gegner und zu Zeiten auch die Masse unserer Partei täuscht oder, was dasselbe ist, Facta günstiger darstellt, als es sich mit der Wahrheit verträgt, mag hin und wieder durch die Klugheit gerechtfertigt und als ebenso erlaubt betrachtet werden wie eine Kriegslist; daß man sich aber fortwährend selbst täuscht, ja täuschen will und die

nackte Wahrheit und Jeden der sie sagt, förmlich fanatisch von sich stößt, ja daß die Führer, die doch vor allen Dingen nach klarer Uebersicht streben sollten, sich um die Wette überbieten einander Lügen aufzubinden, das ist eine unbegreifliche Praxis, für deren Bezeichnung ich keine Worte zu finden weiß! Auch in Rastatt gab es selbst unter den Führern Leute, die sich an eine lügenhafte Auffassung der Verhältnisse so gewöhnt hatten, daß sie die Wahrheit gar nicht begreifen konnten. Ich mußte alle Kraft der Rede und Logik aufbieten, die sämmtlichen Mitglieder des Kriegsrathes zu dem vollen, klaren Bewußtsein unserer trostlosen Lage zu bringen. Es wäre vielleicht noch möglich gewesen, durch eine vernünftige Eintheilung der Lebensmittel in den Magazinen und Bürgerhäusern, durch Verkürzung der täglichen Rationen auf die Hälfte, durch Schlachten der überflüssigen Pferde und ähnliche Mittel, die Festung noch für mehrere Wochen zu halten, wenn die Besatzung nicht in einem solchen unbotmäßigen Zustande gewesen wäre. Doch ich würde mir zugetraut haben, den guten Geist und die Ordnung in der Festung wiederherzustellen, ja die Besatzung mit Begeisterung zu erfüllen, wenn ich durch die Aussicht auf Erreichung eines großen, unsere Sache fördernden, vernünftigen Zweckes unterstützt worden wäre; allein ein solcher war nicht vorhanden. Nach meiner vollkommenen Ueberzeugung mußte ich im Interesse der Humanität, der Besatzung selbst, ja unserer Partei, Alles thun, was in meinen Kräften stand, die Uebergabe der Festung zu bewirken, nachdem ich, solange es vernünftig, ja noch ein Schein von Hoffnung für uns vorhanden war, mehr als Einer in Rastatt gethan hatte, die Uebergabe zu verhindern.

Hirnverbrannte Demokraten, die mit der Zunge ungeheure Thaten vollführten, wenn keine Gefahr vorhanden war

und mit ihren flinken Beinen noch ungeheuerere, wenn die Gefahr sich nahte; solche Leute haben mich wegen der Uebergabe von Rastatt Verräther genannt; ja sie haben die großen Summen aufgezählt, für welche ich die Festung an die Preußen verkauft haben soll; allein was geschehen hätte können, das haben diese Leute nicht angegeben, oder was sie angaben war ebenso abgeschmackt wie all ihr Thun.

Was wäre dadurch gewonnen gewesen, wenn wir uns bis zum Aeußersten gehalten hätten, wenn auch der Zustand der Besatzung eine Zögerung erlaubt hätte? — Nichts als der Tod von sechstausend braven Menschen und der Preußen, unserer deutschen Brüder, welche sie sterbend getödtet hätten; die Zerstörung einer Stadt, der Ruin unzähliger Familien und ein größerer Triumph der andern Partei. „Nein!" schreien meine Maulhelden, „ewiger Ruhm wäre Euch zu Theil geworden; ja das Volk wäre aufgestanden, hätte Euern Heldentod gerächt, wie ein Phönix hätte die Freiheit sich verjüngt aus dem brennenden Rastatt erhoben, die Tyrannei wäre gestürzt worden — (und wir wären wieder Redacteure lukrativer Journale, mit guten Diäten versehene Deputirte und phrasenschleudernde, aufgeblähte Clubpräsidenten oder was wir sonst waren)!" — Die Geschichte würde unsere zwecklose Aufopferung einen Narrenstreich genannt, das Volk würde sie im ersten Jahr vergessen haben und es würden noch mehr ehemalige Volksführer „zur Einsicht" und guten Posten gekommen sein, als es so der Fall gewesen ist.

Es gehörte einige Selbstverläugnung von meiner Seite dazu, zur Uebergabe zu rathen; denn bei einem wahnsinnigen Versuch zum Durchschlagen, würde ich, wenn ich gewollt hätte, nicht nur haben entschlüpfen, sondern auch noch den Namen eines Helden ernten können, obwohl ich dann den eines Verräthers verdient hätte. Es wäre nicht schwer ge-

wesen, ein paar tausend Mann zu einem solchen verzweifelten Versuch zu bewegen; die braven Freischaaren, die am meisten zu fürchten hatten, wären sicher gefolgt. Ich hätte Maßregeln getroffen, die Aufmerksamkeit des Feindes auf einen andern Punkt zu lenken und würde mich mit aller Macht auf einen Punkt am Rhein geworfen haben, welchen wir ohne große Schwierigkeit genommen und für eine kurze Zeit behauptet haben würden. Nun hätte man Mittel gesucht, über den angeschwollenen Rhein zu kommen; Einzelne hätten sich gerettet; — die Preußen wären herangedrängt; — den Säbel in der Faust hätte ich geschrieen: „Mir nach tapfere Brüder!“ und wäre mit meinem langen Rappen heldenmüthig zuerst in den Rhein gesetzt. — Ich wäre hinüber gekommen, denn ich schwimme wie ein Fisch; allein meine „tapfern Brüder“ wären im Rhein ertrunken, oder von den Preußen jämmerlich niedergemetzelt worden. Die demokratischen Blätter würden Lieder auf den „Helden Corvin“ gesungen haben, — während dieser, in der Ueberzeugung, daß er wie ein Schuft gehandelt, sich wahrscheinlich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben würde. — Ich habe gehandelt, wie ich von Freiburg meiner Frau schrieb, „wie es Humanität, Ehre und die Umstände“ erlaubten und jetzt, nachdem ich weiß, was ich damals nach den Versprechungen des Grafen Gröben in Bezug auf die Besatzung nicht denken konnte, nachdem ich selbst in Folge meiner Handlungsweise mehr gelitten habe als kaum ein anderer Theilnehmer an der Revolution, — auch jetzt noch segne ich meinen Entschluß; denn jeder andere, zu dem ich die Besatzung vielleicht hätte bestimmen können, würde mehr Blut und mehr Thränen gekostet und der Sache, der ich mein Leben gewidmet, weniger genützt haben.

Man verzeihe mir diese Abschweifung; kehren wir in den Kriegsrath zurück. — Nachdem ich ein klares Bild unserer Hülfslosigkeit entworfen hatte, prüfte ich, was wir im Fall unserer Uebergabe auf Gnade und Ungnade zu fürchten, was wir von den Umständen, allgemeinen Rücksichten und dem Versprechen des Generals von Gröben zu erwarten hätten. Ich schilderte der Wahrheit gemäß den Eindruck den derselbe auf mich gemacht, ich wiederholte seine Worte, malte den Ausdruck seiner Miene und sprach die Ueberzeugung aus, daß ich ihn für einen menschlichen, wohlmeinenden Mann von Ehre halte, der keines Betruges fähig und Willens sei, seine Versprechungen wahr zu machen. Meine Kameraden hörten mich ernst an; sie wußten, daß ich es ehrlich meinte, daß ich meine innerste Ueberzeugung aussprach und Verstand und Vorurtheilsfreiheit genug besaß, die Umstände zu beurtheilen; sie beschlossen die Uebergabe auf Gnade und Ungnade und die Berufung des großen Kriegsrathes für den andern Morgen.

Ich sehe den ganzen Kriegsrath noch so lebhaft vor mir, daß ich die Scene malen könnte. Links von mir am Fenster Tiedemann, rechts Biedenfeld, neben ihm Böning, dann Jacobi, Heilig und die Andern im Kreise umher, Leiner, der das Protokoll führte, auf dem Sopha. Es war ein erhebender Augenblick, als die Mitglieder des Kriegsrathes mit fester Hand das Protokoll und muthmaßlich damit ihr Todesurtheil unterschrieben; denn über unser Schicksal machten wir uns keine Täuschung mehr, wenn auch einige nicht grade an den Tod dachten; ich für meine Person war darauf gefaßt.

Als der Kriegsrath aufgehoben war, fragte Böning mit unsicherer Stimme, und Lefebre fragte ihm mit den Augen nach: „Aber Corvin, was wird denn aus uns?“ —

Ich antwortete: „Wir thun unsere Schuldigkeit als Männer von Ehre und opfern uns für unsere Leute; ein guter Hirte giebt das Leben für seine Schaafe.“ — Noch seh ich, wie der alte Böning darauf, sein graues Haupt mit beiden Händen fassend, gebeugt und wortlos zur Thür hinausging, während der rüstigere Lefebre nach Fort B eilte, in der Absicht, die Flüchtlingslegion zu versammeln und zu irgend einem verzweifelten Schritte zu bewegen. Ich rief ihm warnend zu, an das Beste Aller zu denken und schickte einige zuverlässige Personen nach, um womöglich unüberlegte Schritte zu verhüten, welche Alle ins Verderben stürzen konnten.

Ich selbst ging in die Stadt, welche ich in lebhafter Aufregung fand. Die Nachricht von der Botschaft, die ich gebracht, und der Beschluß des Kriegsrathes hatten, sich schnell verbreitet, obgleich letzterer eigentlich bis zum andern Morgen geheim hätte bleiben sollen. Ueberall hatten die Soldaten Gruppen gebildet und tauschten ihre Befürchtungen aus. Ich mischte mich unter sie, ermuthigend und tröstend. Mit schmerzlicher Genugthuung sah ich, daß meine Worte niemals ihren Zweck verfehlten, und wie mir von allen Seiten Beweise der Achtung, des Vertrauens und der Liebe gegeben wurden. So strenge ich auch war, nie hat ein Officier, Soldat oder Freischärler einem Befehl von mir keine Folge geleistet, oder mir eine naseweise Antwort gegeben.

Tiedemann erließ folgende Bekanntmachung!

„Kameraden! Mitbürger! Morgen früh acht Uhr wird der große Kriegsrath in dem Lokal, wo er heute versammelt war, von Neuem berufen, um die Antwort, welche uns vom preußischen Lager geworden ist, mitgetheilt zu erhalten. Ich erwarte erforderlichen Ernst und keinerlei Excesse, damit wir am Ende unsere edle Sache nicht besudeln mit Vergehen und

Verbrechen. Die Preußen haben um einen Kübel Eis gebeten, welcher ihnen durch einen Unterofficier übersandt werden wird. Der Gouverneur:
G. N. Tiedemann, Oberst."

Während der Nacht fielen in der Stadt Excesse vor, wie sie wohl auf Schiffen, die dem Untergange nahe sind, stattzufinden pflegen. Soldaten hatten die Magazine erbrochen und allerlei Gewaltthätigkeiten verübt, welche die Einwohner mit gerechten Besorgnissen erfüllten.

Soldaten von verschiedenen Lünetten waren truppweise desertirt und größere Abtheilungen hatten die Absicht geäußert, dasselbe zu thun, „wenn die Geschichte noch lange daure." Hätten die Preußen in dieser Nacht einen Angriff gemacht, die Festung wäre ohne Mühe in ihre Hände gefallen.

Montag, am 23. Juli, war der Schloßhof voll Soldaten und Freischärler, die alle nach der Montirungskammer oder der Kasse wollten, um noch einige Fetzen Tuch, oder andere nutzbare Gegenstände für sich aus dem Schiffbruch zu retten.

Unter ziemlichem Tumult kam der große Kriegsrath zusammen; allein auch Andere drangen in den Saal und ich machte mich auf stürmische Auftritte gefaßt. Die Sache ging indessen ruhiger ab, als ich erwarten konnte. Ich sagte der Versammlung ungefähr dasselbe, was ich dem kleinen Kriegsrath gesagt. Alle sahen ein, daß wir, welche die Uebergabe bereits beschlossen, mehr zu fürchten hatten als sie Alle, und dieser Gedanke verfehlte seinen Eindruck nicht.

Wenn ich auch das früher angeführte Schreiben des Generals von Gröben vom 22. Juli um 3½ Uhr, in dieser Versammlung nicht vorlas — weil ich es nicht hatte; möglich, daß es nach meiner Rückkehr an Tiedemann gelangte — so

sprach ich doch mit ganz bestimmten Worten aus, daß die Uebergabe auf Gnade und Ungnade erfolgen müsse; mit der vollen Kenntniß dieses Umstandes wurde sie beschlossen und ich damit beauftragt, die Unterhandlung so gut es mir möglich sein würde, zu Ende zu bringen.

Nun trat Tiedemann auf und verlangte, daß die Uebergabe noch im Laufe des Tages stattfinden solle, da bei der Zügellosigkeit der Besatzung die größte Gefahr für die Stadt vorhanden sei. Kein Mensch sei mehr auf seinem Posten und die Preußen könnten während der Nacht die Festung einnehmen und sie dann als eine erstürmte behandeln. Biedenfeld und andere Officiere unterstützten diese Ansicht durch Erzählung trauriger Thatsachen.

Mir ging das nun eigentlich zu schnell; ich hoffte durch geschicktes Laviren die Preußen doch noch zu bewegen, die directe Unterhandlung mit dem Großherzog zu gestatten. Man ging aber darauf nicht ein mit Rücksicht auf die erwähnten Verhältnisse, welche eine Beschleunigung der Uebergabe erforderten, doch überließ man mir es, den Versuch zu machen.

Ein aus dem Schloßhof heraufschallender wüster Lärm bestätigte die im Kriegsrath ausgesprochenen Befürchtungen. Ich eilte hinab und sah Artilleristen, Dragoner, Infanteristen und Freischärler die Montirungskammer stürmen und mit ganzen Ballen gestohlenen Tuches davon eilen. Die Beamten der Kammer und einzelne gutgesinnte Soldaten suchten ihnen zu wehren; Officiere stürzten sich in das Gewühl, ohne daß ihren Befehlen Folge geleistet worden wäre. Um diesem Unwesen ein Ende zu machen, wurden die beiden Alarmgeschütze, jedoch vorerst nur blind geladen, gegen die keckstenHaufen abgefeuert und ein Mann an der Hand verwundet,

worauf die Menge auseinanderstob, besonders als sie den Befehl hörte, mit Kartätschen zu laden.

Als ich mich fertig machte, in das preußische Lager zu fahren, kam Biedenfeld und sagte, er wolle mich begleiten, um das Nöthige wegen des Ausmarsches der Truppen bei der Uebergabe zu vernehmen; in meine Unterhandlungen wolle er sich nicht mischen. Möglich, daß seine Begleitung auch noch einen andern Zweck hatte, ich weiß es nicht; allein mir war sie ganz recht, da sie mich jedenfalls gegen spätere Nachrede sicher stellte; denn ich war darauf gefaßt, daß Leute, welche die Verhältnisse nicht kannten, mich schief beurtheilen würden; wie weit sie in dieser Hinsicht gehen würden, ahnte ich aber wirklich nicht! Ich hielt es jedoch nicht für anständig, daß Biedenfeld mich gewissermaßen so als Mitläufer begleite, und setzte meiner Vollmacht, mit Tiedemanns Einwilligung, noch den Namen Biedenfelds bei. Diese Vollmacht lautete:

Rastatt, den 23. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt.

Vollmacht.

Der Oberst von Biedenfeld, Commandeur des dritten Regiments und Oberstlieutenant und Chef des Generalstabes, Otto von Corvin-Wiersbitzki, erhalten hiermit von mir und der gesammten Besatzung die Vollmacht, wegen der Uebergabe der Reichsfestung Rastatt, nach den ihnen ertheilten mündlichen Instructionen, mit dem Befehlshaber des Belagerungsheeres zu unterhandeln und definitiv abzuschließen.

Der Gouverneur:

(gez.) G. N. Tiedemann,

Oberst.

Zugleich hielt Tiedemann es für nöthig, noch ein Schreiben an den General v. d. Gröben mitzugeben; es war wie das letzte und lautete:

„Rastatt, den 23. Juli 1849.
Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt.
an
den Herrn Grafen v. d. Gröben ꝛc.

In Beantwortung Ihres Gestrigen, in untenstehendem Betreffe, theile ich Ihnen den Beschluß der Besatzung von Rastatt mit, welcher dahin lautet, sich Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge zu ergeben, und spreche ich die feste Ueberzeugung aus, daß die in unsern Reihen sich befindenden Fremden billiger und gerechter Weise betrachtet und behandelt werden möchten als solche, welcher einer von einem ganzen Lande anerkannten Regierung ihre Dienste anboten, und durch sie bedienstet, ja daß dieselben durch öffentliche Blätter aufgefordert wurden; auch befindet sich meines Wissens keiner der Rädelsführer der Bewegung in unserer Mitte.

Ihre Gefangenen wurden entlassen.

(L. S.) Der Gouverneur.
(gez.) G. N. Tiedemann,
Oberst."

Gegen zehn Uhr Morgens fuhren wir in das preußische Lager; wir fanden die preußischen und anderen Gefangenen, einige vierzig Mann, bereits vor Niederbühl. General v. d. Gröben schien die Nachricht, daß wir die Festung noch heute übergeben wollten, mit vielem Vergnügen zu vernehmen, und ich besprach mit ihm die Punkte der Kapitulation; denn wenn auch keine eigentlichen Bedingungen zugestanden werden sollten, so hoffte ich doch irgend etwas in die Kapitulation

mit aufgenommen zu sehen, was mit dem Versprechen des Generals in Einklang stand.

Während wir noch darüber sprachen, kam eine schriftliche Meldung, die den Grafen zu überraschen schien: Hauptmann X. sei im Fort A. Der General theilte uns die Meldung mit und sagte: „Ich will von diesem Umstand keinen Gebrauch machen, sondern den Befehl ertheilen, daß der Hauptmann sich zurückzieht.“ — Ein Deserteur aus der Festung wollte sich durch die Preußen schleichen; er wurde erwischt und der preußische Officier ließ ihn in die Festung zurückbringen, „da man den Kerl doch schon bekomme.“ Die badischen Soldaten und Bürger luden die preußische Patrouille zum Frühstück ein, was dieselbe annahm. General von Cölln, besorgt wegen des Ausbleibens der Patrouille, hatte eine Compagnie nachgeschickt und man ihr ohne Umstände die Thorwache übergeben. Auf Befehl des Grafen Gröben zog sich die Compagnie zurück.

Die Kapitulation kam endlich zu Stande: Nachdem wir dieselbe verabredet hatten; schrieb sie Graf Gröben eigenhändig nieder; sie lautet wie folgt:

Verhandelt im Lager zu Niederbühl den 23. Juli 1849.

Es erschienen unter heutigem Dato als Abgesandte der Besatzung der Festung Rastatt die in den beiliegenden Dokumenten als Oberst v. Biedenfeld und Oberstlieutenant Otto v. Corvin-Wiersbitzki Bezeichneten, mit Vollmacht ausgerüstet, um über die Uebergabe der Festung Rastatt zu unterhandeln. —

Als Bedingungen wurden festgesetzt:

1) Die Besatzung unterwirft sich auf Gnade und Ungnade Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von

Baden, und ergiebt sich den vor der Festung stehenden preußischen Truppen. Sie nimmt dabei die Gnade Seiner Königlichen Hoheit in Anspruch, die andern Truppen unter ähnlichen Verhältnissen bewilligt sein soll. Eine feste Zusage kann der kommandirende General des 2. Armeecorps nicht geben, wird aber seine gestern gegebene Verheißung zu erfüllen bemüht sein.

2) Heute Nachmittag um drei Uhr wird das Fort C den preußischen Truppen übergeben, welche zum Ottersdorfer Thor einrücken, und von einem Officier der Besatzung werden geführt werden. — Dieser Officier meldet sich schon in Rheinau bei dem Oberst von Rommel.

3) Die Besatzung rückt in drei Kolonnen heute um fünf Uhr und zwar möglichst gleichmäßig vertheilt aus; voran die Artillerie, dann Linie, dann Volkswehr — die Kavallerie zu Fuß (unter Zurücklassung der Pferde).

4) Auf dem Glacis werden sämmtliche Waffen abgelegt, das Gepäck der Officiere wird auf Wagen aus der Festung, unter preußischer Bedeckung, nachgeführt. Die höheren Führer können zu Pferde sein.

5) Der Kommandant übergiebt einem preußischen Officier, welcher um zwei ein halb Uhr als Parlamentär sich bei der Festung ankündigt, das Verzeichniß sämmtlicher vorhandenen Truppentheile, nach Waffen geordnet, sämmtlicher Geschütze, Gewehre, Munition, Provision, Pläne und Alles dessen, was zur Ausrüstung der Festung gehört.

6) Die preußischen Truppen werden am Iffezheimer Walde, um vier ein halb Uhr, bei Niederbühl und an der

Carlsruher Straße im Nieder-Rastatter Walde stehen und die Besatzung daselbst in Empfang nehmen.

7) Die Bürgerwehr legt heute um zwei ein halb Uhr Mittags auf dem Rathhause die Waffen ab.

Im Auftrag des kommandirenden Generals des 2. Corps der Rheinarmee, Generallieutenants Grafen v. d. Gröben.

(gez.) v. Alvensleben,
Major im Generalstabe.

(gez.) v. Biedenfeld, (gez.) v. Corvin-Wiersbitzki,
Oberst. Oberstlieutenant.

Graf Gröben hatte, „um uns das demüthigende des Gewehrstreckens zu ersparen," den Ausweg gewählt, daß wir die Waffen auf dem Glacis niederlegen sollten. Das Exemplar, welches Biedenfeld und ich unterzeichneten, war von der eigenen Hand des Grafen geschrieben und wurde von ihm sogleich vor das Zelt hinausgegeben, wo es mehrmals copirt wurde. Unterdessen kam der Graf nochmals in das Zelt und theilte uns den Wunsch mit, daß die Officiere keine Epauletts tragen möchten, da doch mehrere der Linienofficiere früher eine niedrigere Charge bekleidet hätten. Diesen Wunsch hatte wahrscheinlich ein badischer Officier ausgesprochen.

Ob die Kapitulation, die ich oben angeführt habe, ganz genau bis auf die Sylbe mit dem vom Grafen geschriebenen und von mir unterzeichneten Original übereinstimmt, vermag ich nicht mehr mit Bestimmtheit zu behaupten; die Copie, welche uns in die Festung mitgegeben wurde, unterschrieb im Auftrage des Generals ein Major des Generalstabes von Alvensleben.

Sehr niedergeschlagen, wenigstens was mich betrifft, kehrten wir nach Rastatt zurück. Biedenfeld aber schien ganz vergnügt und sagte, er wolle zum Niederbühler Thor hinaus-

ziehen, mit fliegenden Fahnen und mit — Musik. Ich fragte ihn, ob er wahnsinnig geworden sei? allein er wollte sich nicht davon abbringen lassen.

Beim Abschied hatte General Gröben mich dringend aufgefordert Alles aufzuwenden, bei der Uebergabe Excesse zu verhindern und daß nicht etwa geschossen werde. Die Landwehr sei sehr erbittert und wenn man sie reize, sei für nichts zu stehen; man thue zwar was man könne, die Disciplin zu erhalten, allein —. Ich versicherte mein Möglichstes thun zu wollen, und er versprach „meiner zu gedenken," wenn die Uebergabe pünktlich nach der Kapitulation und ohne Störung vor sich gehen würde. Ich dachte an die berühmten Mißverständnisse und daran, daß man in der Geschichte genug Beispiele von Treulosigkeit kennt, wo trotz aller Kapitulationen wehrlose Besatzungen niedergemetzelt wurden; allein ich dachte auch wieder an das edle Gesicht des Grafen Gröben, und alle Besorgnisse, daß er seinen Namen durch solche Schandthaten beschmutzen könnte, verschwanden; es war indessen doch gut, daß es mir damals nicht auffiel, wie er die Kapitulation nicht eigenhändig unterschrieben, sonst möchte mich doch vielleicht der Gedanke beunruhigt haben, daß diesem Umstand der Widerwille zu Grunde liege, seinen Namen unter einer Kapitulation zu sehen, die man nicht zu halten gedachte. Weder mir, noch Biedenfeld, noch Tiedemann fiel indessen damals die fehlende Unterschrift des Grafen v. d. Gröben auf, und wenn man mich auch später vielfältig wegen dieses Fehlers getadelt hat, so kann ich mich doch nicht weder von der Wichtigkeit der Sache, noch davon überzeugen, daß es eine so große Einfalt war, das mit einem deutschen Grafen und kommandirenden General vereinbarte Kapitulations-Dokument nicht wie einen von einem verdächtigen Gläubiger ausgestellten Wechsel zu

betrachten. Außerdem drängten die Zeit und die Umstände. Ich hatte die Instruction, die Festung unter allen Umständen vor dem Abend zu übergeben; es war schon zwei Uhr und die Soldaten machten keine Umstände mehr, die Preußen einzulassen. Zögerte ich, so konnte man jede Verhandlung abbrechen und die Festung mit Gewalt nehmen. —

Bei der Rückkehr händigte ich Tiedemann die Kapitulation ein, der sie dem großen Kriegsrath bekannt machte. Ich forderte alle Officiere dringend auf, bei ihren Leuten dahin zu wirken, daß sie bei der Uebergabe sich würdevoll und ruhig verhielten und durchaus keinen Vorwand zu „Mißverständnissen" gäben.

Nachdem ich Tiedemann empfohlen hatte alle Papiere zu verbrennen, begab ich mich in meine Wohnung, um dasselbe zu thun. Als es geschehen, befahl ich meinem Bedienten meine wenigen Effekten zu packen und um halb fünf Uhr den Wagen und meinen Rappen zu bestellen; zu dem Ritt, welchen wir vorhatten, besaß der Gaul Muth genug, während diesmal sein Herr zitterte. Nachdem ich so mein Haus bestellt hatte, beschloß ich mich bis halb fünf Uhr um nichts mehr zu bekümmern; hatte ich doch seit meiner Abreise nach Constanz nicht eine ruhige Minute gehabt.

Ich ging zu einer mir bekannten Familie, die mir Freundliches erwiesen hatte, um Lebewohl zu sagen. Man bot mir an, mich zu retten. Man wollte mich so gut verbergen, daß mich Niemand finden solle und nach einigen Tagen könne ich in irgend einer Verkleidung die Festung und Baden verlassen. „Nein," sagte ich, „ich darf nicht fliehen, grade ich muß den Becher bis zum Grunde leeren." — Wäre ich entflohen, dann hätten meine Feinde Grund gehabt

zu sagen, das sei so abgekartet gewesen mit den Preußen, welchen ich Rastatt verkauft. Ich blieb und wohl mir, denn sie haben es dennoch gesagt. Ich brauche kein Wort darüber zu verlieren: ein Todesurtheil, sechs Jahre einsame Gefangenschaft und Verfolgungen, die mich in's Exil trieben, haben diese feige Verläumdung wiederlegt.

Dreizehntes Capitel.

Die Uebergabe. — Wetterfahnen. — Abschied. — Dr. Waitz. — Wie pünktlich man die Kapitulation hält. — Preußische Dissonanzen. — Fort A. — Die Kasematten. — Die erste Nacht. — Hunger und Durst — Mein Brief an General Gröben. — Verpflanzung des Generalstabs. — Das Bermengebäude. — Preußen und Freischärler. — Die ersten Todten. — Biedenfeld. — Elsenhans. — Skizzen. — Lieutenant Hain. — Major Kraut. — Lieutenant Forster. — Oberst Knoll. — Lieutenant Sigel. — Herrmann. — Major Woynitzki. — Sensburg. — Dr. Welker. — Kasemattenstillleben. — Preußische Junker. — Major von Weltzien. — Preußisches Kosackenvergnügen. — Ein Generalstab im Hemde. — Wie wir aussahen. — Nachtstück. — Alarm. — Feinde ringsum! — Verhör. — „Ich bin kein Preuße, will kein Preuße sein!" — Mein Adjutant Judas Lindemann. — Tiedemann erschossen. — Der Brief an seine Frau. — Adieu Kameraden — Professor Kinkel. — Bastion XXX. — Tiedemanns Gefängniß. — Major Fach.

Als es Zeit war begab ich mich in's Schloß, wo ich meinen Wagen vorfand, der mit den Effekten der Officiere des Generalstabs bepackt wurde; er sollte demselben zum Niederbühler Thore hinaus folgen. Statt des Rappens kam der Falbe, denn Tiedemann hatte ersteren meinem Burschen ohne Umstände abgenommen, um das stattliche Thier für seinen letzten Ritt statt seiner Schindmähre zu besteigen.

Als ich über den Marktplatz ritt, fiel mein Blick auf das Rathhaus, und so traurig ich war, mußte ich lachen: es war über und über mit weißen Bedientenservietten und badischen Fahnen geputzt; einige Philister machten sich breit auf dem Balkon, wahrscheinlich die Festreden, die sie zum

5*

Empfang des revolutionären Heeres gehalten hatten, zu dem der Preußen ummodelnd. Ich ritt grade vor den Balkon, und nachdem ich das Rathhaus von oben bis unten besehen, rief ich hinauf: „Schöne Dekoration das! und so schnell gemacht; — und die Fahnen hängen so schön nach dem Wind!“ Damit ritt ich lachend weiter.

Ich hatte den Befehl gegeben, daß mich der Generalstab am Thor erwarten solle und ritt in das Fort C, welches indessen von den Preußen noch nicht besetzt war. Ich fand nur einzelne Ingenieurofficiere, die es sich mit großem Interesse besahen. Als ich aus dem Fort zurück kam, traf ich ein an der Murg aufgestelltes Bataillon Volkswehr. Ich ritt die Front hinunter; die Leute drängten sich aus den Gliedern um mein Pferd, um mir zum Abschied die Hand zu drücken; ich bat sie freundlich meines Namens zu gedenken, wenn ich für sie gestorben sein würde; ich habe es redlich mit ihnen gemeint.

Als ich schon fast am Ende des Bataillons war, trat ein Wehrmann mit geschultertem Gewehr an mich heran und meldete mit Lächeln: daß er bei diesem Volkswehr-Bataillon eingetreten sei. Ich kannte ihn wohl; es war der verkleidete Dr. Waitz, welcher bei den Unruhen in Thüringen von den Preußen gefangen genommen, zu funfzehn Jahre Festungsstrafe verurtheilt, aber entkommen war. Ich fragte: „Wie heißen Sie?“ — „Müller.“ — „Es ist gut, treten Sie ein.“ — Später war viel Fragens nach Dr. Waitz und ich machte mir die Freude, irreleitende Antworten zu geben. Wie ich hörte, ist der Doktor glücklich entkommen. Ob Dr. Neuhaus, der in derselben Lage war, ebenso glücklich gewesen, habe ich nicht erfahren können.

Am Niederbühler Thor fand ich den Generalstab; wir erwarteten noch das dritte Regiment und ich ritt einstweilen

allein zum Thor hinaus. Zu meinem Erstaunen fand ich unmittelbar neben demselben die preußischen Truppen, welche nach §. 6 der Kapitulation am Rande des fernen Waldes stehen und uns dort erwarten sollten. Die Sache an und für sich war nicht so wichtig, hätte aber sehr leicht zu Konflikten führen können, die man so wenig zu wünschen und dadurch so geflissentlich zu provoziren schien. Rechts von mir hielten Stabsofficiere; ich rief ihnen zu: „Ihre Truppen stehen hier? Das ist gegen die Kapitulation!" — Alsbald hörte ich aus dem Gliede rufen: „Was will der Kerl?" — Ich wandte mein Pferd, um zu meinen Truppen zurückzukehren, als einer der Stabsofficiere mir zurief: „Hier geblieben! Sie gehen nicht wieder in die Festung!" — „Ich muß zu meinen Leuten und nach der Ordnung sehen," antwortete ich und ritt im Schritt in die Festung. „Will der Hund nicht noch räsonniren!" ertönte es wieder aus der Reihe der Soldaten. — Mir kochte das Blut. Die Verletzung der Kapitulation gleich von vorn herein machte mit Recht mißtrauisch; hätte ich entschlossene Truppen hinter mir gehabt, ich würde noch jetzt die Thore haben schließen und das Glacis mit Kartätschen haben fegen lassen. Allein was war unter den obwaltenden Umständen zu machen? — Ich mußte meinen Zorn hinunterwürgen.

Ein lustiger Marsch schallte mir entgegen! Biedenfeld hielt was er gesagt und kam mit Musik und fliegenden Fahnen. Ich eilte ihm entgegen und bat ihn, die Musik schweigen zu lassen; allein er fragte ganz naiv: „Warum denn?" — Kaum hatte er das gesagt, so traf auch ein was ich gefürchtet hatte. Ein junger, preußischer Ingenieurhauptmann ritt an das Regiment heran und schrie wie besessen: „Wer hat befohlen, daß die Musik spielt?" Biedenfeld sagte: „Ich habe es befohlen." Der Hauptmann fuhr

ihn aber an und brüllte: „Herr in's Dreideivelsnamen, halten Sie das Maul, Sie haben hier einen Dreck zu befehlen! Hier befehle ich!“ — Nach preußischer Armeetheologie giebt es nämlich auch eine Dreieinigkeit des Teufels. — „Ich habe nur Befehle von General Gröben anzunehmen,“ antwortete Biedenfeld. — „Wollen Sie wohl Ihr Maul halten! Ich bin hier im Auftrage des Generals!“ — „Das ist etwas Anderes.“ — Die Musik hatte vor den preußischen Dissonanzen schon von selbst geschwiegen. Das hatte nun Biedenfeld von seiner Taktlosigkeit! Er, ein alter Soldat, der die Brust voll Orden hatte, mußte sich das von einem jungen Menschen bieten lassen!

Ich ritt an der Spitze der Truppen zum Thor hinaus. Links am Wege stand ein Bataillon Landwehr; ebenso war das Glacis besetzt. Der Landwehr gegenüber stand eine Schwadron Husaren, und die vierte Seite des großen Vierecks ward wieder von Infanterie gebildet. Rechts vom Wege hielt General v. d. Gröben mit dem Stabe. Hinter demselben unter andern Officieren stand gleichsam incognito der Prinz von Preußen. Tiedemann, der hinter uns herkam, ritt uns vorbei grad auf Graf Gröben zu, dem er seinen Säbel übergeben wollte; dieser rief den Armeeprofoß, denselben in Empfang zu nehmen. Wenn Tiedemann wirklich erbleichte, so geschah es wohl nur, weil er dies als eine Beleidigung empfand. Ich setzte mich derselben nicht aus und bog mit dem Stab gleich rechts ab, wo wir unweit der Husaren abstiegen, und ohne Aufforderung unsere Säbel an die Erde warfen.

Das dritte Regiment setzte vor uns seine Gewehre zusammen und wurde dann wieder in das Thor zurückgeführt. Die ganze Procedur dauerte entsetzlich lange, bis zu ein=

brechender Dunkelheit. Der Stab — etwa zwanzig Officiere — stand noch immer auf dem Platz, als unsere Truppen denselben bereits verlassen hatten. Endlich erfuhren wir den Ort unserer Bestimmung. Wir stiegen zu Pferde — dagegen hatte man nichts — und folgten unter Infanteriebedeckung einem Officier über das Glacis durch den Graben und eine Poterne in das Fort A. Unser Wagen mit dem Gepäck, der auf diesem Wege nicht folgen konnte, sollte uns auf einem andern nachkommen.

Im Fort A angelangt, stiegen wir ab. Unsere Pferde wurden aufgezeichnet — es hieß, wir sollten sie wiedererhalten — und fortgeführt. Der preußische Officier hatte geäußert, wir könnten uns wählen, wo wir im Fort vorläufig untergebracht sein wollten, und ich wählte die Baracke, in der Jakobi als Fortkommandant gewohnt hatte und die einen erträglichen Aufenthalt bot. Der Officier führte uns dorthin, — oder eigentlich wir führten ihn, denn er kannte ja die Festung nicht — aber die Baracke war verschlossen und wir mußten vor der Thüre bleiben, bis es ganz dunkel war. Es hatte unterdessen angefangen zu regnen und das Wetter wurde rauh und kalt.

Wir meinten, es handle sich nur um ein Unterkommen für die Nacht und wir würden am Morgen vorläufig in die umliegenden Ortschaften gelegt werden, bis man „mit einigen der Aufrührer ein Verhör angestellt" habe und dann die Truppen in ihre Heimath entlassen. Es war ein tröstlicher Gedanke, es wenigstens erreicht zu haben, daß man uns als Kriegsgefangene betrachtete; mit Rebellen, mit Verbrechern hätte man keine Kapitulation schließen können. Auf uns konnten die Standgerichtsgesetze nicht angewandt werden und General Gröben hatte ja meiner Meinung in dieser Hinsicht beigestimmt. Freilich hatten wir uns auf

Gnade und Ungnade ergeben und man konnte uns nach dem Wortlaut sammt und sonders todtschießen; allein dann hatten wir ja durch die Kapitulation ein Recht erworben, ebenso behandelt zu werden, wie die Truppen, die sich in Freiburg ergeben hatten; von denen war noch Niemand weder erschossen, noch in ein Zuchthaus gesperrt worden; das mußte den Maßstab geben. Uebrigens fiel es auch Niemand ein, uns als etwas Anderes, denn als Kriegsgefangene zu betrachten und der Kommandant der Festung sprach es später gradezu aus, indem er sagte — (ich habe es mit eigenen Ohren gehört): „Nach meiner Meinung verdienen Sie natürlich Alle den Tod; allein Sie sollen nun einmal als Kriegsgefangene betrachtet werden, und darum sollen Sie anständig behandelt werden.“ —

Nach langem Warten, welches mir hinlänglich Zeit zu solchen Betrachtungen ließ, kamen zwei badische Officiere, die mit den uns bewachenden preußischen sprachen. Sie sagten: „O, wir wissen ein besseres Quartier für die Herren vom Generalstab.“ Damit gingen sie voran und wir mußten ihnen nach Cavalier I folgen. Man führte uns die stockfinstere Poterne hinab, dann eine kleine Treppe hinunter, links in eine Kasematte und ließ uns hier allein. Es waren dies die am tiefsten gelegenen Kasematten der Festung und dienten zur Vertheidigung des Grabens. Zum Wohnen waren sie nicht eingerichtet, die Schießscharten für Kleingewehr daher auch nicht geschlossen, ebensowenig wie die Luftlöcher für den Abzug des Pulverdampfes; sie waren noch nicht lange fertig und sehr feucht. Das Wasser schwitzte aus den dicken Quadern der Wände, und der Fußboden — natürlich die bloße Erde — war ebenfalls naß.

Bald darauf wurden noch gegen 200 Mann in die Grabengallerie gebracht, welche rechtwinklich auf unsere zwei

Kasematten stieß, und wir merkten aus Allem, daß dies nicht ein Unterkommen für eine Nacht, sondern für längere Zeit sein sollte.

Das Loch, in dem wir uns befanden, war schauderhaft; es erinnerte sehr lebhaft an die Burgverließe des Mittelalters, nur daß es an dem „halb vermoderten Stroh" und dem Trinkwasser fehlte, denn wir hatten keins von beiden. Demungeachtet waren wir alle nicht halb so niedergeschlagen, als man es in unserer traurigen Lage hätte erwarten sollen. Es hatte sich im Gegentheil der Meisten unter uns eine ganz eigenthümliche Lustigkeit bemächtigt, die wunderlich genug vom Ort abstach.

Jeder von uns zwanzig hatte sich ein Plätzchen an der Erde gesucht und darauf niedergelegt. Glücklich, wer zufällig warm gekleidet war oder einen Mantel bei sich hatte. Mir wurde es nicht so gut; ich hatte mich wegen der Hitze des Tages nur ganz leicht gekleidet, da ich meine Sachen bei mir zu behalten dachte und nicht erwartete, in ein solches Kellerloch gesperrt zu werden. Unser Wagen hatte sich unterwegs verirrt, er war wenigstens nicht zu uns gekommen. Später erfuhr ich, daß man ihn etwas geplündert hatte und nur ein Theil der Effekten mit Mühe und Noth durch den Kommandanten gerettet worden war.

Man sang, man recitirte Stellen aus den Klassikern in allen möglichen Sprachen, und mit Erstaunen entdeckte ich, welch' ein Schatz von Gelehrsamkeit sich in meinem Generalstab befand. Man suchte die Trostlosigkeit wegzuscherzen. Ich hatte mich nicht entschließen können, mich auf dem feuchten, unsauberen Fußboden niederzulegen. Ich gedachte die Nacht stehend zu durchwachen und hatte mich zu dem Ende in einen Thürbogen postirt. Allein ich hatte meinen Kräften zu viel zugetraut, und als ich Einige sanft schlafen

hörte, verlockte mich das und ich suchte mir auch ein Plätzchen. Eine Ecke war noch frei, ich wollte mich ihr aber nicht im Finstern anvertrauen. Glücklicherweise hatte ich Feuerzeug in der Tasche, steckte ein Hölzchen an und beleuchtete meinen Platz. Da guckten mich aus der Ecke mit ihren schönen, blitzenden Augen zwei dicke Kröten an, welche aber, wahrscheinlich wegen des mangelnden Lichtes, ganz merkwürdig blaß gefärbt waren. Ich machte ungefähr ein Gesicht wie Robinson Crusoe, als er auf seiner Insel im Meeressande kannibalische Fährten fand. Mein lebhafter Ausruf veranlaßte einige der Liegenden, sich die freundliche Erscheinung des Krötenpaares näher zu betrachten. Obwohl ich die Kröten nicht ausstehen kann, so wollte ich doch ihr Famlienglück nicht stören und suchte mir einen andern Platz. Ein Major diente meinem Kopf und ein Oberst meinem Unterkörper als Unterlage. So wärmten wir uns gegenseitig und schliefen die Nacht ganz gut.

Am Morgen regnete es noch und in unserer Kasematte wurde es kaum Tag. Alles hatte Hunger und Durst; aber wir hatten weder etwas zu essen noch zu trinken. Die 200 Mann, welche mit uns in der Grabengallerie eingesperrt waren, litten brennenden Durst; sie hatten Tags zuvor zu guter Letzt noch recht viel von dem jungen, sauren Wein getrunken. Nach langem Bitten brachten die Soldaten eine Bütte mit Wasser, welche sie auf die oberste Treppe niedersetzten. Wie die Schafe zur Tränke, so drängten sich die durstigen Gefangenen hinzu, und Mancher, der weit hinten war, mußte sich durstig wieder auf die Erde legen. Brod war nicht zu haben. Kurz, zum scheußlichen Aufenthalte gesellten sich als ganz dazu passend noch Hunger und Durst. Den preußischen Soldaten, die uns bewachten, erging es übrigens nicht viel besser. Sie waren völlig durchnäßt, be-

kamen nur ein kleines Stück Brod und mußten die Nacht in der zugigen Poterne fast ohne Stroh zubringen.

Einige von uns fanden indessen bald mitleidige Soldaten, welche es übernahmen, uns für Geld etwas zu essen und zu trinken zu verschaffen. Wir legten Alle zusammen und erhielten denn auch Brod, ein Stück Fleisch und einen Krug Wein. Das reichte natürlich für so Viele nicht hin und wir wiederholten unsere Versuche ohne besonderes Glück; das heißt wir wurden unser Geld los, ohne etwas dafür zu erhalten. Ich habe, während wir da unten waren, für mehrere Kronenthaler nur ein Stück Brod, ein klein wenig Fleisch und ein Glas Wein erhalten. Ob Andere glücklicher waren, weiß ich nicht.

Die Feuchtigkeit unseres Kerkers hatte an Einigen bald ihre üble Folgen geäußert. Major Woynitzki, der die ganze Zeit krank gewesen war, hatte sehr stark das Fieber, seufzte auf französisch nach Kaffee und verfluchte auf polnisch die Preußen; ein Pfälzer Hauptmann, der die ganze Nacht mit den Zähnen geklappert und laut gejammert hatte, klagte ebenfalls und so Mehrere.

Gegen Mittag kam noch Zuwachs — der Stabsarzt Dr. Welker, welcher wieder zum Thor herein und nach dem Spital geritten war. Er hatte gehofft, man werde ihn wegen der Menge der Kranken dort lassen; allein dem war nicht so; zu seinem großen Leidwesen sperrte man ihn ebenfalls ein.

Da man gar keine Anstalten machte, uns aus dem nichtswürdigen Loche zu befreien, und ich fürchtete, daß wir Alle krank werden würden, wenn wir noch eine Nacht darin bleiben müßten, so schrieb ich mit Bleistift einen Brief an General v. d. Gröben, der in seiner nackten Einfachheit sehr bitter war; er schloß: „Ich bitte Sie für uns nur um das,

was ich selbst dem Hunde meines Feindes nicht verweigern würde: um etwas Stroh und Wasser."

Als es schon spät am Abend war, kam endlich Brod für die verhungerten Leute und auch die Wasserquelle floß reichlicher. Wir hatten noch Cigarren und so fing unsere Lage an etwas erträglicher zu werden. Ich ließ es nicht dazu kommen, daß Jemand den Kopf hing, sondern suchte durch Erzählungen und Scherze die gute Laune zu erhalten, was mir auch gelang. „Wir wollen", hieß es allgemein, „Denen, die uns eingesperrt haben, zeigen, daß unser moralischer Muth über ihre Erbärmlichkeiten erhaben ist," und heitere Lieder ärgerten bis in die Nacht hinein unsere übermüthigen Feinde.

Am Morgen des andern Tages zeigte sich die Wirkung meines Briefs. — Wir Officiere des Generalstabes wurden an's Tageslicht beschieden, wo wir den Adjutanten des neuen preußischen Gouverneurs, Rittmeister von Borstell fanden, in dem ich einen Kameraden aus dem Cadettencorps zu erkennen glaubte, ohne es jedoch zu erwähnen. Er brachte uns in das Bermengebäude von Bastion II; hier, hieß es, sollten wir vorläufig bleiben, bis andere Lokale bereit seien, und auch Stroh erhalten. Das Bermengebäude, welches durch den Wall und den darauf befindlichen Cavalier überhöht wird, besteht aus zwei einstockigen Kasematten, welche rechts und links die Seiten eines kleinen, viereckigen Hofes bilden, dessen Grabenseite durch eine sehr dicke Mauer geschlossen ist, in welcher sich zwei Kanonenschießscharten befinden; die hintere, sehr schmale Seite des Hofraumes ist ebenfalls durch eine Mauer begrenzt, in welcher sich ein Thorbogen befindet, durch den man in die Poterne gelangt, welche durch den Hauptwall unter dem Cavalier hindurch in den innern Raum des Forts führt und durch ein eisernes Gitterthor verschlossen

wird. Rechts und links von diesen kleinen Gebäuden läuft die Berme, welche nach dem Graben zu durch eine crenellirte Mauer begrenzt und etwa zwanzig Schritte breit ist. Die Bermengebäude, in deren jedem sich zwei kleine Kasematten befinden, dienen dazu, die Berme zu bestreichen. Diese kleinen, ziemlich trockenen Kasematten waren nun unser Quartier. Nach dem Hof zu hatte eine der beiden Kasematten eines solchen Gebäudes ein großes, mit eisernen Stäben vergittertes Fenster und sowohl die Schießscharten als auch die Luftlöcher waren durch Glasfenster geschlossen.

In den Ecken dieser Kasematten waren zwar überall Spuren, daß menschliche Wesen diese Lokale für Abtritte gehalten hatten; dessen ungeachtet schienen sie uns Prachtsalons im Vergleich mit unserem ersten Aufenthalt. Als nun gar noch das versprochene Stroh kam, fanden wir uns luxuriös eingerichtet und beneideten kaum einen Kettenhund um sein Lager. Freilich sahen wir Bewohner des Bermengebäudes links lüstern nach dem rechts, in welchem sich eine schätzbare Pritsche befand; allein wir waren zu aufrichtig glücklich, um dieses Glück durch gemeinen Neid zu besudeln.

Bei näherer Bekanntschaft fanden sowohl preußische Soldaten als „Freischärler" zu ihrem gegenseitigen Erstaunen, daß man sich gewaltig in einander geirrt hatte. Die preußischen Soldaten waren keineswegs brutale Menschenfresser und fanatische Mittgottfürkönigundvaterlander, sondern ehrliche, verständige, gefühlvolle Leute, welche weit mehr von dem Geiste der Demokratie ergriffen waren, als wir uns jemals hätten träumen lassen; und die Soldaten fanden wiederum, daß die Freischärler keineswegs „Lumpengesindel" seien, und daß sich unter ihnen sehr viele Leute befanden, die gebildeter waren, wie ihre eigenen Officiere. — Kaum hatten die Soldaten diese Ansicht gewonnen, als sich auch ihr

Betragen gegen uns völlig änderte. Anfangs waren sie noch etwas zaghaft, denn jeder Verkehr mit uns war auf das strengste untersagt; dessenungeachtet boten einzelne Soldaten mit wahrer Aufopferung ihre Dienste an, besorgten uns Speise, Cigarren, und was sich sonst leicht verbergen ließ.

Unsere Lage verbesserte sich nun von Tag zu Tag. Kaum hatten die Rastatter Bürger gehört, wie elend es uns ging, als sie in großer Anzahl nach den Kasematten pilgerten und Lebensmittel und Wein herbeitrugen. Diese Theilnahme, besonders von Seiten der Frauen, ärgerte aber die Officiere und dergleichen Unterstützungen wurden auf's schärfste untersagt, ja endlich am Eingange des Forts eine sehr strenge Controlle eingeführt.

Von Seiten der Behörden sorgte man indessen nun auch für bessere Verpflegung. Wir erhielten — das heißt wir Officiere — Morgens eine große Tasse voll Kaffee, den zwei Leute in einer Weinbütte herbeischleppten, und der uns sehr wohl that, obwohl nicht Arabien oder Java, sondern Deutschlands Eichenwälder und Cichorienfelder das Material zu seiner Bereitung geliefert hatten. Dazu erhielten wir ein Stück Weißbrod und täglich ein halbes schwarzes Brod. Zu Mittag bekamen wir eine sehr kräftige Suppe mit Reis, Bohnen, Erbsen, Graupen ꝛc. worin das Fleisch in reichlichem Maaße kleingeschnitten lag. Das änderte sich jedoch bald; die Lieferung wurde auf dem in Baden so beliebten „Subhastationsweg" an einen Unternehmer überlassen; das Essen und das Brod wurden erbärmlich und der Kaffee fiel ganz weg.

Der Kommandant, Major von Weltzien, hatte die Aufmerksamkeit, uns einen Freischärler zu unserer Bedienung zu schicken, der Morgens die Stiefeln putzte und allerlei Dinge aus der Marketenderei des Forts herbeischleppte, welche der

Wachtkommandant grade passiren ließ. Auf den Rath des Dr. Welker versahen wir uns stets mit etwas Kirschwasser, und dieses erhielt uns so trefflich bei Gesundheit, daß von uns Allen kein einziger krank wurde, während die armen Leute in den andern Kasematten wie die Fliegen umfielen.

Eine große Annehmlichkeit war es für uns, daß man uns gestattete, den Tag in dem kleinen Hof zuzubringen. Unser Diener, ein sehr pfiffiger und anstelliger Mensch, der bereits irgendwoher wollene Decken bekommen hatte, wovon ich ihm eine für 24 Kreuzer abkaufte, zimmerte nun auch von Brettern, die er ebenfalls irgendwo „gefunden," einen Tisch und eine Bank im Hof, kurz, leistete uns sehr wesentliche Dienste.

Wir ertrugen unsere Lage mit dem besten Humor, ja Viele wurden so ausgelassen, daß wir Aelteren von Zeit zu Zeit irgend eine Trauerbotschaft erfinden mußten, um diese Lustigkeit etwas zu zügeln. Schon mehrmals hatten wir die Gesellschaft mit der Nachricht erschreckt, daß Dieser oder Jener erschossen worden sei; allein am Ende ward diese Erfindung Wahrheit; wir erfuhren die Hinrichtung von Elsenhans und Biedenfeld!

Was eigentlich Elsenhans Todeswürdiges verschuldet hat, mag der Himmel wissen und warum er der erste war, den man zur Schlachtbank schleppte, wissen Andere ebensogut als die Preußen. Diese konnten ihm den Festungsboten nicht verzeihen, der doch nur in der damals üblichen Weise geschrieben und in welchem ein gewisser Prinz „Kartätschenprinz" genannt und behandelt war, als sei er blos ein Mensch, was man doch von den Zeiten der Berliner Revolution her hätte gewohnt sein müssen. Um dem Prinzen zu gefallen, betrieb man Elsenhansens Urtheil mit großer Eile; er fiel als das erste Opfer. Die Kugeln tödteten ihn nicht

und man mußte ihn mit Bajonetten erstechen. — Die Leute, welche durch diese Eile dem Prinzen ein Zeichen ihrer Ergebenheit geben wollten, verkannten, scheint es, dessen Charakter; denn man erzählte sich, daß derselbe beabsichtigt habe, Elsenhans zu retten, eben weil derselbe ihn persönlich beleidigt und daß er sein Mißfallen und Bedauern über sein Zuspätkommen ausgedrückt habe.

Biedenfeld war vom Standgericht zum Tode verurtheilt worden. Nach den deßhalb erlassenen willkürlichen Bestimmungen, die man Standgerichtsgesetze zu nennen beliebte, mußte das ganze Verfahren — Gerichtsverhandlung, Urtheil und Vollzug desselben, innerhalb 24 Stunden abgemacht sein. Biedenfeld erwartete am frühen Morgen seinen Tod, als ihm mitgetheilt wurde, daß die Hinrichtung aufgeschoben sei. Der Grund dieses Aufschubs wird auf folgende Weise erzählt: Die angesehensten Einwohner Rastatts hatten den General v. d. Gröben gebeten, ein Gesuch um Begnadigung an den Prinzen von Preußen zu vermitteln und Gröben hatte an General Holleben, Gouverneur von Rastatt, geschrieben und die Verschiebung der Hinrichtung veranlaßt. Mit dem Gesuch kamen die Rastatter Bürger aber an den Unrechten; der Prinz hatte damals nichts zu begnadigen und am allerwenigsten in einem fremden Staate; das Gesuch ging daher nach Carlsruhe, wo man darüber in große Verlegenheit gerieth. Man war da gar nicht so blutdürstig gesinnt und hätte gern begnadigt, wenn man die Courage dazu gehabt hätte; allein man wußte noch gar nicht recht, wie man mit seinen „Freunden den Feinden“ daran war. Als nun über diese Zwischenvorfälle die gesetzliche Frist von 24 Stunden verflossen war, verlangte der Anwalt des Verurtheilten die Herausgabe desselben von den standrechtlichen Behörden, und die Uebergabe an die ordentlichen Gerichte;

ja es wurde die Frage aufgestellt, ob Biedenfeld, da das Standgericht damals den höchsten Gerichtshof in Baden vorstellte, überhaupt noch vor ein anderes Gericht gestellt werden könne. Die standrechtlichen Behörden waren über diese Mißachtung ihres Ansehens so empört, daß sie sich auflösen wollten und alles das mochte dazu beitragen, daß anstatt der gehofften Begnadigung vom Kriegsministerium in Carlsruhe die Anfrage kam, warum denn die Hinrichtung noch nicht vollzogen sei? Da die ganze gesetzliche Form des Standgerichts, wie ich später beweisen werde, eine Mißachtung der Gesetze und aller Formen und weiter nichts als ein Mantel war, gesetzlose Handlungen blöden Augen zu verhüllen, so fand man sich veranlaßt, von der ganzen begründeten Einsprache des Anwalts keine Notiz zu nehmen, und am zweiten Morgen wurde der in der Nacht dazu aufgeforderte Geistliche, zu dem sich bereits der Hoffnung hingebenden Biedenfeld gebracht, um denselben zur sofortigen Hinrichtung vorzubereiten. Er starb furchtlos und würdig, wie alle damals in Rastatt mit standrechtlicher Hülfe getödteten Märtyrer unserer heiligen Sache, mit einer einzigen Ausnahme. —

Solche traurige Nachrichten vermochten nur auf kurze Zeit die jungen Leute in unseren Kasematten zu verdüstern. Wer unser Treiben so mit ansah, mußte manchmal glauben, in den Bermengebäuden hause vielmehr eine Colonie von Narren, als ein höchst staatsgefährliches Nest von standrechtreifen Hochverräthern. Es gab nichts Närrisches, das da nicht getrieben wurde. Ich hoffe, es interessirt den Leser, wenn ich einige Personen unserer bunten Gesellschaft flüchtig zeichne.

Lieutenant Hain habe ich schon früher erwähnt; etwas Kalmuckengesicht, braunes, nicht zu volles Haar, brauner,

etwas weißer Demokratenbart und Brille. Wegen den ihm von mir übertragenen polizeilichen Functionen ward er „Stabsspion" genannt und erwarb sich in den Kasematten den Spitznamen „Reichsbarribal," da er in dem eisenvergitterten Fenster zu sitzen und mit wildem Gebrumm grimmig die Stäbe zu schütteln pflegte. Er war, wie erwähnt, preußischer Postbeamter, sagte aber stets, er sei „Ministerialbeamter" gewesen, wofür er regelmäßig verhöhnt wurde. Er schien große Angst vor dem Erschießen zu haben, und kaum hatten das die Andern weg, als sie sich ein Vergnügen daraus machten, ihn zu ängstigen. Er traute sich großes Talent zur Propaganda zu und unterhielt sich daher fortwährend mit den Soldaten. Er wurde später nach Preußen abgeführt, von wo es ihm gelang, nach London zu entfliehen. Hier fand er viel Unterstützung, erzählte, daß er in Rastatt commandirt hätte und fand Beifall als Lehrer der deutschen Sprache; er heirathete eine Engländerin, ließ seine Frau im Stich, die darüber geisteskrank wurde und verschwand aus London.

Major Kraut, von Geburt ein Schweizer, war in der Pfalz Berghauptmann gewesen; ein tüchtiger Bergmann und Ingenieur, der weit und breit geschätzt war wegen seiner Geschicklichkeit. Den Dachstuhl zur Walhalla hat er auch gebaut. Er hatte ein an Abenteuern reiches Leben geführt, die er sehr ergötzlich zu erzählen wußte.

Lieutenant Forster aus Constanz, ein gebildeter junger Mann, hatte interessante Reisen gemacht und sich besonders lange in Finnland und Lappland aufgehalten, wovon er viel zu erzählen wußte. Er unterhielt uns oft durch finnische Lieder, die er sehr hübsch in der Ursprache zu singen wußte.

Oberst Knoll aus Pesth wollte früher österreichischer Major gewesen sein, seinen Abschied genommen, Weib und Kind verlassen und seit achtzehn Jahren als Sprachmeister große Reisen durch die wallachischen Fürstenthümer, durch Asien, Egypten und Nordafrika gemacht haben. Einige Zeit hatte er in Paris gelebt und sich dann auf den Rückweg nach Wien begeben, wo seine Frau — der er übrigens seit jener Zeit gar nicht geschrieben — ein Gut in der Umgegend besaß. In Carlsruhe hatte man ihn anfangs als Spion verhaftet; bald aber wurde von Sigel dem „Obersten" Knoll eine Vollmacht zur Errichtung einer deutsch-ungarischen Legion gegeben. Die Beute, welche diese Legion machen würde, hieß es in der Vollmacht, sollte der Legion zu gut kommen u. s. w. — Dieser alte Mann hatte viel erfahren, und wenn mir Manches in seinen Erzählungen nicht klar schien, so kam das wahrscheinlich daher, weil Knoll Gründe hatte, nicht Alles zu sagen. Woynitzki behauptete steif und fest, Knoll sei ein galizischer Jude; allein dem widersprachen nicht nur die Kriegserfahrungen, die er zu haben schien, sondern auch zahlreiche Narben von Schußwunden an seinem Körper. Vor Hüningen wollte er, hinter einem Schanzkorb frühstückend, eine vor seine Füße fallende Granate auf die Hand genommen haben, um sie über die Brustwehr zu werfen, als sie zerplatzte. Die Verstümmlung dieser Hand unterstützte die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung. Er war übrigens ein alter, gutmüthiger Mann, ziemlich stark, etwas gebückt, graulliches Haar, Kinnbart und etwas jüdisches Aussehen. Die österreichische Höflichkeitsmiene, die er annahm, wenn er mit preußischen Officieren redete, ärgerte uns stets, und wenn er mit vor der Brust zusammengelegten Händen „I bitt!" sagte, dann hätt' ich ihn prügeln können.

Sein Adjutant war ein junger Buchhändler, der viel las, mit sehr großer Ungeduld auf das Essen wartete und die Gewohnheit hatte, sich im Schlafe laut mit seiner Fanny zu unterhalten.

Lieutenant Sigel, der jüngste Bruder des Obersten, hatte viel Aehnlichkeit mit diesem, auch in Wesen und Sprache, nur daß er jünger, heiterer und hübscher war. Doll hatte ihn von Steinmauern in die Festung geschickt, und er hatte das Unglück, nicht wieder hinauszukommen.

Herrmann, mein Adjutant, hatte sich den Namen „Stabsegoist" erworben, weil er stets für sich trefflich zu sorgen wußte und stets nur mit seiner Person beschäftigt war. Ich kannte ihn schon von Straßburg her und hatte ihn mit Aufträgen mehrmals nach Baden gesandt, wo er auf geschickte Weise den Gensd'armen, die ihn einmal schon gefaßt hatten, zu entgehen wußte. Dann war er in Besançon bei Willich gewesen, hatte sich hier kommunistische Neigungen und alle Leute mit Du anzureden angewöhnt. Als er in Mannheim zu mir kam, verstiegen sich seine Wünsche nicht höher, als auf neues Schießzeug und neue Hosen. Ich verschaffte ihm nicht allein beides, sondern auch einen Rock dazu, und er blieb bei mir als ziemlich brauchbare Ordonnanz. In Rastatt trachtete er fortwährend nach einem Pferde und wußte es auch dahin zu bringen, daß ich ihm eins verschaffte. Bald wollte er jedoch nicht nur ein schöneres, sondern auch eine Uniform haben. Auch diese erhielt er, und eines Tages erschien er bei mir in Officiersuniform. Ich lachte und dachte, hier, wo Alles Officier spielt, kann er es auch sein, und so ward er Officier und mein Adjutant. Auf einer Liste sah ich ihn später als Oberlieutenant aufgeführt. Ich lachte wieder und sagte ihm nur: es werde ihm einst noch gehen, wie jener Fischerfrau im Märchen, die

lieber Gott werden wollte. Bei der Uebergabe sah ich Herrmann mit einem ungeheuer weiten, schönen grauen Mantel, der vorn von oben bis unten mit breitem, feinem Scharlachtuch gefüttert war. Er hatte sich während meiner Abwesenheit von Tiedemann eine Anweisung auf Tuch zu einem Mantel zu verschaffen gewußt. Da ich Alles selbst that, brauchte ich ihn wenig. Indessen hatte er mir in Mannheim genützt und hatte mich sicher nach sich sebst am liebsten. Er war meist still und nahm wenig Antheil an unserer Unterhaltung, die gewöhnlich französisch geführt wurde, welches er nicht verstand. Er gefiel sich sehr mit Sporen an den Füßen und fand Unterhaltung darin, sich zu bewundern.

Major Woynitzki hatte als junger Mann die Schlachten von Grochow und Ostrolenka mitgemacht. Seitdem hatte er ein sehr wechselndes Leben geführt, war lange in der Schweiz, in Frankreich, in England und dann in Belgien gewesen. Bald ging es ihm gut, bald mußte er sich als Buchdrucker ernähren. Endlich ward er bei den Telegraphen in Belgien angestellt. Er kehrte nach Galizien zurück, lebte dort in den angenehmsten Verhältnissen, mußte aber bald wieder fort. Beim Ausbruch der badischen Revolution wollte er indessen wieder nach Galizien zurückkehren und kam über Hanau. Hier bewog man ihn, die militärische Führung der dortigen, nach Baden ziehenden, Turner zu übernehmen, von deren großbärtigen und großmäuligen Führern er als Feiglingen nicht verächtlich genug sprechen konnte, obwohl er sonst in seinen Urtheilen nicht hart war. Dessenungeachtet stand die Legion in einem sehr guten Ruf, und wenn man bedenkt, daß diese jungen Leute zum erstenmale in's Feuer rückten, so kann man wohl kleine Zeichen anfänglicher Zaghaftigkeit um so eher entschuldigen, als sie

sich trotz Mieroslawski's Bonmot selbst bei Waaghäusel, Hirschhorn und Durlach recht brav schlugen. Nach Hirschhorn hatte Wohnitzki eine Compagnie der Hanauer Turner geführt, um diesen berühmten Odenwaldpaß zu vertheidigen. Sie besetzten das von den Baiern angegriffene und mit Artillerie beschossene Schloß, vertheidigten es und thaten dem Feinde bedeutenden Schaden durch ihre gut treffenden Büchsen, bis es ihnen an Munition gebrach. Wohnitzki schickte um Hülfe an Germain Metternich, der in der Nähe befehligte; allein aus Feigheit wurde dieselbe verweigert, wie ein bei Ankunft des Boten anwesender Augenzeuge und Wohnitzki selbst versicherten. Hirschhorn mußte daher aufgegeben werden, und Wohnitzki froh sein, daß er mit seiner Compagnie über das Gebirge entkam. Die Hanauer Turner, nette, gebildete junge Leute, die schön sangen und sich gut zu präsentiren wußten, machten überall, wohin sie kamen, einen guten Eindruck.

Wohnitzki war von mittlerer Größe und hübschem Wuchs. Seinem Kopfe sah man den slavischen Ursprung an und die gelbliche Farbe seines Gesichtes verkündete eine Leberkrankheit, welche Vermuthung durch sein oft ärgerliches, galliges Wesen unterstützt ward. Sein schönes blaues Auge hatte aber einen sehr treuen, lieben Ausdruck. Er hatte viel gesehen und gehört, sich viel unter Menschen von allen Ständen bewegt und sich dadurch ein stets gefälliges und schickliches Benehmen angeeignet. In allem, was er that, sah man den sorgfältigen alten Soldaten. Obgleich in unserer Kasematte ein abscheulicher Staub und Schmutz war, so sah Wohnitzki doch immer aus, wie aus dem Ei geschält. Da er nur polnisch und französisch gut verstand, so sprachen wir, ihm zu gefallen, größtentheils letztere Sprache, und er erzählte uns aus seinem sehr bewegten Leben, wie aus dem

seiner Freunde, die interessantesten Dinge. Beim Alarm war Woynitzki immer schon zu Pferde vor meiner Thür, wenn ich herunterkam. Im Gefecht war er sehr ruhig und ritt dahin, wohin man ihn schickte; allein niemals setzte er sich unnöthig aus. Er hatte die richtige Art der Tapferkeit. Es war schade, daß er nicht deutsch sprach, denn mit seinem Französisch kam er bei unsern Leuten nicht durch.

Sensburg, der ehemalige Redacteur des Münchner Journals „Vorwärts", hatte sich durchaus dem Kriegerstande widmen wollen und war in Rastatt einer der Adjutanten Tiedemanns. Er hatte aber weit mehr Talent zum Professor als zum Soldaten und versah seinen Dienst so nachlässig, daß ich ihn einst mit vierundzwanzigstündigem Arrest bestrafen mußte. Früher kam ich wenig mit ihm zusammen und betrachtete ihn als ein gänzlich überflüssiges Anhängsel des Generalstabs; allein in der Kasematte lernte ich seine vortrefflichen Eigenschaften kennen. Obgleich Sensburg sich zum Stichblatt der Scherze der Andern hergab, so geschah dies doch eben nur aus Gutmüthigkeit und weil er stets guter Laune war und Andere darein zu versetzen wußte. Seine Pedanterie — man hatte ihn „Stabspedant" getauft — gab uns bei seinem damit verknüpften trockenen Humor natürlich viel zu lachen, und selbst der leberkranke Woynitzki fand Geschmack daran, wenn Sensburg des Tags oder auch mitten in der Nacht dreißigmal mit großem Pathos deklamirte: „Hildebrand und sein Sohn Hadubraud, Hadubrand, zogen selbander von Wuth entbrannt, Wuth entbrannt, gegen die Seestadt Venedig; kamen bis da wo ein Wirthshaus stand, Wirthshaus stand, Wirthshaus mit kühlen Bieren u. s. w." Oder: „Zween Löwen gingen einst einsamiglich in einem Wald spazoren u. s. w." Obgleich in der Kasematte kindisch wie ein Knabe von acht Jahren, wußte er nichts desto

weniger ernst zu sein, und aus seinen Gesprächen leuchtete tüchtige wissenschaftliche Bildung hervor. Er war ein junger, feiner und sehr hübscher Mann, der viel auf sein Aeußeres gab und immer nett aussah.

Dr. Welker, der seinem Vater auffallend ähnlich sah, war meistens schweigsam; wenn er aber sprach, konnte er sehr in Eifer gerathen; doch vertrugen wir uns vortrefflich mit ihm, beneideten ihn aber als einzigen Besitzer eines Schlafrocks.

Am Morgen bot unsere Kasematte einen eigenthümlichen Anblick dar. Die mit dem Fenster hatten wir zu unserem Wohn- und Schlafzimmer ersehen. Die auf der bloßen Erde gemachte Streu breitete sich durch das ganze Gemach aus und es war darin nicht ganz so ordentlich, wie in einem anständigen Hundestall. Gewöhnlich weckte uns der Bursche mit der Frage, wer Kaffee wolle? Denn die officielle Eichelbrühe kam erst um neun Uhr, und wir hatten es so eingerichtet, daß wir schon früher für unser Geld einen aus Kaffeebohnen und Eichorien gebrauten Trank aus der Kneipe des Forts erhielten, nebst einer großen Anzahl von Milchbroden. Wir bezahlten die große Tasse mit zwei Kreuzern, wofür wir allerdings keinen Mokka verlangen konnten.

Sobald wir aufstanden, wurde die Streu an den Wänden zusammen gerückt, wobei sich der vortreffliche Woynitzki besonders thätig bewies und Sensburg unter dem Geschrei: „quelle poudre!“ — was Staub bedeuten sollte — in den Hof floh. Dann ging es an die Toilette, die mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, da die beiden Kasematten nur einen Wasserkrug und ein Waschbecken und gar kein Handtuch besaßen. Es ging indessen doch; es ging da in der Kasematte noch manches Andere, was man sich zu Hause nicht hatte träumen lassen. Der Kaffee wurde — gekaufter

oder offizieller — mit großem Appetit verzehrt und dann eine Cigarre oder Pfeife geraucht, da man uns glücklicher Weise das Rauchen nicht verboten hatte.

War es schön Wetter, so hielten wir uns meistens im Hofe auf. Die Einen lasen, die Andern spielten Schach — Major Wenger hatte ein Spiel aus Brodkrume fabricirt — oder Karten, welche die Soldaten uns verschafft hatten. Andere gingen im Hofe auf und ab, oder unterhielten sich mit der Wache. So kam der Mittag herbei. Nach dem Essen wurde ungefähr dasselbe getrieben und gegen Abend hatte Krüger — so hieß unser Bursche — so viel als möglich Getränk und Eßwaaren herbeizuschleppen, was er Alles sehr geschickt unter seinen Kleidern zu verbergen wußte; denn wenn auch die Wache dergleichen Contrebande sehen durfte, so mußte sie doch vor den Augen der preußischen Officiere sorgfältig versteckt werden.

Diese Besuche der Officiere waren, besonders in der ersten Zeit, in den Nachmittagsstunden unsere Ergötzlichkeit und unsere Plage. Ich kann wohl sagen, daß der bei weitem größere Theil der preußischen Officiere sich gegen uns anständig und rücksichtsvoll benahm, allein es besuchten uns doch auch eine große Menge ungeschliffener Herren, die sich zu ihrer Verdauung das wohlfeile Vergnügen machten, wehrlose Gefangene unverschämt anzugaffen und zu verhöhnen. Mit dem Kommandanten, Major von Weltzien, kamen einst einige junge Herren der letztgenannten Art. Als zwei Officiere von den Kürassieren meinen Namen hörten, sagte der Eine: „Armer Schmettow, mit dem hat er reisen müssen!" Der Andere fuhr fort: „Schickt ihm sechs Flaschen Champagner! Welche Frechheit! Nun, sie sind doch zurückgeschickt worden." — Ein Infanterielieutenant v. Z.— fragte im gewöhnlichen Lieutenantstone: „Sind ja wohl

Officier gewesen?“ — Der kühne Held spuckte vor mir aus und drehte mir langsam den Rücken. Die Kürassierofficiere — einer war ein Prinz — bemerkten, daß wir deutsche Kokarden an der Mütze trügen, und verlangten, wir sollten sie herunter reißen, allein Weltzien verwies es ihnen, und ich bemerkte, daß die preußischen Soldaten ja dieselbe Kokarde an ihren Helmen trügen.

Herr von Weltzien war das personifizirte Preußenthum, eine Borussia mit einem Schnurrbart; allein sonst ein in jeder Beziehung höchst achtungswerther Mann, der sich jedoch in Baden viele Feinde gemacht hat. Preußenmanier, wie sie in den Beamten und dem innerlich roheren Theil der Officiere zum unangenehmsten Ausdruck kommt, ist schon vernünftigen Preußen lächerlich; allein den Süddeutschen nebenbei noch geradezu tödtlich verhaßt. Weltzien hatte zwar nicht die tiefer verletzende Arroganz vieler jüngeren Offiziere; allein dafür war er Polterer, Majestätsfanatiker, strenger Soldat und Feldprediger-Volontair. Der Mann hat sich gegen uns immer anständig benommen und wenn auch aus seinem Munde manches harte Wort kam, nie hat ein beleidigendes uns verletzt, dagegen manches Zeichen eines kindlich guten Herzens mich gerührt, dessen er sich halb und halb zu schämen schien. Höchst amüsant waren die langen Predigten, die er unsern gefangenen Soldaten hielt, welche er in den Forts um sein Pferd versammelte. Diese Reden waren höchst originell und der Ausdruck aller charakteristischen Kennzeichen der modernen royalistischen Partei. Leider habe ich keine dieser Reden — in denen wir Anführer entsetzlich schlecht wegkamen — nachgeschrieben; allein Andere thaten es und ich habe eine derselben in einem Journal jener Zeit abgedruckt gesehen, welche in das Gefängniß geschmuggelt wurde. — Als die insultirenden Besucher zu häufig kamen,

beschwerte ich mich darüber bei dem Gouverneur und unnütze Besuche der Officiere wurden untersagt.

Sobald es finster wurde, schloß man uns in unsere Kasematten ein und Jeder bereitete sich sein Lager so gut es gehen wollte. Wir blieben aber unter allerlei Gesprächen noch lange wach, oder es wurde gesungen, oder man trieb allerlei Possen, bis wir endlich müde wurden. Man sieht, wir trugen unsere Lage mit gutem Muth und unser Zigeunerleben war nicht ganz ohne Reiz.

Dieses idyllische Kasemattenglück sollte indessen nicht lange währen; es traf uns „ein Blitz aus heit'rer Bläue," der beinahe unsern Humor zerschmettert hätte, und dieser war doch wirklich ein derber Bursche. — Eines Mittags saßen wir, „keines Ueberfalls gewärtig," ganz gemüthlich bei unserm Mittagessen, als wir den Befehl erhielten, alle unsere Sachen zusammenzupacken; es hieß, wir sollten in ein besseres Local gebracht werden. Wir gingen arglos in die Falle und packten. — Ich habe vergessen zu sagen, daß ich durch den Commandanten meinen Nachtsack wiedererhalten, in dem jedoch mancherlei Dinge fehlten, namentlich alle Papiere, Bücher und Landkarten. Die Andern hatten ihre Effecten beim Ausmarsch zum Theil bei sich gehabt, zum Theil später bekommen.

Als wir aus dem kleinen Hof durch das Thor traten, wurden wir auf die Berme rechts geführt. Diese Berme ist eine zwanzig Schritt breite und etwa hundert Schritt lange Wiese; an einer schmalen Seite durch ein Bermengebäude, an der andern durch eine Traverse und an den langen Seiten durch den Hauptwall und nach dem Graben durch eine crenellirte Mauer geschlossen. Wir fanden daselbst eine Anzahl preußischer Subalternofficiere, Unterofficiere, Gensd'armen, Polizisten und dazwischen Civilpersonen mit Gesichtern,

wie ich sie schon weit besser gesehen hatte; zusammen wohl achtzig Personen, bei deren Anblick uns das Gefühl irgend einer über uns schwebenden Nichtswürdigkeit ergriff, welches durch die Bemerkung nicht angenehmer gemacht wurde, daß die meisten der Unterofficiere dicke, rohe Knittel in den Händen trugen. Wir mußten uns nun, jeder drei Schritt vom andern entfernt, in einer Reihe aufstellen und unsere sämmtlichen Effecten vor uns niederlegen. Zu Jedem wurde sofort ein Unterofficier gestellt; die übrigen vertheilten sich vor der Front unserer Linie. Alsbald wurde uns der Befehl ertheilt, unsere Sachen auszupacken, damit sie Stück für Stück von den Unterofficieren unter Beistand der darin geübten Gensd'armen untersucht würden.

Als ein gemein aussehender Knirps von einem Hauptmann meinen Namen hörte, rief er: „Aha! ist das der Bursche?" kam auf mich zu und widmete sich ganz besonders meiner Untersuchung.

Was wir an Geld, Uhren, Ketten, Nadeln, Ringen, Messern, Scheeren und Papieren besaßen, wurde uns abgenommen. Der Unterofficier, der meine Sachen untersuchte, verfuhr sehr anständig und ich hätte im Vergleich zu meinen Kameraden sehr zufrieden sein können, wenn nicht jener schwarzweiße Satan von Hauptmann dazu gekommen wäre. Ich mußte mich nun von Kopf bis zu Fuß entkleiden. Der Hauptmann untersuchte meine Stiefeln und meine Beinkleider, das Futter meiner Mütze und den Kragen meines Rockes; ja sogar die breiten Nähte meiner hirschledernen Reitunterhosen, die ich ausziehen mußte, wurden von ihm auf das allergenaueste besehen, als wäre er ein Seckler. Ich stand nun im Hemde auf der grünen Wiese und meinte, es sei nun nichts mehr an mir abzuschälen; aber ich irrte mich, auch das Hemde mußte herunter. Um den Hals trug ich

an einer Schnur eine kleine, geweihte silberne Medaille „von der unbefleckten Empfängniß“, die vielleicht dreißig Kreuzer werth sein mochte, zum Andenken an eine liebe Freundin, die sie seit ihrer Kindheit getragen und mir in dem frommen Glauben geschenkt hatte, daß sie mich gegen die Kugeln schützen werde! Auch dieses Stückchen Silber entging der Aufmerksamkeit des preußischen Officiers nicht; allein ich behielt es dennoch durch Vermittelung des Unterofficiers, der sich seines Geschäftes aufrichtig zu schämen schien und mir mit theilnehmender Miene das Hemd überwarf. Der Hauptmann stand vor mir mit giftigem, schadenfrohem Gesicht; allein mein Zorn, der mich Anfangs zu ersticken drohte, hatte mich bereits verlassen; ich verlor kein Wort an ihn und betrachtete ihn mit ruhigem, ernstem Blick, dem er nicht Stand halten konnte, so daß er sich verwirrt davon machte.

Eine badische Kommission ging nun von Einem zum Andern und untersuchte, ob die Kleidungsstücke nicht aus „ärarischem“ Tuch gemacht seien. Ich hatte mir in Mannheim Uniform, Rock und Beinkleider für mein Geld machen lassen; sie waren von ganz feinem Tuch, wurden aber dennoch für ärarisch erkannt. Da ich meine Civilkleider verschenkt hatte und man mir alle Militärkleider nahm, so stand ich nun da in Hemd und Unterhosen. Andern war es noch schlimmer gegangen. Man hatte ihnen die Sporen von den Stiefeln und die Epaulettenhalter von den Schultern gerissen, ja einem Major eine Ohrfeige gegeben.

Unter den Kommissären befand sich ein junger Mann, den ich schon gesehen und gesprochen hatte, ohne daß ich mich erinnerte wo. Er schien mich ebenfalls zu erkennen, und als er mich in so lächerlichem Aufzuge dastehen sah, verschaffte er mir einen meiner Röcke, der nun durch seine

Vermittelung nicht für ärarisch erklärt wurde und es auch nicht war.

Wenn Einige von uns bei Wegnahme ihrer Kleidungsstücke äußerten, sie hätten sich dieselben für ihr Geld und nicht von ärarischem Tuch machen lassen, so antwortete man ihnen: „Ja aber das Geld war ärarisch."

Mein Generalstab, in Hemd und Unterhosen, machte einen sehr trübseligen Eindruck. Allein man wollte uns wenigstens nicht nackt lassen, und so führte man uns an einen Haufen alter, abgelegter Soldatenkleider und hieß uns darunter wählen. Unterdessen hatte man das Geld, die Uhren, Ringe jedes Einzelnen in ein Papier gewickelt, zugesiegelt und mit dem Namen des ehemaligen Eigenthümers versehen. Das Ganze wurde sorgfältig in einen Kasten gelegt; man sagte, diese Dinge sollten uns zurückgestellt werden. Man ließ uns jedoch einige Kreuzer; Viele erhielten dreißig Kreuzer, Andere gar einen Gulden bis einen Thaler; ich war einer dieser Glücklichen.

Das Anpassen der alten Kleidungsstücke hatte große Schwierigkeiten; die Lumpen, welche man uns anbot, waren so zerrissen, schmutzig und ekelhaft, daß es sehr dringender Nöthigung bedurfte, ehe sich Jemand herbeiließ, sie nur anzufassen, geschweige anzuziehen. Ich für meine Person entschloß mich nicht dazu, da ich noch einigermaßen bekleidet war; allein Andere mußten wohl, wenn sie nicht mit bloßen Beinen umherlaufen wollten. Der dicke Oberst Knoll konnte aber durchaus keine Beinkleider finden, welche für seinen Körper paßten. Zitternd vor Aufregung probirte er ein Paar nach dem andern, und trotz allem guten Willen wollte es nicht gelingen. Dabei protestirte er laut gegen ein solches Verfahren und sagte, er sei bei Türken, Arabern und Beduinen gewesen, habe aber nie gehört, daß Kriegsgefangene so

behandelt würden. „Was der Kerl für Löcher in die Beine hat!“ äußerte ein Unterofficier, als er bei den Ankleideversuchen den mit Narben bedeckten Körper des alten Mannes sah. „Mein Freund“, antwortete dieser, „diese Wunden habe ich für die deutsche Freiheit erhalten“. — Ach ja, einen Gallapfel von dem damals gepflanzten deutschen Freiheitsbaum hatten wir so eben gekostet!

Es wäre vergeblich, wollte ich versuchen, den Eindruck zu schildern, den die eben beschriebene Scene auf uns machte. Wie ich sie hier erzählt habe, erscheint sie vielleicht sehr einfach, und eben nicht besonders merkwürdig; allein ich kann versichern, diese halbe Stunde mit ruhigem Blut und mit Fassung zu ertragen, kostete mich größeren Aufwand von moralischer Kraft, als irgend etwas, das ich bisher im Leben erduldet hatte. —

Unsere Höhle war gleichfalls auf das Genaueste durchsucht worden, allein dessen ungeachtet hätte man Geld, Uhren und dergleichen verbergen können, wenn man nur entfernt geahnt hätte, was bevorstand. Viel Geld hatte man bei uns dennoch nicht gefunden; ich hatte nur noch siebenzehn Gulden gehabt. In anderen Kasematten fand man viel Tuch und andere Gegenstände, besonders bei den tapfern Dragonern; Tuchballen und dergleichen wehrten sich ja nicht. Eine Menge Tuch, Leder u. s. w. war an Schneider in der Stadt für Spottgeld verschleudert worden; bei manchen von ihnen fand man bedeutende Vorräthe versteckt. In der Kasematte der Artillerieofficiere soll man 5000 Gulden gefunden haben.

So betrübt und zornig wir auch Alle über die erlittene Mißhandlung waren, brachen wir doch bald darauf in ein tolles Gelächter aus, als wir uns gegenseitig in unserm Maskenkostüm betrachteten. Am lächerlichsten sah Sensburg

aus. Dieser hatte eine überall zu kurze Soldatenjacke und Beinkleider an, die wie die Karte von Deutschland aussahen, nur bis zur Hälfte der Waden reichten und an denen kein einziger Knopf war. Um sie nur am Körper zu behalten, hatte er Bindfaden in verschiedene Knopflöcher gebunden und denselben um den Hals gehängt. — Knoll ging gestikulirend und brummend mit gespreizten Beinen umher, noch immer vergeblich bemüht, seine Unaussprechlichen über sein Unaussprechliches zu bringen. Woynitzki sah vollkommen aus, wie die Karikatur eines französischen Rekruten, wie man sie in Paris an allen Bilderläden sieht. Herrmann ging tiefsinnig umher und beweinte innerlich den Verlust seines ungeheuern Mantels, an welchem man die Verschwendung des ärarischen theuern Scharlachtuches sehr mißfällig bemerkt hatte.

Gegen Abend hatten wir uns so ziemlich getröstet; allein der Geldmangel war ein Gegenstand ernsten Nachdenkens, denn wenn wir uns mit den gelieferten Lebensmitteln, ohne Tabak und ohne Kirschwasser behelfen sollten, so sah es sehr schlimm aus.

In der Nacht schlief Alles sehr unruhig. Knolls Adjutant, den wir seiner nächtlichen Gewohnheiten wegen in die Vorkasematte verbannt hatten, sprach allerlei ehrenrührige Verdächte gegen seine Fanny aus, fragte sie, ob sie eine preußische Badedirne werden wolle und fand ihre Chocolate ganz außerordentlich schlecht. Gut riechen konnte dieselbe keinenfalls, da er sich mit seiner Nase in eine Ecke gebettet hatte, wo frühere Bewohner der Kasematte nicht grade Vanillechocolate aufzuheben pflegten. — Woynitzki fluchte zwischen den Zähnen bald polnisch, bald französisch; Knoll stöhnte wie eine arme Seele im Fegfeuer und Sensburg rollte sich bald zusammen wie ein Igel, bald streckte er sich grade aus wie ein Lineal, oder schnellte sich in die Höhe wie ein Lachs.

Am Morgen erklärte sich das Räthsel unseres unruhigen Schlafs. Wir wurden durch Woynitzkys Stimme geweckt, der schrie: „Sacrrre mille tonnerrre! j'ai des poux!“ — Dieses Wort machte ungefähr denselben Eindruck auf uns, wie seiner Zeit der Ruf: Kosacken! auf die Franzosen. Flink wie die Hirsche sprangen wir von unserem Bette auf und Jeder unternahm eine Rekognoscirung in seinen Beinkleidern. „Feinde ringsum!“ — Man denke sich mein Entsetzen. Seit vielen Jahren hatte ich diese interessanten Thiere nicht gesehen, und nun hatte man sie gar am Körper.

Man entledigte sich augenblicklich dieser Nessuskleider und warf sie in eine Ecke des Hofes. — Sensburg spazierte in Unterbeinkleidern im Hofe umher und nahm in ernstlicher Entrüstung in jeder Minute fünf Prisen. Wir machten augenblicklich die Meldung, und alsbald kamen auch ein Hauptmann und ein Lieutenant, die Läuse zu inspiciren und brachten einen badischen Unterofficier mit, der einen Pack neuer Kleidungsstücke trug. Ich langte nun auch nach einem Paar Beinkleider und wollte sie eben anziehen, als Dr. Welker in seiner trockenen Weise zu mir sagte: „Ich würde doch erst hineinsehen“. Ich folgte seinem Rath, und richtig, die ganzen Nähte waren mit Läusen garnirt. Ich rannte in den Hof und hielt die lebenden Hosen den beiden Officieren hin, die einen Satz rückwärts machten, als ob sie eine Natter gebissen hätte. Man fand indessen reinliche Kleidungsstücke, welche man uns, wie auch wollene Decken, gab. Ein badischer Officier, dem die Aufsicht in Fort A übertragen wurde, nahm sich freundlich unserer an.

Das brutale Benehmen der Officiere und Unterofficiere am Tage vorher schien mir doch zu außerordentlich, wie überhaupt die ganze Plünderungsscene, als daß ich glauben konnte, man verfahre so mit Wissen und Willen des Gou-

vernenrs. Dies war der Generallieutenant von Holleben. Meine Frau hatte an ihn geschrieben und einen Brief an mich eingelegt, den mir sein Adjutant, Herr von Borstell, selbst überbracht hatte. Der General war so freundlich gewesen, die Vermittelung unserer Correspondenz selbst zu übernehmen, während die Briefe gewöhnlich an den Commandanten geschickt wurden, und ich beschloß in einem Schreiben meiner Frau Alles zu schildern, was wir bisher erduldet hatten. Ich konnte mir wohl denken, daß man meinen Brief nicht abgehn lassen würde; allein das schadete nichts; mein Zweck wurde erreicht, wenn ihn der General las. Meine List glückte. Schon am andern Tage hörten wir, der General sei wüthend auf die Parade gekommen und habe sich sehr mißbilligend und derb über das Benehmen der Officiere, wie über das ganze Verfahren gegen uns ausgesprochen. Der Commandant besuchte uns und sprach sehr ernstlich mit dem badischen Hauptmann, der die Bekleidungsangelegenheiten unter sich hatte; er bestand darauf, daß die uns abgenommenen Kleider wieder herbeigeschafft würden; es sei sein Wille nicht gewesen, daß man uns dieselben vom Leibe nehme. — Es blieb indessen beim Alten; wir erhielten nichts zurück.

Mit den Verhören ging es unterdessen sehr langsam. Von unserer ganzen Gesellschaft war noch Niemand im Verhör gewesen, als Woynitzki und ich, und das auch nur vor der sogenannten „Ausscheidungskommission", das heißt der Commission, welche die Preußen von den anderen ausscheiden sollte. Endlich kam ich zu einem wirklichen Verhör, welches ein preußischer Landwehrofficier im Beisein von zwei anderen Officieren mit mir vornahm. Mit Schrecken sah ich da auf dem Tisch und in den Händen dieser Officiere alle meine Berichte an Tiedemann, welche dieser als „historische

Dokumente“ aufzuheben gewissenlos genug gewesen war. Der Verhörsrichter war ein humaner Mann und ich hatte Ursache, mit dem von ihm aufgenommenen Protokoll zufrieden zu sein. Im Laufe desselben sagte ich, daß ich Bürger in Leipzig sei. „Wie“, sagte der Verhörsrichter, „Sie wären nicht mehr preußischer Unterthan?“ Ich antwortete, daß ich bereits 1838 aufgehört hätte, das zu sein, zuerst nach vieler Mühe Frankfurter und endlich Leipziger Bürger geworden sei. Der Richter schien dies für ein Vorgeben zu halten, um Zeit zu gewinnen; allein ich blieb bei meiner Behauptung, die ich sehr schnell hätte beweisen können, woran mir aber wenig lag; ich hatte keine Eile, todtgeschossen zu werden, und wollten die Preußen sich das Vergnügen machen, so mochten sie beweisen, daß sie das Recht dazu hatten; ich wußte das Resultat, allein dachte: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Und Zeit wurde gewonnen, denn bei dem schleppenden Geschäftsweg vergingen Wochen, ehe mein Nichtpreußenthum konstatirt wurde.

Schon hatte ich den Verhörsrichter verlassen, als ich wieder zurückgerufen wurde; vor ihm lag ein eben gebrachtes, entsiegeltes Packet. „Ihr Adjutant Lindemann“, sagte man, „der in Mannheim gefangen sitzt, hat sich von freien Stücken erboten, Alles was er über Sie weiß, auszusagen, und daß Sie die Beschießung von Ludwigshafen befehligt haben. — Ja, es ist eine Denunciation in aller Form“. Lindemann war einer von diesen ächten Kerndemokraten, die bis an die Nase in die Halsbinde fahren, wenn sie „Bürger“ sagen und natürlich davon überzeugt, daß ich ein Verräther sei. Er war einst in mein Zimmer in Mannheim getreten, als ich einen aus Berlin erhaltenen zum Theil mit chemischer Tinte geschriebenen Brief über einem Lichte lesbar zu machen im Begriff war und den ich bei seinem Eintreten bei Seite

legte. Ich hatte gar keinen Grund, Herrn Lindemann zum Vertrauten meiner Privatverhältnisse zu machen und in jener Zeit Gründe genug, durch Anwendung chemischer Tinte in Briefen aus Berlin auf der Hut zu sein! —

Eines Morgens erfuhren wir, daß auch Tiedemann erschossen sei. Diese Nachricht stimmte uns Alle ernst; denn wenn er auch manche Eigenheiten hatte und zu dem Posten, den er einnahm, wenig Befähigung zeigte, so war er doch ein guter braver Mensch. Er hatte lange Hoffnung gehabt, bis er einen Brief, den er einst an Struve schrieb, bei den Akten sah. Der Gedanke an sein armes Weib und seinen Sohn im fernen Griechenland beunruhigte ihn oft und ihrem Andenken floß in stiller Nacht manche Thräne. Biedenfeld hatte vor seinem Tode ausgesagt, er vermuthe, daß Tiedemann irgendwo eine bedeutende Geldsumme verborgen habe; ich glaube nicht daran und es hat sich auch nichts gefunden. Sein Todesurtheil vernahm er mit männlicher Fassung und starb wie ein Held. Er litt nicht, daß man ihm die Augen verband, sondern sagte: „Ich will meine Mörder sehen".

An seine Frau schrieb er in neugriechischer Sprache folgenden Brief. *)

„Mein geliebtes Weib! Mit bittern Thränen gebe ich Dir Nachricht vom Ende meines Lebens, denn morgen früh um die vierte Stunde werden die Preußen mich zum Tode bringen. Erwünscht ist mir der Friede. Ich bitte Dich um Verzeihung für Alles, wodurch ich Dich etwa beleidigt hätte, und als gute Christin wirst Du mir wohl Verzeihung gewähren, sowie ich auch Deinetwegen Alles verzeihe. Besser, wenn Du nicht allzusehr um mich leidest. Als gutes Geschöpf (καλὸς ἄνδρωπος) aber wirst Du das Herbe tragen,

*) Nach Fickler's Uebersetzung.

Vielduldende, für unser Kind. Meine Eltern werden mein Erbtheil für meinen geliebten Demetrius ausfolgen. Armes Weib, vielduldende Gefährtin! Der allmächtige Gott möge Dich heil bewahren. In der anderen Welt sehe ich Dich wieder. Ich umarme Dich im Geiste".

Den Archimandriten von Athen bat er, seine Frau und Kind auf die Todesnachricht vorzubereiten.

Den Tag nach Tiedemanns Tode kam ein badischer Officier und hieß mich, meine Effekten zusammenpacken, da ich in ein anderes Gefängniß gebracht werden solle. Dergleichen Veränderungen waren damals sehr bedenklich, da man die Todteskandidaten stets besonders zu verwahren pflegte.

Ein wenig bestürzt machte ich mich bereit und nahm Abschied von meinen bisherigen Leidensgefährten, die mir mit bangen Ahnungen und trüben Mienen nachsahen. Ich folgte der Wache durch die Poterne, wo wir auf den Officier warten mußten, der noch einen anderen Gefangenen hatte. Nach einer Weile kam er und zu meiner Ueberraschung mit Professor Kinkel. Wir kannten uns flüchtig vom demokratischen Kongresse her. Er hatte die badische Revolution als Freischärler beim Willich'schen Corps mitgemacht und erhielt in einem Gefecht an der Murglinie einen Streifschuß am Kopf, der ihn betäubte, so daß ein Kamerad ihn aus dem Gefecht führen mußte. Dieser Mann wußte sich nicht zurecht zu finden, führte ihn grade in die Preußen hinein und Beide wurden gefangen genommen. — Er sagte mir, daß er seit seiner Ankunft in Rastatt in einem schauderhaften Loche gesessen habe und bei einer Veränderung nur gewinnen könne. Diesen Vorzug erhielten alle Preußen unter den Gefangenen; es wurden ihnen die schauderhaftesten, ungesundesten Kasematten angewiesen.

Man brachte uns nach Bastion XXX; hier hatte früher Struve gesessen und später Major von Hindersin. Ich hoffte mit Kinkel in dasselbe Gefängniß zu kommen und freute mich sehr darauf; allein es wurde nichts daraus; er kam in das Reduit rechts, ich in das links, wo ich die Stelle einnahm, welche durch Tiedemanns Tod frei geworden war. Ein böses Omen! Mein Stubengenosse in diesem von Struve eingeweihten festen Zimmer war Major Fach.

Vierzehntes Capitel.

Die neue Kasematte. — Kinkel. — Oberst Böning und Major Heilig todt. — Ich will durchaus kein Preuße sein. — Meine Frau. — Wirkliches Verhör. — Amtmann von Stengel. — Sehr viel „historische Documente". — Ein Wort über Standgerichte. — Ihr Charakter in Baden. — Fluchtgedanken. — Brief an General Gröben. — Antwort. — 'ne Kugel vor'n Kopp. — Obergerichtsadvokat Kusel. — Verschiedene Ansichten. — Geist preußischer Militärgerichte. — Die Nacht vor dem Standgericht. — Das Standgericht. — Ein blutdürstiger Haase. — Meine Vertheidigung. — Zeugenverhör. — Ein sehr unbedachter Haase. — Die Rede meines Anwalts. — Keine Hoffnung. — Standrichter-Portraits. — Eine unangenehme halbe Stunde. — Das Todesurtheil. —

In materieller Hinsicht gewann ich bei der Veränderung meines Gefängnisses. Die Kasematte war gedielt, eine Treppe hoch gelegen, und enthielt zwei Betten, einen Tisch und zwei Stühle, Luxusgegenstände, welche wir in der früheren Kasematte nicht kannten. — Mit meinem Kasematteugenossen vertrug ich mich gut, trotz seiner Neigung zum Aufschneiden. Er hatte im Hause des Bankier Mayer im Quartier gelegen, der zwar selbst aus der Festung geflohen war, aber seine Frau zurückgelassen hatte. Fach hatte die Dame gegen mancherlei Erpressungen in Schutz genommen und sie zeigte sich nun dankbar dadurch, daß sie ihm stets gutes Essen und täglich eine Flasche Wein ins Gefängniß schickte,

welches so reichlich war, daß wir Beide daran genug hatten; auch mit Cigarren wurden wir aus derselben Quelle versorgt mit Erlaubniß des Commandanten, der bei Herrn Mayer sein Quartier hatte. Ja, die freundliche Dame begleitete Fach's alte Mutter, die aus Rheinbaiern herüber gekommen war, in die Kasematte.

Da wir uns mit den Soldaten sehr gut standen, so fehlte es uns auch nicht an Gelegenheit, Briefe abgehen zu lassen und Geld zu empfangen. Vormittags und Nachmittags gingen wir eine Stunde lang im Hofe der Bastion spazieren. Gewöhnlich wurden nur die Gefangenen eines der Reduits zusammen in den Hof gelassen; allein meistens ließen uns die Unterofficiere der Wache Alle zusammengehen, so daß ich Gelegenheit hatte, öfter mit Kinkel zusammen zu kommen. Es hieß, er sei zum Tode verurtheilt, das Urtheil aber zur Bestätigung nach Berlin abgegangen; er schien davon nichts zu wissen. Seine Thätigkeit in Baden fiel wenig in die Wagschaale; allein er hatte sich bei revolutionären Bewegungen in Rheinpreußen betheiligt und unter den Papieren des nachlässigen Struve, die derselbe zurückgelassen, fand sich ein von Kinkel entworfener Plan zur Revolutionirung der Rheinprovinz. Kinkel und ich schlossen uns herzlich an einander an und wir freuten uns jedesmal, wenn wir im Hofe zusammenkommen konnten; wo nicht, so wechselten wir doch immer einige Worte, wenn einer von uns im Hof war und der andere am Fenster stand, was die Wachen nicht verhinderten. Er sagte mir, daß er unter dem Sitz des Stuhles in seiner Kasematte, in welcher er allein saß, ein versiegeltes Packet verborgen habe, welches ich mir verschaffen und an die Adresse befördern möchte, wenn er einmal unvermuthet weggeholt werden sollte, was ich natürlich zu thun versprach.

In der Bastion waren noch eine Menge gefangener

Soldaten, denen man gestattete, den ganzen Tag über im Hof zu bleiben, wo sie sich auf alle mögliche Weise amüsirten. Da die Cholera herrschte und andere Krankheiten in den Kasematten wütheten, wo gegen Tausend der Gefangenen ihr Leben verloren haben sollen, so wurden alle Abende Branntweinrationen ausgetheilt.

Eines Tages hielt vor Bastion XXX ein Wagen, den zwölf Mann Infanterie und zwei Gensd'armen begleiteten. Es hieß, Oberstlieutenant Corvin und Professor Kinkel sollten sich ankleiden. Ich war sehr überrascht; denn ich wußte nicht, wie ich mit Diesem zusammen kam, da wir uns in Baden während der Revolution niemals getroffen hatten; diese Zusammenstellung schien mir etwas bedenklich, da es, wie schon bemerkt, hieß, daß Kinkel zum Tode verurtheilt sei. Nachrichten von Hinrichtungen mehrten sich jetzt. Major Heilig war erschossen worden; er hatte zwei Flaschen Wein geleert und ging gleichmüthig, seine Cigarre rauchend, zum Tode. Der alte gute Böning war gleichfalls todt. „Vater im Himmel", sagte er, „ich komme, meine Mörder bei Dir anzuklagen". Die Kugeln führten ein Stück seiner Hirnschale, mit einer langen, grauen Locke daran, weit weg.

Wir stiegen nebst den beiden Gensd'armen in den Wagen, der sich langsam, wie ein Leichenwagen fortbewegte, damit die Bedeckung folgen konnte. Frauen und Mädchen, welche am Wege standen, stürzten weinend und händeringend in die Häuser; sie meinten, wir würden zum Tode geführt und es hatte auch wirklich ganz den Anschein.

Ich wollte Kinkel befragen, weshalb wir wohl zusammen geholt würden? wurde aber von den Gensd'armen barsch zur Ruhe gewiesen. Die Sache war indessen sehr einfach; wir hatten denselben preußischen Verhörsrichter und saßen in derselben Bastion gefangen. Die preußischen Untersuchungs-

richter waren stets so artig, Leuten von einiger Bedeutung einen Wagen zu schicken, obwohl ich ihnen diese Artigkeit gern erlassen hätte, denn es war eine wahre Pönitenz, so im Schritt den weiten Weg zu fahren. Die badischen Richter waren nicht so umständlich; sie betrieben die Sache weit gemüthlicher; gewöhnlich wurde ich später durch eine Patrouille von drei Mann, dann nur blos durch einen badischen Unterofficier ins Verhör geführt. Der preußische Auditeur sagte mir, daß man von der Magdeburger Regierung die Kopie eines Schreibens gesandt habe, durch welches mir der definitive Abschied aus dem Officierstande und dem preußischen Unterthanenverbande abgeschlagen war. Ich wies das Gericht nun an das Ministerium des Innern, wo die Sache durch einen Vetter von mir, einen Geheimrath, damals doch noch bewirkt worden war. Solch ein Vetter in einem Ministerium ist eine prächtige Sache! Dadurch war wieder Zeit gewonnen.

Hin und wieder erhielten die Eltern und Schwestern der gefangenen Soldaten Erlaubniß, diese zu besuchen. Das harte Loos der Gefangenen in den Kasematten erregte allgemeine Trauer und Theilnahme im Lande und es war rührend anzusehen, wie diese armen Leute zitternd und weinend die gefangenen Angehörigen begrüßten. Die Soldaten nahmen aber die Sache bei weitem kühler und interessirten sich weit lebhafter für die mitgebrachten Lebensmittel, als für die Thränen.

Meine Frau hatte mir nach Mannheim geschrieben: „Ehe Du Dich von den Preußen gefangen nehmen läßt, lieber erschieße Dich". — Das war zwar ein ganz vortrefflicher spartanischer Vorschlag, in der Theorie; allein ich fand für gut, ihn in der Praxis etwas zu modificiren. Man muß sich mit dergleichen Dingen, die man nicht ungeschehn

machen kann, nicht übereilen und dann haben die Preußen, wenn's doch einmal todtgeschossen sein soll, im Todtschießen weit mehr Uebung als ich, und sechs Mann, die auf fünf Schritt auf den Kopf, und sechs, die auf die Brust zielen, tödten weit angenehmer als eine Pistolenkugel, die ich die Unbequemlichkeit habe, mir selbst durch meinen Hitzkopf zu schießen.

Als meine Frau meinen Brief aus Freiburg erhalten hatte, glaubte sie ganz naiv, daß wir „vorsätzlich unsere Seligkeit gesucht" und uns mit den Festungswerken bis in den siebenten Himmel gesprengt hätten. Durch die Zeitungen erfuhr sie indessen, daß wir zwar nicht so heroisch, aber vernünftiger gehandelt hätten, zum Aerger einer Menge sehr weit entfernter Demokraten, welche sehr viel von Anderer Heldenthaten halten und heroische Opfer zwar nicht zu bringen, aber doch zu loben bereit sind. Solche Leute verzeihen auch nur sich selbst das Davonlaufen und betrachten es als unverzeihlichen Verrath, wenn man nicht die erste beste Gelegenheit benutzt, todtgeschossen zu werden.

Solch wohlfeiler Heldensinn beseelte meine Frau nicht. Jetzt, da ich noch lebte, zitterte sie für mein Leben; aber sie zitterte nicht allein, sie handelte, es zu retten. Der Justizrath Dortu in Postdam war von einer Reise nach Baden zurückgekehrt, wo er seinen in Freiburg gefangenen Sohn besucht hatte. Er war zurückgekehrt, um für die alte Mutter ebenfalls die Erlaubniß zu erwirken, ihren Sohn sehen zu dürfen. Ach, er war das einzige Kind und ein schöner, feuriger, braver Junge. Ich sah ihn zwei Mal; das erste Mal als Präses „des in Permanenz sitzenden Ausschusses des Demokratencongresses" und dann als eine Art von Adjutant von Becker, in Carlsruhe. Meine Frau fuhr von Berlin nach Potsdam, um den Justizrath über die Verhältnisse in Baden

zu befragen. Derselbe wohnte in einem eleganten Landhause an der Havel, etwa eine halbe Stunde von der Stadt. Als er den Namen meiner Frau hörte, ergriff er ihre beiden Hände und führte sie dann zu seiner Frau. —

Mit Mühe war es dem Vater gelungen, seinen Sohn für eine halbe Stunde zu sprechen und man zwang ihn, sogleich mit dem nächsten Bahnzuge wieder abzureisen. Der junge Dortu war nicht niedergeschlagen. Er hatte seinem gebeugten Vater Muth eingesprochen und ihm gesagt, er möge stolz darauf sein, daß sein Sohn für die Freiheit Deutschlands dulden und sterben dürfe. Der Vater hatte sich gefaßt und die Mutter auch; — doch sehen wollte sie ihr liebes Kind noch einmal und wartete mit schmerzlicher Ungeduld auf die Erlaubniß. Ihr Koffer war bereits zur Reise gepackt und meine Frau kam mit ihr überein, mit ihr zusammen zu reisen. — Einige Tage darauf erhielten die Eltern statt der erbetenen Erlaubniß die Nachricht, daß ihr Sohn in Baden erschossen sei. — Meine Frau fuhr abermals nach Potsdam, die betrübte Mutter zu trösten; allein Madame Dortu wollte Niemand sehen, obwohl ihre Dienerin sagte, daß sie gefaßt sei.

Nach Berlin zurückgekehrt, schrieb meine Frau an den Prinzen von Preußen und ging nach Schloß Babelsberg bei Potsdam, um die Prinzessin persönlich zu bitten, dieses Gesuch, bevorwortet, dem Prinzen einzusenden. Als sie sich melden ließ, erschien die Hofdame der Prinzessin, Gräfin Haake. Diese zeigte sich sehr liebenswürdig und theilnehmend, erkundigte sich nach Allem und ging dann mit dem Briefe an den Prinzen zur Prinzessin. Als sie zurückkehrte, sagte sie, daß dieselbe meine Frau annehmen wolle, wenn sie drauf bestünde sie zu sprechen; allein sie müsse ihr im Voraus sagen, daß selbst ihre Befürwortung nichts nützen werde, in-

dem der Prinz versprochen habe, in diesen Sachen nichts zu thun und auch die Damen habe versprechen lassen, sich nicht einzumischen; das Schicksal der Gefangenen liege einzig in den Händen der in Baden commandirenden Generale. Unter solchen Umständen drang meine Frau nicht weiter auf eine Unterredung und fuhr trostlos nach Berlin zurück, und von hier nach Baden.

Unterwegs nahm sie mit Zittern jedes Zeitungsblatt in die Hand, denn sie fürchtete darin die Nachricht von meinem Tode zu finden. Sie hielt sich in Frankfurt nicht einmal auf, ihre Eltern zu besuchen, sondern eilte weiter. Dem ersten preußischen Officier, den sie in Heidelberg sah, gab sie sich zu erkennen und fragte, ob ich noch lebe? — Mit etwas leichterem Herzen fuhr sie weiter nach Rastatt. Mit ihr im Wagen saß ein junges Weib, eine Schwäbin, deren „Brüderl" gefangen war; sie wollte auch nach Rastatt zum Prinzen, um ihn loszubitten. Am Bahnhof erschien derselbe zufällig zu Pferde, gefolgt von einer zahlreichen Suite. Die junge Schwäbin drängte sich furchtlos durch all die Pferde, rufend, daß sie zum Prinzen wolle, da ihr Brüderl gefangen sei.

Meine Frau war in Rastatt unbekannt, und als sie einen Herrn nach dem besten Hotel fragte, erbot sich derselbe sie zu begleiten. Er war ein Badenser, hatte das Gespräch mit der Schwäbin gehört, und blieb gleichfalls in Rastatt. Er geleitete meine Frau in das am Markte liegende Kreuz und rieth vorsichtiger Weise, zuerst mit dem Wirth besondere Rücksprache zu nehmen. Der Kreuzwirth fürchtete sich vor den Preußen fast ebenso sehr wie vor seiner Frau, die sich übrigens gut demokratisch gezeigt hatte, und war durch das Erscheinen meiner Frau in große Angst gesetzt; allein er war ein gutmüthiger Mann und brachte sie in ein Zimmer, bat

sie aber, dasselbe verschlossen zu halten und nur auf sein besonderes Klopfen zu öffnen. Wenn die Officiere von Tisch aufgestanden sein würden, wolle er es sagen. Er kam und brachte meiner Frau mit großer Heimlichkeit ein Glas Wein und etwas Brod und sagte, daß jetzt der Commandant, Major von Weltzien, in seinem Büreau sei und sie ihn sprechen könne.

Sie ging über den Markt in dieses Büreau und ließ sich melden. Der Major kam ihr schnaubend entgegen: „Was wollen Sie? — Ihren Mann sehen? — Das ist ja auch einer von denen, die Freiheit und Gleichheit predigen. Nein, Sie können ihn nicht sehen." — Meine Frau erwiderte, daß sie nicht gekommen sei, meine politischen Ansichten zu vertheidigen; sie stehe hier vor ihm als eine bittende, tiefbetrübte Gattin, die Tag und Nacht gereist sei, um ihren in der Gefahr schwebenden Mann eine halbe Stunde zu sehen. „Ich war in der That auf die Vorwürfe nicht vorbereitet, die Sie mir machen," fuhr sie fort, „sondern glaubte bei den höhern Officieren die Theilnahme zu finden, welche jede unglückliche Frau in meiner Lage von gebildeten Männern erwartet." — Weltzien, ein sehr braver Officier, war ein Polterer den Schwachen gegenüber und lärmte nur um sein Herz zu übertäuben, welches weich wie Butter war. Er wurde denn auch bald gerührt und sagte, daß er nichts gegen die Unterredung habe, wenn der Gouverneur, Generallieutenant von Holleben, sie erlaube. — Der Gouverneur wohnte auf dem Schloß. Auf der Straße fragte meine Frau einen Soldaten nach dem Weg dorthin; der Mann sah sie an und gab ihr keine Antwort. Sie wandte sich an einen andern Soldaten; dieser fragte zum Fenster hinaussehende Officiere, ob er antworten dürfe? Als diese Erlaubniß gegeben war, zeigte er meiner Frau den Weg. Nach einigen Zögerungen gelang es ihr

angemeldet zu werden und der General kam heraus. Es war das ein sehr wohlwollender alter Mann, der sich mitleidig und theilnahmvoll zeigte. Er führte meine Frau in sein Zimmer, weigerte sich aber, die erbetene Erlaubniß zu geben, da er so eben dasselbe Gesuch der Frau Kinkel abgeschlagen, die sich in wenig angemessener Weise benommen habe. Frau Kinkel war außerordentlich aufgeregt gewesen und hatte den General mit einem Schwall von emphatischen Vorwürfen überschüttet, deren Ungeeigentheit selbst den wohlwollenden Mann erzürnt hatte. Meine Frau benahm sich klüger. Sie fuhr fort zu bitten und sagte, daß sie morgen wieder kommen und ihre Bitten erneuern wolle, wenn er sie heute abschlüge. Er könne das nicht thun, er werde nachgeben, er könne nicht so hart sein, dafür habe er ein zu gutes, wohlwollendes Gesicht. Damit rückte sie ihm den Stuhl zurecht und gab ihm die Feder in die Hand. Die alte Excellenz lächelte und gab nach. Meine Frau wurde zum Commandanten zurück begleitet und dieser ersucht, ihr einen Officier als Führer nach Bastion XXX mitzugeben. Der Platzmajor, Lieutenant von Münchhausen erschien und benahm sich mit großer Theilnahme und Schicklichkeit, ebenso wie Herr v. R., welcher sie begleitete.

Es war am 16. August Nachmittags: ich war in meiner Kasematte, als ich vom Hofe herauf Kinkels Stimme mich rufen hörte. Als ich ans Fenster trat, sagte er mir, daß meine Frau käme. Das war eine schmerzliche Freude! — Der sie begleitende Officier war mit mir Cadet gewesen; ich erkannte in dem Gesicht des Mannes die Züge des Knaben. Er benahm sich sehr rücksichtsvoll und freundlich und veranlaßte den nicht so rücksichtsvollen Fach in den Hof zu gehen. Er selbst blieb auf dem Vorplatz und ließ uns allein, nachdem er auf sehr anständige Weise daran erinnert hatte,

daß es nicht gestattet sei, Briefe fortzuschicken, oder anzunehmen u. s. w. Ehe er noch ausgesprochen hatte, wußte ich was er wollte und gab ihm mein Ehrenwort, daß ich seine rücksichtsvolle Freundlichkeit nicht mißbrauchen wolle.

Unser Wiedersehen war traurig. Meine Frau konnte es sich nicht vorstellen, daß ich erschossen werden sollte und dennoch hatte sie keine Hoffnung! Was kehrten sich die Preußen an den Jammer der Frauen! Hatte nicht Trützschler auch eine Gattin und Kinder, die ihn liebten und dennoch mußte er sterben; obwohl er nicht einmal Soldat war; der Boden von Mannheim trank sein edles Blut. Die Liebe ist kein Talisman gegen Spitzkugeln, die „mit Gott" aus frommen Nadelflinten geschossen werden! — — „Und mußt Du denn sterben," sagte meine Frau endlich, „so stirb wie ein Mann. Ich weiß, Du bist muthig und wirst herzhaft sterben." — Da sie durchaus etwas thun wollte, so rieth ich ihr, zu Graf Gröben zu gehen, der in Baden war. —

Wir wollten die Güte des wackern Officiers nicht länger mißbrauchen und sagten uns Lebewohl. Als meine Frau die Treppe hinabstieg, wankte sie und ich eilte ihr nach, um sie zu unterstützen. Wie rührte mich diese Schwäche bei solcher Kraft. Sie blieb stehen, erholte sich und bat mich, sie allein gehen zu lassen. Im Hofe traf sie Kinkel, dem sie schweigend die Hand reichte. — Sie fuhr sogleich nach Baden und wurde augenblicklich von Graf Gröben angenommen, welcher eben von Tische aufgestanden war. Der General zeigte gleichfalls sehr viel Theilnahme und versprach für mich zu thun, was in seiner Macht stünde; allein ich erschwere das ja durch meine Hartnäckigkeit. Sie möge doch dahin wirken, daß ich Reue bezeuge und eingestehe, verführt worden zu sein und dergleichen. Darauf erwiderte jedoch meine Frau, daß sie das nicht könne; denn was ich gethan, habe ich aus

voller Ueberzeugung gethan und sie wolle sich lieber darauf gefaßt machen, mich zu verlieren, als mich zu einer Verleugnung meiner Grundsätze zu bewegen suchen. — Der General bemerkte erstaunt, „daß sie ja noch schlimmer sei, als ihr Mann.“ —

Von Baden ging meine Frau nach Mannheim, um dort liebe Freunde über einen Plan zu befragen, den sie sich zu meiner Befreiung ausgedacht hatte. Als sie sah, daß man sie allein zu mir ließ und der Officier bemerkte, daß sie einen Wagen nehmen könne, wenn sie wieder komme, da der Weg so weit und unangenehm für sie sei, kam ihr der Gedanke, mich dadurch zu befreien, daß sie die Zeit der Dämmerung zum Besuch wählen und mich bereden wolle, in ihren Kleidern in den Wagen zu steigen und zu entfliehen; sie selbst wollte in meinem Anzuge im Gefängniß zurückbleiben. Unsere Freunde ergriffen die Idee mit großer Begierde und sogleich wurden passende Kleider für diesen Zweck zurecht gemacht. Die Sache wurde mit großer Heimlichkeit betrieben und sorgfältig vor den Dienstboten verborgen, vor denen meine Frau auch nicht bei ihren Namen genannt wurde. Als alle Vorbereitungen fertig waren, wurden französische Schmuggler bestellt, sich für einen gewissen Abend am Rhein bereit zu halten, wohin ich nach meiner Flucht mich wenden sollte. Besondere Erkennungszeichen waren natürlich verabredet. Voll der besten Hoffnungen fuhr meine unermüdlich thätige Frau wieder nach Rastatt und stieg zum Entsetzen des Wirths abermals im Kreuz ab. Sie ging zu General Holleben, fand ihn aber dies Mal unerbittlich, denn man hatte ihm wahrscheinlich über seine erste Nachgiebigkeit Vorwürfe gemacht. Ein Brief von ihr, ihr Portrait, um welches ich gebeten und Kleinigkeiten zu meinem Gebrauch wurden mir indessen durch einen Husaren überbracht, darunter auch Parfümerien, da sie

wußte, daß ich dieselbe Liebhaberei wie Mahomet hatte. General von Holleben schickte seinen Adjutanten in den Gasthof und ließ meiner Frau sagen, er könne sie nur bis zum Abend schützen; sie möge lieber abreisen, um sich keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Sie stieg also in den Omnibus, als ob sie der Aufforderung Folge leisten wolle, ging dann aber in einen kleinen Gasthof, welcher den „drei Königen" gegenüber am Markte lag. Die Tochter des Hauses war freundlich gesinnt und meine Frau erhielt ein Zimmer im obern Stock, wo sie die Nacht blieb. Am andern Morgen kam aber schon wieder ein Polizist, der ihr die Ordre brachte, mit dem zehn Uhr abgehenden Zuge abzureisen. Das kostete viele Thränen, denn damit war das Fluchtproject zu Wasser geworden. —

Meine Frau kehrte abermals nach Mannheim zurück, wo man ihr sagte, daß General von Holleben im Gouvernement von Rastatt durch den General von Coelln abgelöst werden solle und daß derselbe vielleicht eher geneigt sein würde, eine Zusammenkunft mit mir zu bewilligen, so daß die Flucht am Ende doch noch ausgeführt werden könne; bis dahin möge sie warten. Da in der That nichts Besseres zu thun war, so ging meine Frau einstweilen zu ihren Eltern nach Frankfurt.

Die Zeit verging mir im Gefängniß schnell. Wir rauchten viel, lasen, spielten Karten und ich schrieb „Erinnerungsblätter" nieder, wovon Auszüge im Morgenblatt abgedruckt worden sind. Unterdessen hatte man endlich ausfindig gemacht, daß ich kein Preuße mehr sei und der Adler mußte sich für dies Mal den Schnabel putzen und mich dem Zähringer Löwen überlassen, der von Natur gar nicht so blutdürstig war.

So kam denn endlich der gefürchtete Tag meines Verhörs, vor dem badischen Amtmann von Stengel. Vor

ihm lag ein dicker Actenstoß, der nur Papiere enthielt, die mich betrafen und meist von meiner Hand waren. So oft er darin blätterte, erkannte ich mit Schrecken einen der Briefe, die ich bei verschiedenen Gelegenheiten geschrieben hatte. Glücklicherweise ist mein Gedächtniß gut, so daß ich mich bei der Form der Briefe auch gleich des Inhalts und der Umstände erinnerte, unter denen sie geschrieben worden. Das Vorhalten der Papiere überraschte mich daher nicht sehr, denn ich war darauf vorbereitet. Das Schicksal hatte es in der That wunderbar gefügt. Auch nicht das unbedeutendste Zetelchen, das ich in Baden geschrieben und nicht selbst vernichtet hatte, war zu Grunde gegangen; wohin ich sie auch geschickt haben mochte — die Briefe an meine Frau ausgenommen — sie waren alle in den gefährlichen Actenstoß geschlüpft. Von einer flüchtigen Disposition zu einem beabsichtigten Ausfall, die Tiedemann acht oder neun Mal hatte kopiren lassen, fanden sich Original und sämmtliche Kopien unter den „historischen Documenten."

Stengel verlangte von mir eine Darstellung meines Wirkens in Baden. Da es mir daran lag, Zeit zu gewinnen, so erzählte ich Alles sehr umständlich, wenn auch nicht so wie in diesen Blättern, und — wie leicht erklärlich — mit etwas mehr Bescheidenheit, wozu ich meine Gründe hatte. Stengel verfehlte denn auch nicht, manchmal zu sagen: „Aber Herr von Corvin, Sie müssen Ihre Wirksamkeit nicht gar zu gering anschlagen, wo doch hier die Beweise vorliegen, daß sie eine sehr bedeutende gewesen ist." — „Oh, — bitte" — erwiderte ich, aufrichtiger diese Anerkennung ablehnend, als Cäsar die Königskrone. — Uebrigens muß ich auch meinerseits anerkennen, daß Stengel bei dem Verhör, welches mehrere Nachmittage dauerte, sich sehr loyal benahm. Ich hätte

keinen Untersuchungsrichter finden können, der es besser verstanden, die Erfüllung seiner Pflicht mit der Humanität zu verbinden.

Die erste Hauptbeschuldigung, die gegen mich vorlag, war die, daß ich bei der Beschießung von Ludwigshafen das Commando geführt habe. Die Leser wissen wie es sich damit verhielt; allein ohne Lindemanns Denunciation hätte man mich immer noch als bloßen Zuschauer betrachten können, wie ich mich denn überhaupt bei dem ganzen Verhör als einen höchst neugierigen Menschen zu erkennen gab. Als man nun vollends auf meine Wirksamkeit in Rastatt kam — nun, da war die Sache sehr klar: zu jedem meiner Schritte hatte man ein „historisches Document," wie Tiedemann gesagt haben würde. Mit Einem Wort, ich sah nicht ein, weßhalb ich nicht todt geschossen werden sollte, es sei denn, daß mein altes Glück dies nicht zuließ, oder die geweihte Medaille an meinem Halse selbst mein Ketzerleben beschützte.

Stengel empfahl mir den Advokaten Kusel in Bruchsal zu meiner Vertheidigung. Obgleich derselbe nicht zu denjenigen Advokaten gehöre, welche verpflichtet seien, die Vertheidigungen zu übernehmen, so glaube er doch, daß er es gern thun werde, da mein Prozeß der interessanteste sei, der bis jetzt vorgekommen. Ich muß gestehen, mich interessirte er auch mehr als jeder andere.

Ich hatte indessen wenig Hoffnung auf den glücklichen Ausgang desselben und das aus mancherlei Gründen. Es waren Leute erschossen worden, die weit weniger Antheil an der Revolution genommen hatten als ich; ferner war ein an mir gegebenes Beispiel weiter tragend als bei den meisten Andern, da ich durch meine schriftstellerische Wirksamkeit in einem größeren Kreise bekannt war; endlich war ich einst

preußischer Officier gewesen, wurde als solcher und als abtrünniger Edelmann doppelt strafwürdig befunden und schließlich stopften, wenn man mich todtschoß, die Kugeln einen unbequemen Mund, und dann zu allerallerletzt, obwohl ich es zuerst hätte anführen sollen, saßen in dem badischen Standgericht Preußen als Richter. Es war das äußerst witzig, pickelhäubisch-spitzig, ausgedacht, und da die Gerechtigkeit bekanntlich blind ist, so konnte sie die Ungerechtigkeit dieser Maßregel nicht sehen, obwohl behauptet wird, daß sie bei dieser ganzen Todtschießerei ihre Binde sehr gut zu verschieben wußte, wenn Merkur oder ein anderer Vetter sie am richtigen Flecke kitzelte.

Es scheint mir hier am Platz ein Wort über diese Standgerichte zu sagen. Sie sind von vornherein ein testimonium paupertatis, welches die Gesetzgebung eines Landes sich ausstellt; allein da alle menschlichen Institutionen unvollkommen sind, so wollen wir es hingehen lassen, daß außerordentliche Zustände außerordentliche Abweichungen von den Landesgesetzen rechtfertigen. Standgerichte mögen eintreten, wenn Gefahr im Verzuge ist und das mag man während einer Revolution als Factum annehmen. Hätte man die in Mannheim und an anderen Orten gefangen genommenen Insurgenten sogleich standgerichtlich behandelt, so war das nichts ungewöhnliches; allein man hütete sich wohl das zu thun, und erließ vielmehr Proklamationen, welche unter gewissen Bedingungen Verzeihung versprachen. Mit dem Fall Rastatts war aber die Revolution unterdrückt; die alte Regierung hatte vollständig gesiegt und es war durchaus keine Gefahr im Verzuge, die alten Gesetze reichten vollkommen hin, die Angeklagten zu bestrafen und das Standgericht wurde unter solchen Umständen nicht nur unnütz, sondern es war eine offenbare Verhöhnung der Gesetze. War es aber

recht, die politischen Verbrecher nach Unterdrückung der Revolution standgerichtlich zu behandeln, so mußte es mit Allen geschehen, was aber nicht der Fall war. Ueberdies waren die Standgerichtsgesetze auf ganz ungesetzliche Weise erlassen, und die nachträgliche, unter dem Schutz preußischer Bayonnete erfolgte Bestätigung derselben, durch die unter dem Schutz derselben Bayonnete freierwählte Kammer war ein Spott.

Doch abgesehen von der Ungesetzmäßigkeit und der Unnothwendigkeit dieser Standgerichte nach der Uebergabe von Rastatt, waren sie auch durch ihre Zusammensetzung eine Verletzung der ersten Elemente des Rechts, die als gültig anerkannt werden, sobald die Völker nur über das ABC der Civilisation hinaus sind.

Die „Standgerichtsgesetze“ waren vielleicht ursprünglich nur zur Abschreckung abgefaßt; denn als Gesetze betrachtet, auf die ein wirkliches Gerichtsverfahren begründet werden sollte, waren sie gradezu wahnwitzig. Nach ihnen konnte jede darin als revolutionär bezeichnete Handlung, ja selbst das Helfen am Bau einer Barrikade, mit dem Tode, oder zehnjähriger Zuchthausstrafe bestraft werden. Mehr als Dreiviertel der Bevölkerung Badens hatten sich eines der mit solchen Strafen bedrohten Verbrechens schuldig gemacht.

Zur Auslegung und Anwendung dieser mehr als drakonischen Gesetze wurden nicht unbetheiligte Personen, sondern fremde Soldaten berufen, die erbittertsten Feinde der Angeklagten, deren schon sehr hochgesteigerter Parteihaß durch die letzten Kämpfe mit denselben — (die darin erschlagenen Todten waren kaum unter der Erde und die erhaltenen Wunden noch frisch) noch weit glühender ange-

facht war. Unter diesen Umständen war das ganze standgerichtliche „Rechtsverfahren" nichts als eine Farçe.

Das badische Standgericht bestand aus einem preußischen Major als Präses; einem Hauptmann, einem Premier- und einem Secondelieutnant, einem Feldwebel, einem Unterofficier und einem Gemeinen, sämmtlich von den Regimentern, die uns wenige Tage vorher im Felde gegenüber gestanden hatten. Wie diese Richter die Standgerichtsgesetze auffaßten und wie sie sich derselben bedienten, beweist die Hinrichtung von Elsenhans. Gegen die Urtheile dieses Standgerichts fand kein Rekurs, keine Revision der Akten statt; ja der Landesherr verlor ihnen gegenüber das Recht der Begnadigung!

Der Leser wird begreifen, daß ich diesem Gerichte gegenüber keinen Schimmer von Hoffnung für mein Leben haben konnte. Ich lebe sehr gern und wenn ich auch kein Feigling bin, so dränge ich mich doch keineswegs zu einem nutzlosen Märtyrium. Mein Tod wäre für die Sache, der ich mein Leben geweiht, in jenem Augenblicke ganz nutzlos gewesen; der wichtigerer Männer ging spurlos vorüber. Durch den Besuch meiner Frau traten die Pflichten, die ich gegen sie hatte, anfordernder hervor; der jedem Geschöpf innewohnende Trieb der Selbsterhaltung machte sich mehr geltend als bisher und ließ mich auf Mittel denken, dem Tode zu entgehen. Es konnten nur Mittel sein, die sich mit meinen Ansichten von Ehre vertrugen. Der Gedanke an eine Flucht wurde nicht mehr so entschieden zurückgewiesen und ich fing an ihn zur Ausführung zu bringen; es reizte mich wenigstens, die Mittel dazu in meiner Hand zu haben. Von den Plänen meiner Frau wußte ich nichts.

Ich bemächtigte mich beim Spaziergange im Hof eines Fensterhakens und machte mir daraus mit großer Kunst und

noch mehr Geduld einen Schlüssel, wobei ich kein anderes Werkzeug anwandte als Sandstein. Dieser Schlüssel schloß bald das Schloß meines Gefängnisses einmal herum und es bedurfte nur einer kleinen Veränderung, hoffte ich, ihn zum vollständigen Oeffnen des Schlosses zu vervollkommnen. Im untern Stock, grade unter dem Lokal, in welchem sich hundert Soldaten befanden, war eine große Kasematte, in der einige Geschütze standen. Gelang es mir, Abends in diesen Raum zu kommen, so war meine Flucht leicht, denn durch die vermittelst nur angelehnter Gitter verschlossenen Kanonenschießscharten konnte man bequem hinaussteigen. Freilich standen zwei Schildwachen vor dem Gebäude; allein man konnte sie durch die kleinen Schießscharten stets beobachten und einen Augenblick wahrnehmen, wo sie plaudernd an dem zurückliegenden Thore der Bastion standen. Das Gehen eines Menschen so nahe dem vorspringenden Gebäude fiel aber nicht auf, da die große Straße hart an demselben vorüberführt. Ich hatte mir bereits mein Costüm zurechtgelegt. Mit Stock und Bündel und brennender Pfeife wollte ich hinaussteigen und ganz gemüthlich bei den Schildwachen vorbei zum Niederbühler Thor hinausgehen, oder nöthigenfalls mich die Nacht über im Holzhof verbergen und am frühen Morgen die Stadt verlassen, wo ich dann bald den Rhein erreicht hätte, über den ich geschwommen wäre, da die Passagen besetzt sein konnten. Mußte ich bei Nacht fliehen, so ging ich im Bette der Murg — damals ging es noch — zur Festung hinaus. Man vermißte mich erst nach sieben Uhr Morgens. Ein Passirschein für das Thor wäre nicht schwierig zu erhalten gewesen.

In dieser Zeit brachte mir der Platzmajor, Lieutenant von Münchhausen, ein Schreiben des Generals von Gröben aus Carlsruhe, in welchem es hieß: „Mein Ihnen gegebenes Ver-

sprechen, Ihrer zu gedenken, wenn die Kapitulation pünktlich gehalten werde und die Uebergabe ohne Störung vor sich gehe, habe ich treu und gewissenhaft bereits am 31. Juli erfüllt." Außerdem ließ mir General von Coelln am andern Tage noch sagen, Graf Gröben habe ihm aufgetragen, mir mitzutheilen, er habe sich für mich beim Großherzog verwendet und werde es nochmals thun. Herr von Münchhausen bemerkte, dies werde hoffentlich wenigstens zur Folge haben, daß das Urtheil zur Bestätigung nach Carlsruhe verlangt werde. Aus Versehen kam auch das Schreiben Gröben's an den General Coelln in meine Hände, worin dieser angewiesen wird, seine Verwendung für mich dem Präsidenten des Standgerichts mitzutheilen. Ich schrieb diese Nachricht meiner Frau und gab mich wirklich so der Hoffnung hin, daß ich darüber den Gedanken zur Flucht fallen ließ.

Dieselben Gründe, welche mich früher davon abgehalten hatten, walteten noch und verursachten, daß ich die ganze Sache nicht mit rechtem Eifer betrieb; auch hatten wohl die Nachrichten von mißglückten Fluchtversuchen einigen Einfluß darauf. Manche derselben waren freilich sehr ungeschickt angefangen. Fünf Freischärler, die in Fort B arbeiten mußten, flohen am hellen Mittag. Vier wurden auf der Stelle erschossen und den fünften, den man später einholte, traf dasselbe Schicksal. Der Kommandant von Weltzien ließ die Leichen auf Bretter legen, in den verschiedenen Kasematten umhertragen und ihren Kameraden zeigen. Dabei hielt er eine Predigt.

Ich habe hier meine Handlungsweise und deren Beweggründe mit der größten Offenheit dargelegt, obwohl ich ohne besondere Mühe meinen Bekenntnissen sehr leicht eine andere Färbung hätte geben können. — Man hat nur ein Leben

zu verlieren und so freudig ich es geopfert haben würde, wenn ich dadurch einen dem Opfer angemessenen Zweck erreicht hätte, so wenig bin ich geneigt, es wegen des Lobes oder Tadels einiger Personen zu opfern, die stets gute Sorge tragen, ihr liebes Leben nicht zu verlieren; ich meine die Ausreißer, die mich besonders von London aus mit ihren elenden Verläumdungen bewarfen, als ich außer Stande war, mich zu vertheidigen.

Diese Predigten des Kommandanten waren höchst ergötzlich; uns Führer verschonte er damit, er wollte nur die Gewissen der Verführten rühren; uns gab er als unverbesserlich auf; allein nicht selten hörten wir, durch ein im Hofe der Bastion stehendes Gebüsch verdeckt, unser Lob mit an.

Aergerlicher als die Predigten dieses martialischen Abraham à Sta. Clara waren die Grobheiten einzelner ungebildeter Officiere, die uns bis in die einsame Kasematte verfolgten. Ein Major, mit wasserblauen, vorstehenden Froschaugen und Falstaffgesicht, blieb vor der geöffneten Thür der Kasematte stehen und rief mit flegelhaftem Ausdruck mir zu: „Kommen Sie einmal her!" Ich ging bis an die Thürschwelle und sah ihm ruhig in's Gesicht. Er glotzte mich, ohne ein Wort zu sprechen, wohl drei Minuten lang an und ging dann fort.

Eines Abends, als wir eben beim Nachtessen saßen, erschien in der sich öffnenden Thür ein junger Lieutnant, dem die Kadetteneierschale noch auf dem Helm klebte; hinter ihm stand der wachthabende Unterofficier. Es war schon etwas dunkel und Fach sah ihn nicht, oder glaubte, es sei der Bursche, blieb daher auf seinem Bette sitzen und ließ sich nicht im Essen stören. Dieser Embryo von einem Militär vermerkte das aber sehr übel und schrie mit seiner Kinder-

trompetenstimme: „Herr, können Sie nicht aufstehen, wenn ein preußischer Officier kömmt?" Und als er sich zum Gehen wandte, sagte er zum Unterofficier: „Wenn die Kanaillen nicht pariren, gleich 'ne Kugel vor'n Kopp! ohne Umstände, gleich 'ne Kugel vor'n Kopp!" Nach meiner Meinung hätte diesem jungen Menschen etwas anderes auf den dem Kopfe entgegengesetzten Theil gehört. Solche Officiere waren indessen nur Ausnahmen, wie ich zur Steuer der Wahrheit beifügen muß. Die Unterofficiere waren nur fanatisch unter den Augen der Officiere, sonst benahmen sie sich durchschnittlich anständig und oft sehr delikat und die Gemeinen konnte man gar nicht besser wünschen, sobald sie uns nur ein Wenig kennen gelernt hatten. Die Officiere hatten sie durch allerlei empörende Lügen über uns fanatisirt und unter Anderm erzählt, daß wir zwei preußische Gefangene in Stücke geschnitten hätten! Manche Truppentheile, erzählten die Soldaten, weigerten sich nach Baden zu marschiren und man mußte sie dazu zwingen; ja einzelne Compagnien seien entwaffnet und nach Preußen zurückgeschickt worden.

In der zweiten Woche des Septembers reiste meine Frau abermals nach Rastatt und nahm alles mit, was sie zu meiner Flucht erforderlich hielt. Sie stieg in dem kleinen Gasthof ab, wo man sie vorher so freundlich aufgenommen hatte und ging gleich zu General von Coelln. Dieser sagte jedoch, daß er grade jetzt eine Zusammenkunft mit mir nicht gestatten könne, da mein Standgericht bereits auf Sonnabend den 15. September festgesetzt sei; doch versprach er, daß es ihr gestattet sein solle, mich nach dem Urtheilsspruch zu sehen. — .

Es schien meiner Frau wichtig, mir die Nachricht mitzutheilen, und für vier Kronenthaler fand sie Jemand, der

mir ein Zettelchen überbrachte und die Antwort mit zurücknahm. Mit Geld hätte meine Frau damals sehr viel ausrichten können; allein ihre Mittel waren beschränkt und diese Reise &c. kosteten viel. Zum Unglück war mein Schwiegervater durch einen Associé in einen Prozeß verwickelt worden, der ihm für den Augenblick all seines Einkommens beraubte, so daß von dieser Seite keine Hülfe geleistet werden konnte und von der demokratischen Partei wurde keine geboten. —

Es kam meiner Frau nun sehr darauf an, den Advokaten kennen zu lernen, der mich vertheidigen sollte und sie stellte zu diesem Ende Erkundigungen an, die indessen lange erfolglos blieben. Endlich erfuhr sie dessen Adresse und reiste augenblicklich nach Bruchsal ab, um mit dem Obergerichts-Advokaten Kusel Rücksprache zu nehmen. Dieser war auch so eben von Rastatt gekommen. Es war dies Mittwoch Abend. Er hatte sich noch nicht zu meiner Vertheidigung entschlossen und die Akten noch nicht gelesen, was er jedoch in der Nacht thun wolle. Er ersuchte meine Frau am andern Morgen mit ihm auf dem Bahnhof zusammenzutreffen. Dort gab er ihr den Rath, nochmals zu Graf Gröben zu gehen und womöglich zu bewirken, daß ich vor ein preußisches Gericht gestellt würde. Das sogenannte badische Standgericht hatte sich freilich so hart gezeigt, daß jedes andere erwünschter sein mußte.

Graf Gröben antwortete meiner Frau, daß ich vor kein preußisches Gericht gestellt werden könne; das habe ich ja selbst unmöglich gemacht — (und ich bin sehr froh, daß ich es gethan). — Er wolle thun, was er könne, allein er könne nichts versprechen. „Vertrauen Sie auf Gott!" schloß er endlich, aber meiner Frau klang dies förmlich wie ein Hohn und sie sagte mit einiger Heftigkeit: „Wie können Sie mich

auf Gott verweisen, wenn das Schicksal meines Mannes von einem Zuge Ihrer Feder abhängt!" —

Sie ging nun auch zu dem badischen Kriegsminister, Oberst von Roggenbach. Als derselbe sie empfing, hatte er Mühe, seine Thränen zu unterdrücken und sagte: „Ich stehe so eben vom Krankenbette auf, auf welches mich der Kummer über all den Jammer geworfen hat. Wir haben nicht gedacht, daß die Sache eine solche Wendung nehmen würde. Jetzt haben wir verfügt, daß wenn die Todesurtheile nicht einstimmig, vorher bei uns angefragt werden müsse, damit wir im Stande sind, Begnadigungen eintreten zu lassen. Richten Sie darauf Ihre Hoffnung."

In Rastatt traf meine Frau im Gasthof zu den drei Königen mit Dr. Kusel zusammen; dieser rieth ihr nach Mannheim zu gehen und dort Entlastungszeugen für mich aufzusuchen. Sie reiste also wieder dorthin und wurde in ihren Bemühungen von Freunden unterstützt. Sie fand auch einige Personen, die für mich günstige Aussagen machten und dieselben auch unterschrieben; allein sie fand keinen Notar, welcher bereit gewesen wäre, diese Unterschriften als richtige zu bestätigen. — Sie wandte sich auch an den Gastwirth zum europäischen Hof, der Gelegenheit genug gehabt hatte, mich während der Beschießung von Ludwigshafen zu sehen, wobei ich sein Haus nicht mit Truppen besetzte — obgleich es durch seine Lage dazu ganz besonders geeignet war — einzig, um nicht die preußischen Kanonenkugeln gegen dasselbe einzuladen. Der Mann, der wahrscheinlich die Angst, die er gehabt, noch nicht vergessen, hatte jedoch die Rücksicht vergessen, die ich ihm gezeigt und schrie meine Frau wie besessen an: „Wie, ich soll günstig für Ihren Mann zeugen? Sein Sie froh, daß ich nicht gegen ihn als Zeuge auftrete; denn das war ja gar kein Mensch, das war ja ein

wahrer Teufel. Das war ja der Schlimmste von Allen! Immer lief er mit seinem Perspectiv herum und befahl wohin geschossen werden sollte und wo sich nur ein paar Pickelhauben sehen ließen, schickte er eine Kanonenkugel dazwischen!" — Der Oberkellner dagegen hatte ein weicheres Herz und versprach für mich als Zeuge aufzutreten. Er hielt denn auch sein Wort und ich mußte sehr lachen, als er erzählte, ich habe im Gasthofe immer gegessen und getrunken, aber er müsse sagen, ich habe immer anständig und ordentlich bezahlt! — Auch einige Einwohner von Mannheim traten für mich auf und erkannten an, daß ich bei der Aushebung der Volkswehr mit Rücksicht und Schonung verfahren sei, obwohl ich nur meine Pflicht that und einzige Söhne von Wittwen, die ihre Mütter ernährten, und Leute in ähnlichen Lagen frei gab.

Als ich am 14. eben damit beschäftigt war, einige Notizen zu meiner Vertheidigungsrede aufzuzeichnen, erschien mein Anwalt Kusel in Begleitung eines Officiers. Er befragte mich über einige Punkte und versprach Nachmittags wiederzukommen, was er auch that. Ich zeigte ihm, was ich von meiner Vertheidigungsrede niedergeschrieben hatte; allein er war nicht ganz damit einverstanden. Er meinte, es handle sich hier nicht um eine Jury, sondern um ein Standgericht und es komme nur einzig und allein darauf an zu verhindern, daß mir bestimmte Thatsachen, deren ich angeschuldigt sei, bewiesen werden könnten. Es sei daher ein verkehrter Weg und verlorne Mühe, wenn ich auf das Gefühl der Richter zu wirken suche.

Als Jurist mußte er solche Ansichten vom Standgericht haben; allein ich theilte dieselben keineswegs und hatte im Gegentheil die volle Ueberzeugung, daß die mangelhafte Bildung der Standrichter eine objective Anschauungsweise

gar nicht zuließ, und daß die Richter durchaus nur nach ihrer subjectiven, durch Parteihaß und meine Persönlichkeit influenzirten Meinung urtheilen würden. Officiere dünken sich meistens viel zu weise, als daß sie auf juristische „Spitzfindigkeiten" etwas geben sollten; in meinem Fall war ihnen die Sache sonnenklar, ehe nur der Angeklagte den Mund aufthat. Ich kannte das Wesen der Stand- und Kriegsgerichte besser als Dr. Kusel; ich hatte oft als Richter in ihnen gesessen und nicht selten gegen die Art und Weise derselben geeifert. Wie Stand- und Kriegsgerichte urtheilen, davon habe ich im ersten Bande ein Pröbchen gegeben, wo ein solches Gericht meinen Freund Sallet wegen eines unschuldigen Aufsatzes zu zehn Jahre Festungsstrafe und Cassation verurtheilte!

Wie oft habe ich es erlebt, daß der Präses, oder die Officiere, die niedern Chargen im Kriegsgerichte bedrohten, weil sie es wagten anderer Meinung zu sein und daß dieselben sich einschüchtern ließen und ihr Urtheil änderten, trotz dem Eide, den sie vor der Verhandlung geschworen hatten. Wenn nun solche Vorfälle schon im gewöhnlichem Lauf der Dinge vorkamen, wo höchstens verletzte Standesvorurtheile influenzirten oder bloße Rechthaberei, um wieviel mehr mußte ich ein Urtheil nach subjectivem Gefühl erwarten, wo die mächtigsten Leidenschaften mir entgegen standen; ich beschloß daher, mit aller Macht und aller mir zu Gebote stehenden Kunst grad' nur auf das Gefühl zu wirken, das Juristische und die Vernunft ansprechende aber hauptsächlich dem Advokaten zu überlassen. Ich hatte um so mehr Grund die allerstärksten Redemittel zu gebrauchen, als ich leider nicht zuletzt das Wort haben konnte und sorgen mußte, daß meine Vertheidigung einige nachhaltige und nicht nur momentane Wirkung äußerte.

Das ruhige und besonnene Wesen meines Vertheidigers machte einen sehr günstigen Eindruck auf mich und ich faßte sogleich großes Zutrauen zu ihm. Er hielt es für nöthig, mich darauf vorzubereiten, daß der Staatsanwalt auf die härteste Strafe antragen werde; das dürfe mich indessen nicht erschrecken, das sei so gebräuchlich. Daß das Standgericht am andern Tage stattfinde, wollte er nicht wissen, vielleicht um mir die Nacht nicht zu verderben; er kannte mich ja nicht. Er hoffte viel von der Verwendung des Grafen Gröben und sie war auch mein einziger Halt, denn ich wußte sehr gut, daß das Gefühl der Richter sehr schwer zu rühren und für sie meine Schuld ganz unzweifelhaft war; hätte ich in dem Gericht gesessen, ich würde mich selbst zum Tode verurtheilt haben, wenn einmal die Standgerichtsgesetze die Norm abgaben.

Gegen Abend waren wir alle im Hof beisammen. Als es Zeit zum Hinaufgehen in die Zelle war, sagten mir meine Unglücksgefährten Lebewohl und wünschten mir Glück. Kinkel kehrte noch einmal zurück und schloß mich bewegt und schweigend an seine Brust. — An jenem Abend war der Befehl gekommen, daß wir kein Licht brennen sollten. Nun war ich schlimm daran, denn ich wollte am Abend meine Vertheidigungsrede völlig niederschreiben. Ich wußte mir indessen zu helfen. Das Fenster wurde mit einem Mantel dicht zugehängt, und das Schlüsselloch, wie es immer geschah, gleichfalls verdeckt. Ich schrieb bis gegen zwölf Uhr, auch noch an meinen Erinnerungsblättern und schlief dann sehr sanft. Ich hatte einen seltsamen Traum. Mir träumte, ich gehe mit einer ungeheuren Fliegenklappe durch das Land und vernichte mit jedem Schlage eine ganze Stadt. Eine kolossale Idee, so komisch sie ist.

„Ahnungsgrauend, todesmuthig“ brach der Morgen des 15. September 1849 an. Die brave Wirthin zu den „drei Königen,“ wo meine Frau zu logiren pflegte, sandte mir zum Frühstück Chokolate und einen Schoppen Markgräfler, um mich für den schweren Tag zu stärken. Fast zugleich damit traten auch die Gensd'armen in mein Zimmer, um mich abzuholen. Der fatale Wagen stand vor dem Thor nebst der gewöhnlichen Bedeckung. Ich kleidete mich so sorgfältig als möglich, zog meinen Uniformsrock, Stiefeln mit Sporen und ein Paar helle Glacéhandschuh an; die Epauletts hatte der Kommandant leider aus meinem Nachtsack zurückbehalten. Ich wollte als Kriegsgefangener erscheinen.

Die Stadt schien mir sehr lebhaft. Alle Leute auf meinem Wege grüßten mich mit traurigem Gesichte trotz der scharf aufpassenden Gensd'armen; ich hatte, ohne daß ich es wußte, mir unter den Einwohnern von Rastatt viele Freunde erworben.

Ich mußte lange Zeit allein in einem Zimmer warten, nachdem ich noch einmal bei dem Untersuchungsrichter gewesen war, den ich bereits im schwarzen Frack und seine Papiere ordnend fand. — Als ich endlich in den Gerichtssaal geführt wurde, fand ich ihn gedrängt voll. Sogar außerhalb an den Fenstern standen die Menschen, die in dem Saale keinen Platz fanden. An der einen schmalen Seite des Saals war der Fußboden um zwei Stufen erhöht. Auf der höchsten Stufe saßen hinter einem Tische die sieben Standrichter. Rechts von ihnen auf einer Rednertribüne befand sich der Staatsanwalt, einige juristische „bottleholders“ neben sich, während neben ihm auf einer ähnlichen Tribüne, aber eine Stufe tiefer, der Verhörsrichter seinen Platz fand. Links von den Richtern, mehr im Vordergrund, saß mit Feder und Papier ein Officier, der wahrscheinlich die Funktionen eines Auditors

versah und das Resumé der Verhandlung den Standrichtern, in's Preußische übersetzt, vortragen mußte, wenn sie sich in das Berathungszimmer zurückzogen. Auf der linken Seite, jedoch vor der Gallerie, welche die Erhöhung abgrenzte und auf dem Fußboden des Saals, stand die Tribüne des Vertheidigers. Links von ihm auf der Bank der Angeklagten saßen ich und zwei Gensd'armen mit geladenen Gewehren. Neben dem Eingang zu der Erhöhung stand ein Tisch, an welchem ein Gerichtsdiener saß. Die Belastungszeugen nahmen die ganze erste Reihe der Zuschauer ein; ihre Gesichter waren mir meistens bekannt.

Der Staatsanwalt beschuldigte mich sofort sämmtlicher Sünden, die im Standrechtspreiscourant verzeichnet waren und trug darauf an, mich todtzuschießen. Als er nun aufgefordert wurde, dieses kuriose Verlangen zu begründen, that er dies mit dem Tone eines Menageriewärters auf der Messe: „Hier, meine Herren, sehen Sie den bengalischen Königstiger. Während Sie bis jetzt nur kleineres, untergeordnetes Raubzeug betrachtet haben, kommen wir nun zu dem allergefährlichsten der ganzen Gattung ꝛc." Ja, er machte mir das Kompliment, er schenkte mir die Ehre, mich für einen sehr gefährlichen Menschen zu erklären, für das Kabinetsstück der ganzen Sammlung von Hochverräthern, die man bisher verurtheilt. Nach ihm war ich einer der geheimen Urheber der Revolutionen, den'n man so lange vergeblich nachgestellt hatte. Die närrischen Leute kommen mir vor wie ein Zerstreuter, der seinen Hut sucht, den er — auf dem Kopfe trägt!

Die ganze Rede war gemein, roh und plump, wie mit der Holzaxt zugehauen und entsprach der äußern Erscheinung des Redners vollkommen. Derselbe gefiel sich in Ausfällen gegen meine Person und Kusel schob mir ein Zettelchen zu,

worauf er geschrieben hatte: „Diese Persönlichkeiten sind mir lieb." — Mir waren sie gleichgültig.

Kusel hatte mir gesagt, daß ich meine Vertheidigung erst nach dem Zeugenverhör vorzubringen habe; als mich daher Herr v. Stengel aufforderte von meinen Lebensumständen etwas Näheres anzugeben, dachte ich keineswegs, daß meine Vertheidigung daran geknüpft sei. Ich ließ daher Manches ungesagt, was ich für diese aufsparen wollte, bis ich endlich merkte, daß ich mitten darin war. Nun mußte ich die Ordnung meiner Rede umkehren und froh sein, daß noch ein leidliches Ganze daraus wurde. Es war ein Glück, daß ich Tags zuvor diese Vertheidigung flüchtig niedergeschrieben hatte; dadurch war sie mir so gut im Gedächtniß geblieben, daß ich das während einer Rede stets gefährliche Experiment des Versetzens und Umkehrens mit ziemlicher Leichtigkeit bewerkstelligen konnte.

Im Sprechen war ich warm geworden; allein ich redete sehr bedächtig und wog jedes Wort; es ist ein seltsames Gefühl, gewissermaßen von der Art wie man die Worte setzt, sein Leben abhängig zu wissen! Ich fühlte, was ich sagte, denn vor meinen Augen stand mein armes, trostloses Weib, welches wenige Häuser entfernt die Entscheidung meines Schicksals abwartete; allein dennoch ließ ich mich nicht hinreißen, sondern behielt den Kopf oben und strebte nach Wirkung; so ungefähr muß, denke ich, mir, ein guter Schauspieler fühlen. Ich sprach fast zwei Stunden und glaubte zu bemerken, daß meine Rede diesen Zweck erreichte, wenigstens bei den Zuhörern, die meistens Officiere waren; endlich schloß ich:

„Meine Herren Richter, Sie bekleiden ein göttliches Amt! Möchte nicht nur ein Strahl göttlicher Weisheit, sondern auch göttlicher Milde in Ihre Herzen fallen. —

Richten Sie mich, wie Sie wünschen, einst vor dem Richterstuhl des Allmächtigen gerichtet zu werden!"

Als es an die Vernehmung der Zeugen kam, wurde gefragt, ob sie vereidigt werden sollten? Der Staatsanwalt verlangte es nicht, allein mein Anwalt bestand darauf und so geschah es. Bei diesem Zeugenverhör stellte sich der merkwürdige Umstand heraus, daß mehr als die Hälfte der Belastungszeugen sich in Entlastungszeugen verwandelten, zum großen Aerger des Staatsanwalts, der seinen Verdruß deutlich genug zeigte und die Zeugen durch arglistige Fragen irre zu leiten suchte, was ihm jedoch sofort von meinem Anwalt abgeschnitten wurde. Es kam hauptsächlich darauf an zu beweisen, daß ich bei der Beschießung von Ludwigshafen das Kommando geführt habe, was durch einigermaßen geschickte Fragen leicht hätte konstatirt werden können, denn die Zeugen waren meistens Artilleristen, die unter meinem Befehl in Mannheim gestanden hatten, sich aber damit begnügten, nicht mehr zu beantworten als mit gänzlicher Unkenntniß militärischer Verhältnisse gefragt wurde. Haase meinte es recht gescheut zu machen und die Sache zu beendigen, als er an die Artilleristen die Frage stellte: „ob ich Feuer kommandirt habe?" — was natürlich verneint wurde; denn das war bei den einzelnen Geschützen Sache des Wachtmeisters oder Lieutenants. Sie sagten nur, daß ich immer mit einem Fernohr nach den Preußen hinüber gesehen hätte, und das konnte der Staatsanwalt leider nicht todtschießenswürdig finden, obgleich die Officiere im Parterre — das Ganze war ja nur eine Komödie — sich mit bedeutenden Blicken ansahen. In Mannheim, bei dem Prozesse des Hauptmanns Stöck, hatten die Artilleristen, um seine Schuld zu erleichtern, mir desto mehr aufgebürdet, da unglücklicherweise in einer Zeitung stand: ich sei mit meiner Frau in der Schweiz angekommen.

Nun sahen die Leute ihren Befehlshaber lebend — auf der Armsünderbank; das änderte die Sache. — Genug, die beiden Hauptpunkte der Anklage: daß ich die Beschießung von Ludwigshafen befehligt und die Uebergabe von Rastatt verhindert habe, konnten mir nicht bewiesen werden.

Jedermann hielt den Staatshaasen für geschlagen und er selbst mußte wohl seine Schwäche fühlen, da er zu so schönen und lobenswerthen Mitteln griff, als er wieder das Wort nahm. Er sagte, es sei wunderbar, daß ich überall nur als Zuschauer dabei gewesen sein wolle. Was davon zu halten sei, habe man aus dem ironischen Lächeln abnehmen können, das bei dieser Aussage meinen Mund umspielt. Schließlich bemerkte er, wenn die Richter mich nicht verurtheilten, man sagen werde, sie hätten mir als ihrem Landsmann durchhelfen wollen. — Pfui Haase! — Darüber erhob sich ein allgemeines Gemurmel des Unwillens unter den Zuhörern und mein Anwalt fiel dem Ankläger schnell in die Rede: „Nein, im Gegentheil, man würde eher sagen, sie hätten ihn verurtheilt, weil er ihr Landsmann ist.“ —

Weshalb im Laufe der Verhandlung mein Anwalt mit dem Ankläger an einander gerieth, das weiß ich nicht mehr; allein letzterer blieš seine Backen auf, wurde roth im Gesicht wie ein Truthahn und sagte, daß er im Namen des Staates dastehe und den Präsidenten ersuche, Herrn Kusel zur Ordnung zu rufen, was dieser auch gehorsamlichst that.

Die Vertheidigungsrede meines Anwaltes, dem ich schon sehr viel Material vornweg genommen hatte, war klar, scharf und warm. Er sprach ganz ausgezeichnet und der Eindruck, den seine Rede hervorbrachte, war ein sehr günstiger. Ich habe nicht behalten, was er Alles sagte, denn ich studirte die Gesichter der Richter und war zerstreut; ich hörte nur, daß

er unter Anderm meinte, man müsse doch mit diesen Blutscenen endlich einmal enden und Milde walten lassen; man möge bei mir den Anfang machen. Dann bezog er sich auf das Schreiben des Generals von Gröben, welches er auf den Tisch der Richter niederlegte. Mit hämischem Ausdruck und arroganter Manier, welche die Officiere beleidigte, bemerkte der Staatsanwalt schnell: „Allerdings habe General von Gröben seine Verwendung eintreten lassen, dieselbe habe jedoch keine Berücksichtigung gefunden.“ Das war allerdings „a settler“ für meine Hoffnungen und ich gab keinen Schuß Pulver mehr für mein Leben.

Während der Rede meines Anwalts hatte ich, wie gesagt, die Gesichter der Richter studirt. Du lieber Gott, in diesen Gesichtern war überhaupt nicht viel zu lesen, am allerwenigsten Erfreuliches! — Am äußersten rechten Flügel saß ein blonder, sehr gutmüthig aussehender Unterofficier. Man sah es dem Mann auf den ersten Blick an, daß ihn die Verhandlung sehr langweilte und daß er sie allen gern geschenkt hätte; er schien viel zu gutmüthig, um dem Staatsanwalt seinen so dringend ausgesprochenen Wunsch abzuschlagen, zumal wenn derselbe durch den Wunsch der Officiere im Standgericht und silberne Feldwebeltroddelgedanken unterstützt werden sollte. — Der neben ihm sitzende Secondelieutenant hatte ein verlebtes, interessantes Gesicht; allein die Bewegungen des langen magern Halses, der auf einem langen ausgemergelten Körper saß, und die stechenden Augen, gaben ihm das Aussehen einer Schlange, welche den Kopf hin und her bewegend, nach Beute umherspäht. — Neben dem Secondelieutnant saß der Hauptmann, auf der Brust das goldene Kreuz, das Zeichen, daß der Besitzer bereits seine silberne Hochzeit mit Frau Kamasche gefeiert hatte; eine ächte, preußische Hauptmannsphysiognomie. In seinem

Kopfe, schien es mir, steckten nichts Anderes, als das Exercirreglement und die Schuhsolen, das Hosenfutter und sonstiger Plunder seiner Soldaten! — Dann kam der Major und Präsident dieses stattlichen Gerichts, dessen Krone er auch war. Jedem Zug seines Gesichts sah man es an, daß sein Besitzer stolz darauf war, auch nicht eine Spur von Scharfsinn zu besitzen. Unter den Nasenflügeln konnte man jedoch einen Zug unterscheiden, welcher unverkennbar Grausamkeit und Blutdurst verkündete. — Sein Nebenmann zur Linken war der Premierlieutenant. Hätten wir Portrait und Unterschrift gespielt, so würde ich unter dieses Bild geschrieben haben: „Nach so vielem Leiden, reicht mir mal die rc." Kurz, eine gewöhnliche Natur; unintelligent, gleichgültig und avancementbedürftig. — Neben ihm saß der Feldwebel; ein Mann finster wie Pluto, mit schwarzem Haar und Bart. Während der ganzen Verhandlung verzog er nicht die Miene, sah nicht einmal vom Tische auf, und nichts verrieth, daß er Theil an der Sache nehme. Es war jedoch Charakter in dem Gesicht, und wenn er nicht aufblickte, so geschah es vielleicht aus Scham darüber, in einer so blutigen Farçe mitspielen zu müssen. — Der linke Flügelmann war der Gemeine. Er hatte im Ausdruck des Gesichts außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Major, und wenn man ihm dessen Epauletten aufheftete, so bin ich überzeugt, daß er dessen Functionen ganz ebensogut versehen haben würde, als der Major selbst. —

Ich habe diese Portraits nicht mit großer Liebe zu den Personen skizzirt, allein ich habe auch keine Ursache dazu und gebe sie hier wieder, wie ich sie in jenen Augenblicken zeichnete. Du lieber Himmel, wenn man einen Antrag auf Todtschießen als Brille auf der Nase hat, so erscheinen durch dieselbe gesehen, selbst die Gesichter von Engeln verzerrt. Ich

erkläre hiermit feierlichst, daß ich alle meine Standgerichtsengel für Biedermänner halte.

Die Richter zogen sich in das Berathungszimmer zurück und ich ward aus dem Saal in ein Wartezimmer geführt, wo ein freundlicher Hauptmann, der mich aus dem Kadettenhause kannte, mir durch seine Unterhaltung über die fatale halbe Stunde hinweg half. Die Berathung dauerte sehr lange und der Hauptmann erklärte dies für ein gutes Zeichen, denn wären die Richter einig, so kämen sie stets sehr schnell zurück.

Endlich wurde ich in den Saal zurückgeführt. Die Richter waren noch nicht da. Advokat Kusel sagte zu mir: „Nun, wie das Urtheil auch ausfallen möge, Sie werden es als ein Mann anhören."

Die Richter traten ein; die Gesichter der Officiere sahen erhitzt und verdrießlich, der Feldwebel noch finsterer als früher und die Andern nichtssagend aus. Sämmtliche Anwesende standen. Der Präsident las eine lange Geschichte ab, aus der hervorging, daß man mich all der Sorten von Hochverrath für schuldig fand, deren der Staatshaase mich angeklagt hatte. Gespannt wartete ich auf ein „Indessen"; es kam nicht und der Schluß des interessanten Dokuments lautete: „Mit fünf Stimmen gegen eine zum Tode durch Erschießen und in die Kosten verurtheilt." —

VI.

Das Zuchthaus.

Erstes Capitel.

Die Fahrt durch die Stadt. — Die Todtenkasematte. — Meine Frau. — Ein Bruchstück aus ihrem Tagebuch. — Fluchtpläne. — Ich will nicht — Hoffnungsschimmer. — Bereitschaft zur Hinrichtung. — Abschied von meiner Frau. — Letzte Toilette. — Geisterstimmen. — Sie kommen. — „Wir bringen bessere Nachrichten." — Tagebuch meiner Frau. — Major von Bernigau. — Jean Jansen. — Abschied von ihm. — Ein wichtiger Brief. — Zehnjährige Zuchthausstrafe. — Ein paar Worte über die Capitulation. — Abreise. — Der fromme Wirbeltambour. — Bruchsal. — Gott sei Dank, wir sind „letz." — Das Zuchthaus. — Die erste Nacht. — Mahler und Stöck. — Der Director. — Die Einkleidung. — Der Wollsaal. — Dr. Raucher. — Kupferberg. — Tagesordnung. — Schlafsaal. — Der Morgen. — Ich spinne. — Meine beiden Nachbarn. — Der Brief an meine Frau. — Folgen. — Eingabe an den Aufsichtsrath. — Glückliche Veränderung. — Zufriedenheit. — Sträflingsglück. — Donner und Blitz! — Im Zellengefängniß.

„Zum Tode durch Erschießen und in die Kosten verurtheilt." — So schloß der Präsident des Standgerichts das Urtheil. Ein leises Gemurmel durchlief die Versammlung; ich fühlte, daß die Blicke Aller auf meinem Gesichte hafteten. Ich war auf den Tod gefaßt; allein jedes lebende Wesen sträubt sich dagegen, und der Ausspruch der Gewißheit trieb mir für einen Augenblick das Blut zum Herzen zurück. Es war das in der That nur ein Augenblick; der nächste fand mich gesammelt; ich würde vielleicht sogar gelächelt haben, wenn nicht der Gedanke an meine arme Frau das Lächeln in der Geburt erstickt hätte.

Ich gab Kusel die Hand und dankte ihm; er drückte sie schweigend. Die Gensd'armen geleiteten mich an den Wagen, der im Schloßhofe hielt. Es war etwa halb drei Uhr Nachmittags. Ich stieg ein und erwartete mit unterschlagenen Armen die Abfahrt. „So bist du denn," dachte ich, „am Ende all deiner Träume, und die Ahnungen, die dich durch das Leben begleiteten, haben dich geäfft; sie waren nichts als Spiele deiner Phantasie. Also hat dich die Natur mit so mancherlei Talenten, mit ungewöhnlichen Kräften begabt, um nur so Gewöhnliches, so Kindisches auszuführen? — War das der Mühe werth, zu leben?" Es bildete sich um den Wagen ein Kreis theilnehmender Neugieriger; allein meine Gedanken schweiften über sie hinaus, sie waren bei meiner Frau, die im Gasthofe zu den drei Königen weilte. O hätte ich ihre Last mittragen konnen; die meinige drückte mich nur ihretwegen. Endlich stiegen die Gensd'armen in den Wagen, die Bedeckung vertheilte sich, und er rollte langsam wie ein Leichenwagen über das holprige Pflaster. Im obern Stock des Gasthofes zu den drei Königen waren die Fenster geschlossen; allein als der Wagen um die Ecke bog, hörte ich aus einem Fenster des Erdgeschosses einen Schrei und sah eine weiße Hand sich mir entgegenstrecken. Ich erkannte die Stimme meiner Frau und bog mich zum Wagen hinaus, um noch einmal — vielleicht zum letztenmal — ihr Gesicht zu sehen; die Gensd'armen rissen mich brutal zurück; der Wagen rollte vorüber.

Man brachte mich nach Fort A, in dasselbe Bermengebäude, in welchem ich mit den heiteren Kameraden die erste Zeit meiner Gefangenschaft verlebt hatte; jetzt wurden hier die zum Tode Verurtheilten bis zur Vollziehung des Urtheils aufbewahrt; auf der Berme, der Wiese, die einst

der Schauplatz der schamlosen Plünderungsscene war, wurden die noch schamloseren Hinrichtungen nun vollzogen.

Es war drei Uhr Nachmittags, Sonnabend den 15. September 1849; da Sonntag keine Hinrichtungen stattfinden sollten, so mußte ich erwarten, um sieben Uhr desselben Abends erschossen zu werden, wie es in solchem Falle zu geschehen pflegte; vier Stunden waren noch mein.

Ueber zwei Drittheile der Kasematte, in welcher ich mich befand, war durch eine hölzerne Pritsche eingenommen, in deren einer Ecke ein zerwühltes Strohlager die Thränen des unglücklichen Schade getrunken hatte, der am Morgen erschossen worden war. Der Gang zum Tode wurde ihm schwerer, als irgend einem andern der Rastatter Märtyrer, die sämmtlich im Bewußtsein der heiligen Sache, für die sie starben, dem Tode muthig in's Auge blickten.

Der Gefangenwärter fragte mich mit mitleidigem Gesicht und kläglicher Stimme, die mich sonst zum Lachen gereizt haben würde: „ob ich denn noch etwas wünsche, und ob er den Herrn Pfarrer bestellen solle?“ Ich erbat mir Schreibzeug, ein gutes Mittagessen nebst einer Flasche Wein und guten Cigarren; für den Herrn Pfarrer dankte ich; ich verlangte nichts von dem Stolze Nebukadnezars, oder von dem vor der Bundeslade tanzenden David zu hören, womit mich der dortige Pfarrer wahrscheinlich unterhalten haben würde; überdies war mein Geist nicht ermattet; allein mein Körper war erschöpft, denn seit acht Uhr war ich vor dem Standgericht gewesen und hatte selbst mehrere Stunden gesprochen.

Während ich auf der Pritsche sitzend schrieb, fiel mein Blick durch das offene, mit Eisenstäben vergitterte, Fenster auf den preußischen Soldaten, der hier Wache stand. Es war das ein blauäugiger, blonder, rothbäckiger, ehrlicher Junge aus Thüringen, der weinte, daß er schluchzte. Als

er sich bemerkt sah, wandte er sich eilig um und trocknete seine Thränen mit der Rückseite der Hand, ich aber rief ihm zu: daß er keinen Grund habe, sich zu schämen; solche Thränen machten auch einem Soldaten Ehre.

Der Gefangenwärter hatte mir gesagt, daß meine Frau die Erlaubniß erhalten habe, mich vor meinem Tode zu sehen und gleich kommen werde. — Sie war am Freitag Nachmittag nach Rastatt gekommen, wo sie sogleich Dr. Kuse aufsuchte. Dieser konnte ihr keine Hoffnung geben. „Stünde Ihr Mann," sagte er, „vor einem Civilgerichte, dann würde ich mit Bestimmtheit sagen können, daß keine Momente zur Begründung der Todesstrafe vorliegen; allein von dem Standgericht läßt sich das Aeußerste fürchten." Er rieth ihr nach Carlsruhe zu gehen, und sie reiste augenblicklich dorthin ab. Sie ging zu dem Bruder des Advocaten, der dort lebte und Leibarzt des Großherzogs war. Derselbe konnte jedoch nichts thun, die Wünsche meiner Frau zu befriedigen, und sie ging am andern Morgen allein in das Schloß, um den Versuch zu machen, den Großherzog zu sprechen. Niemand fand sich, der den Muth gehabt hätte, die Frau eines Hochverräthers zu begleiten. Die Lakaien und Kammerdiener wagten es nicht, sie zu melden und gingen ihr mit Thränen in den Augen aus dem Wege. Rathlos irrte sie aus einem Zimmer in's andere, bis sie sich nicht mehr zurechtfinden konnte. Endlich sagte ihr ein freundlicher Mann, der ängstlich aus einer Thür guckte, daß der Geheimsekretär des Großherzogs bald kommen würde und zeigte ihr den Weg in ein Zimmer, durch welches er gehen mußte, sie bittend, nichts von dem Rath, den er gegeben, zu sagen. Sie wartete in der entsetzlichsten Angst, die Glockenschläge zählend, zwei volle Stunden, denn sie wußte, ich stand in demselben Augenblicke vor dem Standgerichte. Endlich kam der Erwartete.

Sie beschwor ihn um seinen Beistand, in Worten, wie sie die Angst um das Leben des Gatten einem liebenden Weibe eingiebt; der Geheimsekretär war sichtlich bewegt; allein auch er konnte keinen Trost geben und ebensowenig es auf sich nehmen, sie zum Großherzog zu bringen, der sich überdies des Rechts entäußert hatte, ein übereinstimmendes Urtheil des Standgerichts umzustoßen. Ohne Trost, fast verzweifelnd kehrte sie nach Rastatt zurück. Was sie that und fühlte, werden am besten ihre eigenen Worte schildern, die ich ihrem Tagebuche entnehme.

„Es war halb zwei Uhr Nachmittags, als ich in Rastatt ankam. Die gute Wirthin kam mir freudig entgegen und sagte: „„Es geht Alles gut; Corvin vertheidigt sich selbst und so schön, daß Alle, welche eben aus dem Gerichtssaal kommen, sagen, er werde durchkommen. Die meisten Belastungszeugen haben zu seinen Gunsten ausgesagt; fassen Sie Muth und Hoffnung.“ Ich athmete wieder auf; ich wagte daran zu glauben, daß noch Alles gut enden werde. Da kam mein Bruder Franz. Er war leichenblaß; Otto's Todesurtheil stand auf seiner Stirn geschrieben. „Er ist zum Tode verurtheilt!“ rief ich und laut weinend fiel er mir um den Hals. —

„Er kommt!“ riefen die Leute in der Gaststube und stürzten an die Fenster. Auch ich riß eins auf. Da kam der Wagen, von Soldaten umgeben; Gensd'armen saßen darin und er in ihrer Mitte. Sein trauriger Blick suchte mich, da er wußte, daß ich in dem Gasthause abgestiegen war. Halb besinnungslos fiel ich der Wirthin in die Arme. Aber bald raffte ich mich auf und rief Otto's Namen; es war ein Angstruf aus gefoltertem Herzen. Ich wollte hinaus auf die Straße, da ich glaubte, der Wagen hielte; doch man hielt mich zurück und in einem an Wahnsinn grenzenden

Zustande brachte ich eine halbe Stunde hin; ich rang vergebens nach Fassung. Endlich konnte ich wieder denken und meine Hoffnung klammerte sich jetzt mit ganzer Verzweiflung an den vorbereiteten Rettungsversuch. Ich ging mit meinem Bruder Franz auf mein Zimmer, zog ihm meine Kleider an, scheitelte sein Haar und paßte die Haube und den Hut auf. Er ward dadurch unkenntlich und sah gar nicht auffallend aus; auch hatte das Kleid die gehörige Länge und Weite; Franz selbst zweifelte nicht an dem Gelingen meines Planes. Diese Kleider sollte Otto anziehen und damit nichts fehle, probirte ich sie an meinem Bruder, der mit ihm von fast gleichem Wuchse war.

Gestärkt und angeregt durch die Hoffnung auf das Gelingen meines Plans ging ich zu Otto. Er war bereits in der Kasematte, hinter welcher der Platz ist, auf dem die Hinrichtungen stattfanden. Die Hoffnung, ihn zu retten ließ mich stark bleiben. Das Gefängniß war halb dunkel und nichts darin als zwei Bund Stroh, ein Wasserkrug und ein halbes schwarzes Brod. Otto saß und schrieb Abschiedsbriefe an seine Freunde und an das Volk, für welches er sterben sollte. Als ich in sein Gefängniß trat, kam er mir mit raschen Schritten entgegen. „Muth, Helene, Muth! es muß nun einmal sein," sagte er und drückte mir die Hand. Ich blieb auch stark und sprach mit ihm rasch und viel, um nicht von einer Weichheit befallen zu werden, die bereits Herr über Franz geworden war, der an der Erde saß und weinte. —

Man brachte dem Verurtheilten das Essen, welches ihm die Stadt schickte. Er versuchte es und sagte: „Das ist meine Henkersmahlzeit; laßt doch sehen, was sie mir geschickt haben und ob der Wein gut ist. Nein, er ist nicht gut; ich

will auch nur wenig trinken und für das Essen dank' ich; ich habe jetzt keinen Appetit."

Kaum war der Gefangenwärter fortgegangen, so theilte ich Otto meinen Plan mit. Er wollte ihn nicht billigen. Er habe mit dem Leben abgeschlossen und die Bitterkeit des Todes überwunden; sein Schicksal sei nicht zu ändern.

„Nein, rief ich, das ist nicht der Fall; Du bist nicht einstimmig verurtheilt und Dr. Kusel ist mit Herrn von Stengel nach Carlsruhe gegangen, um eine Umänderung des Urtheils zu erlangen." Ich hatte es auf dem Wege zum Gefängniß erfahren. — „Nein, das ist vergeblich; eine Stimme gegen fünf! Was kann das helfen; es ist nur unnütze Quälerei," sagte Otto und ging mit mir im Gefängnisse auf und ab. Ich wurde nun selbst zweifelhaft und bat den Officier zu mir, welcher die Menschenfreundlichkeit gehabt hatte, mich bei Otto allein zu lassen, da mir doch eigentlich nur eine Unterredung in seinem Beisein gestattet war. Er kam und bestätigte, was ich Otto gesagt hatte, ja er fügte hinzu, da Morgen Sonntag sei, würde er auch an diesem Tage nicht erschossen werden. Ein Tag gehörte also noch uns.

„Nun wollen wir aber auch nichts Anderes denken, als wie Du Dich retten kannst," sagte ich zu Otto, und vor allen Dingen muß Franz fort, damit wir ihn nicht betheiligen."

Der Wagen, welcher mich an das Gefängniß gebracht hatte, hielt noch am Eingang der durch den Hauptwall führenden Poterne. Franz sollte den Wagen wieder zurückschicken und melden, ob er unangehalten an derselben und zum Thore hinausgekommen sei. Der Gefangenwärter brachte mir eine halbe Stunde darauf ein kleines Zettelchen von Franz, auf

welchem mit Bleistift geschrieben stand: „Dr. K. ist nach Carlsruhe — unangehalten durchgefahren.“

Nun ließ ich für Otto Essen aus meinem Gasthof holen und bat ihn zu essen: „Du kannst ja nicht wissen, wie lange Du hungern mußt, wenn Du fliehst.“ Aber er sagte: „Ich will nicht fliehen, ich darf nicht fliehen. — Was soll aus dem Officier werden, der gegen seine Pflicht uns erlaubt, so lange beisammen zu sein? Was aus Dir, die Du den Mißhandlungen erbitterter Soldaten preisgegeben, statt meiner im Gefängniß zurückbleibst?“ So machte er immer neue Einwendungen gegen meine dringenden Bitten. Er wollte nicht fliehen; eine Dame, die ihm noch eine Stunde vor der Uebergabe die Mittel zur Flucht angeboten hatte, sagte mir, daß er es ihr gleichfalls abgeschlagen. Dieselben Gründe, die ihn damals abhielten, verhinderten ihn auch jetzt auf meinen Plan einzugehen. Er wollte lieber sterben, als dem Verdacht der Verrätherei einen Anhalt geben. Das Essen kam. Otto aß Alles auf und trank zwei Gläser Wein. So war es dunkel geworden und mein Herz brach in gänzlicher Trostlosigkeit zusammen. Er will nicht fliehen! — und es war Alles weit günstiger, als ich es mir vorgestellt hatte. —

So vergingen die Stunden und der freundliche Officier kam, um mich abzuholen; doch ich bat ihn, mich bis zum Morgen bei Otto zu lassen, was er auch bewilligte; um fünf Uhr wolle er mich abholen, dann solle der Wagen wieder da sein, mich in die Stadt zu bringen.

Es war sieben Uhr Abends und Otto war glücklich, daß ich noch einige Stunden bei ihm bleiben konnte. Mir war bange zu Muth, doch hatte ich Kraft genug, es ihn nicht merken zu lassen. Ich sprach unaufhörlich von dem Fluchtplan und verzweifelte fast, als er darauf nicht eingehen

wollte. „Ich bin recht angegriffen und müde," sagte er dann, „vielleicht sehe ich später die Sache anders an." Schon um acht Uhr schlief er in meinem Arme ein. Er schlief so fest und ruhig, als schwebe nicht die schreckliche Vollstreckung eines Todesurtheils über ihm.

Mir ward immer ängstlicher und beklommener. Ich hörte jeden Schritt der Schildwachen vor dem Gefängniß und das Ablösen derselben. Die Stunden flogen und doch waren unter den unerträglichen Qualen die Minuten so lang. Plötzlich hörte ich Schritte einiger Personen sich der Gefängnißthür nähern und weckte Otto. Er ging den Kommenden, die in der Dunkelheit hereintraten, entgegen. Es waren zwei Officiere, die ihm mit zagenden Worten leise mittheilten, daß Alles zur Exekution auf halb fünf Uhr bereit zu halten befohlen sei. Ich hörte jedes Wort.

„Das ist hart," sagte Otto, „daß man bei mir eine Ausnahme macht; es soll ja doch am Sonntag Niemand erschossen werden."

„Ja, das glaubten wir auch," erwiederten die Officiere, „allein es ist dennoch so befohlen; doch geben wir unser Ehrenwort, daß wir nichts Näheres bestimmt wissen, daß auch nur der Befehl gegeben ist, Alles bereit zu halten, und wir wollen nur bitten, daß Ihre Frau Gemahlin schon um drei Uhr weggehen möge; wir werden selbst die Ehre haben sie zu begleiten."

„Ich danke Ihnen, meine Herren," sagte Otto, sie wird bereit sein."

Vergeblich würde ich es versuchen, diese Stunden unsäglicher Qual zu schildern, deren Erinnerung niemals aus meinem Gedächtniß ausgelöscht werden kann. Nur das ist gewiß, nie würde ich wieder solche Stunden überleben. Der Gedanke und die Furcht weich zu werden und Otto diese

Weichheit mitzutheilen, machten mich so gefaßt, daß auch nicht eine Thräne meinem Auge entfiel. Wir sprachen unaufhörlich; mein Gatte hielt mich in seinen Armen und sprach mir Trost ein. Ich hatte aber nur einen Gedanken: seine Hand so warm, sein Athem so heiß — und in wenigen Stunden sollte Alles kalt sein — todt — was noch so frisch lebte. Es war entsetzlich und ich glaubte, die Gedanken daran müßten mir Kopf und Brust zersprengen.

Es war noch nicht drei Uhr und schon kamen die Officiere mich abzuholen! — Welche schreckliche Augenblicke! — Otto hielt mich fest in seinem Arm — ich hätte noch manches Jahr mit ihm glücklich sein können! — „Leb' wohl," sprach er mit leiser Stimme, „leb' auf ewig wohl; es ist unabänderlich."

Ich riß mich los, festen Willens seine Qual nicht durch einen längern Abschied zu vermehren; — doch vor der Thür des Kerkers sank ich fast in die Knie; ein Zittern durchbebte meinen ganzen Körper. Ich überwand jedoch auch dies und ging mit den zwei Officieren in die Stadt. Dort klopfte ich bei freundlichen Bürgersleuten an und man öffnete mir. Ich stand an dem offenen Fenster, nachdem die guten Leute sich auf mein Bitten wieder zu Bette gelegt hatten, und schaute allein und trostlos dem dämmernden Todesmorgen entgegen. Ich horchte auf jede Bewegung in der Ferne; mein Körper war ohne alle Wärme, aber ich hatte mein volles Bewußtsein; weinen konnte ich nicht. Meine Gedanken waren bei Otto; ich fühlte mit ihm alle Qualen, die er in diesem Augenblicke zu leiden hatte. Das waren Augenblicke, die ewige Dauer zu haben schienen. Die Glocke schlug ein Viertel, Halb, Dreiviertel; sie schlug Vier Uhr! Jetzt lebt er nur noch eine halbe Stunde — da hörte ich Schüsse —

die Leute im Hause hörten sie gleichfalls — und ich fiel bewußtlos zur Erde.

Dieser Zustand dauerte jedoch nicht lange. Ich dachte bald wieder klar und war ruhiger in dem Gedanken, daß er nun überstanden habe; in der Stunde vorher konzentrirten sich in meiner Brust alle Schmerzen, die ein Menschenherz ertragen kann ohne zu brechen. Da kam Dr. Kusel mit dem Platzmajor, Lieutenant von Münchhausen. Ich stand am Fenster, denn ich erwartete die beiden Officiere, die ich gebeten hatte, bei der schrecklichen Exekution zugegen zu sein; sie sollten mir sagen, wie Otto gestorben sei. Ich ging den Herren auf die Straße entgegen und fragte: „Wie ist er gestorben?"

So weit der Auszug aus dem Tagebuche meiner Frau.

Als diese mich verlassen hatte, bereitete ich mich zu meinem letzten Gange. Ich legte frische Wäsche an, nahm ein kleines Medaillon vom Halse und schnitt mir eine Locke ab. Diese Gegenstände hatte ich zu Andenken für theure Personen bestimmt. Da ich gehört hatte, daß man sich die Augen verbinden müsse, so wählte ich ein scharlachseidenes Tuch. Es war das letzte Andenken, welches ich meiner Frau bestimmt hatte. Wahrscheinlich wurde es von Kugeln durchbohrt und mit meinem Blute getränkt. Ich steckte dann eine Cigarre an und erwartete die Stunde, überlegend mit welchen Worten ich das Leben verlassen wollte.

More are men's ends marked, than their lives before.

Ich weiß es, solche Worte gehen durch alle Zeitungen und werden bis auf spätere Zeiten durch die Tradition aufbewahrt. Ich wollte daher mit Worten aus der Welt scheiden, die meiner würdig wären, wie der heiligen Sache, für die ich starb.

Sagte ich, daß ich auch nur eine Anwandlung von Furcht gehabt hätte, so spräche ich die Unwahrheit. Ich hatte nicht einmal das Gefühl, das ich zu Zeiten momentan im Gefecht oder im Duell empfunden, das der gespannten Erwartung, ob und wo mich die Kugel treffen werde, was ich nicht grade Furcht nennen kann, aber jedenfalls ein unbehagliches Gefühl ist. Hier konnte ich gar nicht in Zweifel sein; die zwölf Spitzkugeln, welche auf mich in solcher Nähe abgefeuert wurden, trafen gewiß und machten meinem Leben jedenfalls sogleich ein Ende. Ich war überzeugt, daß ich nicht einmal Schmerz empfinden würde. Das man Elsenhans mit Bayonetten hatte erstechen müssen, erfuhr ich erst später.

Hin und wieder kam es mir vor, als sei Alles, was mir begegne, nur ein böser Traum, oder als sitze ich mitten in einem Märchen. — Ich weiß nicht, ob es Andern ähnlich geht, doch zweifle ich nicht daran. In größter Gefahr erfaßt mich eine gewisse Freudigkeit, eine Art von Trunkenheit, die ich mit nichts Anderem als mit dem Gefühl vergleichen kann, welches ich als ganz junger Officier empfand, wenn ich in einen Ballsaal voll schöner, geschmückter Frauen trat. Es liegt dem, glaub ich, eine Art Stolz zum Grunde, erhebender Stolz des Bewußtseins, da nicht zu zagen, wo Tausende zittern. In solchen Augenblicken ist mir selbst der Humor nicht fremd.

Das Aufregende einer Lage, wie diejenige, in welcher ich mich befand, wird jeder begreifen, und leicht erregbare, sensitive Personen werden auch verstehen wenn ich sage, es war mir, als umkreise mich geistiges Weben, als höre ich flüsternde Stimmen nahe meinem Ohr. „Sei doch vernünftig," flüsterte es, „und mache dir nicht so dumme Gedanken! Hoffe! Glaubst du, ich dein Schutzgeist, oder dein

Glück, wie du es nun nennen willst, habe mir so viel Mühe gegeben, dich unbeschädigt durch alle Gefahren zu führen, um dich hier von den Preußen todtschießen zu lassen? — Wo ist dein altes Vertrauen? — War ich nicht immer da, wenn die Noth am größten und gar kein Ausweg mehr vorhanden schien? Hast du mir doch sonst vertraut und schwerfällige Menschen haben dich manchmal deshalb leichtsinnig gescholten, und ich habe dich lieb gehabt wegen dieses heitern Muthes. Sei gleich wieder so leichtsinnig oder ich lasse dich wahrhaftig todtschießen!" — Ich mußte lächeln bei diesen lebhaften Phantasieen und es fiel mir die Stelle aus Faust ein, wo Mephisto sagt:

Wo solch ein Köpfchen kein Ausweg sieht,
Stellt es sich gleich das Ende vor.

„Nun," dachte ich, „mein guter Spiritus familiaris, wenn du mir diesmal aus der Tinte hilfst, dann mußt du es verzweifelt gescheidt anfangen und Zeit hast du auch nicht viel dazu."

Ich dachte nun an meine alte Mutter, an die Lieben, die ferne von mir mit Zittern die Zeitungen in die Hand nahmen, um mein Schicksal zu erfahren. Auch an meinen Stiefpapa dachte ich, den Dichter des Preußenliedes und wie ihm an dem Abend weder Austern noch Rheinwein schmecken würden; es war doch gar zu kompromittirend einen todtgeschossenen Hochverräther zum Stiefsohn zu haben! — Dann dachte ich wieder an meine arme Frau, die in ihrem einsamen Zimmer ihrem gepreßten Herzen durch Thränen Luft machte. Ich dachte an die schöne Erde, an den Frühling, den ich nicht mehr sehen sollte und wünschte mir eine Rose, nach der ich schon am Tage vorher ein Gelüst gehabt. — Endlich dachte ich wieder, was morgen um diese Zeit mit

mir vorgegangen sein würde, und welcher von den Philosophen mit seinen Ansichten über das Schicksal nach dem Tode wohl Recht gehabt haben möchte.

Von der Seelenangst, welche manche Menschen in ihren letzten Stunden empfinden sollen, habe ich auch nicht die leiseste Anwandelung gehabt, und noch weniger das abgeschmackte Gelüst, mich nun plötzlich zu irgend einer Religion zu bekehren — „da man doch nicht wissen könne" — an die ich bisher nicht geglaubt. — Wenn die Geschichte lehrt, daß manche „große Geister" in ihren letzten Augenblicken kleinmüthig wurden und die Grundsätze verläugneten, welche sie ihr ganzes Leben hindurch gelehrt hatten, nun so waren sie eben keine großen Geister, oder ihre Geisteskraft war durch vorhergehende Krankheit geschwächt worden. — Sokrates blieb sich bis zum letzten Augenblicke gleich und — man braucht eben nicht Sokrates zu sein um eben so ruhig zu sterben. — Victor Hugo's „letzte Nacht eines Verurtheilten" mag nichts desto weniger nach der Natur gemalt sein; allein glücklicherweise habe ich eine andere Natur.

Schon graute der Tag, als mich Schritte im Hof aus meinen Gedanken erweckten. „Sie kommen! — Nun lebe wohl Welt, lebt wohl meine Freunde, leb' wohl mein liebes, armes Weib! — Nun, mein Spiritus familiaris?" — „Du bist noch nicht todt!" glaubte ich fast an meinem Ohr zu hören.

Die Thür öffnete sich und der Platzmajor von Münchhausen trat mit einem andern Officier in die Kasematte. Ich ging ihnen entgegen und sagte: „Nun, meine Herren, ist es so weit?" — „Nein, wir bringen bessere Nachrichten!" rief die Stimme des Advokaten **Kusel**, der in den Mantel gehüllt nun auch in mein Gefängniß trat. Der wackre

Mann war schon um ein Uhr von Carlsruhe zurückgekehrt, hatte aber nicht früher und dann nur durch die eifrige und theilnehmende Gefälligkeit des braven Platzmajors Zutritt zu mir erhalten können. Durch persönliche Bekanntschaften im badischen Kriegsministerium wurden die Schritte, die er in Carlsruhe für mich that, erleichtert und es ihm möglich gemacht, den Kriegsminister noch am Abend zu sprechen, so daß er noch zu rechter Zeit die Nachricht von der Veränderung des Urtheils nach Rastatt bringen konnte. Er hatte dem Frieden gar nicht getraut und gefürchtet, er möchte post festum kommen. Es war damals die Zeit der „Mißverständnisse."

Ich umarmte den braven Mann, dem ich wohl zunächst mein Leben verdankte, von ganzem Herzen und bat ihn, sogleich zu meiner Frau zu gehen und diese aus ihrer Angst zu erlösen. Auch den freundlichen Officieren drückte ich dankbar die Hand. Ich bin überzeugt, sie tragen eine freundlichere Erinnerung durchs Leben, als jene Elenden, die sich bestrebten unser hartes Loos noch durch Hohn und Uebermuth zu verbittern.

Todtgeschossen zu werden ist eine Ueberraschung, auf die man gern verzichtet und so war ich denn im Augenblick auch froh, daß sie mir erspart wurde; indessen war ich ebenso wenig außer mir wie bei Anhörung des Todesurtheils. Es war eine freudige Nachricht, die ich erhielt, wenn ich an meine Angehörigen dachte; allein für mich war sie keinesweges so außerordentlich berauschend; ja, nachdem ich einige Zeit zum Nachdenken gehabt hatte, wurde ich fast mißmuthig, denn statt der plötzlichen Erlösung von aller Qual, hatte ich eine traurige Zukunft im Zuchthause zu erwarten, obwohl es noch nicht ausgesprochen war, in welcher Weise man mein

Urtheil umgeändert hatte; von einer Begnadigung war durchaus nicht die Rede.

Das für den Augenblick vorherrschende Gefühl war jedoch Freude. Die frische Cigarre, die ich mir anbraunte, schmeckte mir weit besser als die, von der ich glaubte, daß sie meine letzte sei. — Lächelnd über die Stimme meines Spiritus familiaris, der mir komische Vorwürfe ins Ohr flüsterte, hing ich meine kugelschützende Medaille von der unbefleckten Empfängniß wieder um den Hals und sah heiter dem Morgen entgegen, der klar und schön aufging. — Nach dem Frühstück kam meine Frau, vor Freude strahlend wie dieser Morgen; ich lebte ja noch und erst mit dem Tod hatte jede Hoffnung ein Ende.

Ich blieb noch bis zum 20. September in der Todtenkasematte; die Erlebnisse in dieser Zeit entnehme ich wieder dem Tagebuch meiner Frau:

„Ich wollte gleich zu Otto hin, doch man hielt mich zurück; ich durfte nicht. Ich schrieb augenblicklich an meinen Bruder, an die Mannheimer Freunde und an meine Schwiegermutter. Um halb sieben Uhr war ich wieder bei Otto, der sehr ruhig war und nicht zeigen wollte, daß er sich freute; er wollte ebenso gleichmüthig die Errettung tragen als das Todesurtheil. Doch ich war froh, ach unendlich froh für ihn, weil er doch das Leben so sehr liebt. Den ganzen Tag über — denn ich hatte es durch Bitten dahin gebracht, daß ich bis Abends spät bei ihm beiben durfte — kamen Officiere und Soldaten an das Eisengitter und gaben ihre Freude über seine Rettung zu erkennen. Es war eine so große Theilnahme wie bei keinem seiner andern Vorgänger; warum, das weiß ich nicht; allein seine Leidensgefährten in den Kasematten wie auch die Gegner nahmen das lebhafteste Interesse an ihm. Ein alter Unterofficier sagte mir, daß

unter den Soldaten in der Kaserne wegen des Todesurtheils große Aufregung gewesen sei, da sie meinen Mann wegen seines guten Benehmens gegen die Besatzung von Rastatt sehr wohl leiden mochten. Er sagte mir auch, daß am Abend zuvor, zu der für die Hinrichtung festgesetzten Zeit, auf dem Hauptwall mehr als tausend Mann Soldaten gewesen wären, obwohl das Betreten desselben mit fünf Tage Arrest bestraft wurde. Er redete sehr geheimnißvoll und wollte nicht mit der Sprache heraus und ich verstand nicht, was er mit seinen Andeutungen meinte. — Die freundliche Wirthin sandte ein sehr gutes Mittagsessen und köstliches Obst und Otto aß mit dem besten Appetit. Wie froh war ich, ihn wieder mit solcher Lust essen zu sehen.

Montag 17. September. Der Commandant hat mir schon gestern eine neue Karte gegeben, die mir der Hauptmann von der Wache auf meine Bitte zurückgab; ja er ließ mich sogar auf seine Verantwortung die ganze Nacht bis heute Abend bei Otto bleiben. Welches Lager auf diesem Stroh, in den kalten, feuchten Gewölben! und so müssen die armen Gefangenen schon Monate lang liegen — und wie lange werden sie noch liegen müssen! Ich habe nicht schlafen können, denn diese Gedanken hielten mich wach, doch Otto, die Leiden des Gefängnisses gewöhnt, schlief sehr fest und gut.

Schon ganz früh kam der Gefangene, welcher seit gestern in der nächsten Kasematte war, an unser Gitter; die Schildwache war gut und erlaubte ihm mit uns zu reden, was strenge verboten war. Es war ein Herr von Bernigau, ehemals preußischer Premierlieutenant aus Cöln, dem Otto ein Bataillon seines Regiments verschafft hatte. Er war krank geworden und in Heidelberg zurückgeblieben, als die Preußen einrückten, denen er sich freiwillig auslieferte! Wie

bleich und elend sah er aus; wie aufgeregt und doch wie entmuthigt sprach er sich aus. Schon vor vier Wochen hatte man ihm sein Todesurtheil verkündet, welches zur Bestätigung nach Berlin abgegangen war. Gegen ehemalige Officiere war man ganz besonders erbittert und hatte den armen, kranken Bernigau allein in eine tiefliegende sehr ungesunde Kasematte gesperrt. Die Menschlichkeit eines badischen Officiers, der dort die Aufsicht hatte, verschaffte ihm die Verlegung in das neue, trocknere Lokal. Wie froh war er, Corvin zu sehen und mit uns reden zu können; wie herzlich nahm er an meiner Freude Theil. Ich machte ihm Hoffnung auf Begnadigung, da es doch gar zu grausam sein würde, nach so langem Zögern das Urtheil vollziehen zu lassen. Am Nachmittag wurde er, mit Rücksicht, auf seine schwache Gesundheit, durch denselben freundlichen badischen Oberlieutenant in ein besseres Gefängniß abgeholt. Er gab mir einen Brief an seinen Bruder, den ich zu besorgen versprach. — Nicht lange darauf wurde er erschossen.

Seine Stelle nahm noch an demselben Nachmittage Jansen ein, der Präsident des Arbeitervereins in Cöln gewesen war. Es war das ein tüchtiger junger Mann, der seinen kecken Muth behalten hatte und ein besonderer Freund und Anhänger von Corvin war. Auch er war schon seit vier Wochen zum Tode verurtheilt und erwartete wie Bernigau, die Entscheidung von Berlin. „Am Anfang," sagte er zu mir, „war es ein garstiges Gefühl, wenn sie Morgens zu mir kamen und mein Gefängniß aufschlossen; ich dachte dann immer: jetzt holen sie dich! — Doch jetzt habe ich mich daran gewöhnt; es ist mir gleichgültig was geschieht, nur an meine arme Braut darf ich nicht denken! Sie war hier, nachdem sie mich überall aufgesucht hatte, aber man hat sie nicht zu mir gelassen." Das sagte er mit gleichmüthigem

Ton; aber man fühlte doch hindurch, wie der Schmerz in seinem Innern wühlte.

Jansen hatte während Bernigans Krankheit dessen Bataillon übernommen. Dieses, meistens aus Mannheimern bestehend, kehrte nach dieser Stadt zurück, am Tage als die Preußen dort einrückten. Er selbst wollte allein nach Heidelberg reiten, um sich der revolutionären Armee wieder anzuschließen; als er in einem Hohlwege von den Bauern eines benachbarten Dorfes gefangen genommen wurde, welche sich dadurch bei den Preußen einzuschmeicheln dachten, wenn sie ihnen einen gefangenen Insurgentenofficier entgegen brachten. Die Truppen waren damals noch sehr erbittert gegen die Freischärler und Kürassiere, welche Jansen von Schwetzingen nach Heidelberg transportirten, verfuhren barbarisch mit ihm. Mit einer Kette an Hand und Fuß geschlossen mußte er zwischen den Pferden laufen, wozu er mit Säbelhieben angetrieben wurde. Selbst vorübergehende Soldaten stürzten auf ihn zu, ihn zu schlagen. So kam Jansen in Heidelberg an, am ganzen Körper braun und blau und blutend; allein am Kopf hatte er sieben Wunden und das Blut strömte über sein Gesicht, so daß er nicht sehen konnte. Officiere, bei denen er sich beklagte, hatten gesagt: „die Soldaten müßten auch ihren Spaß haben." Kaum in einem elenden Gefängniß von diesen Wunden hergestellt, wurde er nach Rastatt gebracht und in eine der ungesundesten Kasematten gesteckt.

Er und Otto erzählten sich den ganzen Tag Erlebnisse aus dem Feldzug. Die Wachen waren gut und ließen uns immer zusammen plaudern. Wir blieben im Gefängniß, Jansen durfte vor dem Gitter stehen; kam ein Officier, so gab die Schildwache ein Zeichen und Jansen ging in dem kleinen Hofe auf und ab, welcher die beiden Gefängnisse trennte.

Dienstag den 18. September. Otto ist so heiter und sein jetziger Zustand in der feuchten Kasematte auf dem Strohlager in meiner Gesellschaft, bei der guten Kost, welche meine freundliche Wirthin alle Mittage schickt, ist ein neues Leben voll Ueberfluß im Vergleich zu den letzt vergangenen Wochen.

Wie hart ist das Loos der armen Gefangenen, die sich schon freuen, wenn eine Schildwache vor ihrem Kerker steht, die mit ihnen redet. Wie schauerlich ist diese Einsamkeit ohne Beschäftigung, ohne Licht, ohne Bücher, ohne Tabak, der den Gefangenen so viel werth ist. Jansen wünschte nur ein wenig Branntwein, da er ohne denselben die grobe Nahrung nicht vertragen könne. Ich habe ihm drei Mal mein Essen und Wein geschickt, was ihm so gut schmeckte und ihn so sehr erquickte. Auch er freute sich über Otto's Erhaltung, der ihn um einige Zeilen der Erinnerung bat, welche ich mitnehmen und als ein theures Andenken aufbewahren will. Jansen schrieb:

„Mein lieber Freund Corvin!

Zum erstenmal sahen wir uns fern von dem heimathlichen Boden als Flüchtlinge; — wir trennten uns, um uns wieder zu finden bei unserer Mutter, der Revolution. — Heute *) abermals scheiden wir von einander; Du gehst weg, um durch Kerkerhaft Deine Treue für die gute Sache zu beweisen, und ich — ich weiß noch nicht, ob ich sie mit meinem Blute werde besiegeln müssen. Doch, sei mir nun Leben oder Tod beschieden, sei versichert, daß unsere Herzen, die Herzen von Männern, die durch gleiches Streben vereint

*) Das Blatt wurde kurz vor meiner Abführung nach Bruchsal geschrieben und ich schalte es hier nur ein.

wurden, durch Nichts können getrennt werden. — Wir wollen gegenseitig des andern Andenken in treuer Freundschaft bewahren. Lebe wohl, mein Corvin! Ich schreibe nicht „auf ewig“; denn vielleicht sehen wir uns im Leben noch wieder. Lebe wohl! Auf immer

Dein

Jean Jansen.“

Die Officiere, welche heut Otto besuchten, machten ihm Hoffnung, daß er für einige Zeit nach Kißlau auf Festung kommen werde. Gebe Gott, daß es wahr sein möge! —

Wie peinlich war es heute, als der Hauptmann du jour mich aus dem Gefängniß abholte. Der Lieutenant von der Wache hatte mir gesagt, ich solle mich versteckt halten, wenn der Hauptmann käme, der sehr strenge sei. Als die Schildwache ihn anmeldete verbarg ich mich auf dem Strohlager und Otto deckte mich mit dem Mantel zu. Der Hauptmann trat in die vordere Abtheilung der Kasematte und sagte:

„Ich habe gehört, daß Ihre Frau hier ist; wo ist sie?“

„Sie schläft,“ antwortete er.

„Nun, dann wecken Sie sie auf; ich kann nicht gestatten, daß sie länger bei Ihnen bleibt als eine Unterredung dauert, die übrigens im Beisein eines Officiers stattfinden muß; so lautet unsere Verordnung.“

Otto mußte nun den Mantel wegnehmen, ich stand von dem Strohlager auf und folgte ganz verlegen dem Hauptmann. Otto sagte mir, es sei derselbe, welcher in dem Standgericht gesessen habe. Ich fürchte mich, eine neue Karte von dem Commandanten zu holen und wieder in die Kasematte zu gehn; ich will es Morgen thun und heute zu Hause bleiben. Meine Wirthin und ihre Tochter sind so gut

und theilnehmend. Sie kennen beide Otto, der oft in diesem Gasthof zu Mittag gegessen hat. Es thut so wohl, gute Menschen zu finden, wenn man so betrübt ist. Das junge Mädchen freute sich sehr, als Otto ihr auf ihren Wunsch, ein Andenken zu besitzen, seine Reitpeitsche schickte. — Man sagte mir, daß der Platzmajor seine Stelle als solcher verloren habe, weil er, durch Dr. Kusel dazu veranlaßt, die Nachricht von der Umänderung des Urtheils ohne Befugniß Otto selbst gebracht habe. Vermuthlich wollte man ihm dieselbe erst im Augenblick anzeigen, wenn er vor den Gewehren stand, oder als blutiger Leichnam auf dem Sandhaufen lag. Es würde nur ein Mißverständniß gewesen sein.

Mittwoch den 19. September. Ruhig und glücklich brachte ich den ganzen Tag mit Otto im Gefängniß zu. Major von Weltzien war ungewöhnlich zuvorkommend gegen mich und hat mir eine neue Karte gegeben, worauf bemerkt war, daß ich ohne die Gegenwart eines Officiers und auf unbestimmte Zeit meinen Mann sehen könne. Die Wachen waren jedoch an diesem Tage garstige Menschen, die uns nicht das Geringste erlaubten. Ein rothhaariger Kassube geberdete sich ganz wüthend, obgleich ihm Niemand etwas in den Weg gelegt hatte. Er knackte fortwährend mit dem Hahn seines Gewehres und schien die größte Lust zu haben, den armen Jansen todtzuschießen, wenn er sich an seinem Fenster blicken ließ; und wenn derselbe ein Wort sprach, hieß es gleich: „Nicht gemuckst!“ Als mein Mann in Bezug auf den Gefangenwärter eine Bemerkung machte, fuhr der Kassube ihn an: „Sonst waren Sie Herr, jetzt bin ich's und Sie haben gar nichts zu sagen!“ Auch auf mich schimpfte er auf die pöbelhafteste Weise. Er war jedoch der einzige Soldat, über den ich mich zu beklagen gehabt hätte. —

Morgen wird wieder ein Standgericht gehalten und bei dieser Gelegenheit soll Otto sein umgeändertes Urtheil bekannt gemacht werden. Die Officiere behaupten, daß es auf Festungsstrafe laute und Otto glaubt es nur zu gern. Gott gebe, daß er sich nicht täuscht, denn die Zuchthausstrafe würde ihn mehr erschüttern als zehn Todesurtheile." —

Dem Tagebuche meiner Frau habe ich nur wenig hinzuzufügen. Vor meiner Verurtheilung cirkulirte in den Kasematten das Gerücht, meine Frau habe verschiedenen Personen 20,000, ja 100,000 Gulden geboten, wenn sie mir zur Flucht behüflich sein wollten; ja es wurde erzählt, ich habe die preußische Wache — ich weiß nicht wie viel Mann! — überredet oder bestochen und sei mit derselben nach Frankreich geflohen. Daß meine Frau auch nicht einmal den Schatten jener Summe besaß, brauche ich nicht erst zu versichern.

Meine Erklärung, daß ich kein Preuße sei und die deshalb angestellten Nachforschungen sind die erste Ursache — daß ich nicht erschossen wurde, denn ich gewann dadurch — Zeit. Wäre eine Woche früher Standgericht über mich gehalten worden, so wäre das Urtheil an demselben Abend vollzogen worden; denn der Befehl, nicht einstimmige Urtheile zur Bestätigung nach Carlsruhe zu schicken war erst acht Tage alt und ich der erste, der davon Vortheil zog. Die eine Stimme im Standgericht, die meinen Tod zum Heil der Monarchieen nicht für nöthig hielt, war die des Feldwebels Löhr vom 20. Infanterie-Regiment. Als ich am Vormittag des 20sten Septembers abermals vor das Standgericht gebracht wurde, welches eben einen andern Unglücklichen verurtheilt hatte, vermißte ich in demselben den Feldwebel Löhr, der durch einen andern ersetzt war.

Der übergroße Eifer, den der Staatsanwalt zeigte, trug auch viel dazu bei, daß er sein Ziel verfehlte. Als in späterer Zeit meine Frau es für angemessen hielt, dem badischen Kriegsminister für die Veränderung des Urtheils zu danken, antwortete ihr dieser, „daß sie nicht nöthig habe zu danken; das Urtheil sei auf ungehörige Weise durch den Staatsanwalt provozirt worden und hätte deshalb nicht vollzogen werden dürfen."

Das Todesurtheil war in zehnjährige Zuchthausstrafe verwandelt worden!

Folgender Brief eines Freundes an meine Frau giebt intressante Aufschlüsse über die Art und Weise, wie man verfuhr. Der Brief wurde am 16. September, also einen Tag nach meiner Verurtheilung, geschrieben, von der der Schreiber am 19. noch nichts wußte, als dieser Brief auf die Post gegeben wurde.

„—, 16. September 1849.

„In meinem letzten Briefe, meine theure Freundin, schrieb ich Ihnen, daß ich in Folge des bei mir vorgefundenen Zettels von C. (Corvin) noch einen Versuch machen wolle, in irgend einer Weise für ihn zu wirken. Es mußte dies auf einem indirecten Wege geschehen, und ich habe deshalb mit dem Baron *** gesprochen, dessen Namen Sie von mir wohl schon früher gehört haben. Er steht in unmittelbarer Verbindung mit den Leuten, die nach unserer Meinung in Corvin's Angelegenheiten entscheidend eingreifen können. Allein leider eröffnete er mir Folgendes: Es habe schon kurz vor der Einnahme von Rastatt der Prinz von Preußen Verordnungen getroffen, die ihn der in seiner Stellung als Thronfolger doppelt unangenehmen Nothwendigkeit entheben mußten, auf Gnadengesuche, die er von vielen Seiten unter dringenden Motiven erwartete, einen abschläg-

lichen Bescheid zu geben. Eben dieser unangenehmen Nothwendigkeit wollte sich auch der König entziehen und deshalb wurde von Beiden eine jede Einmischung in die kriegsgerichtliche Justiz ganz entschieden abgelehnt, indem man dem General von Hirschfeld als Commandirenden des Armee-Corps die Verpflichtung auferlegte, die Erkenntnisse des Kriegsgerichts gegen preußiche Staatsbürger zu bestätigen, in zweifelhaften Fällen aber die Entscheidung des Berliner Kriegs-Ministeriums aufzurufen. Für Badenser und Ausländer aber wurde die Entscheidung in zweifelhaften Fällen dem badischen Kriegs-Ministerium übertragen. Dies Alles war schon vorher bestimmt und daher wohl der Ausspruch des Obersten, mit dem Sie bei der Prinzessin sprachen: daß Alles umsonst sein werde. Als mir Baron *** dies vor einigen Tagen sagte fügte er hinzu, daß eben deshalb von Seiten des Prinzen von Preußen in dieser Sache umsoweniger etwas geschehen könne, als Corvin nicht einmal Preuße sei. Nur von Seiten des badischen Kriegs-Ministeriums sei also eine Einwirkung auf Corvins Schicksal möglich, allein dies auch nur dann, wenn sich in dem Urtheile irgend ein Formfehler oder ein sonstiger Verstoß vorfinde, und sebst dies nur dann, wenn das Todesurtheil nicht einstimmig erfolge, weil sonst die Execution nicht aufgehalten werden könne. Es käme also ganz allein darauf an, daß ein etwaiges Todesurtheil durch irgend einen Formfehler und Nichteinstimmigkeit zur Bestätigung dem Badischen Kriegs-Ministerium vorgelegt werden müsse. Dafür könne man natürlich nicht wirken und müsse dies rein dem Zufalle überlassen. Träte indeß dieser Fall ein, so ließe sich am Ende etwas dafür thun, daß eine Verwandlung der Todes- in zehnjährige Zuchthausstrafe stattfinde. Er selbst sei zwar mit dem Badischen Kriegs-Ministerium nicht bekannt; allein er kenne einen höheren Officier

in Carlsruhe, der beim Kriegsminister Geltung habe. Er wolle sogleich denselben auf das Vorkommniß aufmerksam machen, damit, wenn jener Fall eintrete, das Nöthige gethan werden könne. — Ich gestehe zwar, daß ich mir von diesem Wege einen besondern Erfolg nicht verspreche; allein leider ist er der einzige, der uns übrig bleibt. — Daß die Strafen der Hauptbetheiligten schon im Voraus bestimmt sind, wie ich immer vermuthete, weiß ich jetzt gewiß. Allein nicht die eigentlichen Richter werden dazu instruirt, sondern nur der Staatsanwalt. Er bekommt den Auftrag, auf was er antragen soll, und man verläßt sich auf die bei Kriegsgerichten gemachten Erfahrungen, daß die Beisitzer fast immer dem Antrage gemäß erkennen. Es kommt indessen auch wohl vor, daß Einer oder der Andere von dem Antrage abweicht, und dies ist oft entscheidend, weil nach einer neuern Verfügung, wie ich in den Zeitungen lese, nur die einstimmig gefällten Urtheile sofort vollstreckt werden sollen. Das war früher nicht der Fall, und so wird denn jetzt die Vertheidigung etwas wichtigeres, als sie sonst war. Corvin soll sich aber bei der Vertheidigung nicht von juridischen Auseinandersetzungen leiten lassen; — das ist der Gewalt gegenüber lächerlich, — sondern soll einfach auf das Gefühl der Richter zu wirken suchen. Vielleicht daß sich doch der Eine oder der Andere bestimmen läßt, von dem Antrage des Staatsanwaltes abzuweichen."

Man ist in Berlin darüber empört gewesen, daß ich mich über Nichthalten der Kapitulation und der mir für die Besatzung gemachten Versprechungen beklagt habe, ja man hat mich der Undankbarkeit beschuldigt. — Ich habe den Vorgang der Sache treu und gewissenhaft in diesen Blättern erzählt und das Publikum mag urtheilen, ob ich ein Recht gehabt habe mich zu beklagen oder nicht. — Ich zweifle

nicht im Entferntesten daran, daß General v. d. Gröben es mit seinen Versprechungen ernstlich und aufrichtig gemeint und daß er Alles was in seinen Kräften stand gethan hat, sie zu erfüllen; ich bin ihm persönlich dankbar für seine Verwendung für mein Leben; allein das kann mich nicht verhindern als meine Meinung auszusprechen, daß man uns behandelte, wie es ein loyaler Feind nach einer Kapitulation nicht thun durfte.

General v. d. Gröben konnte allerdings nicht mit Bestimmtheit versprechen, daß seine Verwendung bei dem Großherzoge von Erfolg sein werde; allein er mußte wissen, ob er berechtigt war, überhaupt eine Kapitulation abzuschließen. Er that es und betrachtete uns dadurch als Kriegsgefangene; darüber hatte ich gar keinen Zweifel und zum Ueberfluß hörte ich es aus dem eigenen Munde des Commandanten. Daß Graf Gröbens Unterschrift unter der Kapitulation fehlt, wird gewiß von ihm nicht geltend gemacht werden, denn er schrieb ja eigenhändig und in meiner und des armen Biedenfelds Gegenwart das Original derselben nieder, welches augenblicklich aus dem Zelt hinausgereicht und auf der Stelle mehrmals kopirt wurde.

Kriegsgefangene, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, konnte man, — wenn man die Versprechungen milder Behandlung mißachten wollte — erschießen oder auf Festung schicken; sie aber als Verbrecher zu behandeln, sie einem seltsam zusammengeflickten Blutgericht zu übergeben und nach eigens für den Fall, nachträglich gemachten, willkürlichen Gesetzen zu richten und zum Theil in die Zuchthäuser zu sperren, also eine „entehrende" Strafe über sie zu verhängen, war eine vielleicht zu rechtfertigende Handlungsweise, aber gewiß keine, die sich durch ihre Ehrlichkeit auszeichnet.

Am Nachmittage des 20sten Septembers wurde mir angekündigt, daß ich noch an demselben Tage in das Zuchthaus nach Bruchsal gebracht werden solle. Meine Frau beschloß mit demselben Zuge zu reisen, in der Hoffnung, noch einige Stunden länger in meiner Gesellschaft bleiben zu können. Als die Patrouille mich aus der Todtenkasematte abholte, um mich nach dem Bahnhof zu bringen, ging sie an meiner Seite bis in die Stadt und versprach an der Eisenbahn wieder mit mir zusammenzutreffen. Da der Commandant so freundlich gewesen und ich wußte, daß es ihm sehr unangenehm war, mich jetzt noch in Officiersuniform zu sehen, so erschien ich schon am Morgen im Standgericht in Civilkleidern.

Die Soldaten, welche mich nach Bruchsal eskortiren sollten, waren entlassene Landwehrmänner aus dem Magdeburgischen, die nach Hause gingen. Es waren artige und brave Leute, welche ihre Pflicht auf eine menschliche Weise auszuüben verstanden. Der Unterofficier hatte nichts dagegen, daß meine Frau, an meiner Seite sitzend, die Reise nach Bruchsal machte.

Während wir im Wartezimmer der Ankunft des Zuges aus dem Oberland harrten, trat ein preußischer Unterofficier herein, der mit einer extrafeinen, eigenen Uniform, sehr neuen goldenen Tressen, sehr wohlgepflegtem blonden Haar, sehr feinem, weißen Teint und sehr rothen Backen, über welche sehr helle, blaue Augen sehr vergnüglich und lebenslustig hervorschauten, — sich ganz besonders commißnobel ausnahm. Er hatte eine Stimme, fein wie ein Zwirnsfaden und große Lust, sich in ein Gespräch mit mir einzulassen. „Na," sagte er, „Sie haben wohl auch eine schöne Angst ausgestanden, als Sie erschossen werden sollten?!" — „Mein Freund", antwortete ich ihm, „man hat keine Angst, wenn

man für eine gute Sache stirbt." — „Ja, ja, — das ist recht gut; allein was hilft das Alles, wenn wir nicht in Christum Jesum sterben?" — Einer der Landwehrmänner, ein ehrlicher Schönebecker, der schon lange mit Schultern und Daumen geringschätzige Bewegungen gemacht hatte, hielt nun die Hand vor seinen Mund und flüsterte mir mit geringschätzigem Ausdruck ins Ohr: „Ach Herr Oberscht, es is man ein Wärbeltambour!" — Dem frommen Wirbeltambour schien einer seiner Wirbel in den Kopf gefahren zu sein, denn er langte zwei Traktätchen hervor, welche er mir mit einiger Verlegenheit versetzte und die ich meiner Frau als neupreußische Curiosität mit nach Frankfurt gab.

Am Bahnhof in Carlsruhe standen eine Menge Herren mit weißen Halsbinden und Ohrfeigengesichtern, die von einem Hofdiner zu kommen schienen, um sich zum Dessert einen der in Ketten geschlagenen „Rebellen" anzusehen, vor denen sie sich zum Lande hinaus gefürchtet hatten. Was übrigens die Ketten anbetrifft, so täuschten sie sich in ihrer Erwartung; die Preußen waren anständig genug, die politischen Gefangenen beim Transport mit Ketten oder Handschellen zu verschonen; ich wenigstens trug keine.

Es war fast dunkel, als wir in Bruchsal ankamen. Mit schwerem Herzen nahm ich von meiner Frau Abschied und folgte der Eskorte durch die Stadt. Der Unterofficier war in derselben nicht bekannt, und da die Leute sich eben nicht beeilten, ihm auf seine Fragen Auskunft zu geben, so gingen wir endlich nach vielem Hin- und Herfragen am andern Ende der Stadt zum Thor hinaus und sahen bald ein bastillenartiges Gebäude vor uns liegen. An dem äußersten, in der hohen Ringmauer befindlichen eisernen Gitterthor machten wir Halt. Der Pförtner schien gar nicht geneigt zu öffnen und fragte sehr lakonisch: „Mehr als zehn Jahr?" —

Als dies verneint wurde antwortete er: „Ich hab' es mir doch gleich gedacht, daß Sie letz (falsch, unrecht, irrig) wären," und beschrieb uns den Weg nach dem alten Zuchthaus. Die vor uns liegende Bastille war nämlich das „neue Männerzuchthaus," die Einsiedelei Bruchsal, das St. Leopoldskloster, Zwing-Baden, die Jagomanie, — kurz das berüchtigte, pennsylvanische Zellengefängniß! — Es fiel mir eine große Last vom Herzen, als ich hörte, daß wir hier „letz" wären. Bei dem bloßen Anblick dieses Gebäudes hatte es mich kalt überlaufen und wäre es nicht gar zu abgedroschen, würde ich die einzige Stelle aus dem Dante citiren, welche ich in der Originalsprache weis. Hätte mir Jemand gesagt, daß ich in diesem entsetzlichen Hause sechs volle Jahre würde aushalten können und müssen, den würde ich für verrückt erklärt haben. Fast vergnügt machte ich den Weg durch die Stadt zurück und langte endlich im alten Zuchthaus an.

Durch einen Thorweg, vor welchem sich innerhalb noch ein durch Stacketen begrenzter Raum befand, trat man in einen großen, von Gebäuden umstandenen Hof, den eine kleine Gartenanlage in der Mitte freundlich machte. Dies und die Erleuchtung so vieler Fenster in Verbindung mit dem Geräusch von mancherlei Gewerben, ließ eher vermuthen, daß man in eine Fabrik trete.

Man brachte mich und meinen Leidensgefährten, einen Artilleristen aus Rastatt, vorläufig in das Wachtzimmer, wo wir zwei alte Leute in einer Art von Uniformsrock fanden, welche ich für Invaliden hielt. Es waren zwei die Wache habende Zuchtmeister. Bald darauf wurden wir zum Direktor der Anstalt, Herrn Speigler, geführt, der uns von der Eskorte übernahm und Befehl gab, uns in ein besonderes Zimmer zu bringen. Dieses lag ebener Erde

neben dem Wachlokal und erschien mir im Vergleich zur Kasematte sehr behaglich; denn es befanden sich ein Tisch, Stühle und zwei reinliche Betten darin.

Das Erste, was die alten Zuchtmeister mit uns vornahmen, war, daß sie unser Geld und sonstige Gegenstände, die wir bei uns hatten, abforderten; nachdem dies geschehen war, befühlten sie uns auf eine höchst unanständige Weise am Körper, um versteckte Geldbörsen und dergleichen zu entdecken. Sie verfuhren dabei so sorgfältig, wie Metzger, die Hämmel zum Schlachten aussuchen. Mir stieg das Blut ins Gesicht und ich glaube nicht, daß der alte, ahnungslose Zuchtmeister jemals in seinem Leben einer Fundamental-Ohrfeige näher war als in jenem Augenblick. Da wir noch nichts gegessen hatten, so brachte man uns eine schändlich nach Stiefelschmiere schmeckende Brotsuppe und Kartoffeln in der Schale, die von den übrigens freundlichen Zuchtmeistern als besondere Delikatesse und Vergünstigung angepriesen wurden.

Da ich seit einer Woche nicht ausgekleidet gewesen war und stets auf feuchtem Stroh geschlafen hatte, so that mir das Bette sehr wohl, obgleich es nur aus einer Strohmatratze und gleichem Kopfpolster bestand. Ich war ganz zufrieden, denn ich bildete mir ein, das Zimmer sollte mein Gefängniß sein. In der Thür desselben befand sich eine runde, mit einem Siebblech verschlossene Oeffnung, durch welche man, nach Entfernung einer hölzernen Klappe, von Außen in das Zimmer sehen konnte.

An dieser Oeffnung vernahm ich am andern Morgen die Stimme des Majors Mahler, der mich sehr vergnügt begrüßte und aufforderte, den Direktor zu bitten, daß er mich in dasjenige Zimmer lege, welches er mit Hauptmann Stöck theile und welches sehr groß sei. Er sagte mir,

daß es ihnen ganz gut ginge. Anfangs hätten sie die Kleidung der Züchtlinge tragen und Wolle spinnen müssen, worüber sich Stöck so geärgert habe, daß er krank geworden sei; darauf habe man sie in ein besonderes Zimmer gebracht und ihnen gestattet, eigene Kleidung zu tragen.

Mahler war zu zehn Jahre Zuchthaus verurtheilt und der einzige badische Officier, den diese Strafe traf, weil er der erste von den Officieren des 2. Regiments war, der sich durch Struve oder vielmehr durch dessen Frau bewegen ließ, zur Sache des Volks überzutreten. Die anderen Officiere, obwohl sie doch, vom Regierungsstandpunkt aus betrachtet, weit schuldiger waren, als wir Alle, die wir gar keine Verbindlichkeiten gegen den Großherzog von Baden hatten, wurden nicht standrechtlich behandelt, sondern von einem Kriegsgericht, bestehend aus ihren Kameraden, zu kurzer Festungsstrafe verurtheilt und schon vor Ablauf eines Jahres begnadigt, selbst die Majors Biesele, Weik und Leiner. Ihr Benehmen in Rastatt und ihre Bemühungen für die Uebergabe sollen ihnen zum Vortheil angerechnet worden sein; allein das ist es nicht; diese drei Officiere haben sehr brav gegen die Preußen gefochten, und wenn sie auch am Anfang gegen Tiedemann kabalirten, so waren sie doch keine Verräther. Weik wurde, die Tirailleurs seines Bataillons brav ins Feuer führend, bei dem Ausfall nach Rauenthal verwundet und Leiner zeichnete sich bei dem Ausfall gegen Niederbühl aus, wegen dessen Jakobi erschossen und der Sachse Peters zu zehn Jahre Zuchthaus verurtheilt wurde. Biedenfeld, der als pensionirter Officier weit weniger schuldig war als jene drei Herren und ebensoviel und mehr zu seinen Gunsten anführen konnte, wurde erschossen. Ich werde noch andere Beispiele von der Unparteilichkeit der Justiz in jener Zeit anzuführen haben. —

Gegen neun Uhr wurde ich zum Director gerufen. Er empfing mich freundlich, mit Rührung; man sah augenscheinlich, wie sehr er es mißbillige, daß man uns in das Zuchthaus schicke, ja er machte gar kein Hehl daraus. Er sprach mir Muth ein und versicherte, daß er Alles, was in seinen Kräften stände, thun wolle, mir den Aufenthalt im Zuchthause so wenig unangenehm als möglich zu machen.

Er bereitete mich darauf vor, daß ich mich der Hausordnung gemäß einkleiden lassen müsse; er sage mir das vorher, weil er gefunden habe, daß diese Einkleidung auf Leute aus den gebildeten Ständen einen sehr schmerzlichen Eindruck mache. Mahler und Stöck habe er mit Einwilligung des Justiz-Ministeriums gestattet, eigene Kleidung zu tragen; allein preußischer Seits habe man das mit großem Mißfallen bemerkt und sie würden wahrscheinlich ebenfalls gezwungen werden, die Züchtlingskleidung wieder anzulegen.

Im Laufe des Nachmittags kam der Oberaufseher zu uns, ein sehr dicker, großer Mann mit barschem Wesen, welches aber, wie bei vielen alten Soldaten, nur eine Angewöhnung war. Der Mann war denn auch, wie sich bald zeigte, durchaus nicht so böse, als er sich das Ansehn gab. Ich wurde in das Wachlokal gebracht und die Sträflings-Uniform, welche ich auf einer Bank liegen sah, zeigte mir an, daß nun die gefürchtete Einkleidung vorgenommen werden solle.

Der peinliche Akt begann damit, daß ein Barbier mein Gesicht so glatt wie meine Hand rasirte; der mit solcher Sorgfalt gepflegte Bart wurde ohne Gnade weggeschnitten. Mein Haar, welchem ich immer viel Aufmerksamkeit schenkte, wie es sich jeder Gentleman schuldig ist, der nicht frühzeitig eine Perücke tragen will, trug ich lang, das heißt nach der damaligen gewöhnlichen Mode und nicht etwa Communisten-

mähnen. Ich hoffte schon, man würde es mir lassen, als ein kleiner, ganz in schwarze, grobe Leinwand gekleideter höchst beweglicher Kerl mit einer großen Scheere erschien. Dieser kleine Satan — ein „Korrektionist“ und daher vornehmer als wir gemeinen Sträflinge, übrigens auch politischer Verbrecher — hatte einen ganz kugelrunden Kopf, und da man ihm die schwarzen, starren Haare ungefähr bis auf einen Zoll Länge abgeschoren hatte, so strebten dieselben nach allen Richtungen hinaus und gaben ihm ein merkwürdig phantastisches Ansehn, welches durch das ernsthafte, runde, schmutziggelbe Gesicht und die schwarzen funkelnden Augen noch erhöht wurde.

Als dieser Mensch wie ein cartesianisches Teufelchen mich umtanzte, ward mir ganz seltsam und es ergriff mich eine Art von Schwindel. Mein „Geist begann zu schwärmen“. Mir war es, als sei ich in ein Hoffmannsches Märchen versetzt. Der schwarze Mensch, der mich umtanzte und seine große Scheere ganz seltsam schwang, erschien mir, wie ein höhnendes Gespenst, und meine dunklen Locken, die sich am Boden ringelten, schienen kleine schwarze Schlangen, welche ihre Köpfe nach ihm emporreckten.

Als mich der kleine Satan mit einem Satz verließ, strich ich mit meiner Hand über Gesicht und Kopf, fuhr aber förmlich erschrocken zurück, denn ich glaubte mich auf fremdem Gebiet.

Die Stimme des dicken Oberaufsehers riß mich aus meiner schmerzlichen Betäubung; er forderte mich auf, mich auszukleiden und die Tracht der Sträflinge anzulegen. — Das erste Stück derselben, welches mein Erstaunen erregte, waren graue Strümpfe von dickem hartgedrehtem Bindfaden, welche bis zum halben Schenkel reichten und sich ebenso weich anschmiegten, wie es ein Reibeisen gethan haben würde.

Das Hemde war nicht weniger ascetisch und die kameelhaarenen der alten Einsiedler waren dagegen Battist. Es hatte die Dimensionen eines Fuhrmannskittels und bestand aus gebleichter, sehr grober Hanfleinwand, in welche man, so schien es fast, der Pöniteuz wegen ein Bund Zahnstocher verwebt hatte. Das Hemde war ganz neu und ungewaschen, also noch mit der Schlichte versehen. Es brannte auf meinem aristokratischen Fell wie Feuer und in zwei Stunden hatte ich mir ein Rudel Wölfe gerieben.

Die Beinkleider, gleichfalls neu und ungewaschen, waren von dem allergröbsten Zwillich, wie man ihn zu Säcken schwerlich gebrauchen kann. Von demselben Material war die Jacke, welche mit weißen Knochenknöpfen versehen war. Als ich sie anzog und etwas schnell in den Aermel fuhr, riß ich mir die Knöchel blutig, so rauh war die innere Seite. Die Weste war von der gröbsten Hanfleinwand und mit dem schlechtesten Waidblau gefärbt; das ebenfalls blaue hanfleinene dreieckige Halstuch war mit darauf gedruckten weißen Sternchen verziert.

Nachdem ich eine kleine, runde, höchst unpraktische Zwillichmütze erhalten hatte, glaubte ich meine Ausrüstung vollendet; allein ich erblickte auf der Bank noch etwas, dessen Zweck ich mit dem besten Willen nicht errathen konnte. Es sah aus wie ein zusammengelegter Bogen Glanzpappe, wie ihn die Buchdrucker gebrauchen; allein ein quer hindurchgehender rother Streifen ließ mich vermuthen, daß es ein Gewebe sei. Ich nahm das Ding in die Hand, bog es auseinander und fragte voll Erstaunen nach der Bestimmung. Der Oberaufseher sagte unter verbissenem Lachen: „Ei, das ist ein Nas'tuch!" Auf diese Idee wäre ich wirklich zuletzt gekommen, denn es war eine absolute Unmöglichkeit, sich in diesem Tuch die Nase zu putzen, selbst wenn man es auf

die Gefahr hin riskiren wollte, sich die Haut zu schinden. Die Gefangenen pflegten, wie ich später sah, diese neuen „Nastücher" zunächst in Wasser zu legen und dann mit Steinen weich zu klopfen, um nur eine Benutzung möglich zu machen.

Nachdem ich ein Paar sehr grobe rindslederne, dickbenagelte Bauernschuh, ein hölzernes Täfelchen mit meiner Nummer und einen hörnernen, äußerst schlecht gearbeiteten Lausekamm nebst einem groben Handtuch erhalten hatte, war meine Equipirung vollendet. Man führte mich nun in den Wollsaal, denn dieser sollte von nun an das Feld meiner Thätigkeit bilden.

Dieser Wollsaal war geräumig und sah fast freundlich aus; allein der eigenthümliche Geruch der Wolle fiel unangenehm auf, und die Wolltheilchen, die umher flogen, konnten den Lungen der Arbeiter unmöglich zuträglich sein. In diesem Saale widmeten sich einige dreißig gleich mir gekleidete Sträflinge der harmlosen und nützlichen Beschäftigung des Wollekratzens, Spinnens und Spulens.

Die Stille, welche in dem Saale herrschte, und die nur durch das eigenthümliche Schnurren der großen Wollspinnräder unterbrochen wurde; die widerlichen Gesichter einiger meiner neuen — Kameraden; die ganze Zuchthausatmosphäre, machten auf meinen Geist, der noch unter dem Eindruck der „Toilette" erzitterte, einen merkwürdigen Eindruck. Alles drehte sich wirbelnd vor meinen Augen, so daß ich nur hin und wieder einige Gaunerfratzen unterschied, welche mich höhnend anzugrinsen schienen. Ich war auf dem Punkt, den Verstand zu verlieren und mochte verdutzt aussehen, wie ein frisch eingefangener Sperling, dem man die Flügel beschnitten hat.

Allmählich kam ich etwas zu mir, so daß ich mich entschloß, umherzublicken. Man hatte mir nämlich noch keine Arbeit aufgetragen; wahrscheinlich sollte ich mich erst akklimatisiren. — Unter den Sträflingen fiel mir ein junger Mann durch seine hohe Stirn und sein edelgeformtes Gesicht auf: Es war Dr. Kaucher aus Heidelberg, der hier mit dem Anstande eines altrömischen Senators Wolle spann. Sein Nachbar auf einer Seite sah wie ein Gelehrter aus; es war ein „Mordbrenner“. — Auf der anderen Seite des Doctors spann ein Hanauer Turner, der bei Waghäusel einen Schuß ins Bein bekommen hatte, aber längst wieder geheilt war. — In einer Ecke saß der Adjutant des erschossenen Majors Heilig und kratzte Wolle, das heißt, er machte die Locken, oder die „Leck“, wie es im Wollsaal hieß, für die Spinner fertig. Neben ihm saß der mit mir gekommene Artillerist, um das Geschäft von ihm zu erlernen.

Auf der anderen Seite des Saals stand an einem Spinnrade ein junger Mann mit der Gestalt des jungen Theseus, schönen, lang bewimperten blauen Augen und fast mädchenhaft schön geschnittenem Mund; es war ein Student der Medicin aus Mainz, Namens Kupferberg. Der Aermste war nur drei Tage in Baden und noch dazu krank gewesen, hatte kein Gefecht mitgemacht, wurde auch nicht mit den Waffen in der Hand gefangen, sondern auf der Rückreise nach Mainz in Heidelberg festgehalten, weil ein Gensd'arm aus der neuen Mütze sehr richtig schloß, daß sie erst ganz kürzlich einen Freischärlerhut verdrängt habe. Kupferberg gehörte zu den von Mainz nach Baden ausmarschirten jungen Männern und wurde — zu zehn Jahre Zuchthaus verurtheilt!

Am Nachmittag war es den Sträflingen gestattet, eine halbe Stunde lang im Hofe spazieren zu gehen; während

derselben machte ich die Bekanntschaft derjenigen meiner Leidensgefährten, welche bis dahin nach dem Zuchthause abgeführt worden waren; wir mochten damals etwa achtzehn sein und hunderte schmachteten noch in den ungesunden Kasematten. Man schien sie absichtlich so lange als möglich in denselben aufzubewahren, denn für die Tausende, die des Verhörs harrten, waren nur drei Untersuchungsrichter angestellt.

Gegen sieben Uhr läutete es zum Abendessen. Die Tische, welche an den Wänden in die Höhe geklappt waren, wurden heruntergelassen und die Eßnäpfe darauf gestellt. Dann befahl der Zuchtmeister: „beten" und nachdem einer der Sträflinge ein Gebet gesprochen, setzten sich alle zum Essen nieder. Dasselbe bestand aus einem Schoppen Suppe von Schwarzbrot, Wasser und etwas schlechtem Fett; ich hatte ihre Bekanntschaft schon vorher gemacht und sollte sie noch genauer kennen lernen, denn diese Hundesuppe wurde häufig zu allen drei Mahlzeiten gegeben. Nach dem Abendessen und Gebet ging es in den Schlafsaal, in welchem etwa vierzig Betten stehen mochten. Nachdem der Zuchtmeister abermals hatte beten lassen, ging er fort und verschloß die Thür, worauf sich Jeder zu Bette legte. Durch ein kleines in der Mauer angebrachtes Fenster konnte man in den Schlafsaal sehen, in welchem die ganze Nacht Licht brannte.

Ich hatte es zu veranstalten gewußt, daß mein Bette neben dem Kanchers seinen Platz erhielt und daß ich auf der anderen Seite keinen Nachbar hatte. Kancher hatte noch Lust zu plaudern; allein mir war es unmöglich. Schon während des ganzen Tages hatte ich mir Gewalt anthun müssen, nicht in Thränen auszubrechen. Sobald als möglich hüllte ich mein Haupt in die Decke und weinte wie ein Kind. Nein, nicht wie ein Kind! es waren Thränen des

Zornes, der Wuth, es waren Männerthränen, und welches Gelübde sie tauften, will ich verschweigen.

Um halb fünf Uhr am andern Morgen weckte uns die Glocke. Jeder stand auf, machte sein Bette und seine Toilette. Letzteres war ein Kunststück, denn von Waschbecken, Gläsern, Zahnbürste oder Seife war nicht die Rede. Der ganze Waschapparat für die vierzig Personen bestand aus zwei Kübeln voll Wasser, jeder mit einem blechernen Schöpfer und zwei leeren Eimern. Daß man daher beim Waschen sehr summarisch verfahren mußte, liegt in der Natur der Sache.

Nach gesprochenem Gebet ging es wieder in den dürftig erleuchteten Arbeitssaal und sogleich an die Arbeit. Vor dem Frühstück wurde in Körben das Brod hereingebracht; der Aufseher verlas die Liste und Jeder griff zu, sobald sein Name genannt wurde. Es war mir jedes Mal, als erhielt ich einen Dolchstoß, wenn mein Name in dieser Gemeinschaft ausgerufen wurde. Die anderthalb Pfund Brod, die man täglich erhielt, waren von stockigem Korn und entsetzlich schlecht, da gewöhnlich Puff- oder Saubohnenmehl hinein gemengt war; allein es war nicht räthlich, sich darüber zu beschweren und einige Gefangene, die es etwas zu lebhaft gethan hatten, wurden in dunkle Arrestlokale gesperrt.

Sehr lästig war es, daß man kein Messer haben durfte, und jedesmal, wenn man ein Stück Brod abschneiden wollte, an einen der beiden Saalpfeiler gehen mußte, an deren jedem ein stumpfes, abgerundetes Messer an einer kurzen Kette hing.

Um zwölf Uhr wurde zu Mittag gegessen; es gab einen Schoppen Hundesuppe und einen Schoppen Gemüse, wie Kartoffeln, Hülsenfrüchte oder dergleichen, mit einem Loth Wagenschmiere — Schweineschmär glaub ich hieß das ranzige

Zeug! — fett gemacht. Fleisch gab es nur alle vier Tage und dann acht Loth, so daß die täglich auf den Mann kommende Ration an Fleisch zwei Loth betrug.

Am Sonnabend wurde mir meine Arbeit angewiesen; ich mußte Wolle spinnen und erhielt meinen Platz zwischen einem ehrwürdigen Wilddieb und einem jungen Italiener, der in lebhafter Unterhaltung sein Messer etwas zu tief in den Körper eines badischen Unterthans gesteckt hatte. Ein Werkmeister lehrte mich meine Arbeit; ich begann und hätte vor Lachen über meine Situation weinen mögen. Wenn meine Spinnerei sich verwirrte, was ziemlich häufig geschah, kam der italienische Messermann, schweigend und erröthend wie ein Mädchen, und brachte sie wieder in Ordnung. Man sah, wie erregbar das Blut des jungen Südländers war.

Auch mein anderer Nachbar zeigte mir Freundlichkeit und ich hätte es nicht über das Herz bringen können, es abzuschlagen, wenn er mir verstohlen aus seiner Rindendose eine Prise reichte. Der Direktor hatte mich in der That zwischen die beiden ehrlichsten Schelme seiner ganzen Sammlung gestellt.

Im Allgemeinen kann ich das Benehmen der gemeinen Verbrecher gegen uns nur rühmen; sie fühlten, daß die politischen Verbrecher nicht zu ihnen gehörten und nahmen sich niemals Vertraulichkeiten heraus, obwohl wir dieselbe Kleidung trugen und dieselbe Arbeit thaten, wie sie. Wenn einer von uns mit ihnen sprach, waren sie erfreut und zeigten ihre Achtung durch mancherlei kleine Dienste, die sie uns freiwillig leisteten.

Am Sonnabend fragte ein Zuchtmeister, wer von den Sträflingen am Sonntag einen Brief schreiben wolle? Er notirte die Namen, um dieselben dem Direktor mitzutheilen.

Auch ich meldete mich, denn ich hatte meiner Frau versprochen, so bald als möglich Nachricht von mir zu geben.

Am Sonntag wurde um halb sechs Uhr aufgestanden und nicht gearbeitet. Vormittags mußte ich dem Gottesdienst beiwohnen, der in einem langen, niedrigen Saal im Zuchthause selbst abgehalten wurde. — Dieser Sonntag war entsetzlich langweilig und Jeder hatte Mühe, die Zeit herumzubringen.

Am Nachmittag wurden alle, die sich dazu gemeldet hatten, zum Briefschreiben in das Wachzimmer bestellt, wo Papier und Federn von einem Zuchtmeister ausgetheilt wurden. Da saß ich denn an einem Tisch mit dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft und sollte meiner armen Frau meinen Seelenzustand schildern. Mir war entsetzlich zu Muth! Man stählt sich von Jugend auf gegen das Unglück und ich hatte es dahin gebracht, dem Tode lächelnd ins Angesicht schauen zu können; allein wer bereitet sich auf das Zuchthaus vor? — Die kleinlichen, eindringlichen Seelenqualen, wie sie die Zuchthausstrafe mit Allem, was daran hängt, auf ein stolzes Herz mit sich bringen, greifen auf gänzlich unerwartete, nie geahnte Weise an und wirken deßhalb so entsetzlich.

Bis jetzt beugte sich noch mein Geist unter den auf ihn einbrausenden Schmerzenssturm; er war zu überrascht, um schon jetzt auf Widerstand zu denken, und dann mochten die letztvergangenen Tage dazu beigetragen haben, ihn gegen Qualen dieser Art noch empfindlicher zu machen.

Unter diesen Eindrücken schrieb ich folgenden Brief an meine Frau:

„Bruchsal, 23. September 1849.

Meine liebe theure Helene.

Nur weil ich es Dir versprochen habe, schreibe ich Dir. Am liebsten wünschte ich, daß Niemand etwas von mir er-

führe, auch selbst Du nicht; denn könntest Du in mein Inneres sehen, Du würdest vor Weh vergehen! — Seit wir uns kennen, bin ich in mancher traurigen Lage gewesen, von manchem Unglück heimgesucht worden; ich habe Alles standhaft ertragen. Du hast gesehen, wie ich mich heut vor acht Tagen zum Tode vorbereitete, wie ich ihm mit Fassung entgegen ging, wie ich selbst meine Errettung standhaft ertrug, obwohl ich wußte, daß sie Dich so glücklich machte: Alle die Schicksalsschläge, die mich in der letzten Zeit betroffen, müssen aber entweder meinen Verstand geschwächt haben, oder das gegenwärtige Unglück, welches auf mir lastet, muß wirklich entsetzlicher sein, als Alles, was mich bisher betroffen hat. Alle Todesqualen scheinen mir leicht gegen die Seelenfolter, der ich hier ausgesetzt bin. Ich muß alle Liebe zu Dir mir recht lebhaft vergegenwärtigen, um nicht zu beklagen, nicht erschossen worden zu sein. Stumpfsinn, Wahnsinn — kurz Bewußtlosigkeit würden mir jetzt als ein großes Glück erscheinen. Ich beneide die elenden Diebe und Mörder, mit denen ich zu verkehren genöthigt bin, denn sie haben kein Gefühl für die Qualen, die ich empfinde; für sie existiren diese Qualen nicht, — Ich sage nichts, — ich beklage mich nicht, weil ich nicht zu reden vermag, weil ich beständig Mühe habe, die Thränen zu unterdrücken. — —

Freitag sollte ich eingekleidet werden. Der Herr Direktor hatte mich bereits auf diese schreckliche Ceremonie vorbereitet; allein ich kann Dir sagen, Todtschießen ist nichts dagegen. —

Besuche mich lange nicht; ich mag Dir nicht die Qual machen. Die Strafe für uns ist gräßlich. — — Schreibe mir auch nicht, wenigstens jetzt noch nicht; ich würde alle Fassung verlieren, sähe ich einen Brief von Deiner Hand. — — Ich will unterdessen Alles zusammen nehmen, was

mir das entsetzliche Schicksal der letzten Zeit noch von moralischer Kraft übrig gelassen hat. Lebe wohl, meine Helene und wenn Du auch — lebe wohl.

Dein Otto".

Der Direktor wußte, daß ich kein Schwächling bin und die Schwäche des Starken ergreift mehr, als die des Weichlings. Der brave Mann entsetzte sich daher förmlich über die aus diesem Briefe hervorleuchtende Geistesstimmung und ließ mich am andern Tage zu sich kommen. Dem würdigen, menschenfreundlichen Manne standen die Thränen in den Augen; er gab mir seine beiden Hände und versuchte es auf die herzlichste, liebreichste und vernünftigste Weise mich aufzurichten. Er stellte sich mir nicht gegenüber als Direktor der Strafanstalt, sondern nahm von diesem Verhältniß gar keine Notiz und behandelte mich, wie er es gethan haben würde, wenn er im Leben außerhalb des Zuchthauses mit mir zusammengetroffen wäre.

Da er sah, daß ich nicht allein geistiger, sondern auch körperlicher Stärkung bedurfte, so lud er mich ein, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, was mir wirklich eine große Wohlthat war. Geistig und körperlich erfrischt verließ ich den braven Mann, dessen Benehmen um so verdienstlicher ist, als er alle Ursache hatte, mit der Revolution unzufrieden zu sein; sein liebster Sohn war als Volkswehrmann bei Waghäusel gefallen und ein anderer saß noch in Rastatt in den Kasematten. *)

Die Ansichten, welche ich im Lauf des Gespräches über die auf uns angewandte Zuchthausstrafe äußerte, veranlaßten

*) Herr Speigler starb seitdem und das Verrathen seiner Menschlichkeit kann ihm keinen Schaden mehr bringen.

den Direktor, mich aufzufordern, dieselben in einer Eingabe an den Aufsichtsrath auszusprechen, wodurch derselbe wahrscheinlich bewogen werden würde, Anordnungen zu treffen, das Loos der politischen Gefangenen und besonders der Gebildeteren unter ihnen zu erleichtern; durch meine Darstellung der Sache sei er erst recht davon überzeugt worden, wie unendlich viel härter diese bestraft wären und über die Absichten des Gesetzes hinaus, welches die Zuchthausordnung für diejenige Menschenklasse entworfen habe, aus der fast allein die Bevölkerung der Zuchthäuser bestehe, der niedrigsten der Gesellschaft. —

Damit ich ungestört schreiben könnte, sollte ich den folgenden Tag in dem Zimmer zubringen, welches Stöck und Mahler bewohnten. Sie waren bereits einige Wochen im Hause und man hatte ihnen Mancherlei bewilligt, nachdem sie es Anfangs eben so schlimm als wir gehabt hatten. Der Direktor würde uns auf der Stelle dieselben Erleichterungen haben zu Theil werden lassen; allein er durfte es nicht und man schien von Seiten des Justizministeriums darauf besonders zu halten, daß uns die ersten Eindrücke in ihrer ganzen Bitterkeit zu Theil würden.

Mahler und Stöck befanden sich wirklich vergleichsweise sehr wohl. Sie bewohnten eine große, fünffenstrige Mansarde, hatten den ganzen Vormittag für sich und nur am Nachmittag kam ein alter Sträfling, welcher Sekretär der Königin Hortense gewesen sein wollte, um sie in Kartonage-Arbeiten zu unterrichten.

Beide beeiferten sich, mir Freundliches zu erweisen. Sie gaben mir von ihren Cigarren und machten in einer Maschine Kaffee und Chokolate. Das sollte zwar Alles heimlich geschehen; allein es wurde damit nicht genau genommen, da der Direktor, wenn er kam, sich schon auf der

Treppe laut machte und aufhielt, so daß man Zeit hatte, alles Verdächtige bei Seite zu schaffen, damit er nicht gerade darüber stolpere und Notiz davon nehmen mußte, was ihn den Zuchtmeistern gegenüber in Verlegenheit gesetzt haben würde. Tabaksrauch brauchte er nicht zu riechen — er konnte ja den Schnupfen haben — allein die Pfeifen durfte er nicht sehen.

Vor den Aufsehern brauchte man sich nicht zu geniren und sie waren es, welche für Geld und gute Worte besorgten, was man haben wollte. In einem alten Pulte, welches man Stöck eigens zu diesem Zweck gegeben zu haben schien, hatte dieser eine förmliche Speisekammer eingerichtet.

Uebrigens muß man nicht glauben, daß diese Begünstigungen damals etwas Ungewöhnliches und allein zu unsern Gunsten gemachte Ausnahmen waren. Neben jener Mansarde hatte ein Eisenbahnbeamter, der Gelder unterschlagen, damit große Reisen gemacht und sich dann zur Bestrafung gestellt hatte, ein nettes, eigenes Zimmer, welches ganz comfortabel eingerichtet war. Vor dem Fenster zog er sich einen förmlichen Blumengarten und unter dem Fenstertritt, in Schubfächern, die selbst unter den Stühlen versteckt waren, verbarg er seine Kaffeemaschine und Vorräthe; seine Tabakspfeife verbarg er gar nicht. Er besorgte für die Anstalt verschiedene Schreibereien und trug seine eigene Kleidung. Neben ihm wohnte, ebenfalls in einem eigenen Zimmer, ein Fabrikant von Goldwaaren, der gegen Zahlung einer kleinen Vergütung an die Anstalt für seine eigene Rechnung Goldschmiedarbeiten machen durfte. Dies waren keineswegs Eigenmächtigkeiten des Direktors, sondern Anordnungen, getroffen mit dem Wissen und Willen des Ministerialraths, der häufig das Zuchthaus revidirte und von dem man erzählte, daß er selbst

die Taschen „nicht begünstigter“ Sträflinge nach Schnupftabak visitirte!

Als mich der Direktor am Nachmittage fragte, wie es mir in jenem Mansardzimmer gefalle, antwortete ich: „Mir ist, als sei ich im Himmel!“ Ich führe diese Antwort nur an, weil Dr. Kaucher später ganz denselben Ausdruck gebrauchte, um den Grad seines Wohlbefindens in diesen Räumen anzuzeigen, die doch nichts Besseres waren, als irgend ein anderer Bodenraum eines Hauses.

Der Aufsatz, den ich noch an demselben Tage dem Direktor einreichte, war unter dem unmittelbaren Eindruck geschrieben, den die Zuchthausstrafe auf mich machte, und als er dem Aufsichtsrath, der sich ein oder zwei Tage darauf versammelte, vorgetragen wurde, hatte er auf denselben die beabsichtigte Wirkung.

Der Aufsichtsrath bestand aus den höheren Beamten der Anstalt, nämlich dem Direktor, den beiden Geistlichen, dem Hausarzt, dem Verwalter und einigen Bürgern der Stadt; als Präses stand ihm der Inspektor, ein Hofgerichtsrath, vor. Er bildete das vermittelnde Glied zwischen der Direktion und dem Ministerium und seine Gewalt war ausgedehnter, als es manchem Beamten lieb war. Es ist auch mit Erfolg gelungen, diese Gewalt sehr zu beschneiden. Ich werde später noch darauf zurückkommen müssen.

In Folge meiner Eingabe wurden den politischen Gefangenen mancherlei Erleichterungen gestattet. Mahler, Stöck, Kaucher, Kupferberg und ich wurden in die schon erwähnte Mansarde gelegt. Die anderen politischen Gefangenen kamen zu den Mahlzeiten sämmtlich in unser Zimmer und schliefen zusammen in einer an dasselbe stoßenden Mansarde. Man bewilligte uns den freien Gebrauch von Schreibmaterialien und erlaubte uns, den halben Tag für uns benutzen zu

dürfen; das Tragen eigener Kleider wurde jedoch abgeschlagen und auch Mahler und Stöck mußten die Sträflingsuniform anlegen. — Man kann sich denken, mit welcher Freude diese Maßregeln von Allen begrüßt wurden. Wir waren zusammen etwa achtzehn „in Steifleinen".

Mit den genannten officiellen Begünstigungen waren aber, hauptsächlich für uns fünf Mansardisten, noch eine Menge nicht officieller verbunden. Wir konnten rauchen, ließen uns allerlei Eßwaaren und mäßig Wein bringen und blieben noch eine Stunde auf, wenn die andern Sträflinge längst in ihren Betten lagen. Ja, wir machten sogar hin und wieder eine Partie Whist! Ich bin überzeugt, wir würden unser Leben mit der Zeit ganz komfortabel eingerichtet haben; allein — unser Wohlbefinden sollte nicht lange dauern.

Am Sonntag den 30. September war ein Weinwirth aus Bruchsal in das Zuchthaus gebracht worden. Der Mann war in der Stadt sehr populär und es versammelten sich am Nachmittag etwa hundert junge Bursche und es hieß, der Gefangene solle befreit werden. Es war nur „Bäckerrauch"; allein die Preußen ergriffen diesen Vorwand begierig, die politischen Gefangenen, die man nach ihrer Ansicht viel zu nachsichtig behandelte, härter zu treffen. Der Weinwirth wurde nach Freiburg gebracht; allein dies war nicht die einzige Wirkung der sonntäglichen Demonstration. Am Nachmittag des 2. Octobers ließ der Direktor uns sämmtlich in sein Zimmer rufen und kündigte uns mit sehr bewegter Stimme an, er habe so eben Befehl erhalten, uns augenblicklich in das Zellengefängniß abführen zu lassen, da man uns als die wichtigsten Gefangenen betrachte und sicherer verwahren wolle.

Wir Alle waren wie vom Donner gerührt. Dr. Kaucher sagte, es sei ihm ganz elend nnd verlangte nach irgend einem Kordial. Ich theilte mit ihm einen Rest Kirschwasser. Stöck, der noch Rekonvaleszent war, steckte sich hinter den Doktor und wußte zu bewirken, daß er einstweilen noch mit den andern politischen Gefangenen im alten Zuchthause bleiben durfte.

Alle Pläne, mit denen ich mich über mein Schicksal getröstet hatte, wurden nun zu Wasser. Meine Frau wollte nach Bruchsaal ziehen und obwohl man eigentlich nur alle Monat einmal Besuch empfangen sollte, so hatte mir doch der Direktor versprochen, daß ich, wenn ich wolle, sie täglich allein und im Zimmer des Oberaufsehers sehen und sprechen könne.

Nassauische Soldaten, die für einige Tage in Bruchsal waren, brachten uns in unserer Züchtlingskleidung durch die Stadt nach dem Zellengefängniß, auf welchem Wege wir manchem theilnehmenden Blick begegneten. Von den Aufsehern hatten wir bereits Vieles über das Zellengefängniß gehört und es gar nicht glauben wollen, daß die Gefangenen Masken tragen müßten, was uns ganz schrecklich schien.

Endlich lag das entsetzliche Gebäude vor uns, welches eine Anstalt enthielt, deren Idee in dem puritanischen Gehirn eines herzlosen amerikanischen Frömmlers ausgebrütet war. Klirrend flog hinter uns die schwere eiserne Pforte zu, die sich für mich erst volle sechs Jahre später (auf den Tag!) öffnen sollte!

Nachdem man uns eine Zeitlang in einer „Vorbereitungszelle" gelassen hatte, wo wir mit Grauen die Hausordnung studirten, trennte man uns und brachte mich in eine nach der Nordseite zu liegende Gefängnißzelle, wo ich meine Straf-

zeit, getrennt von jeder Gemeinschaft mit anderen Gefangenen oder der Außenwelt, einsam zubringen sollte!

Ich sah mit Entsetzen um mich. Vier kahle Wände; eine wie ein Sargdeckel gewölbte Decke; steinerner Fußboden; Ausdehnung vier Schritte und sechs; ein an die Wand geklapptes und angeschlossenes dürftiges Bett; in einer Ecke ein kleines Regal mit einem Wasserkrug und einer Bibel; davor ein an die Wand geklappter Tisch mit gleicher Bank, — voilà tout. — Licht empfing die Zelle durch ein kleines Fenster, dessen untern Rand man eben erreichen konnte und dessen untere Hälfte aus mattgeschliffenen Glasscheiben bestand, welche das Licht nur trübe hindurch ließen. Es war mir, als befinde ich mich in einer Eisscholle. Dumpfe Verzweiflung ergriff mich; thränenlos und stöhnend sank ich auf die Bank. —

Zweites Capitel.

Beamtenbücher über Einzelhaft. — Stimmen von Gefangenen. — **Beschreibung des Zellengefängnisses in Bruchsal.** — Eingang. — Mauer. — Hauptgebäude. — Die Spazierhöfe. — Der Mittelthurm. — Die Keller. — Kirche und Schule. — Beschreibung eines der Flügelgebäude. — Die Zellenthür. — Ein Blick durch das Beobachtungsloch. — Die Zelle. — Die Hausordnung in 25 Paragraphen nebst eingeschobenen Bemerkungen und Erklärungen des Verfassers. — Ueber den Zweck der Strafe. — Sühne. — Besserung. — Das Ideal der Strafe. — Abschrecken. — Körperstrafe. — Geistesstrafe. — Schwierigkeit das Strafmaß zu bestimmen. — Einrichtungen der Bruchsaler Anstalt. — Abweichungen von dem englischen Muster. — Baumängel. — Subhastationsweg. — Mangelhaftigkeit der Luftheizung. — Wirkungen auf den Körper. — Der Fußboden. — Der eiserne Jagemann. — Das Wasser. — Ernährung der Gefangenen. — Uebergroße Sparsamkeit. — Der Aufsichtsrath. — Krankenpflege. — Beamte und Angestellte. — Spitzbübereien. — Die Arbeit. — Ehrlosigkeit. — Schulunterricht. — Gefängnißbibliothek. — Seelsorge. — Wirkung der Einzelhaft auf den Geist. — Politische Verbrecher. — Unterschied zwischen Hochverräthern und Dieben. — Parallele. — Schluß.

Das Interesse eines größeren deutschen Publikums an dem Gefängnißwesen ist ziemlich jung; noch vor fünfzehn Jahren überließ man in rührendem Vertrauen die gegen die Gesetze sündigenden Staatsbürger der väterlichen Fürsorge der Regierungen; man begnügte sich damit, zu wissen, daß praktische Kommunisten und andere Leute, welche Grundsätze höherer Politik auf das gemeine Leben anwandten und die man gewöhnlich Diebe und Schwindler nennt, in Zuchthäusern und andern Strafanstalten wohlverwahrt und außer Stande

waren, die menschliche Gesellschaft durch Beweise ihres Talents in Staunen und Schaden zu bringen.

Der Floh, der andere, besonders solche Leute beißt, von denen man annimmt, daß das Gebissenwerden gewissermaßen zu ihrer Naturgeschichte gehört, kümmert „anständige" Leute sehr wenig; sobald aber besagter rother Republikaner nach unserem eigenen kostbaren Blut Appetit zeigt, gewinnt er augenblicklich an Interesse; man will wissen Wie, Wo, Warum, untersucht ihn mikroskopisch, studirt seine Sitten und Gewohnheiten, ist Anfangs geneigt ihn für ein Krokodill zu halten, bis man endlich nach langem Sträuben dazu gelangt anzuerkennen, daß dies Ungeheuer ein ganz gemeiner Floh ist und der gewöhnliche Dieb und Se. Excellenz der Herr Finanzminister ein ziemlich gleich empfindliches Fell haben, wenn auch eins von beiden etwas dicker zu sein pflegt.

Seit jedoch im Jahre 1849 die Regierungen es für angemessen hielten, politische Verbrecher in die Zuchthäuser zu sperren und Söhne und Töchter „vornehmer" Familien Wolle kratzen und spulen mußten, seit der Zuchthausfloh geadelt wurde, — kam er in Mode wie die Krim, deren Geographie vor dem Kriege dem Herrn Justizminister ebenso unbekannt war, wie dem Minister des Auswärtigen das Zuchthauswesen. Seit die Gefahr auch Denjenigen nahe rückte, die nie eine Ahnung von solcher Möglichkeit gehabt hatten — seitdem gewann das Interesse an dem Gefängnißwesen einen weiteren Horizont.

Wie die Russen von jeher eine Antipathie dagegen hatten, daß Fremde in ihrem Lande mit Meßkette und Diopterlineal umherliefen, um die schwachen Seiten zu erspähen, so sah es auch Herr von Aktenwurm nicht gern, wenn neugierige Philantropen und Touristen in seine Domäne zu dringen suchten. Ich kenne **kein** Land, in welchem Beamte

Freunde der Oeffentlichkeit sind; Geheimnißkrämerei ist überall ihre charakteristische Eigenthümlichkeit und ganz besonders gilt dies für solche, die mit der Strafvollziehung beauftragt sind die Mythe vom beschränkten Unterthanenverstand ist fast in jedem Bureau Glaubensartikel.

Was wir über Gefängnißwesen wissen, erfuhren wir meist durch Beamte. Allerdings ist es nicht zu läugnen, daß die in den Gefängnissen angestellten Personen die meiste Gelegenheit haben, die äußeren und inneren Verhältnisse der Verbrecher kennen zu lernen, weil sie gewissermaßen mit diesen leben und sie nach Gefallen beobachten können; allein es ist die Frage, ob nicht eben durch diese nahe Stellung wie durch rein persönliche Beziehungen, die Unbefangenheit und Zuverlässigkeit dieses Urtheils beeinträchtigt wird. Wer seine Nase gegen den Straßburger Münster quetscht, kann wohl, wenn er nicht gar zu dumm ist, mit mehr Sicherheit sagen, von welcher Steinart derselbe erbaut ist, als der gleichgeschickte, aber ferner stehende Beschauer; allein über den architektonischen und ästhetischen Werth des Bauwerkes wird er weit weniger ein Urtheil zu fällen im Stande sein als der letztere.

Sollte es aber auch wirklich Direktoren oder andere Beamte von Strafanstalten und Zuchthäusern geben — und ich glaube, daß es deren wirklich giebt — welche das ganze Gebäude des Gefängnißwesens von verschiedenen Standpunkten und mehr objektiv zu betrachten fähig sind, die ferner nicht den Menschen im Beamtentintenfaß ersäuft haben und einen höheren Lebens- und Staatszweck anerkennen als den, dem Herrn Justizminister zu gefallen, so trägt doch solche ungewöhnliche Tugend selten eine nützliche Frucht: sie werden „höchsten Orts" verabscheut als Gotteslästerer gegen den Götzen Schlendrian und ihre Weisheit gilt als Naseweisheit;

man beachtet ihre Erfahrungen nicht, wird ungeduldig, dann ärgerlich und maßregelt endlich solche „Quärulanten“ von ihren Posten.

Gehorchen und Maulhalten sind die Reichsgrundgesetze der Büreaukratie; Leute die raisonniren — das heißt sich unterstehen ihren gesunden Menschenverstand laut werden zu lassen, sind im Bureau fast noch inbrünstiger gehaßt, als in einem —schen Officiercorps. Die natürliche Folge davon ist, daß Beamte, welche sich und ihre Familie mehr lieben als das allgemeine Beste, nicht allein gehorchen und ihr Maul halten, sondern auch, theils um vorwärts zu kommen, theils ihrem Gewissen zu Gefallen, sich eine Ministerialbrille auf die Nase löthen, die sie endlich in Folge der Gewohnheit für natürliche Augen halten. Diese „Ueberzeugten“ machen allmählig solche Fortschritte, daß sie sich endlich für das förmlich fanatisiren, was sie auf Grund ihres Verstandes zu bekämpfen geneigt waren.

Es liegt daher auf der Hand, daß es außerordentlich schwierig ist, zuverlässige Nachrichten über das Gefängnißwesen zu erhalten und daß die von Beamten darüber veröffentlichten Schriften gelesen werden müssen, wie gleichzeitige, historische Quellenwerke, nämlich mit ganz besonderer Rücksicht auf die persönlichen Verhältnisse der Verfasser.

Die öffentliche Meinung hat sich auch in Deutschland größere Geltung zu verschaffen gewußt, als ihr in früheren Zeiten eingeräumt wurde und die Regierungen sind gezwungen worden, danach zu trachten, sie für sich zu gewinnen. Die Art wie dieses zu erreichen ist, hat sich gewissermaßen zu einem Zweig der Staatswissenschaft ausgebildet, die um so schwieriger zu erlernen ist, je mehr Ursache eine Regierung hat, ihre Absichten und Tendenzen zu verbergen.

Mit Rücksicht hierauf ist man denn auch gezwungen worden, in Bezug auf den Einblick in das Gefängnißwesen Concessionen zu machen; allein der Kundige läßt sich von der anscheinenden Liberalität nicht täuschen, mit welcher in manchen Staaten die Gefängnisse Besuchern zugänglich gemacht werden; er weiß, daß man ihm nur die Außenseite der Dinge zeigt, während man sich das Ansehen giebt, als verberge man nicht das Geringste. Das ist leichter als man glaubt; die wahren Uebelstände lassen sich erst durch längere Beobachtung und tieferes Eindringen erkennen; selbst Männer von Fach sind nicht im Stande, dies bei einigen selbst mehrstündigen Besuchen zu thun. Der Kundige weiß ferner, daß die statistischen Notizen, mit denen man äußerst freigebig ist, und die dem Laien als „unumstößliche Zahlen“ fast immer imponiren, in sehr vielen Fällen auf theils absichtlichen, theils unabsichtlichen Täuschungen oder Trugschlüssen beruhen, selbst wenn sie den Ministerien und von diesen den Kammern vorgelegt werden, oder vielmehr grade deshalb. Auch starre Zahlen werden in geschickter Hand geschmeidig und lassen sich je nach dem beabsichtigten Zweck biegen, oder in gewünschte Formen drücken.

„Nichts für ungut!“ Sand in die Augen streuen ist ein Mittel, welches im Staatsleben ebenso gewöhnlich ist, wie Kamillenthee in den Haushaltungen, nur nicht ganz so heilsam. Wenn wir also — arme Patienten — uns dagegen wehren, wenn wir die Mysterien der Gefängnisse zu ergründen trachten und gleichfalls auf unsere Weise die öffentliche Meinung zur Hülfe rufen, so erfüllen wir dadurch theils eine Pflicht gegen die Gesellschaft im Allgemeinen, theils ist es ein Akt persönlicher Nothwehr, denn wer ist in jetziger Zeit vor dem Zuchthause sicher? Sonst wußte man sich dagegen zu wahren und ohne Kopfzerbrechen, denn welcher Re-

ligion man auch angehören mochte, die Ansichten über die mit Zuchthausstrafe belegten Verbrechen waren im Allgemeinen überall dieselben. Jetzt aber haben wir die Erfahrung gemacht, daß höchste Verderbtheit und Das, was seit Jahrtausenden als höchste Bürgertugend galt und uns in den Schulen als solche zur Nachahmung angepriesen wurde, — zu demselben unerfreulichen Ziele führen kann.

Wenn ich nun auch, um das Interesse der Leser direkt zu erregen, die persönliche Gefahr in Erwähnung bringe, die Jedem droht, der es ehrlich mit Volk und Freiheit meint, so veranlassen mich doch mehr allgemeine und höhere Motive zu dieser Unterbrechung meiner persönlichen Erlebnisse, Motive, welche mit denjenigen socialen Fragen in genauestem Zusammenhange stehen, die sich die Aufmerksamkeit aufgeklärter, oder auch nur kluger Staatsmänner erzwungen haben; denn immer werden es doch die ärmeren und niederen Volksklassen sein, die bei einer Verbesserung oder Verschlimmerung des Gefängnißwesens zunächst und am meisten betheiligt sind.

Der Nothstand der untern Volksklassen ist eine Thatsache, ebenso wie die Befürchtung, daß derselbe für das Bestehen der Gesellschaft gefahrbringend sei, und daß sich Philosophen und Staatsmänner die Köpfe zermartern, wie diese Gefahr abzuwenden sein möchte. Kanonen, Bayonette und Gefängnisse genügen dazu freilich nicht allein.

Mein Zweck ist es indessen gegenwärtig nicht, weder zu untersuchen, welchen Uebeln dieser gefahrdrohende Nothstand der unteren Volksklassen zuzuschreiben sei, noch wie ihm abgeholfen werden könnte; ich will mir nur die Bemerkung erlauben, daß Strafanstalten und Zuchthäuser nicht so gefüllt sein würden, wenn die Regierungen mehr und väterlicher darauf bedacht wären, durch Sorge für Erziehung und

Schulunterricht, wie für Gelegenheit zu ehrlichem Verdienst, Verbrechen zu verhindern, als sie zu bestrafen. Fünf Sechstel der Verbrechen fallen der Unfähigkeit oder Sorglosigkeit der Regierenden, oder der Mangelhaftigkeit unserer socialen Einrichtungen zur Last und das sollte bei Einrichtung der Strafanstalten wohl in Erwägung gezogen werden.

Die Nachrichten, die wir über die Geheimnisse der Gefängnisse haben, verdanken wir, wie oben bemerkt, Beamten oder Philantropen, die in Bezug auf ihre Angaben immer mehr oder weniger von erstern abhängig sind; sie galten bis jetzt als die einzigen Sachverständigen; aber man vergißt eine dritte Klasse derselben, weil sie bisher äußerst selten war, nämlich gebildete Gefangene. Diesem „dringenden Bedürfniß" ist nun durch die „väterliche Fürsorge" der Regierungen abgeholfen; fast in allen Ländern sind einige der gebildetsten Leute in die Zuchthäuser gesperrt worden; sie haben an ihrem eigenen Körper und Geist Erfahrungen gesammelt und außerdem Gelegenheit gehabt, Manches wahrzunehmen, was selbst die Beamten nicht wahrnehmen konnten oder wollten, oder sich nicht zu veröffentlichen getrauten.

Es ist nicht vorauszusehen, daß ein Gefangener besondere Liebe weder zu seinem Gefängniß, noch zu Denjenigen habe, die ihn dort einsperren ließen und zu vermuthen, daß er in seinem Urtheil ungefähr so weit links schweifte, als der Beamte es rechts thut; allein diese allgemeine Regel kann auch Ausnahmen erleiden und diese sind eben nicht selten. Wie es unter den Gefängnißbeamten Männer giebt, die objektiv über Gefängnisse zu urtheilen wissen — wenn sie ihr Urtheil auch nicht auszusprechen wagen — so auch unter den gebildeten Gefangenen. Finden sich dieselben veranlaßt, ihre theuer erkauften Erfahrungen schriftlich mitzutheilen, so ver-

dient ihr Urtheil sehr große Beachtung von allen Denen, die sich überhaupt für die Sache interessiren. Natürlich darf man bei der Beurtheilung von dergleichen Schriften die persönlichen Verhältnisse gleichfalls nicht außer Acht lassen. Man frage sich: Welchen Charakter hat der Verfasser? Unter welchen Umständen schrieb er? — Was hat er von Verschweigung oder Aussprechung der Wahrheit zu fürchten oder zu hoffen? In welchem Lande erscheint sein Buch?

Meine Verhältnisse kennt der Leser und vielleicht auch, daß ich mich überaus wenig daran störe, ob das Aussprechen der Wahrheit Diesem oder Jenem — und wär' es der Dalai Lama — angenehm oder unangenehm sei. Irren ist menschlich; meine Urtheile mögen anfechtbar sein; was ich als Thatsache erzähle ist es nie. — Ich finde eine nicht kleine Anzahl von Personen verächtlich, noch mehr lächerlich; allein ich hasse Niemand, nicht einmal Die, welche mir das schwerste Leid im Leben zufügten; ich that es nicht als ich eben das Zellengefängniß verließ und nun, nachdem ich über fünf Jahr frei bin, ist selbst der Zorn verschwunden, der mich bei dem Gedanken an moralische Mißhandlungen, verletzten Stolz, gekränkte Eitelkeit ꝛc. vielleicht in der ersten Zeit der wiedergewonnenen Freiheit überkam; ich schreibe ohne Leidenschaft, ohne Haß, einzig im Interesse der Wahrheit und will mich damit begnügen, in einfachen und kunstlosen Worten, was ich sah und beobachtete, auszusprechen. —

Das „neue Männerzuchthaus" in Bruchsal — dies ist der officielle Name des nach pennsylvanischem Muster errichteten Zellengefängnisses — liegt am Westabhang eines mit Wein und Obstbäumen bepflanzten Hügels. Den Mittelpunkt des Baues bildet ein gegen achtzig Fuß hoher, achteckiger Thurm von ziemlich bedeutendem Umfange. An vier sich paarweise gegenüberliegenden Seiten dieses Thurmes

sind dreistöckige, gleich lange Flügelgebäude angebaut, welche breiter sind als die Thurmseite und daher etwas über dieselbe hinausragen. Das ganze Gebäude bildet daher ein rechtwinkliges und gleichschenkliches Kreuz, dessen Kern ein Achteck ist. Diese Form soll wahrscheinlich andeuten, daß das Haus einer „christlichen Idee“ seinen Ursprung verdankt.

Diese versteinerte christliche Idee ist von einer im Achteck von weißen Bruchsteinen erbauten Umfassungsmauer umgeben, deren vier längere Seiten den stets durch zwei Flügeln gebildeten rechten Winkeln gegenüberliegen, während die vier kürzern Seiten mit den schmalen Endseiten der vier Flügelgebäude correspondiren. In den Winkelpunkten dieser Umfassungsmauer befinden sich acht runde Thürme, die an der Basis einen größern Umfang haben als oben. Die Kronen der Thürme und Mauer sind mit oben offenen Schießscharten versehen, mehr zur Zierrath, als zu irgend einem praktischen Zweck, er sei denn Ersparung von Mauersteinen.

In der Mitte einer der langen Seiten der Mauer, zwischen dem ersten und vierten Flügel, befindet sich das Thorgebäude, in welchem zugleich das Militairwachtlokal ist. Die Posten sind oben auf der Mauer placirt, zu welchem Ende sich oben ein Gang mit einem eisernen Geländer an der Hofseite befindet und von wo aus man mit Bequemlichkeit den Hof und sämmtliche Fenster des Gefängnisses übersehen kann.

Ist man durch das in der Mauer befindliche eiserne Gitterthor gegangen, so gelangt man an ein hohes, massives, eisernes Flügelthor und tritt durch dasselbe in einen gepflasterten Raum, der rechts und links durch hölzerne Thorwege geschlossen ist. Schreitet man rechts oder links durch diese, so gelangt man in größere, spitzwinklige Hofräume, die durch den Eingang, einen Flügel und die Hälfte einer

Langseite begrenzt sind. Das Ende der Flügel ist mit der Mauer durch andere Mauern verbunden, durch welche Thorwege in den übrigen Theil der Anstalt führen.

Geht man nach Passiren des massiven eisernen Thores weder rechts noch links, sondern gerade aus, einige Stufen hinauf durch eine Doppelthür, so tritt man in einen Gang, welcher durch ein Gebäude führt, in dem sich verschiedene Wirthschaftsräume und auch das Krankenhaus befinden. Dieser Gang mündet in den Mittelthurm.

In den andern drei Winkeln des Zuchthauskreuzes sind die Spazierhöfe angebracht, deren Einrichtung folgende ist: In der Mitte dieser Anlage erhebt sich ein niederes, thurmartiges, schiefergedecktes, kreisförmiges Gebäude, welches etwa fünf und zwanzig Fuß im Durchmesser haben mag. In dieses Gebäude führen fünf und zwanzig Thüren auf einen sehr schmalen Gang, der nach innen zu durch eine kreisförmige Mauer begrenzt wird. Durch diese Mauer führen vier Thüren in den innern Raum des Thurmes, der nur ein Gemach bildet. Vermittelst einer Treppe in demselben steigt man auf eine Gallerie, welche dem erwähnten kreisförmigen Gang als Decke dient. Von dieser Gallerie sieht man durch fünf und zwanzig kleine, dicht unter dem Dach liegende Fenster, in die fünf und zwanzig Spazierhöfe, deren Beaufsichtigung überdies auch vom untern Theil des Thurms durch schießschartenartige Oeffnungen ermöglicht ist, die mit den fünf und zwanzig Thüren korrespondiren. Diese Thüren haben in ihrer Mitte eine große viereckige, durch ein Geflecht von starkem Draht geschlossene Oeffnung.

Diese Spazierhöfe sind Kreisausschnitte, deren Radien acht Fuß hohe, weiß getünchte Mauern bilden. In der Spitze dieses Dreiecks befindet sich der nach dem schmalen Gang des runden Hauses mündende Eingang. Die Grund-

linie des Dreiecks, markirt durch ein Stacket von Gußeisenstäben, ist sieben Schritte lang; die Höhe des Dreiecks zwanzig Schritt, so daß der Flächeninhalt des mit Sand beschütteten Spazierhofes siebenzig Quadratellen beträgt; viele Wohnzimmer haben doppelt so viel. An einer der beiden Mauern ist ein schmales, mit Oelfarbe angestrichenes Dach von Eisenblech angebracht, welches nothdürftigen Schutz gegen einen Regenguß gewährt. An einem der Spazierhöfe fehlt das Eisengitter; er dient als Eingang in den kreisförmigen Gang, auf den die Thüren zu den Höfen münden. Nur das zwischen dem zweiten und dritten Flügel liegende Spazieretablissement hat fünf und zwanzig Höfe; die beiden andern haben zwanzig.

In dem achteckigen Mittelthurm des Hauptgebäudes befinden sich die verschiedenen Verwaltungsbureaus und im obersten Stockwerk die Kirche und Schule. Eine eiserne Wendeltreppe, die im Centrum des Thurms angebracht ist, verbindet die verschiedenen Stockwerke und führt hinunter in die sehr geräumigen, gewölbten Keller. Die Zugänge aus dem Keller des Mittelthurms in die der Flügel sind durch massive eiserne Flügelthore geschlossen; acht hölzerne Thüren führen aus diesem Mittelkeller in die Flügelgebäude. In den unter den Flügelgebäuden liegenden Kellern befinden sich geräumige, verschließbare Lokale, die als Magazine dienen und in dem zwischen ihnen liegenden Raum stehen die großen für die Luftheizung eingerichteten Oefen, an deren äußern Seiten man Klappen mit den Nummern derjenigen Zellen bemerkt, mit welchen sie korrespondiren.

Kirche und Schule liegen im obersten Stockwerk des achteckigen Thurms. Erstere ist sehr sehenswerth, denn der Umstand, daß kein Gefangener den andern sehen darf und doch jeder von ihnen den Prediger sehen und von diesem

und den Aufsehern gesehen werden soll, macht eine eigenthümliche Einrichtung nöthig. Dem Altar gegenüber, vor welchem sich eine Gallerie mit zwei als Kanzeln dienenden Tribünen befindet, erheben sich bogenförmig, amphitheatralisch übereinander erbaute Logen für eine Person, aus denen man nur den Raum vor sich, aber in keinen der andern Gefangenenkirchenstühle sehen kann. Beim Religionsunterricht oder Gottesdienst wird jeder Gefangene in seinem Kirchenstuhl eingeschlossen. Rechts und links von den Kanzeln befinden sich Gallerien für die Aufseher. Die Schule ist nach demselben Princip, nur in kleinerem Maßstabe und mit zweckdienlichen Veränderungen erbaut.

Die vier Eingänge, die aus jedem Stockwerk in die Flügelgebäude führen, sind durch eiserne Gitterthüren geschlossen. Durch sie tritt man in den obern Stockwerken auf eine Gallerie, von welcher hinab man mit einem Blick das Innere eines ganzen Flügelgebäudes übersehen kann. Diese sind einander ganz gleich und die Beschreibung eines derselben genügt.

Man denke sich ein hohles, langes Rechteck, dessen eine schmale Seite an den Thurm stößt, während in der ihr gegenüberliegenden Schlußwand große, mit genarbten Scheiben versehene Fenster befinden, welche nebst einigen in dem Dach angebrachten, den innern Raum des Hauses genugsam erleuchten. In den langen Seitenmauern sieht man drei Reihen kleiner, eichener, mit viereckigen Nägeln beschlagener Thüren sich übereinander erheben. An den Thürenreihen des zweiten und dritten Stockes vorbei, um das ganze Innere herumlaufend, führen schmale Gänge von gerifften Gußeisenplatten, welche an einer Seite mit einem eisernen Geländer versehen sind. Von jedem dieser Gänge, in der Nähe des Mittelthurms, öffnen sich zwei Thüren in das Treppenhaus,

in welchem steinerne Wendeltreppen bis zum Keller hinabführen. Sämmtliche acht Ausgänge in den Hof befinden sich demnach in Winkeln des Kreuzes und sind durch eiserne Gitter und Holzthüren geschlossen. Dicht neben den auf das Treppenhaus führenden Thüren befinden sich die Brunnen.

Die sich über einander erhebenden kleinen Thüren, von denen ich redete, sind die Zellenthüren. Jede derselben ist mit einem Schloß versehen, welches auf der inneren Seite kein Schlüsselloch hat und sich daher nur von Außen öffnen läßt. Oben an der Thür ist ein ovales, weißes Blech angebracht mit der schwarzen Nummer der Zelle. Unter demselben befindet sich das „Beobachtungsloch." Es ist dies eine kleine, mit Glas verschlossene runde Oeffnung in der Thür, die von Außen mit einer kleinen verschiebbaren, eisernen Klappe bedeckt ist und durch welche man das ganze Innere der Zelle übersehen kann. Rechts und links davon hängen kleine Holztäfelchen, auf denen durch ein E. (evangelisch) oder K. (katholisch) die Confession und anderseits durch eine andere Abkürzung die Schulklasse angegeben ist, zu welcher der Bewohner der Zelle gehört.

Unter dem Beobachtungsloch befindet sich die nach Außen sich öffnende, viereckige, verschließbare Fütterungsklappe. Am Boden, rechts von der Thür in der Mauer, bemerkt man eine hölzerne Klappe, welche die Oeffnung schließt, in der sich das Nachtgeschirr befindet und zu welchem der „Sträfling" durch einen innerhalb der Zelle befindlichen Schieber gelangen kann. Aus diesem Behälter, innerhalb der Mauer, führt eine Thonröhre in die Höhe, welche böse Dünste abführen soll.

Ehe Du, lieber Leser, in die Zelle trittst, möchtest Du nicht den Bewohner derselben belauschen? — Genire Dich nicht, er ist gewohnt von weniger wohlwollenden Blicken belauert zu werden, und wenn das Sehen durch das „Be-

obachtungsloch" Besuchern auch eigentlich verboten ist, so kannst Du Dir ja wohl dieselbe Freiheit nehmen, wie die preußischen Lieutenants, die sich häufig dieses Vergnügen machten. Nimm Dich aber zusammen, denn ich setze voraus, Du bist weder ein Puritaner, noch ein Criminalmensch, der „zehn Jahre Zuchthaus" mit derselben Leichtigkeit diktirt, wie ein Kadettenofficier vier und zwanzig Stunden Stubenarrest.

Warum wird Deine Wange bleich? Warum fährt Deine Hand nach dem Herzen? — Du hast den Mann, den Du dort siehst, früher gekannt? Du sahst ihn einst mit elastischem Schritt durch die Straßen gehen und es that Dir wohl, in sein offenes Gesicht, in sein heiteres Auge zu schauen. Die Vorübergehenden grüßten ihn achtungsvoll; Viele blieben stehen und sahen ihm nach, denn sein Name hatte einen guten Klang im Lande. Du warst in seinem Hause und Deine Füße streckten sich unter seinem gastfreien Tisch, an dem mit Dir geistreiche Männer saßen, welche das Volk zu seinen besten zählt und die nun zum Theil auch verbannt, oder in andern Zuchthäusern versorgt sind. Mit Wohlgefallen verweilte Dein Auge auf dem Dich umgebenden Comfort, auf der heiteren, liebenswürdigen Frau vom Hause und auf den rosigen, lieben Kindern. — Du sahst den Mann später hoch zu Roß und Tausende richteten ihre Blicke auf ihn mit Vertrauen und Liebe und folgten seinem Wort. Wo er sich sehen ließ, wehten grüßend Tücher, flogen jubelnd Mützen und alle Zeitungen posaunten sein Lob! „Hort des Volkes," „Krone der Edeln," „Held" — kurz sie gaben ihm überschwenglichere Namen, als man sie in der marianischen Litanei findet. — Jetzt ist er der Sträfling No. 230 zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt als „Hochverräther."

Vor ihm steht — ein Spinnrocken; er spinnt, allein der Ausdruck seines Auges zeigt es an, daß seine Gedanken

nicht bei seiner Arbeit weilen und die Thräne, die still und langsam die abgezehrte, gelbbleiche Wange hinunterrollt, daß er an sein fernes Weib denkt, an seine verwaisten, armen Kinder.

Der Faden reißt; ein flüchtiges Roth überfliegt die blasse Wange und das Auge flammt auf, wie sonst im Gefecht, oder auf der Rednertribüne. Er springt von seinem Sitz und sein Fuß schleudert das Spinnrad hinweg, seine Hand preßt sich gegen die Brust und der nach oben gerichtete Blick schreit einen tiefern Schmerz gen Himmel, als ihn alle Folterqualen mittelalterlicher Gerichtsbarkeit diesem festen Herzen entlockt haben würden. — Ja, die Folter ist abgeschafft. Die Henkersknechte mit ihren glühenden Zangen und blutigen Schürzen haben sich von der Kultur belecken lassen, wie der Teufel selbst; jetzt halten sie Federn in den Händen und tragen schwarze Fräcke; sie lächeln milde und ihr Mund fließt über von frommen Sprüchen.

Dort ist eine leere Zelle offen; treten wir ein. Sie ist sechs Schritte lang und vier breit. Der Fußboden ist mit viereckigen, unglasirten, schwachgebrannten Thonplättchen ausgelegt; die Decke ist zu einem flachen Bogen gewölbt und weiß getüncht; die Wände sind blaßgelb. Der Thür gegenüber ist ein oblonges Fenster angebracht, so hoch, daß man den untern Rand mit ausgestreckten Armen eben berühren kann. Dieses Fenster ist in der Mitte durch ein querlaufendes Holz getheilt; die obere, etwas größere Hälfte des Fensters ist durch ein Schloß am obern Rahmen befestigt, und kann vermittelst eines langen Stockes, an dessen Ende sich ein Ring befindet, geöffnet werden. Durch dieses Oeffnen fällt die obere Fensterhälfte wie eine Klappe in die Zelle zurück auf zwei seitwärts angebrachte Eisenstäbchen, die ein weiteres Aufklappen verhindern.

An der einen längern Wand der Zelle ist oben ein viereckiges, mit starkem Draht vergittertes Loch, aus welchem im Winter die Heizluft strömt; es ist durch einen Schieber von Eisenblech zu verschließen. An der gegenüberliegenden Wand, dicht am Fußboden, befindet sich ein ganz gleiches, jedoch unverschließbares Loch, durch welches der Theorie nach, die verdorbene Luft abziehen soll. Dieses Loch steht durch einen bis in den Keller führenden Kanal mit dem Hofe in Verbindung.

In einer Ecke neben der Thür steht ein Eckschrank, auf dem ein hölzernes oder blechernes Waschbecken, ein irdener Wasserkrug, eine kleine irdene Schüssel zum Essen und Bibel, Gesangbuch und ein Schulbuch ihren Platz finden. Das mittlere Fach ist mit einer Thür versehen, um das Brot darin aufzubewahren, welches durch die Luftheizung augenblicklich ausgetrocknet werden würde, wenn es frei läge.

Dicht vor dem Schränkchen ist ein an der Wand befestigtes Brett, welches heruntergeklappt, auf einem daran befestigten stehend, einen Tisch bildet. Davor, so daß der Sitzende dem Fenster den Rücken wenden muß, steht eine wie der Tisch konstruirte, schmale Bank.

Dem Tisch gegenüber, bis an die Thürwand reichend, ist, gegen die Wand geklappt und vermittelst einer Kette daran geschlossen, das Bett. Es besteht aus einer leichten Bettstelle von Eisen, einer Matraze von Gerstenstroh, gleichem Kopfpolster, wollner Decke und zwei Leintüchern. An derselben Wand ist ein Kleiderriegel befestigt; diesem gegenüber hängt die Hausordnung und darunter ein „biblischer„ Kalender.

Außerdem befindet sich in der Zelle noch das Arbeitsgeräth, welches natürlich, nach der Beschäftigungsart des Sträflings, verschieden ist.

Damit der Leser die Einrichtungen des Hauses kennen lerne, wie sie sein sollen, will ich die Hausordnung wörtlich hierhersetzen, wie sie nach der kurz vor Entlassung des Justizministers Stabel gemachten Veränderung lautet, und jedem Paragraphen einzelne Erläuterungen hinzufügen:

§. 1. Jeder Sträfling wird, nach einem vorbereitenden Aufenthalt in der Aufnahmszelle, wo man ihm die Haustracht anlegt und die Hausregeln bekannt macht, in eine Gefängnißzelle gewiesen, worin er seine Strafzeit außer aller Gemeinschaft mit andern Sträflingen zubringen muß.

Die Haustracht ist ganz dieselbe wie im alten Zuchthause, nur daß in den letzten Jahren statt der blauen Leinwandweste eine von grauer Leinwand getragen wird und die Kopfbedeckung eine andere ist. Im Zellengefängniß besteht dieselbe aus einer viertheiligen, an den Kopf anschließenden Mütze von grobem blauem Tuch, gefüttert mit Sackleinwand; der gleichfalls tuchene Schirm bedeckt, wenn heruntergeklappt, das ganze Gesicht des Gefangenen; für die Augen sind zwei Löcher ausgeschnitten. So maskirt muß der Sträfling stets erscheinen, sobald er, um in den Hof, Kirche, Schule &c. zu gehen, seine Zelle verläßt; kein anderer Sträfling darf sein Gesicht sehen.

§. 2. Erst nach Umfluß des sechsten Halbjahres, beziehungsweise des siebenzigsten Lebensjahres, findet die Versetzung in gemeinschaftliche Arbeitssäle nach Vorschrift des §. 5. des Gesetzes vom 6. März 1845 statt.

Diese Arbeitssäle befinden sich im Keller. Die Versetzung in dieselben findet auch ausnahmsweise statt, wenn die Einzelhaft die Gefangenen vor der Zeit verrückt gemacht hat, aber doch nicht so, daß ihre Fortschaffung in eine Irren-

anstalt durchaus nöthig ist, wozu man natürlich des Rufes der Anstalt wegen nur in äußerst dringenden Fällen schreitet. Nach Versicherung der Aufseher, die natürlich kein Urtheil haben, sind die Leute in den gemeinschaftlichen Arbeitssälen mehr oder weniger sämmtlich verrückt. Die Gefangenen, welche diese gesetzliche Erleichterung genießen, bringen nur die Arbeitsstunden in den Sälen zu; in den Freistunden, Sonntags und während der Nacht sind sie einzeln in die Zellen gesperrt.

§. 3. Beim Eintritt in die Gefängnißzelle werden ihm alle dazu gehörigen Geräthschaften, Bücher, Werkzeuge u. s. w. nach einem aufgehängten Verzeichniß übergeben, und er ist für deren Erhaltung in gutem Stand verantwortlich. Ein Schild, welches die Nummer seiner Zelle zeigt, hat er jedesmal, wenn er die Zelle verläßt, an der Brust zu tragen, und in der Kirche und Schule oberhalb seines Sitzes aufzuhängen.

Ein solches Verzeichniß habe ich in keiner Zelle bemerkt; es ließe sich auch, was die Werkzeuge anbetrifft, schwer anfertigen, da man damit sehr sparsam ist und manches nothwendige Werkzeug, zur Verzweiflung der Werkmeister, von einer Zelle in die andere getragen werden muß. Man beschäftigte zum Beispiel stets einige Buchbinder und diese hatten immer zu thun; allein die Anstalt besaß nicht einmal einen Glättzahn; man borgte sich einen solchen aus der Stadt und als er zurückgefordert wurde, glättete der Buchbinder mit den Fingernägeln.

Der Sträfling wird außer der Zelle nie mit seinem Namen, sondern stets mit seiner Nummer benannt; selbst wenn die Aufseher unter einander reden, dienen nur Nummern zur Bezeichnung.

§. 4. Die Hauptpflichten des Sträflings bestehen darin:

1) daß er den Beamten und Angestellten des Hauses überall Achtung und Gehorsam erweist,
2) daß er mit Fleiß und Aufmerksamkeit dem Gottesdienst und Schulunterricht anwohnt,
3) daß er sein Arbeitstagwerk gut und vollständig fertigt,
4) daß er sich jeden Versuch enthält, seine Mitgefangenen kennen zu lernen, und mit ihnen durch Worte, Zeichen oder Geberden oder sonst zu verkehren,
5) daß er überall, in den Zellen, Gängen, Spazierhöfen u. s. w. die strengste Ordnung und Reinlichkeit beobachtet,
6) daß er seine Freistunden zu religiösen und sittlichen Betrachtungen, zum Lesen oder andern nützlichen Dingen verwendet.

Den Unterschied zwischen „Beamten" und „Angestellten" habe ich eigentlich nie herausfinden können; doch glaub' ich, daß Diejenigen, welche von den Andern unterdrückt werden, die Angestellten heißen. Die verlangte Achtung kann natürlich nur auf äußerliche Beweise beschränkt sein.

Das ganze Personal, welches auf diese Achtung und Gehorsam Anspruch macht besteht aus: dem Vorstand, gewöhnlich Director genannt; dem Verwalter; den beiden Geistlichen; dem Hausarzt; dem Oberlehrer und Lehrer; dem Buchhalter mit einigen Schreibern; den beiden Oberaufsehern und ungefähr zwanzig Werkmeistern, Aufsehern und Tagelöhnern, nebst zwei Portiers und einem Bureaudiener.

§. 5. Der Sträfling steht auf ein Glockenzeichen, welches an Werktagen um halb fünf Uhr und an Sonn- und Feiertagen um halb sechs Uhr gegeben wird,

vom Lager auf, wäscht sich sauber Gesicht und Hände, macht sein Bett, damit es der Aufseher aufklappen und an die Wand schließen kann, verrichtet das vorgeschriebene Gebet und begiebt sich an die Arbeit.

Das Bette klappt Jeder selbst auf und schließt es an die Wand. Das „vorgeschriebene“ Gebet hab' ich nie kennen gelernt und ich weiß auch nicht, wie das Hersagen desselben kontrollirt werden könnte. Die Reinlichkeit findet sich mehr in der Hausordnung, wie an den Gefangenen; allein sie erhalten jetzt wenigstens Seife, was früher nicht der Fall war. Sie sollen ein halbes Viertelpfund monatlich bekommen; allein die Sparsamkeit hat dies nicht allein auf die Hälfte reduzirt, sondern die Verwaltung giebt auch nur Seife aus, wenn der Gefangene sich besonders dazu meldet. Daß der in seiner Zelle ganz hülflose, das Bedürfniß der Reinlichkeit fühlende Gefangene oft Blätter aus Gesangbuch und Bibel, oder Streifen seiner Leintücher zu Zwecken braucht, für welche sie ursprünglich nicht bestimmt waren, kann kein Mensch dem Gefangenen zur Last legen, obwohl er dafür sehr strenge bestraft wird.

§. 6. Die Arbeitszeit geht von Morgens fünf bis Abends sieben ein halb Uhr, mit folgenden Unterbrechungen:

1) zum Frühstück und Reinigen der Zelle von sieben bis sieben ein halb Uhr,
2) zur Bewegung im Freien; wobei von Zeit zu Zeit auch Bett- und Kleidungsstücke ausgeklopft werden,
3) zum Mittagessen, wobei wieder gebetet wird, und Ausruhen von zwölf bis ein Uhr,
4) zum Schulbesuch wöchentlich drei Stunden, und

5) zum Kirchenbesuch wöchentlich drei Stunden, beides Vormittags oder Nachmittags, je nach der Classe und Confession, wozu der Sträfling gehört.

Es ergeben sich hiermit elf Arbeitsstunden; das Tagewerk (§. 21) ist jedoch mit Rücksicht auf die Besprechungen mit Beamten 2c. entstehenden weiteren Unterbrechungen nur zu zehn Stunden berechnet.

Diese Unterbrechungen sind auf dem Papier sehr gut ausgespitzt; allein gestalten sich in Wirklichkeit durchaus anders und überhaupt in einer Weise, daß die Arbeit sehr gestört ist.

§. 7. Um sieben ein halb Uhr wird zu Abend gegessen, worauf der Sträfling alle scharfe Werkzeuge dem das Bette von der Wand ablösenden Aufseher vor die Thüre giebt. Sein Licht hat jeder Sträfling um acht ein viertel Uhr auszulöschen. Um acht ein halb Uhr legt er sich nach, Verrichtung des vorgeschriebenen Gebetes zu Bette, und darf, Nothfälle ausgenommen, vor vier ein halb Uhr nicht wieder aufstehen.

Ueber das Abnehmen der scharfen Werkzeuge war die Verwaltung mit dem Ministerium fortwährend in Streit, weil es durchaus unnütz und außerdem sehr zeitraubend ist, besonders bei Tischlern, Schlossern und ähnlichen Handwerkern. Wenn es ein Gefangener auch wirklich möglich machte, aus seiner Zelle vermittelst seiner Werkzeuge auszubrechen, was hat er damit gewonnen? nichts. Um die Werkzeuge seiner dreißig Gefangenen abzunehmen und zu zählen, braucht mancher Aufseher eine Stunde, die an der Arbeitszeit verloren geht. Sogar Scheeren und Federmesser wurden abgenommen.

§. 8. Jeden Abend und Morgen wird der Nachttopf gereinigt; und hat der Sträfling, so oft er in den Spa-

zierhof geht, seinen Wasserkrug mitzunehmen, und auf dem Rückweg frisch zu füllen.

In den ersten Jahren mußte noch jeder Sträfling sein Nachtgeschirr selbst reinigen. Zu dem Ende wurde gleich nach dem Aufstehen die Zelle geöffnet und jeder, seinen eisernen Henkeltopf vor sich tragend, eilte damit auf die beiden am Ende des Flügels jedes Stockes gelegenen Abtrittszellen, in denen zu diesem Zwecke ein Zinkblechtisch mit einer selten laufenden Wasserröhre und eine Ruthe von Reisern vorhanden waren. In diese Zellen durfte nur immer ein Sträfling auf einmal gehen und da sich zwei derselben, trotz ihrer Masken, nie begegnen dürfen, so mußte jeder den Weg um den ganzen Flügel herum machen, um wieder in seine Zelle zu gelangen. Das Getrampel der nägelbeschlagenen Schuh auf den dünnen Eisenplatten der Gallerieen war unausstehlich und die Morgenluft noch mehr. Da es vorkam, daß Gefangene bei diesen Morgenspaziergängen sich mit einander unterhielten, so fand man es zweckmäßig, die Reinigung der Nachtgeschirre durch einen bestimmten Gefangenen in jedem Stockwerk eines Flügels besorgen zu lassen, was übrigens nur einmal des Tages geschah.

§. 9. Alle Monate erhält der Sträfling ein Fußbad und alle zwei bis drei Monate ein Körperbad. In angemessenen Fristen werden ihm die Bart- beziehungsweise Kopfhaare abgenommen. Das Leibweißzeug wird alle Sonntage, und das Bettweißzeug alle vier bis sechs Wochen gewechselt.

Die Badeeinrichtung ist keineswegs, wie man es in andern öffentlichen Anstalten gewohnt ist und läßt in Bezug auf Reinlichkeit viel zu wünschen übrig. In den Badezellen hängt eine „Badeordnung", in welcher befohlen ist, daß die Wärme des Wassers nicht über achtzehn (oder zwanzig) Grad

sein und der Badende nicht über eine bestimmte Zeit im Wasser bleiben solle; allein es fällt Niemand ein, sich danach zu richten, da kein Thermometer vorhanden ist. Nach der alten Hausordnung sollten alle vierzehn Tage Fußbäder gegeben werden.

Die ganz entsetzlich schlecht gewaschene Wäsche ekelt jeden an Reinlichkeit gewöhnten Menschen an und umsomehr, als man die von andern Gefangenen schmutzig gemachte tragen muß; Strümpfe sind ganz gemeinschaftlich, ebenso Bettwäsche; Hemden und Taschentücher haben die Zellennummer und mit jedem Wechsel erbt man dieselben nebst allen Andenken. — Als Barbier und Friseur fungirt der Wundarzt.

§. 10. So oft der Sträfling die Zelle verläßt, hat er den Schirm seiner Mütze herunterzuklappen, und wenn mehrere zugleich sich in Bewegung setzen, wie beim Gang in die Kirche, Schule, in den Hof u. s. w., eine Entfernung von wenigstens fünfzehn Schritten vom Vor- und Nachmann einzuhalten und stets rasch zu gehen.

§. 11. Im Spazierhof muß der Sträfling im Geschwindschritt an den langen Seiten auf- und abgehen, oder, je nach Vorschrift, sonstige Leibesübungen machen.

Ich habe nie gehört, daß irgend Jemand „sonstige Leibesübungen“ vorgeschrieben worden wären. Die Zeit des Aufenthaltes in freier Luft wird stets auf unverantwortliche Weise verkürzt und überhaupt viel zu sehr als Nebensache betrachtet. Da der Ersparniß wegen so wenig als nur immer möglich Aufseher angestellt sind, so haben diese Leute so viel zu thun, daß sie nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht. In jedem Spazierhof hat ein Aufseher die Aufsicht, ein an-

derer in jedem Flügel das „Laufenlassen" *), ein dritter muß beim Hinunter- und Heraufgehen auf der Treppe stehen, um zu verhindern, daß die Gefangenen nicht mit einander sprechen. Dazwischen ist Kirche und Schule u. s. w., so daß der Aufseher „den Hof abmacht" so schnell als es nur immer geht. Für denselben ist jedes Mal für jede spazierende Partie eine halbe Stunde festgesetzt; allein in diese Zeit ist das Hinauslassen und Heraufgehen mit eingerechnet, so daß bei aller Eile nur zehn bis fünfzehn Minuten zur Bewegung in freier Luft übrig bleiben.

Ueberdies kann die beste Zeit nicht gewählt werden; manche Partieen gehen lange vor Sonnenaufgang in den Hof; andere wenn es fast dunkel ist, oder grad in der Mittagsstunde, wenn die Sonne zwischen den engbeisammen stehenden Mauern mit aller Kraft brennt; von Schatten ist da nicht die Rede und wer unter dem Regendach einen Schutz sucht, kommt aus dem Regen in die Traufe, denn hier ist es absolut nicht zum Aushalten und die von dem fast glühend heißen Blech ausstrahlende Wärme außerordentlich groß. — Auf den Regen wird ebensowenig Rücksicht genommen und der dünngekleidete Gefangene kommt oft durch und durch naß in die kalte Zelle zurück und muß die Kleider am Leibe trocknen lassen. — Dabei sind die Spazierhöfe so unzweckmäßig angelegt, daß das Wasser in dem Gang des runden Hauses und in den Höfen sich ansammeln muß, und im Winter fällt es selten einmal Jemand ein, den fußhohen Schnee aus den Höfen zu entfernen. Die Gefangenen thäten es gern, wenn sie nur Werkzeuge hätten; allein die Armseligkeit in diesem Hause ist über alle Beschreibung groß.

*) Es ist das nicht irgend eine Krankheit und sollte wohl eigentlich das „Gehenlassen" heißen; es ist damit die Function des Oeffnens der Zellen und Herauslassen der Sträflinge gemeint.

Früher war der Raum um die Spazierhöfe eine Sandwüste; nur längs der Flügel liefen Rabatten mit Buschwerk und Blumen. Später verwandelte man einen Theil des Hofes sehr zweckmäßig in einen Gemüsegarten, dessen Ertrag der Küche zu gut kam und legte auch nahe den Spazierhöfen freundliche Blumenbeete an, was einer menschenfreundlichen Absicht seinen Ursprung verdankt. Der Blick auf dieselben erfreut das Auge der Gefangenen. Aus diesem Gemüsegarten entspringt aber eine der größten Plagen des Hauses, von der ich nothwendig reden muß, so wenig angenehm der Gegenstand auch ist.

An jedem Flügel befinden sich zwei tiefe, ausgemauerte Gruben, in welchen die Abtritte ihren Abfluß haben; es sind deren acht vorhanden und eine neunte liegt vor dem Mittelthurm. Früher wurden diese Latrinen bei Nacht geleert; allein das fand Anstand und es geschah später bei Tage, die Gegend ringsum für eine Viertelmeile verpestend; allein die Sache war doch in einigen Tagen abgemacht; seit aber der Hof ein Gemüsegarten ist, behält die Anstalt den Dünger selbst und es vergeht fast kein Tag, an dem nicht die ekelhafte, verpestende Jauche auf die Felder gepumpt wird. Besonders geschieht dies nach jedem Regen und statt der erfrischenden Luft, athmet der im Hof spazierende Gefangene mephistische Dünste ein. Diese dringen durch alle Fenster und Thüren; aber das nicht allein; die in den Heizapparaten gewärmte Luft kommt aus dem Hofe und geht in die Zellen. Diese geröstete Stinkluft ist das Entsetzlichste was ich kenne und erzeugte bei mir fortwährend Uebelkeiten, so daß ich mich oft übergeben mußte, wenn ich nur einen Löffel Suppe in den Mund nahm. Der charakteristische Geruch des Hauses ist ein Kompositum von Abtritt und Zwiebelsuppe; wenn Besuch kommt riecht's dagegen nach Wachholderbeeren. Es soll

zwar alle Morgen im Hause damit geräuchert werden; allein das geschieht nur höchst unregelmäßig. — Vergebens habe ich die Beamten auf die Mittel zum Desinfiziren der Latrinen aufmerksam gemacht, wie sie in Paris und in preußischen Gefängnissen angewandt werden; die Sache war für das arme Baden zu kostspielig; man schüttete in eine der ungeheuren Gruben ein paar Pfund Eisenvitriol, rührte mit einer Stange umher und der rührende Beamte sagte, es habe — ganz ungeheuer gestunken. Die Sache unterblieb also.

§. 12. Jeder erhält täglich wenigstens sechs Besuche von Beamten und Angestellten des Hauses in der Zelle, und dabei Gelegenheit zu Unterredungen, so wie zum Vorbringen von Anfragen, Bitten und Beschwerden, welche sämmtlich entweder sogleich oder bis zum andern Tag beim Vorstand ihre Erledigung finden. Begnadigungsgesuche, welche der Sträfling vor Ablauf der halben Strafzeit vorbringt, werden in der Regel nicht berücksichtigt.

Der Vorsteher besucht jeden Gefangenen in der Regel wöchentlich einmal; der Verwalter in langen Zwischenräumen, die Geistlichen alle acht oder vierzehn Tage; der Hausarzt ebenfalls; die Lehrer und Oberaufseher gleichfalls; auch der Buchhalter macht gelegentliche Besuche. Außerdem kommen der Werkmeister, welcher das von dem Gefangenen getriebene Handwerk unter sich hat, und der Zellenaufseher, wenn er das Bett abschließt. Fremde Aufseher dürfen jetzt nicht mehr in Zellen gehen, wo sie nichts zu thun haben. Diese Zahl der Besuche ist für alle in dem Paragraphen genannten Zwecke vollkommen hinreichend und will Jemand einen der Beamten in besonderer Absicht sprechen, so braucht er nur den Wunsch zu äußern und es wird demselben freundlich entsprochen werden. — Das kostet nichts. —

§. 13. Außer den regelmäßigen Besuchen des Vorstehers und Verwalters, der betreffenden Geistlichen, des Hausarztes, Hauslehrers, der Ober- und Unteraufseher erhält der Sträfling hin und wieder auch von Mitgliedern des Aufsichtsrathes, des Justizministeriums und anderer Staatsbehörden, sowie von Privatpersonen, welche besondere Erlaubniß dazu erlangen, von letzteren jedoch nicht gegen seinen Willen, Besuch auf der Zelle.

§. 14. Glaubt der Sträfling zu einer andern Zeit, als er demnächst Besuch zu erwarten hat, schneller Hülfe in gesundheitlicher oder anderer Beziehung zu bedürfen, so hat er mittelst des in jeder Zelle befindlichen Griffes die Gangschelle anzuziehen. Schellen ohne Noth wird dagegen mit Strafe belegt.

Durch das Ziehen an einem kleinen Ring an der Thür fällt ein auswärts angebrachter hölzerner Arm herab und die Klingel ertönt. Dieser Arm hängt oft eine halbe Stunde lang herunter, ohne daß Jemand käme, und wer am Tage irgend einen Anfall hätte, könnte zehn Mal gestorben sein, ehe Hülfe erschiene. Das Schlimmste ist, daß das Klingeln nicht wiederholt werden kann sobald der Arm einmal herabgefallen ist. Es schellt übrigens fortwährend, denn bald fehlt Diesem bald Jenem etwas zu seiner Arbeit und daher die Gleichgültigkeit. Ein Schellen während der Nacht findet jedoch sehr schnelle Beachtung.

§. 15. Leichterkrankte werden in den Gefängnißnißzellen behandelt, Schwerkranke dagegen in die Zellen des Krankenhauses verbracht.

§. 16. Briefwechsel mit auswärtigen Personen findet nicht ohne Vorwissen des Vorstehers und der Geistlichen der Anstalt Statt, welche die Briefe, nur

insofern sie nichts Bedenkliches oder Unschickliches enthalten, an die Adresse besorgen dürfen.

§. 17. Höchstens zwei Briefe darf ein Sträfling monatlich abgehn lassen und ebenso viele empfangen.

Sonst hieß es in der Hausordnung, „daß Briefe, die nicht befördert werden könnten, unter Bezeichnung der anstößigen Stellen zurückgestellt werden sollten." Unter dem ersten Director, Dr. Dietz, erhielt ich mehrere solche Briefe zurück, so daß ich doch sehen konnte, was im Zuchthause als „bedenklich und unschicklich" angesehen wurde. Unter dem neuen Director erhielt ich sie nie; enthielten sie — wie das nicht selten der Fall war — Ausfälle gegen das Ministerium, so wurden sie demselben mitgetheilt. Das Lesen dieser Briefe ist Sache des Geistlichen. Damit die Briefe nicht zu lang werden und die Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehmen, hat man das Format des gelieferten Briefpapiers allmählig immer kleiner eingerichtet. Die Briefe, sowohl die abgehenden als ankommenden, sind sämmtlichen „höheren Beamten" d. h. allen außer den Aufsehern, zugänglich (letztern, wenn sie grad' wollen, auch) und man studirt sie, um daraus den Charakter der Gefangenen kennen zu lernen. Nichts ist thörichter als diese Ansicht! Auf all diese Heuchelbriefe, welche Directoren und Pfarrer solcher Anstalten drucken lassen, um den segensreichen Einfluß der Einzelhaft zu beweisen, ist nicht das Geringste zu geben. Die Gefangenen machen sich gegen die Aufseher, mit denen sie vertraut sind, selbst darüber lustig. Ich werde noch später darüber reden.

§. 18. Besuche von Verwandten und Freunden, welche sich als solche ausweisen können und im guten Leumund stehen, darf der Sträfling je einmal monatlich im Sprachzimmer unter der vorgeschriebenen Aufsicht annehmen.

Was der Carlsruher Staatsstylist in diesem Parapraphen eigentlich mit dem „je" will, verstehe ich nicht; der Sträfling darf den Monat im Ganzen nur einen einzigen Besuch im Sprachzimmer auf eine halbe Stunde annehmen, jedoch nicht an Sonn- und Feiertagen. Früher empfing man die Besuche im Zimmer des Oberaufsehers in dessen Gegenwart, allein die Einrichtung des Sprachzimmers wurde wegen der politischen Gefangenen beschleunigt. Dasselbe liegt in dem Thorgebäude, dicht neben dem massiven eisernen Thor und besteht aus einem düstern Zimmer, welches durch ein bis zur Decke reichendes, enges Drahtgitter und ein anderes von starkem Holz in drei Abtheilungen geschieden ist, in deren jede eine Thür führt. Hinter dem engen Gitter steht der Besuchende; in der mittleren Abtheilung der beaufsichtigende Beamte und hinter dem Holzgitter der Sträfling, der von innerhalb des eisernen Thors durch eine ebenso massive kleine Eisenthür in das Zimmer tritt. Die Besuchenden sehen sich nur unvollkommen, denn sie stehen einige Schritte von einander entfernt und können sich nicht einmal die Hand geben.

§. 19. Die Sonntage sind arbeitsfrei, ebenso alle christliche Feiertage und der Geburtstag des Großherzogs. Die Israeliten begehen gleichmäßig ihre höchsten Feiertage, wogegen sie an den christlichen Feiertagen stille Arbeit verrichten.

An solchen Tagen beschäftigt sich der Sträfling mit Lesen, Schreiben und Zeichnen, namentlich mit Niederschreibung des Hauptinhalts der angehörten Predigt, und Fertigung der Schulaufgaben.

§. 20. Für besondere Aufmerksamkeit und erfolgenreichen Fleiß im Schulunterricht können den Sträflingen Belohnungen an Büchern, Vorlageblätter rc. oder Werkzeuge zum künftigen Lebensberuf zu Theil werden.

Durch das „können" ertheilt das Justizministerium die Erlaubniß; allein obgleich ich so ziemlich Alles erfuhr, was im Hause vorging, habe ich doch das Unglück gehabt, nie die Austheilung solcher „Belohnungen" in Erfahrung zu bringen.

§. 21. Die Beschäftigungsart des Sträflings bestimmt die Verwaltung. Sie besteht in harter Arbeit, und wird ihm, wenn er noch nicht darin erfahren ist, der nöthige Unterricht ertheilt.

Der Arbeitsertrag gehört der Verwaltungscasse. Für jedes volle Tagewerk wird jedoch dem Sträfling ein Kreuzer und für die Mehrarbeit so viel gut geschrieben, als der aufgehängte Tarif bestimmt.

Er kann hierüber eine Gegenliste führen, welche der Werkaufseher von Zeit zu Zeit mit seinen Einträgen vergleicht.

§. 22. Ueber die Hälfte des durch Mehrarbeit erworbenen Betrages darf der Sträfling mit Bewilligung des Vorstandes zu seinem oder seiner Freunde Gunsten verfügen.

Alle sechs Monate wird ihm eine Abrechnung über sein Guthaben in einem besondern Büchlein zur unterschriftlichen Anerkennung vorgelegt.

Meine Ansicht über die Arbeit werde ich später aussprechen und nur in Bezug auf §. 22 bemerken, daß derselbe in der alten Hausordnung anders lautete. Es hieß darin: „Geistige Getränke, Tabak, Käse und sonstige Reizmittel sind jedoch untersagt." — In einem Brief, den der Ministerialrath von Jagemann mit nach Hause nahm, sagte ich, daß bei dem Besuch meiner Frau ein Aufseher habe anwesend sein müssen, um zu verhindern, daß sie mir nicht

etwa heimlich einen „Käse oder sonstiges Reizmittel" in die Hand drücke, — und dieser Passus blieb weg, wie denn überhaupt verboten wurde, irgend welche Lebensmittel zu kaufen, was früher gestattet war. Eine Brotzulage verkauft die Verwaltung an Hungrige, die Ueberschuß haben, selbst. —

§. 23. Bei dem Abgang aus der Anstalt empfängt jeder Sträfling den Rest seines Guthabens, ohne Abzug gegen Bescheinigung. Auch wird er, sofern die von ihm ins Haus gebrachten Kleider nicht mehr brauchbar oder zur Verhütung des Verderbens veräußert sind, mit genügender Kleidung auf Kosten der Anstalt versehen.

§. 24. Uebertretungen dieser und sonst dem Sträfling bekannt gemacht werdenden Vorschriften haben die gesetzlichen Hausstrafen zur Folge, welche in Verweis, Entziehung oder Beschränkung von Vergünstigungen, Dunkelarrest, Hungerkost, Entziehung des Bettes, Strafstuhl oder Anlegung von Ketten bestehen können.

Die Lokale für den Dunkelarrest befinden sich in ebener Erde in den runden Thürmen der Ringmauer. Sie sind wie ihr Name anzeigt, dunkel; allein zu gleicher Zeit förmlich verpestet, da sie beständig benutzt werden und keine genügende Mittel vorhanden sind, die Luft darin zu erneuern. Ein „höherer" Beamter sagte mir, er möchte um keinen Preis auch nur eine Stunde darin zubringen. Nach dem neuern Gesetz wird Zuchthausstrafe schon durch das Urtheil oft durch eine sehr bedeutende Anzahl von Dunkelarresttagen mit Hungerkost verschärft; als ob der Hunger bei der gewöhnlichen Kost nicht arg genug wäre! Die Hungerkost besteht aus täglich zwei Schoppen mittelmäßiger Hundesuppe.

Der Strafstuhl ist eine schöne Erfindung, die sich wahrscheinlich noch aus dem Mittelalter herschreibt. Er ist ein gradlehniger Armsessel auf welchem der Delinquent vermittelst Riemen um Hals, Brust, Leib, Arme und Beine fest angeschnallt wird, so daß die Circulation des Blutes stockt, was unerträgliche Schmerzen verursacht und zu Zeiten das Blut aus Nase und Ohren heraustreiben soll. Hartnäckige Sünder ließ man gegen sechs Stunden auf diesem Moquirstuhl europäischer Cultur. Die Folter ist übrigens in Baden abgeschafft und die Prügelstrafe gleichfalls.

§. 25. Gegen solche Straferkenntnisse, wofür theils der Vorstand, theils der Aufsichtsrath zuständig ist, steht dem Sträfling der Recurs, in der Regel jedoch ohne aufschiebende Wirkung an den Aufsichtsrath, beziehungsweise das Justizministerium zu.

Ohne aufschiebende Wirkung! — Es muß großen Trost gewähren, nach sechsstündigem Sitzen im Strafstuhl ein Erlassen dieser Strafe zu erlangen. Beschwert man sich über den Director oder irgend einen andern Beamten beim Justizministerium, so schreibt dieses an die Verwaltung, damit sie über die Sache berichte und nach diesem Bericht allein wird entschieden, da dem Gefangenen gar kein Glauben geschenkt wird, was jedenfalls ein sehr beruhigendes Verfahren für die Gefangenen ist.

Nachdem ich nun durch Beschreibung des Hauses und Mittheilung der Hausordnung in den Stand gesetzt habe, über die Verhältnisse eines Gefangenen wenigstens oberflächlich zu urtheilen, will ich meinen nähern Bemerkungen über die Anstalt in Bruchsal einige allgemeinere in Bezug auf das System vorausschicken.

Durch jedes Verbrechen erleidet der Staat gewissermaßen einen Verlust an seinem moralischen Kapital, welcher durch die bloße Sühne nicht ersetzt werden kann; die Thatsache des Verbrechens bleibt. Das Defizit wird aber nicht allein ersetzt, sondern es wird noch ein Ueberschuß gewonnen, wenn die Strafe der Art eingerichtet ist, daß sie den Verbrecher bessert.

Diese Auffassung der Strafe ist jetzt allgemein anerkannt und es handelt sich nur darum, ein System aufzufinden, durch welches die verschiedenen Zwecke erreicht werden. Der Hauptzweck ist und muß die eigentliche Strafe, die Besserung ihr untergeordnet bleiben. Diese Ordnung umkehren heißt gegen den Geist der Gesetze, den Begriff der Strafe und gegen denjenigen Theil des Volkes sündigen, der kein Verbrechen beging und nicht im Stande ist, sich die in einer Strafanstalt gebotenen Vortheile zu sichern. Daß dies möglich ist in einem Staate, ist ein Mangel unseres Regierungssystems, welcher wieder aus der Verrückung des natürlichen Staatsschwerpunktes entsteht, der zur regelmäßigen Bewegung außerordentliche — kostspielige — Hülfen nöthig macht. Kosteten die stehenden Heere und die Aufrechthaltung des „angestammten Herrscherhauses" nicht so viel, dann würde man Mittel für die Erziehung des Volkes übrig behalten.

Es ist und bleibt eine absolute Ungerechtigkeit, daß den Verbrechern durch die Strafe Vortheile gewährt werden, welche ein großer Theil des Volkes nicht im Stande ist, sich zu verschaffen, als da sind: Wohnung, Nahrung, Kleidung und Unterricht; es ist dies eine Satyre gegen unsere staatlichen und socialen Einrichtungen. Die Verbrechen würden abnehmen, wenn der Staat dafür sorgte, daß die Anstalten für Unterricht und Erziehung selbst dem Aermsten zugänglich wären; wenn von Jugend auf mehr dahin gewirkt würde, die

Achtung vor dem Gesetz als das Höchste darzustellen, wenn in den Schulen, statt die Kinder mit dem Auswendiglernen abgeschmackter Dinge zu quälen, diese über ihre staatlichen Rechte und Pflichten aufgeklärt würden und endlich, wenn durch manche Regierungen selbst ein besseres Beispiel gegeben würde. So lange solche es förmlich zu ihrem Studium machen, die Verfassungsgesetze zu verletzen und sich von denen ihnen durch dieselben auferlegten Pflichten zu befreien, wie soll der gemeine Mann Ehrfurcht vor dem Gesetze behalten, dessen Schutz für ihn so schwer zu erlangen ist und von dessen Wirkungen er fast nur die nachtheiligen und ihn bedrückenden erfährt?

Doch dies nebenbei. Selbst wenn der Wille vorhanden wäre, diesen Zustand zu ändern, würden dazu Menschenalter erforderlich sein und die Gegenwart verlangt ihr Recht. Die Regierung hat nicht die Macht, die Neigungen derjenigen Völkerklasse, aus welcher erfahrungsmäßig die meisten Verbrecher hervorgehen, im Interesse der Gesetze zu veredeln; sie kann dieselbe nicht zwingen, die Mittel zu dieser Veredlung, wenn sie solche auch wirklich anschaffen sollte, zu benutzen; ja sie vermag nicht einmal das Bewußtsein des Bedürfnisses derselben durchweg zu erregen.

Die Verbrecher hat sie jedoch in ihrer Hand und sie handelt klug und weise, wenn sie ihre Gewalt dazu anwendet, denselben die Mittel zur Besserung aufzuzwingen, selbst auf Kosten der Billigkeit und Gerechtigkeit, und um so mehr, als das Resultat jedem Staatsangehörigen zu gut kommt. Wie die Dinge einmal sind wird die Gerechtigkeit oft weit schreiender verletzt, ohne daß dem Volk daraus der mindeste Nutzen erwächst; ein gebesserter Verbrecher ist aber ein absoluter Gewinn für Regierung und Volk und bringt beiden mehr Nutzen und Ehre, als standgerichtliche Hinrichtung von fünf-

zig vom größeren Theil des Volks verehrter und nur allein von der Regierung gehaßter „Hochverräther.“

Welches nun aber auch die Meinungen über die angeregten Fragen sein mögen: darüber sind gewiß Alle einig, daß ein Strafsystem, durch welches die Verbrecher verschlechtert werden, nichts taugt. Ich halte es für überflüssig zu beweisen, daß eine solche Verschlechterung durch das Zusammenleben und den mehr oder weniger freien Verkehr der Verbrecher unter einander in den gewöhnlichen Strafanstalten wirklich stattfindet.

Es ist dies eine durch die Erfahrung hinlänglich erwiesene Thatsache.

Absonderung der Verbrecher von einander scheint mir daher das Grundprinzip, welches jedem vernünftigen Gefängnißsystem als Fundament dienen muß. Menschen sind gesellige Geschöpfe; in Gemeinschaft wird jedes Unglück, jede schwierige Lebenslage leichter ertragen; Absonderung ist daher eine Verschärfung der Strafe. Es bleibt nun zu untersuchen, wie weit diese Verschärfung gehen kann, ohne die verschiedenen in der vernünftigen Strafe involvirten Zwecke und die Wichtigkeitsverhältnisse, in welchem sie zu einander stehen, zu gefährden: kurz es handelt sich darum, wie weit man von der absoluten Isolirung abgehen muß.

Nach dem Vorhergesagten würde sich als Ideal der Strafe eine solche feststellen, welche bei geringster Gefährdung körperlicher und geistiger Gesundheit die der Würde des Gesetzes und der Größe des Verbrechens angemessene Sühne und größeste Wahrscheinlichkeit der Besserung in sich schließt und zu gleicher Zeit die Gerechtigkeit gegen gesetztreue Staatsangehörige so wenig als möglich verletzt.

Ein anderes Strafmoment habe ich bis jetzt vollkommen unberücksichtigt gelassen; in alten Zeiten wurde es als das

Hauptmoment betrachtet: das Abschreckende der Strafe. Man suchte diesen Hauptzweck sonst dadurch zu erreichen, daß man die Strafen so barbarisch als möglich einrichtete und hauptsächlich den Körper für Sünden peinigte, welche der Geist begehen hieß. Die Erfahrung hat gelehrt, daß durch die barbarischen Körperstrafen die Menge der Verbrechen nicht vermindert wurde und man ist davon zurückgekommen. Man straft jetzt, und mit größerer Gerechtigkeit, mehr durch Einwirkung auf den Geist. An und für sich sind diese Strafen bei Weitem härter, und verdienen in ihrer rücksichtslosen Anwendung weit mehr den Vorwurf der Grausamkeit, als irgend welche Körperstrafen, die nur das rohe Mittelalter verhängen konnte. Das Zerreißen der Glieder, das Brennen mit glühenden Eisen u. s. w. zeigte sich jedem Zuschauer als etwas Entsetzliches; — geistige Qualen sind aber erst nach längerer Einwirkung in ihren Resultaten sichtbar und der große Haufe versteht sie meistens nicht; er hat keine Idee von ihnen, bis er sie selbst empfindet; die neue Methode der Strafe ist härter, allein sie schreckt weniger ab, weil weniger verstanden. Dieser Vorwurf des Nichtverstehens trifft selbst Leute, die auf Bildung Anspruch machen; bei ihren Speculationen lassen sie daher höchst wichtige Momente entweder gänzlich aus dem Spiel, oder legen ihnen nicht genug Wichtigkeit bei, weil sie in ihrem Dünkel nicht begreifen, daß sie Etwas nicht begreifen. Daher die harte Vorschläge von Seiten verständiger Männer, denen man im Allgemeinen keine Härte des Gemüths zur Last legen kann; unter ihnen recht viele sehr fromme und geachtete Geistliche, weil man grade bei diesen den oben erwähnten Dünkel so sehr häufig findet. — Diejenigen also, welchen das Recht zusteht, Strafen zu verhängen, sollten besonders vorsichtig in Bezug auf

solche sein, deren Tragweite sie nicht zu beurtheilen vermögen.

Andererseits giebt es wieder Männer, welche sich, durch die Lebhaftigkeit ihrer Phantasie alarmirt, zu übergroßer Milde hinneigen und dabei nicht vergessen, daß die Strafe ihren Hauptzweck verfehlt, wenn sie nicht als Strafe gefühlt wird.

Indem man nun über das richtige Strafmaaß nachdenkt und dabei stets strebt, dem Grundsatz von der Gleichheit vor dem Gesetz Rechnung zu tragen; indem man die Aussagen Derjenigen vergleicht, welche die Resultate der Strafen beobachteten, oder ihre Wirkungen an sich selbst erfuhren, stößt man auf die überraschendsten Dinge, aus deren widersprechendem Charakter man sich kaum herauswickeln kann. Schon bei körperlichen Strafen wundert man sich über ihre verschiedene Wirkung; Dieser bricht unter dem dritten Knutenstreich zusammen; Jener erträgt ein vierfaches Maaß, ohne die Miene zu verziehen. Sind diese Beiden gleich hart bestraft? — Bei gegen den Geist gerichteten Strafen macht man noch weit überraschendere Erfahrungen und kommt zu der Ueberzeugung, daß bei ihnen starre Uniformität nicht durchzuführen sei, wenn man die mit Rücksicht auf Erreichung des Strafzweckes und des Zustandes der Majorität der Verbrecher, festgestellte Strafnorm und deren beabsichtigte Tragweite im Auge behält.

Nachdem ich diese Bemerkungen vorausgeschickt habe, will ich die Einrichtungen der Bruchsaler Strafanstalt näher betrachten und dem Leser das Urtheil überlassen, in wie weit durch dieselbe das erreicht wird, was ich hier als Zweck der Strafe angab.

Die Bruchsaler Anstalt ist nach dem Muster des englischen Zellengefängnisses in London (Pentonville) angelegt

und eingerichtet; allein man hat nicht sklavisch nachgeahmt, sondern Abänderungen gemacht, wie sie wegen Verschiedenheit der Volks- und Regierungsgewohnheiten für nöthig erachtet wurden. Daß diese Abweichungen meistens zum Nachtheil der Gefangenen ausfallen und dadurch bedeutende Ersparnisse für die Verwaltung erzielt werden, kommt daher, weil der Geist der Regierungen und der Geldbeutel beider „Reiche" sehr verschieden sind. Zunächst will ich das Gebäude und die aus demselben, den Strafzweck gefährdenden Uebelstande berücksichtigen.

Die Anstalt in Bruchsal kostet über eine Million Gulden und präsentirt sich von Außen sehr stattlich. Dem Hauptgebäude hat man einen röthlichen Anstrich gegeben, so daß es aussieht, als ob es von rothen Backsteinen erbaut wäre. Die Lage ist eine günstige, auch in sofern, als sie das Zuführen von Trinkwasser von den die Anstalt überragenden Hügeln sehr erleichtert.

Trotz aller äußerlichen Stattlichkeit läßt der Bau doch sehr viel zu wünschen übrig, was dem Baumeister nicht allein zur Last gelegt werden kann, sondern weit mehr einer närrischen Einrichtung, die in Baden und verschiedenen andern Ländern von den Regierungen beliebt wird. Diese Einrichtung ist die Quelle sehr vieler Uebel und fast aller in der Bruchsaler Anstalt; deßhalb muß ich etwas näher darauf eingehen.

Es herrscht nämlich der Gebrauch, alle Staatsbauten, Lieferungen u. s. w. dem „Mindestfordernden" zu überlassen; Alles geschieht in Baden auf dem „Subhastationswege" und die Regierung ist davon so eingenommen, daß Witzlinge sagen, selbst Minister und andere Beamte würden auf demselben angestellt. Auf diesem Wege ist der Staat stets so schlecht als möglich bedient und macht nicht einmal Erspar-

nisse, wenigstens nicht an den Bauten, die fortwährender, höchst kostspieliger Reparaturen bedürfen, die wieder nichts taugen, weil auf „dem Subhastationswege" gemacht.

Nach der Meinung des Volks nimmt die Regierung von demselben so viel sie nur immer bekommen kann und es fällt Niemand ein, auf den Vortheil derselben bedacht zu sein. Handwerksleute wollen und müssen von ihrem Verdienst leben und streben natürlich danach, so viel als möglich zu verdienen. Der gewöhnliche Kunde, der den von dem Arbeiter verlangten Preis bezahlt, kann darauf rechnen, daß er besser bedient wird, als die Regierung. Wird der Kunde zufrieden gestellt, so bleibt er; allein die Regierung gibt die nächste Arbeit demjenigen, der sie noch billiger liefert.

Der Handwerker oder Lieferant für die Regierung steigt, wegen der Größe der Bestellung, zu dem alleräußersten Preis herunter und oft darüber hinaus, in der sehr gerechtfertigten Hoffnung, dem „sachverständigen" Beamten, der die Arbeit prüft, ein X für ein U zu machen. Die Mängel der Arbeit kommen erst viel später zum Vorschein. Außerdem hat ein Baumeister, dem zunächst die Prüfung von Baumaterialien und Bauarbeiten zusteht, eine Menge Gründe, darin nicht zu strenge zu sein und die Lieferanten und Handwerker zu schonen, die er beständig braucht. Auch ist es ein Faktum, daß es überall Beamte giebt, welche für Geld gern durch die Finger sehn und besonders in solchen Ländern, wo die Regierung die mittleren und unteren Beamten sehr bedrückt und erbärmlich bezahlt.

In dem ganzen Gefängnißgebäude in Bruchsal gibt es keine einzige Thüre, kein Fenster, welches ordentlich schlösse, trotz dem, daß man sie seit dem kurzen Bestehen der Anstalt schon sämmtlich ausgebessert hat. Dadurch schon entsteht ein Zug im Hause und sogar in der Zelle, vor welchem

man selbst im Bette nicht Schutz findet und der die Gesundheit von Beamten und Gefangenen ruinirt. Die Fensterrahmen müssen von Gußeisen sein, damit sie sich nicht werfen können; denn die Mangelhaftigkeit derselben ist nicht allein schlechter Arbeit, sondern eben so sehr der austrocknenden Luftheizung zuzuschreiben, vor der kein Holz Stand hält.

Die Ventilation so wie die Luftheizungseinrichtung, beide theoretisch sehr gut ausgeklügelt, sind in der Praxis durchaus mangelhaft. In dem englischen Mustergefängniß ist keine Luftheizung; ich betrachte sie, in gesundheitlicher Hinsicht, als den allergrößten Uebelstand der Bruchsaler Anstalt, wie ich darthun werde. Ihre Einrichtung ist mangelhaft. Es wird eine ungeheure Menge Heizmaterial verbraucht; allein bei diesem oder jenem Wind sind oft ganze Zellenreihen gar nicht zu erwärmen und ich habe erlebt, daß der Hausarzt die Gefangenen einer solchen Reihe ins Bette beordern mußte, damit sie nicht krank würden. Oft kommt statt der warmen Luft kalte aus dem Heizloch und aus dem Abzugsloch strömte dafür Rauch. Das sind jedoch Kleinigkeiten; das Schädliche liegt im System der Heizung.

Die Luftheizung mag für die Erwärmung großer Räume, in welchen man nicht Tag und Nacht, sondern nur einige Stunden zubringt, sehr zweckmäßig sein; für Kirchen, Theater, Reitbahnen, Bibliotheken u. s. w. giebt es nichts Besseres; allein für Behälter von sechs Schritt Länge und vier Schritt Breite, in denen ein Mensch wenigstens 23 Stunden des Tages zubringen muß, ist die Luftheizung nicht allein durchaus unzweckmäßig, sondern selbst barbarisch.

Ich will es den Chemikern überlassen, zu untersuchen, in wie weit eine Zersetzung der atmosphärischen Luft durch das Glühen im Ofen stattfindet und wie weit eine solche

Luft dem menschlichen Körper zuträglich ist; ich halte mich zunächst an die durch die Luftheizung erzeugte Trockenheit. Diese ist während des Winters in der Zelle so groß, daß ein Hygrometer gar nicht mehr ausreicht, ihren Grad anzugeben. Ein Tuch, welches man mit Wasser sättigt, ist in wenigen Minuten vollkommen trocken. Ebenso wie auf dieses Tuch wirkt aber die Heizluft in der Zelle beständig auf den Körper des Gefangenen; sie mergelt ihn förmlich aus und verursacht dadurch die so auffallende Abmagerung; denn die elende, unzureichende Nahrung, schon im Sommer ungenügend, vermag dem Körper die ihm so unaufhörlich entzogenen Säfte nicht zu ersetzen. Mein Leidensgefährte, Pfarrer Schlatter, lobt die Luftheizung; allein er hat wohl keine Ahnung davon gehabt, daß er ihr einen großen Theil der Leiden, die er empfand und den Verlust von fünfzig Pfund Fleisch von seinem Körper verdankt, die ich freilich nicht zuzusetzen hatte.

Es würde nicht schwer sein, den übeln Folgen der Luftheizung wenigstens einigermaßen dadurch vorzubeugen, daß man in die Heizkammern große, flache Gefäße voll Wasser zum Verdunsten hinstellte. Eine solche Vorrichtung würde aber nicht allein den Ankauf solcher Gefäße, sondern auch eine Vermehrung des Personals nöthig machen, was Geld kostet; deßhalb geschieht es nicht. Der Direktor will den Versuch gemacht haben mit einem kleinen Wassergefäß, welches im Heizkanal selbst, dicht vor der Oeffnung in der Halle angebracht war und bemerkt haben, daß die Verdunstung eine äußerst geringe war. Wäre die der Luft gebotene Wasserfläche zwanzig Mal so groß gewesen, die Dicke der aufgelösten Wasserschicht würde wahrscheinlich dieselbe gewesen sein.

Andererseits bietet die Luftheizung wieder manche Annehmlichkeiten und Vorzüge im Vergleich mit andern Heiz-

arten, die für solche Anstalt angewandt werden könnten, daß man keine Versuche scheuen sollte, ihre für die Gesundheit so schädliche Wirkung aufzuheben.

In den ersten Jahren war das Heizloch nicht zum Verschließen und die Fenster konnten von dem Gefangenen nicht geöffnet werden; letzteres hatte stets auf besonderes Verlangen von dem Aufseher zu geschehen. In dieser Zeit wurde noch mit Buchenholz und ohne übermäßige Sparsamkeit geheizt, so daß aus der Heizöffnung ein fast glühend heißer Luftstrom in die Zelle schoß. Diese heiße, gedörrte Luft füllte vermöge ihrer Leichtigkeit ungefähr die obere Hälfte der Zelle, so daß Kopf und Brust des Gefangenen sich in einem höchst unbequemen heißen und trockenen Luftbade befanden, während der Unterkörper durch die aus der andern Oeffnung strömende kalte Luft kühl angeweht wurde. Daraus entstand ein ganz entsetzlicher Zustand. Blutandrang nach dem Kopf, Schwindel, Schmerz in den Schläfen, Uebelkeit u. s. w. In diesem erhitzten, fieberhaften Zustande wurde der Sträfling trotz Regen, Wind und Frost in seiner elenden leinenen Kleidung in den Hof getrieben.

Als in späterer Zeit die Sparwuth einriß und man statt über Hitze fortwährend über Kälte in den Zellen zu klagen hatte, wurde das Heizloch, wozu ich schon lange angerathen, endlich mit einem blechernen Schieber versehen, wodurch man zu heftiges Einströmen heißer Luft verhindern konnte, was aber n u n fast niemals mehr nöthig wurde; im Gegentheil bat man, die k a l t e Oeffnung gleichfalls mit einem Schieber zu versehen.

In einigen Zellen hat man versuchsweise kleine eiserne Oefen gesetzt und der Direktor sagt, daß dieselben sich als sehr zweckmäßig erwiesen. Wenn dadurch eine E r s p a r n i ß erzielt werden kann, so ist diese Veränderung möglich.

Ein anderer schwerer Uebelstand in den Zellen ist der Fußboden, welcher aus sehr weichgebrannten Thonplatten besteht. Bei jedem Schritt löst sich ein feiner Staub von denselben ab, und zwar in solcher Menge, daß ich an jedem Morgen gute zwei Hände voll davon zusammen gekehrt habe. Dicke mit Nägel beschlagene Schuhe (jetzt endlich hat man die Nägel weggelassen) tragen natürlich noch mehr zur Erzeugung dieses Staubes bei, wie auch das verrückte Verfahren, durch Scheuern mit einem andern Ziegelsteine den Fußboden sauber zu erhalten. Diesen feinen Staub athmet der Gefangene fortwährend ein; ob Ziegelmehl für die Lunge vortheilhaft ist, weiß ich nicht; das aber weiß ich aus der Erfahrung, daß selbst im Sommer keine Pflanze in der Zelle gedeiht, und daß es Niemandem außer mir gelungen ist, einen Vogel darin längere Zeit am Leben zu erhalten. Der erste Versuch mißlang ebenfalls; wie ich es, durch Erfahrung belehrt, endlich möglich machte, werde ich später erzählen. Meine Vögel verloren jedoch in Folge der Trockenheit der Luft fast alle Federn und erhielten sie erst dann zum Theil wieder, als ich ihnen Speck gab, den sie mit großer Begierde annahmen, obwohl das sonst nicht Kanarienvogelfutter ist. Reichliche Nahrung würde auch für die Gefangenen die Folgen der Luftheizung bedeutend mildern. Das Factum, daß keine Pflanze und kein Vogel in der Zelle gedeihen, beweist mehr als alle möglichen statistischen Tabellen, die von allen möglichen wahrheitsliebenden Directoren allen möglichen weisen Ministerien vorgelegt werden.

Die Fußboden mit neuen zu vertauschen, würde viel zu viel Geld kosten und sie mit Leinölfirniß zu tränken, was die Sache etwas bessert, kostet auch zu viel und mehr als die Krankheiten, welche, als in Folge des Ziegelmehls entstehend, nachgewiesen werden können.

In den englischen Zellen befindet sich ein water closet, was bequem, reinlich und böse Gerüche vermeidend ist. Die Anlage solcher Anstalt wurde für zu kostspielig erklärt und andrerseits traute man bei Ausmauerung der Kanäle der „Subhastationsarbeit“ nicht und befürchtete, sie möchten nicht dicht genug ausfallen und zur Zerstörung des ganzen Staatsspielzeugs führen. Herr Ministerialrath von Jagemann, gewissermaßen der Schöpfer der Anstalt, strengte seinen Geist an und dieser kam mit einem eisernen Nachttopf nieder, der acceptirt wurde. Das Ding ist oval, hat zwei Henkel, ist inwendig emailirt und hat einen Deckel, der in eine tiefe Rinne paßt, in welche man Wasser gießen soll, damit das Gefäß hermetisch verschlossen bleibt! Die Ränder dieser Rinne sind scharf wie Messer und das Wasser in derselben ist auch nicht angenehm, also — q. e. d. Von den mephitischen Dünsten habe ich schon früher geredet und will den Gegenstand fallen lassen.

Gaserleuchtung ist in der Anstalt nicht eingeführt und eine qualmende Oellampe ohne Cylinder trägt zu den Annehmlichkeiten der Zelle bei.

Durch die Wasserleitung wird das Wasser bis in den obersten Stock geführt, allein sie ist fortwährend in Unordnung und beständig in Reparatur, die, ungeschickten Händen anvertraut, das Uebel immer größer macht. Obwohl die Anstalt damals noch so jung war, sah ich doch eine Menge zerfressener Röhren herausnehmen. Im Winter froren die Röhren gewöhnlich wochenlang ein und im Sommer vertrockneten sie; es kam vor, daß wir manchen heißen Tag kein Trinkwasser hatten. Dieses ist zum Ueberfluß noch herzlich schlecht und enthält so viel Kalk, daß jeder verdunstende Tropfen einen dichten weißen Flecken hinterläßt; einige Tropfen Schwefelsäure in ein Glas getröpfelt, erzeugen

augenblicklich einen dichten Niederschlag. Die Röhren waren auch, wenn ich nicht sehr irre, von Blei. Dieses Wasser ist das einzige Getränk des Sträflings und die Luftheizung nöthigt ihn zu sehr vielem Trinken. Am Tage konnte ich das Wasser allenfalls vertragen; wagte ich aber in der Nacht auch nur einen Trunk, so waren Kolik und Diarrhöe die unausbleibliche Folge.

Vom Getränk will ich nun zur Nahrung übergehen; in Bezug auf sie ist man natürlich ebenfalls von dem englischen Muster abgewichen. In Pentonville erhalten die Gefangenen am Morgen eine halbe Pinte Cacao, gutes Weißbrod und zum Mittagsessen acht Loth gekochtes Ochsenfleisch nebst hinreichendem Gemüse und Abends reichlich Suppe und außerdem noch allerlei andere Dinge, zum Beispiel Zucker. Ich kann im Augenblick nicht genaue Angaben machen; allein die Kost, die man dort für die Einzelhaft nöthig hält, ist so reichlich und gut, daß selbst Engländer sie zu gut finden. Da man in dem dortigen Gefängniß keine Luftheizung hat, welche den Körper auf ungewöhnliche Weise auszehrt, und die Haftzeit auch nur eine sehr kurze sein darf, so mag der Tadel über zu gute Kost wohl gegründet sein.

Denselben Vorwurf kann man dem Zuchthause in Bruchsal nicht machen. Die Frau, welche bei meinem Eintritt in die Anstalt es auf dem „Subhastationswege“ übernommen hatte, dem Gefangenen für $5^1/_2$ Kreuzer täglich (etwa 1 Silbergr. 7 Pf.) Frühstück, Mittagessen und Abendbrod zu liefern, mußte geben: Zum Frühstück einen Schoppen Suppe, meist Wasser, in welches etwas schwarzes Brod gebrockt war, dazu ein wenig Salz und ein Bruchtheil eines Lothes Schweineschmär. Zum Mittagessen erhielt man wieder einen Schoppen ebensolcher Suppe, nur daß anstatt des Schweineschmärs die Bouillon von zwei Loth Ochsenfleisch

sie würzte. Statt Schwarzbrod war in der Mittagsuppe auch zu Zeiten ein Aequivalent an Gries, Reis oder Graupen. Ferner erhielt man einen Schoppen Gemüse — Sauerkraut, Hülsenfrüchte, Kartoffeln u. s. w. — „geschmälzt" mit dem Bruchtheil eines Lothes Schmeineschmär und endlich einen Tag um den andern vier Loth ausgekochtes „Mastochsenfleisch" (!), welches nicht selten aus vier bis sechs Läppchen bestand, die mit einem Holzspießchen zusammengehalten wurden. Zum Abendessen gab es dieselbe Suppe wie am Morgen; doch war sie hin und wieder durch gebranntes Mehl oder Zwiebeln gewürzt. Außerdem erhielt der Gefangene täglich $1\frac{1}{2}$ Pfund Schwarzbrod und dazu monatlich zwei Eßlöffel voll Salz. — Ich habe schon früher bemerkt, wie es bis zum Eintritt der politischen Gefangenen gestattet war, daß die Sträflinge sich Butter, Brod, Fleisch u. s. w. für ihr Geld durch die Aufseher besorgen lassen durften, dies aber dann auf das Allerstrengste verboten wurde.

Das Essen war allerdings herzlich schlecht — für den Preis konnte es nicht anders sein — allein es war gut zubereitet und trotzdem, daß allerlei Unterschleife vorgegangen sein sollten, oft fetter als man liebte. Nicht Jeder ißt gern Wagenschmiere; auch wußte die Köchin es stets einzurichten, daß für gar zu hungrige Gefangene stets ein Ueberschuß vorhanden war, wenigstens hörte ich die Aufseher oft nach Austheilung des Essens rufen: „Wer noch Erbsen, Linsen &c. will, laß' den Bengel fallen!" Und es fielen stets eine Menge Bengel, womit die hölzernen Arme gemeint waren, durch deren Fall die Gangschelle in Bewegung gesetzt wurde.

Trotzdem und daß sie ihre Dienstboten in der Küche selbst bezahlen mußte, machte die Frau, die eine tüchtige Wirthschafterin war, einigen Gewinn, der aus besonderen Absichten von manchen Personen übertrieben wurde. Sie

war eine wohlhabende Bürgersfrau aus Bruchsal und vielleicht nicht so durchdrungen von der enormen Wichtigkeit untergeordneter großherzoglicher Beamten, als diese selbst; genug sie hatte das Unglück, den Beamten des Zuchthauses nichts recht zu machen und deren besonderes Mißfallen zu erregen. Es wurde daher im Interesse des Staates beschlossen, diese Frau aus dem Hause zu entfernen. Sie wurde zwar von den „bürgerlichen Herrn" im Aufsichtsrath unterstützt; allein Direktor Füeßlin, der Verwalter u. s. w. wußten das Justizministerium durch wichtige Gründe und Aussichten auf bedeutende Ersparnisse für ihre Ansicht zu gewinnen. Die Bäckerfrau fiel „ein Opfer der Küchenkabale" und die Verwaltung des Zuchthauses übernahm selbst die Verpflegung der Gefangenen. In dieser Zeit der Küchenkämpfe war von Seiten der Beamten nur eine Klage über schlechtes Essen und ein Einstimmen von Seiten der Gefangenen wurde sehr gern gesehen.

Es wurden nun gleich auf dem beliebten „Subhastationswege" Kontrakte wegen Lieferungen von Fleisch, Milch u. s. w. u. s. w. geschlossen und ein Koch engagirt, der früher im Dienste des Markgrafen Wilhelm gestanden hatte. Die Gefangenen erwarteten Wunderdinge, — und sie kamen. Da es nun galt, das Ministerium durch Vorlegen baarer Ersparnisse von der Zweckmäßigkeit der gegen den Willen des Aufsichtsrathes durchgesetzten Veränderung zu überzeugen, so wurde auf eine wahrhaft schauerliche Weise gespart, die nur durch die schauerliche Kocherei übertroffen wurde. Der Koch, „Küchenmeister", dessen Kunst nicht über die Rudimente der Kochkunst hinausging, konnte aus Nichts nichts machen; wir aßen im nächsten halben Jahr so entsetzlich elend, wie schwerlich irgend welche anständige Hunde. Das Essen soll in jener Zeit für den Kopf täglich drei Kreuzer gekostet haben.

Ich bin damals fast verhungert. Beschwerden wurden mit der äußersten Empfindlichkeit aufgenommen und Aufseher, die sonst wegen Bemerkungen von Unordnungen in der Küche belobt worden waren, getrauten sich nun nicht, den Mund aufzuthun. Es wurde zwar fortwährend behauptet, daß Alles Vorgeschriebene geliefert würde; allein es ist ein großer Unterschied, ob der mit der Oekonomie beauftragte Oberaufseher die Lieferanten kontrollirte, oder sich selbst. Später lernte der Koch allmählich kochen und das Essen war besser und schmackhafter zubereitet als früher; allein es blieb immer knapp und unzureichend, und die Fleischportionen waren fast durchgängig um ein Drittel zu klein; so blieb es bis zum Ende meiner Gefangenschaft. Am Schlimmsten kamen die Kranken weg. Die Lieferantin hatte eine Ehre darin gesucht, gute Krankenkost zu geben; „sie wollte an den armen kranken Menschen nichts verdienen“, allein seit ihrer Entfernung wurde das Krankenessen schlechter als die Gesundenkost. Die gelieferte Milch war nicht allein überflüssig mit Wasser versetzt, sondern wurde, besonders in der ersten Zeit, in unreinlichen Gefäßen aufbewahrt, so daß sie stank und man sie vor Ekel nicht genießen konnte. Einst fragte ich einen der Herren, was sie denn nur für Interesse daran gehabt hätten, die Küche selbst zu übernehmen, wobei wir so schlecht weggekommen wären, und er antwortete mir: „Es ist ein Sieg für die Beamten!“ Ein Sieg der Beamten gegen die im Aufsichtsrath sitzenden „bürgerlichen Herren“.

Der Direktor und der Hausarzt wollten Regen, aber keinen Wolkenbruch; sie suchten dieser Sparwuth Einhalt zu thun; allein durch ihre Schritte und Behauptungen, vor Aenderung der Küchenverwaltung, hatten sie sich gewissermaßen die Hände gebunden; die Ersparnisse schmeckten höchsten

Orts, der Verwalter wurde die erste Person und sein Amanuensis, der Verwaltungs-Oberaufseher, hatte ein Interesse bei der Sache; es gab Gratifikationen! Allerdings hätten Arzt und Direktor durchgreifen können; allein das würde Zwiespalt unter den Beamten der Anstalt erregt haben und man war froh, wenn die Sache nur so so ging.

Herr von Jagemann hatte die Ansicht ausgesprochen, daß die Volksgewohnheiten und das Klima in Deutschland eine so reichliche Kost wie in England nicht nöthig mache. Wenn ich nun auch Cacao, Zucker und kräftigere Kost auf Rechnung der „Volksgewohnheit" schreiben will, so kann ich doch unmöglich glauben, daß die Luft, die ein Mensch täglich in Baden einathmet, sechs Loth Rindfleisch enthalte.

Der Aufsichtsrath, von dem ich oben redete, ist eine dem Englischen nachgeahmte Einrichtung, welche den Beamten wegen der darin sitzenden „bürgerlichen Herren" durchaus nicht gefällt. Wie ich die Sache verstehe, ist der Aufsichtsrath dazu da, die Direktion und Verwaltung der Anstalt zu überwachen, hauptsächlich um die Gefangenen gegen willkürliche Behandlung u. s. w. u. s. w. in Schutz zu nehmen. Die Aufnahme von Bürgern in denselben, die von der Regierung durchaus unabhängig sind, ist eine Nothwendigkeit, wenn der angedeutete Zweck erreicht werden soll, denn bekanntlich hackt eine Krähe der andern nicht das Auge aus. Da nun aber die Ansichten von Beamten und Privatleuten wesentlich verschieden zu sein pflegen und erstere die kuriose Prätension haben, sich mehr zu denken, als Leute, die es nicht nöthig haben, ihres Lebensunterhaltes wegen zu dienen, so kann man wohl denken, daß es nicht an Reibungen fehlt und um so weniger, als durch die erste Einrichtung diesem Aufsichtsrath eine sehr bedeutende Macht eingeräumt wurde. Hauptsächlich empörte es die Beamten, daß bloßen „bürgerlichen

Herren" eine Kontrolle über sie eingeräumt sein sollte, „was sie sich doch nicht gefallen lassen könnten!" Ich will den Beamten zu Liebe nicht mehr über diese Sache sagen und mich, ohne weiter etwas hinzuzufügen, mit der Bemerkung begnügen, daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn die Macht dieses Aufsichtsrathes nicht beschränkt, sondern erweitert und das „bürgerliche" Element in ihm nicht vermindert, sondern allenfalls noch vermehrt werden möchte.

Was nun die Pflege der Kranken anbetrifft, so thut der Hausarzt was er kann; allein leider ist das nicht viel. Mit energischem Auftreten und wenn er es darauf ankommen lassen wollte, sich mit denjenigen Personen zu verfeinden, denen seine Anforderungen für die Kranken unangenehm sind, könnte er allerdings noch mehr thun; allein wer kann es ihm so sehr übel nehmen, daß er sich nicht das Leben verbittert und vielleicht seine Stellung gefährdet, wenn er sieht, daß diese Ersparnisse à tout prix von Seiten des Ministeriums die größte Unterstützung finden? —

Mir wurde einst gesagt, die Hausärzte müßten das Versprechen leisten, so wenig als nur immer möglich und stets die wohlfeilsten Arzneien zu verschreiben, und aus guter Quelle weiß ich, daß die Sache nicht aus der Luft gegriffen ist. Die meisten Krankheiten in der Anstalt finden ihren Ursprung in der ungenügenden Nahrung und gute Krankenkost wäre für die meisten Kranken die beste Medizin; allein gegen solche Bewilligungen hat die Verwaltung eine große Aversion. Hin und wieder nimmt sich der Hausarzt die Freiheit, Wein zu verschreiben, was gewöhnlich wöchentlich zwei halbe Schoppen, zu 4 Kreuzer jeden, nicht überschreitet. Einst waren vier oder fünf solcher glücklichen Patienten in der Anstalt; allein der Wein wurde ihnen plötz-

lich gestrichen, weil die Verwaltung sich über den Betrag der Weinrechnung entsetzte, die schwerlich mehr wie zehn Gulden betragen haben konnte. — Die Medicamente, welche bald von einer, bald von der andern der beiden Apotheken Bruchsals geliefert werden, sind meistens ganz herzlich schlecht; die Krankenwärter klagen; allein die Sache bleibt beim Alten. Die Armuth in der Krankenküche ist für eine öffentliche Anstalt ordentlich lächerlich und all die kleinlichen Knickereien in der Verwaltung nehmen sich zu den Prätensionen, mit welchen die Anstalt dem Auslande gegenüber auftritt, höchst possirlich aus. Man muß das Ding so in der Nähe gesehn haben, wie ich, und die Klagen der armen Aufseher angehört haben, um eine Vorstellung davon zu bekommen.

Was nun die Beamten des Hauses anbetrifft, so mögen sie zum Theil dieselbe Eigenschaften haben, wie sie an den meisten anderen Beamten von den bürgerlichen Herren nicht geliebt werden; allein die Menschen in Baden sind überhaupt weder hart noch böse und die Gefangenen haben keine Ursache, über die ihnen zu Theil werdende Behandlung zu klagen; weit mehr die „Angestellten", d. h. die untern Beamten, wie Aufseher, Werkmeister und Tagelöhner. Sie wurden mit äußerster Strenge und vollkommener Rücksichtslosigkeit behandelt, besonders wenn es Einer wagte, sich nicht sklavisch dem Willen der „höheren Beamten" zu fügen. Zum Theil wurde diese Strenge durch die Nothwendigkeit geboten; allein sie wurde oft in einer Weise gehandhabt, wie sie für ordentliche, ehrliebende Menschen höchst verletzend war und nur ertragen, weil selbst eine unzufriedene Miene, irgend ein Verdacht, genügenden Grund zu sofortigem Verlust der Stelle darbieten konnte, von welcher die Existenz einer Familie abhing. Ein Aufseher ist bei Weitem schlimmer daran, wie ein Gefangener. Während der letzten vier Jahre wurden

nahe an fünfzig Aufseher und Werkmeister aus der Anstalt fortgeschickt; meist weggejagt.

Eine Reinigung war zwar allerdings nöthig; denn erstlich konnten diese Leute nicht begreifen, warum mit dem Eintritt der politischen Gefangenen in das Haus plötzlich alle die Erleichterungen aufhören sollten, welche früher in den Zuchthäusern für gemeine Verbrecher tolerirt waren, und dann wurden sie nun auch in größere Versuchungen geführt. Die politischen Gefangenen, deren Gesinnungen die Aufseher, wie überhaupt der größere Theil des Volkes, theilte, hatten bedeutendere Geldmittel und größere Kraft der Ueberredung. Zweitens verfuhr man von Seiten der Regierung bei Anstellungen im Zuchthause mit ziemlicher Sorglosigkeit. Ein verdorbener Schullehrer, der sich zum heimlichen Berichterstatter eines gewissen Ministerialraths hergab, erhielt einen nicht unbedeutenden Posten in der Anstalt, der ihn in den Stand setzte, Direktor und Verwalter, wie überhaupt das ganze Haus zu überwachen. Das Volk nennt solche Leute Spione und Niemand hält etwas von ihrem Charakter; auch dieser Ehrenmann gab endlich Veranlassung, ihn seitwärts gehen zu heißen. Ein anderer kleiner Geschäftsmann erhielt einen Posten, zur Belohnung für den Beistand, den er bei den Wahlen geleistet, nicht weil er zu dem Posten Fähigkeiten hatte. Unter den Aufsehern waren Leute, welche der Regierung als „geheime Agenten" gedient hatten und die Jedem dienten, der sie bezahlte.

Wo die Beamten schlecht bezahlt und von den Oberen brutal behandelt werden, giebt es immer viele, die sich auf Kosten der Regierung Vortheile zu verschaffen suchen; Unterschleife, Bestechungen ꝛc. kamen früher in Baden ganz außerordentlich häufig vor und fehlten nicht unter den Beamten, die bei der Zuchthausverwaltung angestellt waren. Werk-

meister nahmen Arbeiten an für eigene Rechnung, verstanden sich zu Unterschleifen mit verschiedenen Lieferanten 2c.; ja ein Oberaufseher betrieb seine Diebereien so ungenirt, daß er Lasten von der Anstalt gehörigen Sachen, die er unter sich hatte, zum Thore hinaustragen ließ. — Ich weiß nicht, ob solche Unterschleife stets mit der gehörigen Strenge, wie andere Diebstähle, untersucht werden; allein es giebt viele Leute, welche behaupten, es geschehe nicht; man vertusche soviel als möglich davon, weil ein zu genaues Untersuchen allerlei unbequeme Dinge zum Vorschein bringen könne und überhaupt dem Ansehen des Beamtenstandes nachtheilig sei.

Den Unterschleifen im Zuchthause suchte man nun durch die allerstrengste Aufsicht vorzubeugen; kein Aufseher durfte das Geringste aus der Anstalt mitnehmen, ohne eine geschriebene Erlaubniß von der Verwaltung; ja man hatte es stark im Sinn, gelegentlich die Taschen visitiren zu lassen, wogegen sich aber das Gefühl einiger Aufseher empörte. Kein Aufseher durfte jedoch einen Mantel mit in die Anstalt nehmen, sondern mußte ihn beim Portier ablegen, damit unter demselben nichts aus- und eingeschmuggelt werden könne. Ich würde gegen diese Maßregel nichts haben, wenn sie allgemein bis zum Direktor durchgeführt würde, nicht etwa, weil ich eine solche Vorsicht bei den „höheren Beamten" für nothwendig hielte, sondern aus Rücksicht für das Gefühl der unteren Beamten. Der ungebildete Mann hat oft ein weit feineres Ehrgefühl als mancher gebildete, und wenn das Faktum, daß Werkmeister und Aufseher gestohlen haben — oder „Unterschleife" gemacht, was doch nur ein anderer Name — auch etwas Rücksichtslosigkeit rechtfertigen mag, so giebt es ja auch Beispiele genug, daß Verwalter, Buchhalter und Oberaufseher ganz dasselbe, nur in größerem Maßstabe thaten. — Um Mißverständnissen vorzubeugen bemerke ich

ausdrücklich, daß ich hier nicht etwa persönliche Andeutungen geben will, sondern daß es mir hier lediglich um Bekämpfung einer prinzipiellen Ungerechtigkeit zu thun ist.

In Bezug auf die Arbeit im Zuchthause habe ich auszusetzen, daß man derselben zu viel Wichtigkeit einräumt, der Art, daß oft die Erreichung des Strafzwecks dadurch gefährdet wird. Ein Zuchthaus als eine Fabrik zu betrachten, ist eine Thorheit und eine Ungerechtigkeit gegen die freien Handwerker, die Mühe genug haben, hinreichende Arbeit zu ihrem Lebensunterhalt zu finden. Die verschiedenen Produkte dieser zusammengewürfelten Fabrik sind keineswegs wohlfeil und was die Qualität des Materials und die Arbeit anbetrifft, so habe ich aus gar vielen Gründen wenig Zutrauen dazu. Die Sache ist mir jedoch nicht interessant genug, weitläuftiger darüber zu reden. Der Verwalter that sehr viel und gab sich außerordentliche Mühe; allein man konnte unmöglich von ihm verlangen, daß er Verwaltungsbeamter, Fabrikherr und Kaufmann sein und außerdem noch technische Kenntnisse von sechs oder acht verschiedenen Handwerken besitze. Unter der jetzigen Verwaltung hat aber die Anstalt als Fabrik in jeder Hinsicht Fortschritte gemacht.

Die Arbeit ist für die Einzelhaft eine große Erleichterung; ohne dieselbe würde sie ganz unerträglich sein. In der Hausordnung ist „harte“ Arbeit vorgeschrieben; allein dies Beiwort läßt sich nur auf einige der im Hause getriebenen Geschäfte anwenden. Gewöhnlich erlaubt man den Gefangenen, sich ein Handwerk zu wählen und Unterricht darin ertheilen die Werkmeister. Dieser Unterricht ist aber nur ein sehr unvollkommener, denn die Werkmeister müssen zugleich Aufseherdienste verrichten und können nicht eine Viertelstunde in einer Zelle sein, ohne durch Dienstgeschäfte oder einen der Vorge-

setzten abgerufen zu werden. Die Langeweile ist jedoch die beste Lehrmeisterin.

Wenn ein geschickter Sträfling fleißig ist und einige Jahre im Zuchthaus sitzt, so kann er sich eine nicht unbedeutende Summe ersparen; denn für Nahrung, Kleidung und Wohnung hat er nicht zu sorgen. Die meisten freien Arbeiter sind nicht im Stande das zu thun und es scheint in dieser Bewilligung eine große Ungerechtigkeit zu liegen; allein andrerseits erschwert der Staat dem austretenden Sträfling die Erwerbung seines Lebensunterhaltes trotz der im Zuchthause erlernten Dinge dadurch, daß die Zuchthausstrafe als eine „entehrende“ angesehen wird. Ich meine, die Strafe sollte eine Sühne sein und das Entehrende des Verbrechens, wenigstens dem Staate gegenüber, wegnehmen. Welcher ehrliche Mann wird einen entlassenen Sträfling gern in seinen Dienst nehmen, den der Staat ganz offen als einen „Ehrlosen“ bezeichnet? — Die Folge davon ist, daß die guten Vorsätze des Bestraften bald wieder vor dem Mangel dahinschmelzen, daß er auf's Neue sündigt und oft nur, um im Zuchthause den Unterhalt zu bekommen, den er in der Freiheit nicht erwerben kann. Der Gedanke an die Ehre kann ihn vom Verbrechen nicht zurückhalten, denn der Staat und jedes einzelne Mitglied desselben betrachtet ihn ja schon als einen Menschen, der keine Ehre mehr zu verlieren hat.

Vielleicht geschah es im Gefühl dieser Ungerechtigkeit, daß die Regierungen „politische Verbrecher“ in die Zuchthäuser schickten; denn nun verlor die Strafe in den Augen des Volks ihren entehrenden Charakter. Dasselbe Zuchthaus, in welchem der Gemeindestrolch mit seinem allgemein geachteten Pfarrer, beliebten Bürgermeister, geehrten Schulmeister und dem Wirth vom „rothen Ochsen“, dem reichsten Manne

vom Orte saß, kann unmöglich entehrend sein; so räsonnirt wenigstens der gemeine Mann. Sollten die Regierungen aber vielleicht umgekehrt räsonnirt und beabsichtigt haben, die politischen Verbrecher in den Augen des Volks durch die Zuchthausstrafe herabzusetzen, — dann haben sie sehr verkehrt räsonnirt.

Der Schulunterricht, der in dieser Anstalt ertheilt wird, ist nicht allein erfolgreich in Bezug auf die gemachten Fortschritte, sondern auch eine wichtige Hülfe zur Ertragung der Einzelhaft; das Interesse an der bald monoton werdenden Arbeit reicht nicht stets hin, (auch der Unterricht nicht immer!) den Geist vor Verdumpfung oder andern krankhaften Erscheinungen und Störungen zu bewahren.

Vornehme Dummköpfe, welche die Anstalt mit ihrem Besuch beehrten, waren zu Zeiten innerlich geärgert dadurch, daß die Sträflinge mehr wußten als sie selbst und es fehlte nicht an gelegentlichem Tadel, daß im Zuchthause Dinge gelehrt würden, die über „das Bedürfniß des gemeinen Mannes" hinausgingen. Hat man sich einmal zu der Ungerechtigkeit entschlossen, Verbrechern Unterricht zu ertheilen, wie ihn der arme, ehrliche Mann nicht haben kann, ist man einmal darüber einig, daß Wissen bessert und veredelt, — nun so ist es sehr verdienstlich, den rohen Dieb so viel als möglich zu veredeln; um so mehr wird er sein Verbrechen bereuen und sich in Zukunft davor hüten. Die Grenze der Bildung wird er in jenem Hause nicht überschreiten, jenseits welcher Gefahr vorhanden ist, daß ihn seine Philosophie wieder dahin führt, womit er in seiner Geistesrohheit begann, — zum Diebstahl.

Obwohl es nicht zu leugnen ist, daß der Schulunterricht in der Einzelhaft besonders gute Früchte trägt, so würde man doch zu sanguinisch hoffen, wenn man von demselben

in jedem Einzelgefängniß Resultate erwartete, wie sie in dem Bruchsaler in Erstaunen setzten. Nicht jede Regierung bringt es fertig, bei einer Bevölkerung von anderthalb Millionen, vierhundert politische Gefangene in das Zuchthaus zu sperren, und außerdem findet sich wohl auch unter tausend Lehrern kaum einer, welcher die eigenthümlichen Schwierigkeiten, die einem Zuchthauslehrer entgegentreten, mit solchem hingebenden Eifer, gesundem Menschenverstand und außerordentlichem Lehrtalent zu überwinden weiß, wie der dortige Oberlehrer Müller. Sein Verdienst wird auch glänzend anerkannt, denn allen vornehmen Besuchern wird die Schule als Paradepferd vorgeritten, und auch glänzend, wenn zwar nicht königlich, so doch großherzoglich mit nahe an siebenhundert Gulden jährlich belohnt!

Die Gefängnißbibliothek unterstützt und hindert die Bemühungen des Lehrers; letzteres weil die Bücher mit „konfessionellen Rücksichten" gewählt sind und man neuerdings hauptsächlich solchen den Vorzug giebt, in denen dem Leser bei jeder Zeile ein Löffel christlicher Kinderbrei in's Maul geschmiert wird. Ja selbst wissenschaftliche Bücher sind in dieser Weise behandelt und fast ungenießbar wegen der darüber gegossenen theologischen Sauce. Die Verfasser, die besonders bevorzugt werden, haben beständig Gott im Munde und wenn sie von einem Flohstich reden so schreien sie: „Autsch! wie ist Gott so groß!"

Die Bibliothek zählt gegen 3000 Bände; allein dabei sind 500 Bibeln (neue Testamente), 500 Gesangbücher, 400 Dölls Lesebuch und eine Masse von pietistischem Schund. Der jährlich für die Bibliothek bestimmte Beitrag ist so läppisch klein, daß sich selbst Direktor Fueßlin geschämt hat, ihn in seinem Buche über die Einzelhaft anzugeben. Trotzdem wird manchmal auf erstaunliche Weise verschwendet. Für

die 400 Exemplare von Dölls Lesebuch wurden 1800 Gulden an den Verfasser bezahlt. Das Buch hält 27 Druckbogen; rechnet man sehr hoch, für Druck und Papier 500 Gulden so bleiben dem Verfasser (!) für den Druckbogen gegen siebenundvierzig Gulden Honorar. Das Buch paßt nur insofern für das Zuchthaus, als es fast ganz und gar aus Originalartikeln besteht, die andere Verfasser geschrieben haben; es ist meist Nachdruck, also gestohlen. Das Buch wurde vom Ministerium protegirt und ist abgeschmackt genug compilirt, und ich bedaure den Lehrer, der gezwungen ist, dies Sammelsurium als Leitfaden bei seinem Unterricht zu benutzen. Der geschichtliche Theil in diesem „für beide Confessionen berechneten“ Buche ist famos! — Hätte die Regierung für das beste Buch einen Preis von 1000 Gulden ausgesetzt, sie würde ein tüchtiges Originalbuch erhalten haben; doch freilich würden dieselben Herren Preisrichter gewesen sein, die den eisernen Jagemann acceptirten!

Was nun die „Seelsorge“ anbetrifft, so unterliegen die armen Seelen der Sorge von einem katholischen und einem evangelischen Geistlichen; ein Rabbiner aus der Stadt pflegt die beschnittenen Seelen. Die armen Gefangenen müssen in ihrer Zelle still halten, wenn ihnen das theologische Messer an die Kehle gesetzt wird; sie können nur klagen wie Yorriks Staar: I can not go out! Die Meisten haben es bald weg, daß Zerknirschung, Augenverdrehen und Bußbriefe manche Vortheile sichern und die Kerle sind Spitzbuben genug, davon zu profitiren.

Ein geeigneter, verständiger, milder Geistlicher, wie man sie hin und wieder noch auf dem Lande findet, würde ein großer Segen sein für eine solche Anstalt; allein diese Sorte ist sehr rar und neumodische Pfarrer, die vor Stolz über ihre christliche Demuth beinahe bersten und den rosenfarbenen

Glaubensnebel in ihren Köpfen für Sonnenklarheit halten; die wüthend werden und mit Fäusten drein schlagen, wenn man ihrer Ansicht auch nur mit einer Miene widerspricht, — solche Narren würden eine Plage sein für die armen Gefangenen und eine unerträgliche Verschärfung der Einzelhaft. Ein großer Theil der beklagenswerthen, durch die Einzelhaft erzeugten Wahnsinnsfälle fällt dem unvorsichtigen Eifer der Gefängnißgeistlichen zur Last. —

Das Amt eines Gefängnißbeamten, besonders in einem nach dem in Rede stehenden System, ist für einen wahren Menschenfreund eines der belohnendsten, er kann mit wahrer Liebe im Herzen selbst bei mittelmäßigem Talente sehr viel Gutes wirken; allein es gehören besondere Eigenschaften dazu und wer nicht geduldig, sanftmüthig und ausdauernd ist, der wähle lieber einen andern Beruf. —

Die Wirkung der Einsamkeit auf die Gesundheit des Geistes und auf die Erreichung des Strafzweckes läßt sich in der Kürze nicht genügend abhandeln; ich habe schon früher bemerkt, daß diese Wirkungen nach der Individualität verschieden sind. Gefängnißbeamte, welche Gelegenheit haben, einsame Gefangene von allen möglichen Arten zu sehen, würden hierüber die einzigen kompetenten Richter sein; der Gefangene selbst kann nur über das urtheilen, was er selbst empfunden hat; sein Nachbar fühlte vielleicht ganz anders und empfand das als eine Last, was ihm die größte Erleichterung gewährte. Es ist nur schade, daß die Aussagen der Gefängnißbeamten grade in dieser Hinsicht so wenig zuverlässig sind und daß sie ein Interesse dabei haben, die traurigen Folgen der Einzelhaft auf den Geist, die man dem System besonders zum Vorwurf macht, so viel als möglich zu verbergen.

Wenn ich nun auch der Ansicht bin, daß Direktor Fueßlin in seinem Buche „die Einzelhaft“ die Sache in einem möglichst milden Lichte dargestellt hat, so sind doch in diesem Werke grade in Bezug auf den in Rede stehenden Gegenstand äußerst werthvolle Beobachtungen und Winke enthalten, welche bei Anlage und Einrichtung neuer Zellengefängnisse die allersorgfältigste Berücksichtigung verdienen; denn aus ihnen geht sonnenklar hervor, daß bei einer einigermaßen strengen Durchführung der Einzelhaft, bei sorgloser Wahl der Beamten, bei ungenügender Nahrung ꝛc. eine große Zahl von Gefangenen dem Wahnsinn verfallen sind.

Die größte Gefahr für die Gesundheit des Geistes ist nach allen Erfahrungen in den ersten zwölf bis achtzehn Monaten der Einzelhaft vorhanden; später tritt mehr ein Zustand der Gleichgültigkeit ein, der zwar nicht Wahnsinn, aber doch Stumpfsinn erzeugt, wenn die Freilassung zu lange hinausgeschoben wird. Die vierjährige Dauer der Einzelhaft halte ich für das vernünftigste Maximum.

Was nun die von dem System der Einzelhaft gehoffte Besserung der Verbrecher anbetrifft, so muß ich gestehen, daß ich dazu ganz außerordentlich wenig Zutrauen habe. Einzelne Fälle der Besserung werden selbst unter der verderbenden Gemeinschaft der Zuchthäuser alten Styls vorkommen und wenn auch angenommen wird, daß einsames Nachdenken der Besserung günstig sei, so begünstigt es doch ebenso sehr das Ausklügeln neuer Spitzbübereien, bei denen man es gescheidter anfangen wolle. Ich habe selbst Beamte der Bruchsaler Anstalt zu mir sagen hören, daß sie nicht wüßten, wodurch die Gefangenen gebessert werden sollten; die Aufseher lachen gradezu darüber. Fueßlin selbst räumt ein, daß die meisten Diebe nicht zu bessern, daß an ihnen Hopfen und Malz verloren sei. Als ich in

der Anstalt war, stahl ein begnadigter Dieb, im Begriff das Haus zu verlassen; andere warten, bis das verdiente Geld verjubelt ist.

Der Hauptvorzug des Systems ist und bleibt der, daß die Verbrecher nicht schlechter werden und besonders wichtig ist dies für solche, die zum ersten Mal ein Verbrechen begingen und bei denen Diebstahl oder andere gewöhnlichere Verbrechen noch nicht zur Gewohnheit geworden sind. Will man aber den Einfluß dieser Absonderung nicht von vornherein gefährden oder doch wenigstens erschweren, so sorge man dafür, daß die Angeklagten nicht durch Gemeinschaft mit verhärteten Verbrechern schon in der Untersuchungshaft verdorben werden. — Die Hauptbesserungskraft schreibe ich dem Schulunterrichte zu; auf den Einfluß des Religionsunterrichtes, wie er gewöhnlich gehandhabt wird, gebe ich gar nichts, was auch darüber von selbstgefälligen oder beschränkten Geistlichen gefabelt werden mag.

Die Zahl der Rückfälligen, besonders unter den Dieben, ist sehr groß. Ist das ständige Zuchthauspublikum einmal ausgestorben und verfährt man mit angehenden Verbrechern auf eine vernünftige Weise, dann ist Hoffnung vorhanden, daß die größeren Ausgaben, welche man für Einrichtung von Zellengefängnissen gemacht hat, dem Staat einen wirklichen Nutzen bringen werden; bis jetzt konnte sich derselbe wohl kaum bemerklich machen. —

Was nun die Anwendung der Zuchthausstrafe gegen politische Verbrecher anbetrifft, so sagen die Regierungen: „Wir bestrafen den Mörder und Dieb, der einem Individuum ein Unrecht zufügte, mit Zuchthausstrafe und thun dies zum Besten des Staates; um wie viel mehr verdient ein solcher Mensch diese Strafe, der eben diesen Staat mit bewaffneter Hand umzustürzen trachtet? Wie viele Leben,

wie viel Eigenthum geht durch solche frevelhafte Versuche nicht zu Grunde! — Die äußerste Strenge gegen Hochverräther ist Pflicht des Staates."

Ich finde es ganz in der Ordnung, Herr Staatsrath, daß politische Verbrecher bestraft werden; allein sie auf Grund Ihres Raisonnements wie Mörder und Diebe zu behandeln, ist ungerecht und zugleich unklug.

Das Staatsrechenexempel, welches Sie aufstellten, ist in sich ganz richtig; allein es geht von einem falschen Grundsatz aus, was in der Staatsrechenkunst ein sehr gewöhnlicher Fehler ist. Zweimal zwei ist nicht fünf, Herr Staatsrath! Es fiel keinem Einzigen von uns ein, den Staat umstürzen zu wollen; unser inbrünstiges Verlangen beschränkte sich auf eine zeitgemäße Veränderung der Regierung desselben, und wenn auch Louis XIV. sagte: „L'état c'est moi!" so hat doch der große Rechenmeister Adam Riese Volk darüber eine entschieden andere Meinung.

Sicherheit für Leben und Eigenthum ist der allererste Grundsatz aller Staaten und ein Ueberhandnehmen der Mörder und Diebe führt natürlich zur Auflösung derselben; gewinnen aber diejenigen Männer, welche von der zur Zeit bestehenden Regierung Hochverräther genannt werden, die Majorität im Staate und zugleich die Gewalt sich geltend zu machen, dann giebt es eine neue Regierung, — weiter nichts; der Staat wird dadurch keineswegs aufgelöst und die Hochverräther gelten dann in der ganzen Welt als Helden, denen man Statuen errichtet und welche die Geschichte noch nach Jahrhunderten mit Stolz nennt. Das, Herr Staatsrath, ist der Unterschied zwischen Hochverräthern und Dieben und Ihr oben aufgestelltes Rechenexempel ist falsch.

Der Trieb der Selbsterhaltung verblendete die an der Spitze der Regierungen stehenden Personen; sie gaben in

der Art der Strafe, die sie über „Hochverräther“ verhängten, ihrem subjektiven Haß Ausdruck. Das Bestrafen derselben mit der „entehrenden“ Zuchthausstrafe war eine Eingebung der Rache, welche die Klugheit vergessen ließ.

Es liegt in der Natur der Sache, daß unter den politischen Verbrechern die Führer den höheren, gebildeten Ständen der Gesellschaft angehören und sie sind es hauptsächlich, welche die oben erwähnte Ungerechtigkeit am härtesten trifft. Man bestrafte sie wie gemeine Verbrecher und eben dadurch unendlich viel härter, als es das Gesetz für diese beabsichtigt hat. Rachsucht aber zeigte sich offenbar darin, daß man mit Eintritt der politischen Verbrecher in die Zuchthäuser, alle die Rücksichten und Erleichterungen schwinden ließ, welche man sonst in denselben gegen Leute aus den höheren Ständen zu nehmen für billig hielt, wenn diese das Unglück gehabt hatten, ein gemeines Verbrechen zu begehen.

Erfahrungsmäßig gehen wenigstens neun Zehntel der gemeinen Verbrecher aus den niedrigsten Ständen hervor und wenn man die Verhältnisse und Lebensgewohnheiten derselben betrachtet, so wird man finden, daß die mit Rücksicht auf sie gemachten Zuchthauseinrichtungen, besonders in Baden, sehr human sind und dem Verbrecher Vortheile gewähren, welche die Härte der Strafe ganz außerordentlich mildern, ja in manchen Fällen fast aufwiegen.

Ich will als Repräsentanten dieser Klasse keinen heimathlosen Vagabonden und Bettler, sondern einen Bauernknecht aufstellen, wie ihn Jeder betrachten kann, der auf das erste beste Dorf hinausgeht. — Welch ein Leben führt ein solcher Mensch? Seine Wohnung ist meistens der Stall, dessen Amoniakdunst unerträglich ist, oder eine elende, stockige oder sonst übelriechende Kammer, in welcher sein dürftiges und schmutziges Lager sich befindet, dem Leinen — vollends ge-

waschenes — ein Fremdling ist. Sein Waschbecken ist der Brunnen, Trog oder Stalleimer, sein Handtuch eine abgelegte Küchenschürze, oder irgend ein anderer Lappen; sein Kamm die Hand. Die Kleidung, die er für gewöhnlich trägt, ist vom allergröbsten Stoff und von Mistjauche und Schmutz aller Art gesättigt; ein reines Hemd für den Sonntag und bessere Kleider besitzt er nicht immer und die Anwendung von Taschentüchern verachtet er als Ziererei; er gebraucht Jahr aus Jahr ein „Sellier'sche Jagdschnupftücher", die ihm wie oben bemerkt nebenbei noch als Frisirkamm dienen. Seine Nahrung ist meist von der gröbsten Art, sein Tafelgeräth ebenfalls. Schon lange vor Tag muß er aufstehen und an die Arbeit, die selten eine leichte oder nicht schmutzige ist.

Der Tagelöhner oder geringe Handwerker lebt nicht besser und hat er gar Familie, so ist es ihm nicht immer möglich, nur geringe Nahrung für sich und diese zu schaffen. Nahrungssorgen und andere quälen ihn unaufhörlich; er würde sich glücklich preisen, wenn er durch harte Arbeit nur so viel verdiente, daß er und seine Familie sich an Brod sättigen könnten, oder an Kartoffeln; von Lebensgenuß kann bei ihm kaum die Rede sein; denn er lebt nicht eigentlich, sondern fristet nur sein Leben. Leider ist das keine Uebertreibung! Das höchste Ideal von Glück, zu dem die Phantasie dieser armen Menschen herabgestimmt wurde, ist eine trockene Wohnung, ein warmer Ofen, genügende Kleidung und Nahrung bei mäßiger Arbeit.

Es ist daher kein Wunder, daß die meisten Verbrecher aus diesen Volksklassen hervorgehen, sondern vielmehr, daß es bei solchem Elend noch so sehr viel Ehrliche in ihnen giebt; bei Gesetzen und socialen Einrichtungen, die solchen Zustand

ganzer Volksklassen möglich machen, ist es gewissermaßen ein Verdienst, kein Spitzbube zu sein. So sehr nun auch die Regierung die Pflicht hat, den Staat gegen Uebertreter der Gesetze zu schützen und diese zu bestrafen, so ist es doch nur billig, dies bei der Art der Strafe zu berücksichtigen und bei Einführung der Hausordnung in dem Bruchsaler Zuchthaus, hat sie dies, wie ich zeigen werde, keineswegs vernachlässigt. Dieselbe Rücksicht ist sie aber den politischen Verbrechern schuldig, denn deren Verbrechen sind fast noch mehr eine Schuld mangelhafter Regierung und außerdem werden sie meistentheils durch Gefühle veranlaßt, welche zur Aufrechthaltung der Staaten durchaus nöthig sind; man unterdrücke ihre Aeußerungen durch übergroße Strenge gänzlich und — unsere europäischen Staaten werden bald denen Asiens gleichen.

Der Verbrecher aus den oben bezeichneten niederen Volksklassen, der in das Zellengefängniß nach Bruchsal kömmt, entbehrt allerdings — und mit Recht — seine Freiheit und wird diese Strafe vielleicht um so schmerzlicher empfinden, je vagabondirender sein Leben war. Die Einsamkeit, zu welcher er verdammt ist, trifft ihn vielleicht härter als den gebildeten Mann, der wenigstens für eine Zeit lang in seinem Innern Stoff genug findet, diese Einsamkeit durch seine Gedanken zu beleben; allein die Härte der Strafe wird durch Mancherlei gemildert, wie schon oben angedeutet.

Zunächst ist es der relative Luxus der Reinlichkeit, der dem armen, langfingerigen Bauersknecht entgegen tritt und dessen Wohlthat er bald empfinden lernt, wenn ihm diese ungewohnte Sauberkeit vielleicht auch Anfangs mehr lästig als angenehm ist. Gegen den Schweinestall, in welchem er

sonst zu wohnen pflegte, ist die Zelle ein Putzzimmer; das Bette gegen seinen halbfaulen Strohsack oder den Heuboden ein üppiges Lager und der Luxus reiner Wäsche wird von ihm mit besonderem Wohlbehagen bemerkt; das grobe Leinen derselben fällt ihm als fein auf und dasselbe gilt von der Kleidung. Im Besitz eines Taschentuchs ist er stolz und trägt es förmlich kokett in der Hand, wie ich oft gesehen habe. Die Nahrung, die er erhält, ist allerdings zu dürftig, besonders unter dem Einfluß der Luftheizung; allein das Essen ist besser bereitet, als er es gewohnt war und vor allen Dingen: — „sein Brod wird ihm gegeben, sein Wasser hat er gewiß", er braucht darum nicht in Sorge zu sein. Ebenso ist es mit seiner Arbeit; sie wird ihm nebst allem Material in die Zelle getragen. Fehlt ihm etwas, so braucht er nur zu schellen, wie ein großer Herr, und es wird ihm gebracht. Genug, seine materielle Lage entzückt den armen Menschen, den nicht Verderbtheit, sondern — nur zu häufig — äußerste Noth zum Verbrechen brachte; er wird innerlich zufrieden, arbeitet fleißig und beklagt höchstens, daß seine arme Frau und seine Kinder es nicht ebenso gut haben wie er. —

Außerdem erhält der Sträfling Gelegenheit, umsonst ein Handwerk, oder gar mehrere zu lernen, was ihm in der Freiheit nicht möglich war. Er hatte vielleicht den Drang, seine Kenntnisse zu vermehren; allein die Sorge für das tägliche Brod ließ ihn nicht dazu kommen; im Zuchthause muß er die Schule besuchen. Sein Verbrechen ist daher in vielen Fällen sein Glück.

Beträgt er sich ordentlich, so ist seine Lage im Hause mit keiner besonderen Kränkung und Demüthigung verknüpft. Die Vorgesetzten und selbst die Aufseher stehen meistens in

gesellschaftlicher und anderer Hinsicht über ihm, wenn sie auch vielleicht ebenfalls aus dem letzten Stande hervorgingen; jedenfalls haben sie die Superiorität eines rechtlichen Lebens und Charakters, welche ihnen eben den Vorzug der Anstellung bei der Anstalt verschaffte. Der Verbrecher wird sich also dadurch nicht gedemüthigt fühlen, wenn diese Männer ihm Befehle geben, oder ihn zurechtweisen; ein Lob und ein Zeichen von Vertrauen wird ihm schmeicheln.

Ganz anders trifft diese Strafe den Gebildeten, besonders aus den höheren Klassen der Gesellschaft, der ein Verbrechen beging. Allerdings hat es etwas für sich, zu sagen, daß er eine härtere Strafe verdiene, weil er trotz seiner Bildung ein gemeines Verbrechen beging; allein andererseits darf man auch nicht wieder vergessen, daß eben durch diese Bildung und höhere Lebensstellung Versuchungen geschaffen werden, die der gemeine Mann nicht kennt. Jedenfalls halte ich es für sehr hart, daß solche Verbrecher so unendlich viel härter bestraft werden, als es eigentlich in der Absicht des Gesetzes liegt.

Gewöhnt an den Luxus einer comfortabeln Wohnung und an die tausend Bedürfnisse des eleganten Lebens, deren Nothwendigkeit man erst recht kennen lernt, wenn man sie plötzlich entbehren muß, wird ihm die Zelle mit Allem was sie enthält, ein gräßlicher Aufenthalt sein. Alles, was den gewöhnlichen Verbrecher angenehm berührt, weil es seinen gewöhnlichen Zustand verbessert, wird ihm die entgegengesetzte Empfindung bereiten. Das Tragen einer entstellenden groben Kleidung mit der daran befindlichen Nummer, das Trinken aus einem Kruge, das Essen aus grober Schüssel auf bloßem Tisch und ohne Gabel, das gezwungene Abscheeren des Haares und Bartes, die gemeine und unzureichende Nah-

rung, die Entbehrung aller gewohnten Genüsse wie Kaffee, Zucker, Thee, Wein, Butter, Bier, Taback rc. rc. — Alles das bildet eine große Summe von kleinen Entbehrungen, die fortwährend irritirend auf den schon durch die Veränderung der Lage und die Einsamkeit erschütterten Geist wirken, dem ebenso wie dem Körper — ja mehr noch — jedes gewohnte Bedürfniß entzogen ist. Selbst die Arbeit, die dem gemeinen Verbrecher theils eine gewohnte ist, theils ihn sogar geistig aufrichtet und seiner Eitelkeit schmeichelt, indem er durch die Art derselben nach seiner Ansicht an Vornehmheit steigt — ein Gefühl, welches der Tagelöhner, der Schreiner oder Drechsler wird, gewiß empfindet — wird den gebildeten Mann aus der höheren Gesellschaft herabdrücken, eine Art Entwürdigung scheinen, um so mehr als sie seinen geistigen Fähigkeiten durchaus nicht angemessen ist. Am schlimmsten ist es, wenn diese Arbeit nicht eine rein mechanische, sondern eine solche ist, welche eine gewisse Aufmerksamkeit verlangt und verhindert, daß man ungestört dem Gang seiner Gedanken folge. An mechanischen Beschäftigungen, ich weiß es wohl, erfreuen sich oft die erhabensten Geister; allein es ist ein großer Unterschied, ob diese blos als Unterhaltung oder als alleinige Arbeit, gewissermaßen als Lebenszweck betrieben werden; im letzteren Falle werden sie eine Qual.

Auch das Verhältniß zu den Beamten ist ein durchaus anderes und es ist keine kleine Aufgabe, ohne Gemüthsbewegung den launenhaften Weisungen eines vielleicht böswilligen Aufsehers zu folgen, oder noch schlimmer irgend eines unbedeutenden, dünkelhaften Beamten, mit dem man sonst nicht einmal in gesellschaftliche Berührung kommen konnte. Daß die „Beamten und Angestellten“ in Bruchsal sehr brave, achtungswerthe und meist auch gefühlvolle Menschen sind,

kann hierbei nicht in Betracht kommen, denn es ist ein Zufall, und manche von ihnen könnten ja ebenso so gut das Gegentheil sein, wie es früher hin und wieder der Fall war.

Selbst die Trennung von der Familie lastet unendlich drückender auf dem gebildeten Sträfling. Meistens ist die Entfernung des gemeinen Verbrechers von seiner Familie mehr eine Erleichterung für dieselbe, da Taugenichtse sich häufiger von der Arbeit ihrer Frau und Kinder ernähren lassen, als daß sie diesen eine Stütze sind. Die Frau eines gebildeten Verbrechers, aus den höheren Ständen besonders, ist, wenn sie kein Vermögen hat, häufig sehr schlimm daran, da sie doch nur in seltenen Fällen im Stande sein wird, für sich und ihre Familie den Lebensunterhalt zu erwerben. Ganz besonders schmerzlich ist es aber, daß selbst der briefliche Verkehr einer Controle unterworfen ist; wer vermag es über sich zu gewinnen, sein Innerstes vor gleichgültigen, nicht selten wenig zartfühlenden Personen bloszulegen? Und doch zwingt die Nothwendigkeit dazu, wenn das Band, welches den Gefangenen mit der Familie verbindet, nicht im Lauf der Jahre gelockert und vielleicht dadurch großes Elend über dieselbe gebracht werden soll. Die Nothwendigkeit solcher Controle will ich nicht ableugnen; allein es dürfte hinreichend sein, wenn diese schonend ausgeübt würde. Was „bedenklich und unschicklich" ist, kann ein Beamter beurtheilen. Es ist hin und wieder im Zuchthause vorgekommen, daß Briefe von politischen Gefangenen neugierigen Personen, die kein Recht dazu hatten, mitgetheilt wurden, oder daß ihr Inhalt das Thema zu Casinogeschwätz gab.

Auch von Gefangenen dieser Klasse erträgt der Eine die Einsamkeit verhältnißmäßig leicht, der Andere geht dabei ganz oder doch beinahe zu Grunde; das Alles hängt von der Individualität ab.

Diese Individualität ist es, welche durchaus bei der Einzelhaft mehr berücksichtigt werden muß, wenn dieses Haftsystem nicht all die Befürchtungen rechtfertigen und die Vorwürfe, die man ihm macht, verdienen soll. Hier wird vorzüglich der Geist bestraft und dieser fügt sich nicht in jede Schablone, die irgend ein Ministerialrath erfindet; es muß daher dem Direktor einer solchen Anstalt ein weiter Spielraum in der Behandlung der Gefangenen gelassen sein. Ein Ministerialrath, der alle drei Monate auf einige Stunden die Anstalt besucht, kann die Leiden und Bedürfnisse der Gefangenen, die sie vielleicht selbst nicht verstehen, nicht kennen lernen; er muß sein Urtheil dem des Direktors unterordnen. Wählt einen sanften, charakterfesten, klugen, menschenfreundlichen Mann zum Direktor, dem vertraut und laßt die Ministerialnase so weit als möglich davon. —

Wenn ich nun Alles in diesem Capitel Gesagte zusammenfasse und in Bezug auf die Einzelhaft ein Resultat daraus ziehe, so würde mein Urtheil über dieselbe Folgendes sein: Die Einzelhaft für den gemeinen Verbrecher ist eine harte Strafe und Gefahr für den Geist unter allen Umständen vorhanden, daher die alleräußerste und sorgfältigste Ueberwachung und Beobachtung desselben nöthig; wenn man diese Strafe jedoch in einer Weise anwendet, daß dabei die Gesundheit des Verbrechers weder geistig noch körperlich mehr als bei irgend einer andern Strafweise gefährdet wird, so ist sie sowohl für den Verbrecher wie für den Staat die vorzüglichste.

Die Bedingen, die ich hier fordere, sind nicht schwer zu erreichen, dadurch daß man

1) die baulichen Mängel vermeidet, die ich an der Bruchsaler Anstalt rügte;

2) daran fest hält, daß es sich nur um eine Unterdrückung des freien Verkehrs zwischen den Verbrechern handelt, um Verschlechterung zu vermeiden, und daß man nicht durch hartnäckige Principreiterei das Loos der Gefangenen, mehr als zur Erreichung dieses Zweckes nöthig ist, erschwert;

3) daß man die Einzelhaft nicht über vier Jahr ausdehnt;

4) daß man die Gefangenen genügender ernährt als es in Bruchsal der Fall ist und daß man

5) dem Direktor gestattet, in der Behandlung zu individualisiren und nach seinem Ermessen von der Hausordnung abzugehen;

6) daß man keine pietistischen Geistlichen anstellt und diesen überhaupt dringend anräth, ihren Feuereifer zu mäßigen;

7) daß man den Gang der Behandlung des Verbrechers nicht durch unzweckmäßige Urtheilsverschärfungen vermittelst Hungerkost und Dunkelarrest stört und endlich

8) daß man sehr sorgsam in der Wahl der Beamten und Angestellten ist und nicht dem Ersten, der eine Stelle braucht, eine solche im Zellengefängniß giebt, wo andere Eigenschaften gefordert werden, als solche, welche ein Minister von einem „geheimen Agenten" oder gewöhnlichen Polizeidiener verlangt. —

Wenn meine Bemerkungen über das System der Einzelhaft nur oberflächlich erscheinen, so suche man den Grund davon nicht darin, daß ich nichts Weiteres darüber zu sagen wüßte. Die Menge der darüber erschienenen Bücher würde mir Anhaltepunkte genug bieten, eine weitläufige und gründliche Abhandlung über den Gegenstand zu liefern; allein sie würde doch immer nur einen subjectiven Werth und keinen

größeren Nutzen haben, als irgend eins der anderen Bücher. Nur über Das, was ich selbst empfand, kann ich mit Bestimmtheit behaupten, besser unterrichtet zu sein als Andere, und indem ich den Leser damit bekannt mache, überlasse ich es ihm, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Dieser Weg scheint mir zweckmäßiger; denn jeder Leser weiß am besten, in welchen Punkten sich unsere Charaktere berühren und dies bietet ihm einen ungefähren Maßstab für die Wirkung, welche die Zellenhaft auf ihn haben würde.

Wie verschieden die Ansichten über dieselben Gegenstände sein können, wird man recht gewahr werden, wenn man das 133 weitläufige Paragraphen und 229 Seiten enthaltende Buch des Pfarrers Schlatter liest und dasselbe mit dem Inhalt dieses Capitels vergleicht. *) Ich kenne den Verfasser nicht persönlich und weiß nur, daß er ehemals Pfarrer und während der Revolution Mitglied der constituirenden Versammlung war. Sein Name hatte schon von früher her einen sehr guten Klang im Lande, und ich hörte stets als von einem höchst achtungswerthen Mann von ihm reden.

Sein Buch ist mit großer Weitläufigkeit und Sorgfalt ausgeführt und sehr lesenswerth; doch darf man dabei nicht vergessen, daß Schlatter, der Vater einer sehr zahlreichen Familie, in Baden lebte, als er das Buch dort drucken ließ. Dieser Umstand und das Bestreben, „einzelnen Personen nicht zu nahe zu treten" und andererseits empfangene Freundlichkeit anzuerkennen, machen ein sehr mildes Auftreten, ein

*) Das **System der Einzelhaft**, in besonderer Beziehung auf die neue Strafanstalt in Bruchsal. — Stimme eines Gefangenen über **Zuchthäuser**. Von Georg Friedrich Schlatter. Mannheim, Selbst-Verlag des Verfassers. 1856.

Abdämpfen der Urtheile und hin und wieder ein Verschweigen mißliebiger Dinge um so mehr nothwendig, als die Empfindlichkeit in Baden ganz außerordentlich groß ist und jedes Abweichen von der Meinung der Regierungsbeamten diesen schon förmlich ein Fieber zuzieht. Hat doch sogar dieses so außerordentlich milde Buch, welches fast in allen Punkten zu Gunsten der Regierungsansicht auftritt, dennoch an vielen Stellen großes Mißfallen erregt.

Siebenzehntes Capitel.

Der Director. — Der Arzt. — Mein Aufseher. — Ich lerne eine andere Art zu spinnen. — Besuch von Mutter, Frau und Schwester. — Begünstigungen. — Correspondenz mit der Außenwelt. — Fluchtpläne. — Die Erinnerungsblätter. — Besuch einer Freundin. — Mißstimmung gegen den Doctor. — Der Herr Ministerialrath von Jagemann. — Meine Erinnerungsblätter im Morgenblatt. — Käthchen Zöller von Bruchsal. — Hauptmann Stöck entflieht. — Folgen für uns. — Auswanderungsgerüchte. — Abermals Jagemann. — Oel gegen den Ernst des Orts. — Hunger. — Wirkungen. — Käthchen mein Rabe. — Citronensaft — Der Fluchtvlan rückt vor. — Aus dem Tagebuche meiner Frau. — Ihr Abenteuer mit den Preußen. — Ich bitte auswandern zu dürfen. — Soldatenarroganz. — Ein Gefangener ermordet. — Der Pascha von Bruchsal. — Gefangene geprügelt. — Der Director protestirt und wird fortgeschickt. — Der neue Oberaufseher. — Fluchtpläne. — Das zweite Abenteuer meiner Frau. — Der alte Oberaufseher, der ein E—h—renmann war. — Donnerschlag. — Das arme Käthchen. — Brief von ihr.

Nachdem ich im vorigen Capitel den Leser mit meinem neuen Gefängniß und dessen Einrichtungen bekannt gemacht habe, kann ich in der Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse und Wahrnehmungen fortfahren. Das Leben bietet für die meisten Menschen mehr Trübes und Gleichgültiges, als Freudiges und es würde oft eine kaum zu tragende Last sein, wenn nicht der Himmel es so eingerichtet hätte, daß unser Gedächtniß für Kummer und Freude ein durchaus verschiedenes ist. Ist eine kummervolle Zeit vorüber, so verschwindet sie bald aus dem Gedächtniß.

Ich schrieb dies 1856.

Ich bin jetzt seit Jahren der Freiheit wiedergegeben und wenn ich auch überall auf die Folgen meiner sechsjährigen, einsamen Gefangenschaft stoße, so wird es mir doch schwer, mich in die Stimmung zurückzuversetzen, in welcher ich mich zu den verschiedenen Zeiten meiner Gefangenschaft befand. Glücklicherweise habe ich sämmtliche Briefe, die ich vom Gefängniß aus an meine Frau schrieb, und wenn dieselben auch stets die Censur passiren mußten, so kehrte ich mich nur in äußerlichen Dingen an dieselbe. Ich würde es für das Beste halten, am Ende des Buches Auszüge aus diesen Briefen zu geben, die vor ausgeführten Schilderungen trotz ihrer Abgerissenheit den Vorzug haben, daß sie gleichsam ein Daguerreotyp des Seelenzustandes sind, in welchem sie geschrieben wurden, und werde es auch thun, wenn das Werk dadurch nicht zu sehr ausgedehnt wird.

Als ich von meiner Betäubung erwachend auffah, erblickte ich einen Mann, der in die Zelle getreten war, ohne daß ich es bemerkt hatte. „Sind Sie der Director?" fragte ich. Der Mann bejahte es durch eine Geberde und fuhr fort, mich schweigend zu betrachten. Sein Aeußeres erschien mir weder abstoßend, noch einnehmend. Ich fragte ihn, ob ich gezwungen sei, eine solche Verwandelung des Urtheils anzunehmen; ob es mir nicht freigestellt bleibe, die Vollziehung des Todesurtheils zu verlangen? — Er zuckte mit den Achseln und meinte, daß ein solches Gesuch nicht bewilligt werden würde.

Der damalige Direktor hieß Dr. Dietz. Er hatte längere Zeit einem gemeinschaftlichen Zuchthaus vorgestanden und differirte in mancher Hinsicht in seinen Ansichten über die Einzelhaft mit dem Ministerialrath von Jagemann, der überhaupt von manchem der Beamten für einen Narren gehalten

wurde. Das Gesicht des Direktors — eines blonden, untersetzten Mannes — war bei diesem ersten Besuch sehr ernst, fast finster und erschien noch mehr so durch eine Eigenthümlichkeit seiner grauen Augen, deren Pupille sich sternförmig zusammenzog, wenn er in Gedanken auf einen Punkt starrte.

Nicht lange nach dem Direktor erschien der Hausarzt, Herr Fueßlin. Ein Mann in den Dreißigern mit glattem, braunblondem Haar, rundem Gesicht, kleinen Augen, rothem Schnurrbart und dem Wesen eines Officiers; aber freundlich und gutmeinend. Großer Schmerz äußert sich tragisch selbst in den Gedanken und die leichte Art, mit welcher der Doctor bei mir auftrat, verletzte mein Gefühl und seine vertrauliche Weise meinen Stolz, der nie argwöhnischer ist, als in der Erniedrigung. Vor mir stehend, behielt er die Mütze auf dem Kopf, während ich unbedeckt war; das betrachtete ich in „meinem Zimmer“ als eine Geringschätzung, obwohl es nur Gebrauch im Hause war. Der Direktor sowohl wie der Geistliche behielten indessen niemals den Hut auf. — Sehr verletzend ist es auch, wenn Jemand das Unglück, von dem man niedergedrückt wird, als eine Kleinigkeit darstellt und geringschätzig behandelt. Das that der Doctor, wahrscheinlich nur um mich zu trösten. „Oh“, sagte er, „ich habe hier Gefangene gesehn, die Anfangs die Wände hinauf krabbeln wollten, und die nach einigen Wochen ganz glücklich und zufrieden waren. Sie werden wahrscheinlich blind werden; allein das hat ganz und gar nichts zu sagen, es geht bald wieder vorüber.

Mein Aufseher verstand meine Stimmung besser; es war eine freundliche Rücksicht des Direktors, daß er mich zu diesem Aufseher gab, welcher der beste und geachtetste im Hause war. Er war Oberfeldwebel gewesen und hatte den

Aufseherposten nur angenommen, um für den Augenblick ein Unterkommen zu haben, und weil ihm die Stelle als Oberaufseher versprochen war, die voraussichtlich bald erledigt werden mußte. Als der Mann in meine Zelle trat, war er bis zu Thränen bewegt und konnte kaum reden, und als er mir Unterricht im — Spinnen an einem kleinen gewöhnlichen Spinnrocken ertheilte, färbte die Scham, welche andere Leute hätten empfinden sollen, seine Wange. — Ja, ich mußte spinnen. — Der Faden, den ich producirte, war nicht eben fein; allein er war stark genug, dem Wunsch zu genügen, den ich hinein drehte.

Am Tage nach meiner Ankunft im Zellengefängniß wurde ich in das Zimmer des Oberaufsehers beschieden; ich fand hier meine Mutter, meine Frau und noch eine Dame, die ich nicht kannte; es war meine Schwester, die ich seit sieben und zwanzig Jahren nicht gesehen, die ich als junge Mutter verlassen hatte und die unterdessen längst Großmutter geworden war. Sie kam von der russischen Grenze, wo sie wohnte, — um mich im Zuchthaus zu besuchen. Still weinend küßte sie meine Hand, während meine stolze Mutter, vor Aufregung zitternd, mich in ihre Arme schloß. Am meisten rührte mich das kummervolle Gesicht meiner armen Frau, die mit gefaltenen Händen mich von ferne betrachtete; sie hatte mich noch nicht in der Sklaventracht gesehen. — Meine Mutter sah ich hier zum letzten Male. —

Der Aufsichtsrath, unter welchem das Zellengefängniß stand, war beinahe aus denselben Personen zusammengesetzt, welche den politischen Gefangenen im alten Zuchthause mancherlei kleine Begünstigungen bewilligt hatten und der Direktor machte demselben in Bezug auf mich einige Vorschläge, von denen jedoch nur wenige bewilligt wurden, nämlich: das

Tragen eigener, wollener Unterkleider; das Selbstrasiren; der Besitz und das Aufhängen von Porträts und anderer nicht an sich anstößiger Bilder; der Besitz von Blumen in Töpfen und Bouquets und — das Malen in Oel in meinen freien Stunden.

Blumen hatte mir meine Frau mitgebracht und meine Farben erhielt ich bald. Das Malen interessirte mich so sehr, daß die Tage mit außerordentlicher Geschwindigkeit vergingen und ich fast heiter wurde, zum großen Erstaunen meines Aufsehers. Ich malte meine Zelle und mich selbst darin stehend mit untergeschlagenen Armen und die Maskenmütze auf dem Kopfe. Dies Bild mißfiel dem Doctor ausnehmend und er alarmirte sich bei dem Gedanken, welchen Eindruck es machen würde, wenn ich es nach Hause schickte.

Von einem Aufseher des alten Zuchthauses hatte ich den Namen eines andern im neuen erfahren, der geneigt sein würde, alle meine Aufträge zu erfüllen. Eine Mappe mit Papiere, die ich in das Haus mitgebracht, hatte man mir gelassen; dadurch war ich im Stande, mit meiner Frau und meinen Freunden zu korrespondiren, was meistens in einer Chiffreschrift geschah. Briefe an mich unter der Adresse: An den Schuhmachermeister Otto Schulze, die in ein anderes Couvert geschlagen waren, wurden mir durch die vertrauten Aufseher gebracht, welche sich sehr über die Adresse amüsirten und stets an meiner Zellenthür fragten: „Wohnt hier der Schuhmachermeister Schulze?" — Dergleichen Defraudationen waren zwar strenge verboten worden; das war eigentlich immer der Fall gewesen, doch hatte man es früher damit nicht genau genommen, und man kann es den Aufsehern nicht so hoch anrechnen, wenn sie nicht einsehen, daß politische Verbrecher, die sie selbst gar nicht für Verbrecher hielten, strenger behandelt werden müssen, als Diebe und Mörder.

Ueberhaupt war die allgemeine Stimme gegen das mit uns beliebte Verfahren und Niemand glaubte, daß wir länger im Zuchthause bleiben würden, als bis zum Ende des Kriegszustandes, welches nahe bevorstehen sollte. Man sprach von der Absicht, uns in einen andern Welttheil zu senden, und sagte mir später, daß zu diesem Ende mit der holländischen Regierung Unterhandlungen angeknüpft worden wären, die sich aber zerschlagen hätten, wahrscheinlich weil die Holländer auf deutsche Seelenverkäuferei nicht eingingen, oder sich nicht zu Henkersknechten hergeben wollten.

Es liegt nicht in meiner Natur, unfruchtbarer Betrübniß lange Zeit einzuräumen. Ich hatte mich von dem erhaltenen Schlag schnell wieder aufgerichtet und war entschlossen — zu fliehen. Alle Bedenken, die sich früher einer Flucht entgegengestellt hatten, verschwanden vor der unwürdigen Lage, in der ich mich befand. Wurde ich von Außen unterstützt, so war unter den damaligen Verhältnissen die Flucht ein Kinderspiel. Nur meine Zellenthür und die äußere Mauer trennten mich von der Freiheit; denn die nach dem Hofe führenden Thüren wurden damals nie verschlossen, selbst nicht während der Nacht. Das Geländer neben dem Rondengang auf der Umfassungsmauer war noch nicht vorhanden, und der Hof wurde nur von zwei Posten bewacht, welche, besonders Nachts, meistens plaudernd am Eingange beisammen standen. Machten sie wirklich einmal die Runde, so war es leicht, verborgen hinter dem Brennholz, sie vorüber gehen zu lassen. Wurde von der Außenseite ein Seil über die Mauer geworfen, so war es eine Kleinigkeit für mich, darüber hinweg zu kommen. Es handelte sich also nur darum, die Zellenthür zu öffnen, und dazu mußte ein Aufseher bestochen werden. Ich machte Zweien das Anerbieten; sie hatten sehr große Lust, einige hundert Gulden, die

ich ihnen anbot, zu verdienen; allein das Standgericht schreckte sie und sie waren zu feige.

Während ich diese Dinge verhandelte, war ich eifrig damit beschäftigt, ein Manuscript zu vollenden, welches ich bereits in den Kasematten begonnen und im alten Zuchthause fortgesetzt hatte. Es waren dies „Erinnerungsblätter aus Rastatt", an deren Veröffentlichung mir deshalb sehr viel lag, weil ich erfahren hatte, auf welche schmähliche Weise ich von den Demokraten verläumdet wurde.

Nach etwa zehn Tagen wurde ich in die erste, neben der Aufseherzelle gelegene Zelle versetzt, die dicht an der Treppe liegt, was für meine beabsichtigte Flucht sehr günstig war. Ueberdies gewann ich bei dem Tausch, denn die neue Zelle war bei Weitem freundlicher. Am meisten quälte mich der Hunger; denn die Zuchthauskost war für mich fast ungenießbar, und ich hatte nur sehr wenig Geld, die Aufseher zu bestechen, die mit jedem Tage gieriger wurden. Geld, welches mir meine Frau in heimliche Briefe legte, wurde von ihnen ohne Umstände herausgenommen. Ueberdies hatte meine Frau selbst nicht viel, da die Reisen u. s. w., welche sie in meinem Interesse gethan, ihre Kasse ziemlich erschöpft hatten.

Am 13. October erhielt ich abermals einen Besuch von meiner lieben Freundin, Frau Louise Trendelenburg, von der in dem Buche von Ludwig Simon die Rede, und welche nun seit mehreren Jahren die Gattin des letzten Präsidenten des Frankfurter Parlamentes, Dr. Löwe, ist. Ich hatte sie und ihren ersten Mann während meines letzten Aufenthaltes in Berlin kennen gelernt. Als ich mit dem Letztern, Anfang Februar 1849 einen Stabsarzt in der Charité besuchte, erkrankte Herr Trendelenburg, so daß er nicht nach Hause zurückkehren konnte. Am anderen Morgen

ward er in seine Wohnung getragen und starb an demselben Abend in meinen Armen an einem sehr seltenen Zufall: einer Darmverschlingung. Dieser Todesfall traf die junge, zweiundzwanzigjährige Frau äußerst hart. Meine Frau und ich hatten Gelegenheit, ihr in dieser Zeit einige Dienste zu leisten, welche sie höher schätzte, als sie es verdienten, und durch welche ich mir ihre Freundschaft und unbedingtes Vertrauen erwarb.

Nach meiner Abreise nach Baden hatte die junge Wittwe, welche eine eifrige Demokratin war, Gelegenheit gehabt, einem von der Regierung Verfolgten, Herrn von Rappardt, zur Flucht behülflich zu sein. Dieser war glücklich nach der Schweiz entkommen und ging damit um, ein mikroskopisches Institut zu gründen, durch welches er auch seiner Retterin eine Existenz bieten konnte, die durch den plötzlichen Tod ihres Mannes und gerichtliche Weitläufigkeiten unsicher geworden war. Auf ihrer Reise wollte sie mich besuchen; da ich jedoch schon einen Besuch im Monat gehabt hatte, so schlug man es ihr rund ab, mich sehen zu dürfen. Nach vielen Bitten und großer Mühe erhielt sie durch den Director, der die Verantwortlichkeit der Ueberschreitung der Hausordnung auf sich nahm, die Erlaubniß, und ich sprach sie im Zimmer des Oberaufsehers, der so artig war, sie auch in meine Zelle zu führen, während welcher Zeit ich in eine andere gesperrt wurde.

Die Dame hat den Besuch in einem Briefe an Heinrich Simon geschildert, welcher ihn in der National-Zeitung abdrucken ließ.

Dieser Besuch meiner theuern Freundin wurde die Ursache, daß das Mißfallen an den Doctor in eine gründliche Aversion verwandelt wurde. Dieser kam nämlich am andern Morgen eilig zu mir und sagte mit lachendem Munde und

zwinkernden Augen, daß er „das Mädchen" kenne, welches mich gestern besucht habe. Auf meine kühle Entgegnung, daß er sich irre, da die Dame direct von Berlin komme und noch niemals in Baden gewesen, widersprach er mir, behauptete ich sage nicht die Wahrheit und fügte hinzu, daß auch Andere sie kennten, indem sie während der Revolution mit mehreren Officieren einen Abend zugebracht habe! — Ich antwortete ihm, daß ich mich nicht von leichten Damen besuchen ließe, welche mit Officieren die Abende zubrächten, und daß ich mir dergleichen Behauptungen sehr ernstlich verbitten müsse. Auch der Director und die andern Beamten glaubten dem Geschwätz des Doctors und ich ärgerte mich sehr, obwohl ich durch einen im alten Zuchthaus erhaltenen Brief, die Unwahrheit dieses einfältigen und unschicklichen Geschwätzes beweisen konnte. — Der Doctor wollte sich auf einen freundlichen Fuß der Gleichheit mit mir und anderen politischen Gefangenen setzen; verfehlte aber — ohne irgend eine böse Absicht — damals den Ton — und ich war reizbar und verletzt.

Dazu kam noch, daß ich dem Doctor mißtraute und ihn gleich nach den ersten vierzehn Tagen in Verdacht hatte, daß er danach strebe, den Dr. Dietz von seiner Stelle zu verdrängen, um selbst Director des Zellengefängnisses zu werden. Es ist möglich, daß ich darin sehr Unrecht habe; allein ich glaubte es damals, indem ich aus des Doctors Aeußerungen und Handlungen schloß. Er war ein Enthusiast für das Zellengefängniß und ging auf die Ideen des Herrn von Jagemann ein, der bei Dietz nicht diese Bereitwilligkeit fand; außerdem hielt er es mit den Preußen, welche der Director gleichfalls nicht liebte. Ich erwähne diese Umstände, weil sie auf meine Gefangenschaft später Einfluß hatten.

Eines Nachmittags, als ich eben an meinen „Erinnerungsblättern" schrieb, öffnete sich die Zellenthür und ohne von mir Notiz zu nehmen trat ein dürres Männchen herein, mit einem Gesicht wie eine getrocknete Mirabelle, fuhr aus einer Ecke der Zelle in die andere, kauerte sich vor meinem Eckschrank nieder, warf eine Schüssel mit Putzpulver um, die dort noch vom vorigen Zellenbewohner stand, riß einen kleinen Zweig weg, den ich als Rest der mir gebrachten Blumen an die Heizöffnung gesteckt hatte, zeigte auf meine Papierblätter und sagte: „Schreiberei?" — Mit Mühe das Lachen über den possirlichen Knirps verbeißend antwortete ich bestätigend: „Schreiberei." — „Für die Schule?" — „Für mich." — Knirps schlängelte sich zur Thür hinaus. Ich hielt ihn für den Bauaufseher, von dessen Anstellung man sprach, der die Luftheizungsapparate untersuchte und erstaunte nicht wenig, als mein Aufseher mit feierlichem Gesicht hereintrat und mich fragte, was der „Herr Ministerialrath" gesagt habe! — Es war unser höchster Vorgesetzter, der berühmte Erfinder des eisernen Nachttopfes, Herr Ministerialrath von Jagemann!

Der Director hatte mir allerdings in den nächsten Tagen den Besuch dieses gefürchteten Mannes angekündigt — gefürchtet, weil er sich nicht scheute selbst in den Taschen der Sträflinge nach verbotenen Schnupftaback zu visitiren — und mir gerathen, ihn um einige Dinge zu bitten, die ich besonders wünschte und welche der Director nicht gewähren konnte. Ich hatte mir auch wirklich Einiges notirt und bat daher meinen Aufseher, den Ministerialrath zu ersuchen, noch ein Mal zu mir zu kommen; ich hätte ihn nicht gekannt.

Herr von Jagemann war es mit mir ebenso gegangen und er schalt den Aufseher, weil er ihn nicht davon in Kenntniß gesetzt habe, daß ich in der Zelle sei. Der Aufseher öffnete die Thür; ich hörte Jagemann kommen und mußte

lachen, als ich ihn einen Augenblick auf dem Gange stehen bleiben sah, um mir zu Ehren einen halb zerrissenen Glacé-handschuh anzuziehen.

Man sagte dem Ministerialrath nach, daß er mit der provisorischen Regierung kokettirt und auf eine hohe Stelle speculirt habe und daß es ihm nur mit Mühe und Noth gelungen sei, nach Wiederherstellung der alten Herrlichkeit, seinen früheren Posten und vom Großherzoge Verzeihung zu erhalten. Manche Personen, die ihm näher standen, lobten ihn sehr; Andere nannten ihn falsch und Viele einen Narren; mir schien er von all diesem etwas.

Noch nicht in den Geist der Hausordnung eingedrungen, stellte ich an Herrn von Jagemann völlig unerhörte Ansinnen. Da ich in der Zelle entsetzlich fror und durch Erkältung lange Jahre an der Gicht gelitten hatte, so bat ich unter Anderm um die Erlaubniß, einen Schlafpelz tragen zu dürfen, was mit Entsetzen zurückgewiesen wurde. Ich hatte auch um Erlaubniß gebeten, mir eine Lampe kommen lassen zu dürfen; denn damals brannte man noch ganz gewöhnlich construirte, blecherne Küchenlampen, die mir äußerst verhaßt waren; auch diese Bitte konnte der Ministerialrath nicht aus eigener Machtvollkommenheit bewilligen, notirte sie sich aber, um sie in der Sitzung dem Ministerium vorzutragen!! — Die Bitte wurde bewilligt.

Meine Frau, welcher der Gedanke mich in einem so elenden Gefängnisse zu wissen, über welches durch die Presse die grauenhaftesten Gerüchte verbreitet wurden, bei Tag und bei Nacht kein Ruhe ließ, entschloß sich, nach Carlsruhe zu reisen, um einflußreiche Personen dafür zu gewinnen, mir wenigstens einige Erleichterungen zu gestatten und zu gleicher Zeit in Bruchsal das nun beendete Manuscript in Empfang zu nehmen, welches ihr auch durch einen Aufseher überliefert

wurde. Ich selbst schrieb anonym an die Cottasche Buchhandlung und theilte ihr mit, daß meine Frau im Besitz eines Manuscripts von mir sei, welches über die Belagerung und Uebergabe Rastatts das Nähere enthalte. Die Unterhandlungen über dieses Manuscript zogen sich bis in das nächste Jahr hinein und endlich brachte das Morgenblatt einige Auszüge.

Die Demokraten haben es mir zum Vorwurf gemacht, daß ich diesen Artikel im Morgenblatt abdrucken ließ. Ich arbeitete an diesem Journal seit vielen Jahren und war sehr froh, wenn meine Artikel aufgenommen wurden; außerdem wurde das Journal in der ganzen Welt gelesen und zahlte ein gutes Honorar, was meiner armen Frau sehr zu statten kam, da sie nicht wußte, wie sie die Ausgaben bestreiten sollte, welche meine Gefangenschaft verursachten. Ueberhaupt schien es mir eine Abgeschmacktheit, meine Theilnahme an einem schönwissenschaftlichen, gediegenen Blatte aufzugeben, weil derselbe Verleger zugleich Eigenthümer einer politischen Zeitung war, welche andere Ansichten als die der Demokraten verfocht.

Durch einen Aufseher erhielt ich einen Brief von einem andern Gefangenen, der in einem andern Flügel war; er deutete mir an, daß er sich in gewisser Hinsicht sehr gut befinde und wollte mich veranlassen, den Verwalter zu bitten, mich zu verlegen, damit ich dieselben Vortheile genießen könne. Da ich aber in dem Flügel, in welchem ich mich befand, meine Verbindungen hatte, die ich nicht aufgeben wollte und hoffte, meine Flucht möglich zu machen, zu welchem Zweck ein alter, nicht demokratischer Freund, meiner Frau einen Beitrag von dreihundert Gulden sandte, so bat ich einfach um Verlegung in den ersten Stock. Mein Aufseher wurde Oberaufseher, allein leider im alten Zuchthause; wenn ich ihm

auch keine Ungesetzlichkeiten zugemuthet hatte, so verlor ich ihn doch höchst ungern, da er ein sehr braver, theilnehmender Mann und gebildeter war, als die gewöhnlichen Aufseher, unter denen sich damals noch viele Leute befanden, die jenem Hause wenig Ehre machten.

Die Tochter eines Metzgermeisters in Bruchsal, Namens Käthchen Zöller, hatte schon in Rastatt den Kasemattengefangenen viel Gutes gethan und bestrebte sich nun auf alle Weise das Loos der Zellengefangenen zu erleichtern. Ihre Eltern hatten mehrere der Aufseher in Kost und durch diese correspondirte sie mit einer Menge politischer Gefangenen. Sie schrieb mir ebenfalls und bot ihre Dienste an, welche ich auch nach einigen Erkundigungen annahm, und um so lieber, als ich zur Ausführung meiner Fluchtpläne Verbindungen in der Stadt nöthig hatte.

Ein Vorfall erschwerte diese Verbindungen, wie überhaupt die Lage der politischen Gefangenen wesentlich. Hauptmann Stöck, der krank im alten Zuchthause zurückgeblieben war, — entfloh. Ich hatte mit ihm schon über diese Flucht gesprochen und wir würden sie wahrscheinlich gemeinschaftlich ausgeführt haben, wenn wir nicht getrennt worden wären. Einige Tage vor seiner Flucht erhielt ich von Stöck ein Briefchen, in welchem er jedoch von seinem Vorhaben vorsichtigerweiser nichts erwähnte. Die Flucht wurde mit Hülfe seiner ihn besuchenden Schwester ausgeführt, welche, wie behauptet, den Oberaufseher bestach, der abgesetzt wurde; er machte eben meinem Aufseher Platz.

Die Preußen, die sich gewissermaßen als Eroberer in Baden geberdeten, fanden sich zu scharfen Bemerkungen wegen dieser Flucht veranlaßt. Die Nase, welche die badische Regierung von ihren Rettern erhielt, ricochetirte zu Herrn von Jagemann und weiter bis in die untersten Regionen. Alle

den politischen Gefangenen gestatteten Begünstigungen wurden zurückgenommen und sogar die Besuche und die Correspondenz mit ihren Familien für einige Zeit verboten. Am meisten schmerzte es mich, daß mir auch meine Malgeräthschaften abgenommen wurden; ich hatte nur vierzehn Tage lang das Vergnügen gehabt, mich ihrer bedienen zu dürfen. Das mißliebige, angefangene Oelgemälde, mich in der Zelle darstellend, verschwand und ich weiß nicht, wohin es gekommen ist. Den Bleistiftentwurf hatte ich jedoch meiner Frau bei ihrem letzten Besuch mitgegeben.

Auch für die Bewachung des Hauses wurden nun sorgfältigere Anordnungen getroffen; die nach dem Hof führenden Thüren wurden des Nachts geschlossen, die Zahl der Posten im Hofe verdoppelt und mehrere verdächtige Aufseher fortgeschickt, da man bei politischen Gefangenen Briefe und Geld gefunden hatte.

Durch all diese Umstände wurden meine Fluchtpläne modificirt; ich ersann einen neuen, der leicht auszuführen war, der aber wieder an der Entlassung eines der Aufseher und an der Zaghaftigkeit eines andern scheiterte. Held war mit seiner Familie nach Frankfurt gezogen. Er kam nach Bruchsal, um mich zu besuchen, konnte mich aber nicht sprechen; jedoch führte ihn der Director im Hause umher und zeigte ihm alle Einrichtungen desselben. Was er dort sah und meine geheimen Briefe, mit denen ich ihm auch eine Abschrift der „Hausordnung" schickte, gab ihm Stoff zu einer kleinen Broschüre über das Zellengefängniß, auf deren Titelblatt sich die Skizze befand, welche ich meiner Frau mitgegeben hatte. Sie erschien jedoch erst Anfang 1850.

Held war von Bruchsal nach Carlsruhe gegangen und hatte dort Herrn von Jagemann und andere Personen besucht, aus deren Unterhaltung er entnahm, daß man uns im Früh-

jahr die Erlaubniß zum Auswandern nach Amerika zu ertheilen beabsichtige. Die Preußen wollten Held in Carlsruhe nicht leiden; er erhielt Befehl sogleich abzureisen und da er dies nicht mit dem nächsten Zuge that, so arretirte man ihn, und brachte ihn zunächst nach Heidelberg, wo er eine Nacht im Gefängniß schlief, und dann über die Grenze. —

Herr von Jagemann besuchte mich, wenn er nach Bruchsal kam, fast jedes Mal. Wir sprachen Mancherlei über die Einrichtungen im Gefängniß und auf meine Bemerkung, daß diese Gefangenschaft für Leute meiner Art unendlich viel härter sei', als für solche aus den untern Ständen, antwortete er spottend: „Was wollen Sie? Sie haben ja hier die Gleichheit, die Sie im Staat verlangen?“ Einst überraschte er mich, als ich eben berechnete, wie viel Nahrungsstoff die Ration eines Sträflings enthalte und wieviel das, was ich in meinem gewöhnlichen Leben in der Freiheit zu mir zu nehmen pflegte. Er wollte das Ungenügende der Nahrung nicht zugeben und machte geltend, daß berühmte Physiologen ihm gesagt hätten, wie der Mensch mit acht Loth Brod täglich bestehen könne, und erzählte mir einen Fall eines Gefangenen, der sich lange Zeit durch eine Schachtel Oblaten am Leben erhalten habe. Jagemann wollte mir das Oelmalen nicht wieder gestatten; doch hatte er nichts gegen Wasserfarben. Oelmalen, sagte er, sei gegen den „Ernst des Orts“. Es hieße im ganzen Lande: „Ja, Corvin hat es gut, der steht an seiner Staffelei und malt romantische Bilder.“ — Ich habe nie begreifen können, warum dem Ministerialrath das Oel spaßhafter als das Wasser vorkam. — In seinem Buche über die Einzelhaft redet er von den Zellenfenstern und bezeichnet die gewellten Scheiben derselben als ein „sinnverwirrendes Medium.“ Der Mann schien von Jugend auf mit großem Erfolge durch

ein solches „sinnverwirrendes Medium" in die Welt geschaut zu haben!

Durch den häufigen Wechsel der Aufseher und deren Spitzbüberei wurden meine Verbindungen nach Außen häufig unterbrochen. Was ich an Lebensmitteln erhielt war nur unbedeutend und es ging mir oft ganz erbärmlich, besonders da ich die schweren Speisen nicht vertragen konnte. Jeder Unbefangene bemerkte, wie ich zusehens zusammenfiel, so daß selbst Angestellte davon betroffen und gerührt wurden. Einer derselben, ein sehr achtbarer Mann, der im Hause großes Zutrauen genoß, kam einst zu mir und gab mir ein großes Stück in Papier gewickelte — Cervelatwurst; „er hätte mein verhungertes Gesicht nicht länger so mit ansehen können."

Einst als ich die Treppe hinab in den Spazierhof ging, steckte mir der dort stehende Aufseher ein Papier zu, in welchem ein großes Stück gekochter Schinken eingewickelt war. Ich steckte es eiligst in meine Brusttasche, um es zu essen, wenn ich in meine Zelle zurückgekehrt sein würde; aber dies Stück Schinken brannte mir fast mehr auf dem Herzen, als irgend etwas, das ich je auf demselben gehabt habe. Mein Mund wässerte gleich dem eines wohlgezogenen Hundes, dem man lange einen guten Bissen vorhält, ohne ihm denselben zu geben. Endlich besiegte der Heißhunger jedes Schamgefühl und selbst die Vorsicht; ich verbarg mich so gut es ging im Spazierhof und biß mit einer Gier in den Schinken, die jeder Bestie Ehre gemacht haben würde!

Zu den Folgen des Hungers gesellten sich noch die der baulichen Mängel des Hauses und besonders die entsetzliche Luftheizung, um meine Gesundheit zu erschüttern. Ich litt unsäglich an Reißen im Kopf und in den Zähnen und befand mich in einem beständigen Fieber. Langes Haar gewohnt und nun à la galérien geschoren, war mein Kopf gegen

den geringsten Zug empfindlich und selbst während der Nacht, im Bette, war man nicht davor sicher. Der Doctor kurirte meine Uebel durch Versprechungen und machte mich so ungeduldig, daß mir seine Nähe förmlich unerträglich wurde. Durch seine Anwesenheit wurden meine Nerven dermaßen gereizt, daß ich nur mit Mühe an mich hielt und, wenn er mich verlassen hatte, oft in einen Strom von Thränen ausbrach. Glücklicherweise für mich ward er selbst krank und während seiner langen Abwesenheit versah seine Functionen ein preußischer Bataillonsarzt, der sich nicht genug über die schlechten und knauserigen Einrichtungen einer äußerlich so prunkhaften Anstalt wundern konnte. Ihm verdankte ich die Verordnung von einigen Schwefelbädern, wie auch, daß mir anstatt meiner $1^1/_2$ Pfund Schwarzbrod 12 Loth Weißbrod und zwei Schoppen Milch gegeben wurden. Das war, nebst den vier Loth Fleisch jeden andern Tag, lange Zeit hindurch meine einzige Nahrung.

Ich glaube, ich würde in dieser Zeit dem Hunger und der Luftheizung, im Verein mit den andern Uebeln, erlegen sein, wenn es Käthchen nicht hin und wieder wochenlang gelungen wäre, mir einige Nahrung zukommen zu lassen. Manchmal wurde mitten in der Nacht die Klappe in der Thür geöffnet und von unbekannter Hand ein von dem braven Mädchen kommendes Päckchen auf mein Bette geworfen. Ich correspondirte mit ihr meistens mit Citronensaft. Die Schrift kommt erst zum Vorschein, wenn sie über eine Flamme gehalten wird. Diese Vorsicht war um so nothwendiger, als die Aufseher neugierig und auch Zufälligkeiten zu besorgen waren, durch welche meine Briefchen bei denselben gefunden werden konnte; ein weißes Blättchen erregte keinen Verdacht. In späterer Zeit correspondirte ich auf diese Weise selbst in den Briefen, die durch die Hände des

Directors gingen, meistens aber in Chiffern, damit im Fall einer zufälligen Entdeckung wenigstens nichts Gefährliches verrathen würde.

Am Anfang des Jahres 1850 ging es mir einige Zeit in so fern erträglich, als ich in meinem Flügel Aufseher hatte, welche sich gegen gute Bezahlung sehr eifrig zeigten, mir zu dienen. Der eine von ihnen brachte mir alle Morgen, wenn er vom Frühstück aus der Stadt kam, in einer flachen Branntweinflasche Chokolade oder Kaffee mit, den er an seiner Brust warm erhielt; ja eines Abends, als dieser Aufseher die Wache hatte, wurde ein regelrechter Grog in meiner Zelle gebraut. Auch an Cigarren fehlte es nicht, von denen ich eine oder zwei rauchte, wenn das Licht bereits ausgelöscht war. Das Beobachtungsloch verhängte ich stets durch ein Kleidungsstück, vorgeblich um den durch die Ritzen der Thür dringenden Zug abzuhalten.

Diese günstigen Umstände ließ ich zur Betreibung meines Fluchtplans nicht vorüber gehen; die Sache wurde jedoch mit jeder Woche schwieriger, denn man fand stets neue Veranlassung, die Vorsichtsmaßregeln zu vervollkommnen. Die Hauptschwierigkeit lag darin, daß ich in meiner Zelle die Verhältnisse nicht genügend kennen lernen und ebenso wenig mich über lokale Schwierigkeiten nach Wunsch orientiren konnte. In dem Zimmer des Oberaufsehers hatte ich einen Grundriß des Gefängnisses gesehen und durch ihn wurde ich mehr aufgeklärt, als durch die Antworten der Aufseher, da überdies meine Fragen immer nur sehr unverfänglich sein durften. Oft mußte ich wochenlang auf eine passende Gelegenheit warten, irgend eine an und für sich unbedeutende Frage zu thun und ehe ich nicht vollständig das Terrain kannte, konnte ich an Ausführung eines komplizirten Fluchtplanes nicht denken.

Der Aufseher, von dem ich oben redete, verstand mich so ziemlich; er sagte mir, daß von dem Keller unter dem Mittelthurm eine kleine eiserne Thür in einen Gang öffne, der unter dem Eingang hindurch bis in einen Keller führe, welcher unter dem Thorgebäude, grad unter dem Militärwachlokal liege. Aus diesem Keller führe eine Thür auf den Platz vor der Wache, zwischen dem äußern Gitterthor in der Mauer und dem massiven eisernen Thor. Das Wachlokal habe keine Fenster nach Außen und es befänden sich in der Mauer keine andere Oeffnungen als zwei Kellerlöcher, die groß genug, um einen schlanken Menschen hindurchzulassen, allein durch starke Eisenstangen vergittert seien. Diese Notizen dienten meinem Fluchtplan zur Grundlage; daß er mich mehrere Monate beschäftigte, wird aus dem Obengesagten begreiflich sein. Wie die Sache fortschritt werde ich später mittheilen.

Die Correspondenz war schon im Dezember wieder gestattet worden und die Besuche sollten gleichfalls wieder erlaubt werden, wenn das Sprachzimmer vollendet sein würde. Der Baumeister nahm sich jedoch Zeit und es vergingen darüber noch mehrere Wochen. Als es endlich vollendet war beschloß meine Frau, nach der ich mich sehr sehnte, mich zu besuchen; es war dies in den letzten Tagen des Februars. Die Erlebnisse dieser Reise mag sie selbst schildern; ich entnehme sie ihrem Tagebuch.

„26. Februar. Ich stand zu spät auf und konnte deshalb nicht mit dem ersten Zug nach Mannheim fahren, wo ich unsere lieben Freunde besuchen wollte; dieser Verzögerung verdankte ich es jedoch, daß Fritzchen (Helds Frau) und ihre kleine Helene mitreisten. Die Reise schien mir schrecklich lang; ich konnte an nichts Anderes denken, als wie ich Dich wiederfinden würde und die traurigsten Vorstellungen

quälten mich. Als wir in Bruchsal ankamen war es noch zu hell, um unerkannt auf der Straße zu bleiben. Ich wartete also im Gasthof bis es ganz dunkel war, zog eine große Haube über die Ohren und ging aus, ohne genau zu wissen wo Käthchen wohnt; ich hatte jedoch das Glück, sie gleich zu finden. Ich hatte alle Sachen für Dich in der Reisetasche und gleich mitgenommen, so daß ich sie Käthchen geben konnte, von der ich Deinen lieben, freundlichen Brief erhielt. Daraus sah ich, daß die Erwartung mich zu sehen, Dich in eine frohe Stimmung versetzt hat. Du armer Gefangener! Daß Dich selbst ein solches Wiedersehen erfreuen kann, zeigt wie arm Du an jeder Freude bist. — Durch Käthchen habe ich nichts erfahren, was auf Dich Bezug hat, aber * * * habe ich als einen Menschen kennen gelernt, von dem man annehmen kann, er thue Alles mit Geschick, wenn er will und gewonnen ist. Ich will auf ihn meine Hoffnung zu einem Fluchtplan bauen, wenn keine Aenderung Deiner Lage in Bälde eintritt. — Beruhigt und froh kehrte ich in den Gasthof zurück. Ich habe Käthchen die Rechnung für vierzehn Tage mit einundzwanzig Gulden bezahlt, was freilich sehr viel ist, und ich bin versichert, daß ich habe zu viel bezahlen müssen; aber dennoch freut es mich, da ich durch Deine Briefe doch mit Bestimmtheit weiß, daß Du Vielerlei bekommen hast, was für Deine Gesundheit und Erhaltung von unbezahlbarem Werthe war. Deshalb bezahle ich die Rechnung mit einer wahren Wonne; ich las nach was Du erhalten und freute mich ganz kindisch zu sehen, daß Du nach so langen Entbehrungen doch einmal menschliche Nahrung gesehen und geschmeckt hattest. Ich schlief wenig, da ich an die Stunde des Wiedersehens dachte. In einer Stadt mit Dir und so getrennt zu sein, das ist hart; und doch möchte ich Dir immer so nahe sein, dann wüßte ich doch gleich was

Dir geschieht, während ich jetzt erst immer erfahre, was schon vor Tagen geschehen ist.

27. Februar. Ich stand früh auf und wollte Blumen für Dich kaufen, ehe ich in das Gefängniß ging, denn die, welche ich mitgebracht hatte, waren schon zwei Tage alt und verwelkt. Auch wollte ich gern einen Epheustock kaufen, damit Du doch etwas Grünes und Lebendes in Deiner einsamen Zelle hättest. Es war halb Neun und ich wollte mit Fritz und dem Kind das Zimmer verlassen, als zwei Polizeidiener eintraten und nach meinem Paß fragten. Ich sagte ihnen, daß ich weder Paß noch andere Papiere habe, da mein Mann hier gefangen sei und die Preußen ihm sein Eigenthum und auch seine Papiere abgenommen hätten. Damit gingen die Polizeidiener zum Hauptmann von Wedell, der Stadtcommandant ist, kamen aber bald wieder zurück, mit einem geschriebenen Befehl, nach welchem mir aufgegeben wurde, vor vier Uhr Nachmittags mein Zimmer nicht zu verlassen, da ich bis auf Weiteres arretirt sei. Ein Grund wurde nicht angegeben. Dies veranlaßte mich selbst zu dem Hauptmann gehen zu wollen. Die Polizeidiener wollten zwar nicht leiden, daß ich das Zimmer und noch weniger das Hotel verließ; allein ich erzwang mir durch rasches Gehen die Erlaubniß und sie konnten nichts Anderes thun, als mir auf dem Fuße folgen. Diese Menschen versuchten es zwar, Fritzchen, welche zuerst die Schwelle der Hausthür überschritt, am Arm und Kleid zurück zu halten; allein sie schrie den Polizeidiener so erbittert an, daß er den Muth verlor, eine so schöne, zornige Frau mit Gewalt zu halten und unentschlossen von ihr abließ. Hauptmann von Wedell war sehr artig und entschuldigte sich mit seiner Dienstpflicht; bestand aber streng auf die wörtliche Ausführung seines Befehls. Nur mit großer Mühe und Ueberredung konnte ich ihn dazu bewegen, zu Director Dietz

zu gehen, und mit ihm zu berathen, ob es wohl nicht allzugefährlich sei, wenn man mir gestatte, meinen unglücklichen Gatten zu sehen. Ich war noch nicht lange in mein Hotel zurückgekehrt, als Hauptmann von Wedell kam und mir sagte, daß ich in das Gefängniß gehen könne, jedoch nur unter Begleitung der Polizisten.

Ich ging sogleich, suchte aber vergeblich nach Blumen. Je näher der Augenblick kam, wo ich Dich sehen sollte, desto beklommener ward mir und mein Herz klopfte heftig. Aber der Gedanke, Deinen Kummer nicht durch das Zeigen des meinigen vermehren, sondern Deinen Muth vielmehr aufrichten zu müssen, gab mir Kraft. Oft konnte ich kaum glauben, daß Du wirklich in einem Zuchthause seiest; es schien mir wie ein böser Traum.

Als wir das Gefängniß erreichten und in das Portierzimmer traten, fragte ich nach dem Director, um mich zu erkundigen, weshalb Fritzchen Dich nicht sehen solle, was er ausdrücklich verboten hatte. Ich vermuthe es geschah, weil er ihren Mann für den Verfasser einer mißliebigen Broschüre über das Zellengefängniß hielt; allein er war nicht zu sprechen.

Dicht an das Zimmer des Portiers stößt das Sprachzimmer, in welches zwei Thüren führen. Die, durch welche der die Aufsicht habende Aufseher eintritt hat Glasfenster, wahrscheinlich damit man ihn kontrolliren kann; die andere Thür führt in eine zweite Abtheilung des Zimmers, welche durch eine Barriere und ein Gitter geschlossen ist. *) Eine dritte Abtheilung, gleichfalls vergittert, hat ihren Eingang von der Gefängnißseite vermittelst einer massiven, eisernen Thür. Aus dem Portierzimmer sah ich meinen Mann durch

*) Später wurde ein bis an die Zimmerdecke reichendes enges Drahtnetz angebracht.

die Fenster in der Thür. Als der Aufseher dieselbe öffnete, um in die mittlere Abtheilung zu treten, folgte ich ihm auf dem Fuß, um meinen Mann die Hand zu reichen; allein ich ward ohne Erbarmen zurückgedrängt und durch die andere Thür in die für Besucher bestimmte Abtheilung geführt.

O, dieses Sprachzimmer ist eine gräßliche Erfindung! Ich bin nicht im Stande die Seelenqual auszudrücken, die ich in diesen Augenblicken erduldete. Alle Monat ist dem Gefangenen gestattet, Frauen, Eltern oder Kinder zu sehen. Jedes zärtliche Wort ist durch die Gegenwart des Gefangenwärters zurückgedrängt, dessen Gesicht die Ungeduld zeigt, mit welcher er die Minuten zählt; er zählt sie nach den Schlägen der Uhr und nicht nach denen des Herzens! Es war ein entsetzlich schmerzliches Scheiden, — herzzerreißend, mein armer Otto, Dein bleiches Gesicht, Deine traurigen Augen und Deine zusammengepreßten, farblosen Lippen zu sehn! Es war ein Augenblick, darüber den Verstand zu verlieren! Welche entsetzliche Gedanken bedrängten zugleich den Geist. Ein geliebtes Wesen so lebend in sein Grab zurückkehren sehen! — Wird er wieder zurückkehren? und wenn auch — wie? — Vielleicht — wahrscheinlich — mit kränklichem Körper, zerrüttetem Geist — kaltem Herzen, — ein zertrümmerter Mann. — —

Ergriffen und schweigend kehrte ich in mein Zimmer zurück. — Gegen vier Uhr kam der Hauptmann zu mir, um mir zu sagen, daß ich abreisen könne, aber bis zu meiner Abreise in meinem Zimmer bewacht bleiben und mir dann die Begleitung eines Gensd'armen bis zur Grenze gefallen lassen müsse.

So blieb ich denn bis zum andern Morgen. Ich schrieb Dir noch einen Brief und versuchte, denselben durch Fritz zu Käthchen tragen zu lassen; allein auch sie durfte das Zimmer

nicht verlassen. Der Kellner besorgte den Brief und brachte mir auch bald Deine Antwort. Ich habe alle Briefe, die Du Käthchen für mich gegeben hattest, verbrannt, weil ich fürchtete, man möchte meine Sachen durchsuchen. *)

1. März. Ich stand bei Zeiten auf, denn ich wollte so schnell als möglich den Ort verlassen, um die unangenehme Wache los zu werden. Sehen wollte ich Dich nicht mehr; **) ich hatte weder den Muth noch die Kraft, die peinliche Scene von gestern zu wiederholen. — Man war so unverschämt mir die Rechnung für meine Bewachung zu schicken, allein ich schrieb darunter, daß ich sie nicht bezahlen würde. Halb sieben Uhr Morgens fuhren wir, den Polizisten zur Seite, nach dem Bahnhof und wurden da einem Gensd'armen übergeben, der uns bis zur badischen Grenze begleitete. — Ich sagte beim Einsteigen zu den im Wagen sitzenden Herren: „Wundern Sie sich nicht, zwei Damen in Begleitung eines Gensd'armen zu sehen; ich habe das ungeheure Verbrechen begangen, meinen gefangenen Mann in Bruchsal zu besuchen.“ Man wunderte sich sehr; ich gab die nähere Erklärung und der mir zunächst sitzende Herr fragte sehr genau nach Allem, zeigte mir viel Theilnahme und gab mir, ehe wir schieden, seine Karte: „v. —, Königlich Preußischer Geheimrath.“

Als ich in Bruchsal einstieg, folgte mir sogleich ein Herr, der mir zuflüsterte: „Schicken Sie unter der Adresse H. K— an Frau * * * in Heidelberg diesen Brief; es hat

*) Es waren dies alle Briefe, die ich während meiner Gefangenschaft von meiner Frau, aus der Schweiz und von anderen Orten empfangen hatte und die ich bei mir mit Recht nicht sicher wähnte, aber nicht vernichten wollte.

**) Da der Monat März begonnen hatte, so hätte sie mich auf Rechnung dieses neuen Monats wieder besuchen können.

eine besondere Bedeutung; ich fahre deshalb mit Ihnen bis zur nächsten Station; ich wollte Sie besuchen; allein man ließ mich nicht zu Ihnen, doch schweigen Sie." — Er sah mich an, als habe er mir viel in Bezug auf die Gefangenen zu sagen. — Ich habe auch sogleich an Frau * * * geschrieben. —

Unter dem 13. März finde ich im Tagebuch meiner Frau folgende auf das Vorhergehende bezügliche Stelle: „Ich bin in fieberhafter Unruhe; heute solltest Du und die Gefangenen befreit werden. — Ob es möglich ist, — ob es gelingt — ob überhaupt der Plan ausgeführt wird, das Alles sind Fragen, die mich auf das Aeußerste quälen. Ich fürchte beinahe, daß etwas geschieht und nicht glückt, daß die Gefangenschaft noch härter wird und die Vorsichtsmaßregeln geschärft, so daß dann an gar keinen Fluchtversuch zu denken ist."

Ich erfuhr nichts Näheres von diesen Plänen, die auch keine weitere Folgen gehabt haben. — Meiner Frau wurde verboten, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Prinzen von Preußen, oder des Generals von Schreckenstein, Baden zu betreten.

Die Gerüchte gewannen täglich an Wahrscheinlichkeit, daß die Regierung damit umgehe, den politischen Gefangenen das Auswandern nach Amerika zu gestatten. Dr. Kaucher's Frau hatte darum für ihren Mann gebeten, doch es war „zur Zeit" abgeschlagen worden. Da sich viele Gefangene scheuten, ein Gesuch an die Regierung zu richten, und es von einigen Einfluß sein konnte, wenn ich damit voranging, so schrieb ich unterm 6. März an das Justizministerium. Meine Eingabe war sehr lang und keineswegs demüthig, wie folgende Stelle beweisen mag: „Die Versprechungen des Grafen Gröben wurden nicht gehalten und mein Name dadurch mit

dem häßlichen Verdacht der Verrätherei gebrandmarkt. — Man sperrte uns in noch nicht fertige, feuchte Kasematten und hatte nicht einmal die Sorgfalt für uns, welche man für Schlachtvieh gehabt haben würde, man ließ uns ohne Stroh, selbst ohne Wasser. — Die Syrakusaner sperrten einst siebentausend kriegsgefangene Athener in die nicht so ungesunden sicilischen Steinbrüche und das wurde schon vor länger als zweitausend Jahren für eine Barbarei gehalten. Darüber klage ich indessen ebensowenig wie über die erlittenen körperlichen und moralischen Mißhandlungen; denn jedes Volk behandelt seine Kriegsgefangenen eben wie es seiner Bildungsstufe angemessen ist; ich hatte von den Preußen nichts Anderes erwartet und nach ihrer Ansicht widerfuhr uns noch eine anständige Behandlung."

Es erfolgte denn auch bald, wie zu erwarten, eine abschlägliche Antwort und Herr von Jagemann sagte mir, mein Gesuch sei noch zu früh gekommen; wenn man zu zehn Jahren verurtheilt sei, müsse man doch wenigstens ein Jahr sitzen. —

Ich habe später diese Gesuche um Auswanderungserlaubniß wiederholt; das durch einen beharrlichen Trotz in dieser Beziehung behauptete Princip schien mir nicht wichtig genug, deshalb meine Gesundheit und das Glück meiner vielgeprüften Frau auf das Spiel zu setzen. Wenn einige Gefangene anders handelten, wie Mögling und Schlatter, so achte ich ihre Ansicht, ohne daß ich ihr für meine Person Werth beilege.

Das Benehmen der Regierung in Bezug auf die Auswanderungsangelegenheit wie überhaupt auf die Begnadigungen ist mir durchaus unerklärlich und schien meinem beschränkten Unterthanenverstande oft geradezu kindisch. Heute wurde der Direktor aufgefordert, die Gefangenen zu Auswanderungs-

gesuchen zu veranlassen, und wenn sie dieselben einreichten, so erhielten sie in wenigen Tagen die abschlägige Antwort. Es waren offenbar zwei Parteien im Ministerium, die grade entgegengesetzte Meinungen hatten. Die Leutchen, selbst ohne alle politische Bedeutung, kamen sich mit einer solchen Menge politischer Gefangenen so wichtig vor! — Der Präsident des Justiz-Ministeriums, Staatsrath Stabel, ein ebenso tüchtiger als liebenswürdiger Mann, war für Milde; auch der gute Großherzog hatte es lange vergeben, daß er auf einem Protzkasten sitzend bei Nacht und Nebel hatte zum Lande hinauskutschiren müssen, — aber da waren ein paar Räthchen, die sich von der durch Verletzung ihrer Würde verursachten Alteration noch nicht wieder erholen konnten. Je mehr Angst sie ausgestanden hatten, desto erbitterter waren sie auf die Urheber derselben. Je feiger, desto grausamer!

Auch die Verschiedenheit des Verfahrens gegen die Gefangenen fiel jedem Unbefangenen auf. Ehemalige badische Officiere, die Bataillons befehligt und fast alle Gefechte mitgemacht hatten, kamen nach Kisslau auf die Festung und wurden schon vor Ablauf des ersten Jahres begnadigt, während Andere, die gar keine Verpflichtungen gegen Baden hatten, viele Jahre im Zuchthause schmachten mußten. Doch auch gegen „Ausländer“ handelte man sehr ungleich. Eduard Sander wurde schon aus dem Untersuchungsarrest gegen Caution entlassen, und als er von dem ordentlichen Gericht — nicht Standgericht! — zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurde, entließ man ihn gegen Zahlung von 1000 Gulden sogleich nach Amerika, ohne daß er eine Stunde im Zuchthause gesessen hätte. —

Das Frühjahr und ein Theil des Sommers verging unter Vorbereitungen zur Flucht; ich verzweifelte fast über die Langsamkeit, mit welcher alles vorwärts ging; allein die

Sache ließ sich einmal nicht übereilen. Meine Frau schickte mir verhältnißmäßig bedeutende Summen, denn die Aufseher, die ich gebrauchte, waren keineswegs blöde oder bescheiden. Der Fluchtplan leuchtete mir von Tag zu Tag mehr ein und ich faßte den Gedanken, nicht allein zu gehen, sondern wo möglich sämmtliche politische Gefangenen mitzunehmen. Ein solches Unternehmen reizte mich seiner Kühnheit wegen außerordentlich und eben dieser Kühnheit wegen war die Wahrscheinlichkeit des Gelingens groß.

Vor allen Dingen mußte ich mich, da ich der Feigheit der Aufseher mit Recht mißtraute, in den Stand setzen, den Plan nöthigenfalls ohne deren thätige und unmittelbare Hülfe ausführen zu können. Zu diesem Ende mußte ich haben: Einen Zellenschlüssel; den Schlüssel zu der kleinen eisernen Thür, welche vom Mittelkeller aus unter das Thorgebäude führte; einen Hauptschlüssel; einen Schlüssel zu dem äußern und zu dem großen eisernen Thor. Alle diese Schlüssel ließ ich durch eine vertraute Person außerhalb Deutschland nach Wachsabdrücken, die ich durch Aufseher erhielt, anfertigen; den wichtigsten Schlüssel zu der kleinen eisernen Thür verschaffte ich mir jedoch im Original. Ein vertrauter Aufseher stahl ihn aus dem Schlüsselschrank des nachlässigen Oberaufsehers. Der Verlust wurde gar nicht bemerkt, da erstlich der Schlüssel nur äußerst selten gebraucht wurde und außerdem mehrere Exemplare vorhanden waren. Den Zellenschlüssel erhielt ich in einem großen Stück Kuchen, welches mir Käthchen Zöller schickte. Ich mußte lange daran feilen, ehe er paßte, denn er war viel zu massiv gerathen. Da ich mit Leichtigkeit die Fütterungsklappe vermittelst eines in die Ritze gesteckten Messers öffnen konnte, so brauchte ich nur mit dem Arm hindurch zu greifen, um an das Schlüsselloch zu gelangen.

Von der Schweiz her erhielt ich einen guten Paß nebst vierzig Thaler. Der Brief fiel einem unterdessen weggeschickten Aufseher in die Hände; er öffnete ihn und hatte große Lust, das Geld für sich zu behalten; mit großer Mühe erlangte ich den Paß und etwa die Hälfte des Geldes.

Sollte die Befreiung sämmtlicher Gefangenen gelingen, so mußten von außerhalb Mittel herbeigeschafft werden, sie sogleich fortzubringen; allein Niemand von meinen Freunden wollte sich auf so gefährliche Dinge einlassen. Sogenannte „verständige Leute", betrachten jedes kühne Unternehmen als Wahnsinn. Auch war das nöthige Geld nicht sogleich bei der Hand und über all diese Philistereien vergingen Monate. Endlich sah ich mich genöthigt, auf diesen schönen Plan zu verzichten und halte es deßhalb für überflüssig, ihn zu detailliren; das würde nur die Zuchthausbeamten interessiren.

Von nun an beschloß ich für mich allein zu sorgen und dazu bedurfte es nicht solcher Weitläufigkeiten. Vermittelst meiner Schlüssel gelangte ich ohne alle Schwierigkeit in den Keller, aus welchem zwei Luftlöcher ins Freie führen. Die vor denselben stehenden Eisenstäbe boten die einzige Schwierigkeit; um sie zu durchsägen, ließ ich mir das Nöthige kommen; allein es wurde Unbrauchbares geschickt und es erhoben sich andere Schwierigkeiten, die Zeit erforderten, um besiegt zu werden.

Eine derselben war das Fortschicken eines mir sehr brauchbaren Aufsehers. Ich gewann zwar gleich wieder einen andern, der mir in vieler Beziehung weit besser diente, aber ein solcher Hasenfuß war, daß er bei dem bloßen Gedanken an Standgericht u. s. w. wie Espenlaub zitterte. Meine Briefe, Nahrungsmittel und dergleichen besorgte er mit dem größten Eifer, da ich ihn gut bezahlte; ja er lieferte mir sogar alle Morgen einen ganz genauen schriftlichen

Rapport über Alles, was im Hause vorging und was er in der Stadt hörte, da er nicht wagen durfte, oft in meine Zelle zu gehen, ohne Verdacht zu erregen. Durch ihn erhielt ich auch von Käthchen ganz regelmäßig meine Zeitungen.

Meine Werkzeuge verbarg ich in der Zelle auf eine sehr sinnreiche Weise; kein Mensch würde sie gefunden haben und ich mußte jeden Augenblick eine Visitation erwarten, wie sie bereits bei anderen Gefangenen stattgefunden hatte. In dem Behälter für den Jagemann ist zum Abzug seines Athems eine Thonröhre angebracht. Ich verschaffte mir ein Stückchen Rohr und band an das eine Ende desselben das Päckchen, welches die Schlüssel u. s. w. enthielt. Diesen Stock bog ich zusammen und schob ihn so hoch als nur immer möglich in die genannte Röhre. Nur wenn ich mich platt auf den Boden legte, konnte ich vermittelst eines auf besondere Weise angebrachten Hakens das Rohr erreichen und dadurch zum Auseinanderschnellen bringen, wodurch ein Bindfadenende in den Bereich meiner Hand kam. Eine Entdeckung war absolut unmöglich, ohne die Mauer einzureißen. Hier verwahrte ich auch Geld und Briefe. —

Schon früher bemerkte ich, daß die Preußen sich in Baden benahmen, als hätten sie das Land erobert. Ihr Betragen war so arrogant selbst gegen die treugebliebenen Beamten, daß der Unwille gegen sie allgemein wurde. Sie begnügten sich nicht damit, die Ruhe aufrecht zu erhalten, sondern mischten sich in alle mögliche Angelegenheiten und modelten alle Gesetze nach ihrer eigenen Willkür um. Dieser Tadel trifft hauptsächlich die Befehlshaber und den schlechteren Theil der Officiere, deren Achtung vor dem Civilgesetz überhaupt gering war; die gemeinen Soldaten waren im Allgemeinen beliebt; allein in manchen Regimentern gelang es doch den Vorgesetzten, ihnen Das einzuflößen, was von den Officieren

der „preußische Militärjeist" genannt und von den Süddeutschen ganz besonders gehaßt wurde. Die verständigeren Soldaten gefielen sich freilich trotzdem nicht in Brutalitäten; allein unter den jungen Leuten der Linienregimenter gab es nur zu viele dumme Jungen und solche — ob uniformirt oder nicht — gefallen sich stets darin, eine erworbene Autorität bei jeder Gelegenheit zu zeigen und dieselbe immer weiter auszudehnen.

Wir Gefangene hatten unter dieser Autoritätssucht viel zu leiden, und um so mehr, als manche preußische Officiere ihre Freude daran fanden, wenn wir recht gründlich geärgert wurden. Die einzigen von ihnen abhängigen Personen, durch welche das erreicht werden konnte, waren die im Zuchthaushofe aufgestellten Schildwachen und diese verfehlten dann auch nicht, in den Humor ihrer Officiere einzugehen; sie ennuyirten uns nach ihren besten Kräften.

An einem Sonntag Vormittag war ein Beamter in meiner Zelle, dem ich sehr lebhaft Etwas erzählte. Da nicht gearbeitet wurde, so konnte man jedes Wort im Hofe hören und die unter meinem Fenster auf- und abgehende Schildwache fand sich veranlaßt, mir zuzurufen: „Das Maul gehalten! Dies ist kein Unterhaltungshaus, sondern ein Zuchthaus". Ich lachte laut und sagte zu dem Beamten: „Sagen Sie doch dem Rekruten, daß er sich um seine Nase bekümmere", worüber der Soldat ganz wüthend wurde.

Ein anderer umging herausfordernd den Spazierhof, um irgend eine Veranlassung zum Zeigen seiner Autorität zu finden. Ich hatte im Hof eine mir von meiner Frau geschickte Mütze aufgesetzt, die mir der Director gestattet hatte. Der Soldat blieb vor mir stehen, warf sich in die Brust und schrie: „Wer **gebietet** Ihnen diese Mütze aufzu-

setzen?" — Ich sagte dem Menschen, daß er mit mir nicht zu reden habe und sich mit seinen Fragen an den Aufseher wenden möge.

Manche Truppentheile waren jedoch sehr verschieden. Die Soldaten derselben unterhielten sich heimlich mit uns, besorgten Briefe und steckten uns allerlei Dinge zu. Im Winter und Frühjahr 1850 war jedoch ein Regiment in Bruchsal, welches sich ganz besonders boshaft gegen uns benahm und die Soldaten begnügten sich nicht mehr mit Schimpfreden, sondern trachteten mit blutgierigem Eifer danach, eine Veranlassung zu finden, irgend einen der politischen Gefangenen umzubringen.

Es war verboten, aus dem Fenster zu sehen, was manche Gefangene dadurch möglich machten, daß sie auf ihre Hobelbänke ꝛc. stiegen. Wer bei einem solchen Vergehen ertappt wurde, erhielt eine kleine Strafe; im Allgemeinen nahmen es die Zuchthausbeamten jedoch nicht zu strenge damit, da es ein so begreifliches Gelüst für einen einsamen Gefangenen ist, einmal einen Blick auf grüne Bäume, oder die schöne Landschaft zu werfen. Hätten die Schildwachen sich damit begnügt, solche Neugierige anzuzeigen, so würden sie vollkommen in ihrem Rechte gewesen sein, allein sie zogen es vor, die Strafe selbst in die Hand zu nehmen. Zeigte sich an irgend einem Fenster ein Gesicht, so wurde augenblicklich darauf geschossen, und es war ein großer Zufall, daß lange Zeit Niemand getroffen wurde. Dieses Fehlschießen mochte manche Gefangene eben zu öfterem Hinaussehen reizen und die Soldaten wurden darüber so ärgerlich, daß sie mit gespanntem Hahn, hinter dem auf dem Hofe aufgestellten Holze versteckt, die Fenster förmlich ablauerten. Ja sie schossen nicht nur in die Fenster, sondern selbst in die Spazierhöfe. Ein Gefangener warf einen Schneeball

über das Eisengitter und obwohl die Schildwache nicht getroffen wurde, so nahm sie es doch so übel, daß sie auf zehn Schritte auf den Gefangenen feuerte. Die Kugel ging demselben zwischen Brust und Arm hindurch, fuhr durch die Thür und schlug in die Mauer des engen, kreisförmigen Ganges. Da sich hier meistens der Aufseher aufhielt, so hätte derselbe leicht getroffen werden können.

Im Frühjahr wurden die Zellen geweißt, was von Maurern besorgt wurde, die Sträflinge waren. Einer derselben war eben damit beschäftigt, auf einer kleinen Leiter stehend, das Fenster loszuschrauben, als er eine Kugel durch die Brust erhielt. Der Unglückliche hatte noch Kraft genug, die Leiter hinabzusteigen und das Fenster an die Wand zu stellen; dann sank er zusammen. Es geschah dies sehr in meiner Nähe; ich hörte den Schuß, dann eine Weile darauf einen Fall und Schrei und endlich ein Getrappel mehrerer Männer, die eine Last fortzutragen schienen. — Die Beamten protestirten auf energische Weise gegen solche Nichtswürdigkeiten; allein ohne Erfolg. Dieser Mord war nur ein „Mißverständniß" und ich glaube schwerlich, daß der schurkische Mörder als solcher bestraft wurde, denn das Schießen hörte damit keineswegs auf, sondern es schien andern Soldaten den Wunsch einzuflößen, sich gleichfalls durch den Mord eines Gefangenen auszuzeichnen.

Es war befohlen worden, daß die Posten sich während der Nacht alle Viertelstunde zurufen sollten. Sie thaten dies stets auf solche Weise, dicht unter den Fenstern der Gefangenen, daß diese oft des Nachts kein Auge zuthun konnten. Beschwerden bewirkten gerade das Gegentheil; die Soldaten machten sich ein Vergnügen daraus, aus voller Kehle fast die ganze Nacht zu brüllen. Als dies einst auf besonders bestialische Weise geschah, war der Officier von

der Ronde im Hofe und animirte seine Leute. Es war so arg, daß das ganze Haus erwachte und mehrere Gefangene ihrem Unmuth laut Worte gaben. Einer derselben schrie: „Halt das Maul, du Bluthund", und Andere gebrauchten ähnliche Schimpfworte. Es wurde eine Kugel durch ein Fenster gejagt, jedoch ohne Erfolg.

Am anderen Tage, als alle höhere Beamte der Anstalt zum Mittagessen gegangen und nur einige Aufseher und ein neuer Oberaufseher anwesend waren, erschien der Commandant von Bruchsal, Major von E., in Begleitung mehrerer Officiere und Unterofficiere und einer Patrouille mit geladenen Gewehren; zwei der Corporale hatten Rohrstöcke in der Hand. Der Major verlangte von dem Oberaufseher die Auslieferung von drei oder vier Gefangenen, deren Zellen er bezeichnete und die er als diejenigen angab, aus welchen die Schimpfworte gegen die Soldaten gekommen wären. Der Oberaufseher ließ sich durch das Befehlshaberische des Majors verblüffen und lieferte die Gefangenen aus. Der Lärm im Hofe lockte, trotz der Gefahr, die Gefangenen an die Fenster. Als der Major dies sah, rief er, sie sollten nur alle hinaussehen, um Zeuge der Execution zu sein, die er vornehmen wollte.

Die drei oder vier Gefangenen wurden durch die Unterofficiere auf barbarische Weise geprügelt, in Gegenwart des Majors und seines Gefolges. Als die Officiere nach dieser Heldenthat unter meinem Fenster vorüber gingen, hörte ich mit Gelächter meinen Namen nennen; wahrscheinlich bedauerte man es, daß ich nicht unter den Mißhandelten war.

Der Director Dr. Dietz protestirte gegen diese Verhöhnung der Gesetze und Eingriff in seine Rechte auf eine so energische Weise, daß er sich dadurch das Mißfallen seiner Vorgesetzten im höchsten Grade zuzog. Bald darauf kamen

Verbindungen politischer Gefangenen nach Außen, von denen der Director nichts wußte, an den Tag und man benutzte die Gelegenheit, ihn mit so unanständiger Eile fortzuschicken, daß es allgemein hieß, er sei fortgejagt worden.

Der Oberaufseher, welcher die Gefangenen dem Major auslieferte, war ein lebendes Memento von dem Takt des badischen Justizministeriums. Nach der Unterdrückung des Heckerschen Aufstandes 1848 war dieser Mann vom Unterofficier oder Feldwebel zum Lieutenant befördert und im Jahr 1849 von seinen Leuten zum Hauptmann gewählt worden. Als solcher machte er die ganze Revolution mit und nahm an fast allen Gefechten Antheil. Er hatte jedoch gute Protectionen, und als er beim Verhör aussagte, daß er von seinen Soldaten gezwungen worden sei, beim Regiment zu bleiben, glaubte man ihm nicht nur, sondern — machte ihn zum Oberaufseher in dem Zellengefängniß, wo ein anderer Officier seines Regiments und viele Soldaten als Sträflinge saßen, die nicht mehr verbrochen hatten, als er selbst. Sogar die Beamten sprachen sich tadelnd über diese Wahl aus. Uebrigens war er ein recht tüchtiger Mann und weder ein Spion, noch sonstiger schlechter Kerl. Er paßte vollkommen an seinen Platz; obwohl er mich mit seinen Kasernenfirlefanzereien erschrecklich ennuyirte und ich oft über ihn lachte, wenn ich ihn mit Pinsel und Firnißtopf im Hause umherlaufen sah, so mochte ich ihn doch gern, denn er war weder hart noch boshaft, sondern gegen mich stets so gefällig, als es seine Dienstpflicht nur erlaubte.

Die Vorbereitungen zu meiner Flucht gingen entsetzlich langsam vorwärts. Hauptsächlich war daran die Verabschiedung einiger vertrauter Aufseher schuld, wodurch meine Verbindungen nach Außen für längere Zeit unterbrochen wurden. Auch war ich in einen anderen Flügel versetzt

worden und zwar in den dritten Stock. Hier setzte es mich sehr in Verlegenheit, daß ich den alten Versteck, die Thonröhre vermißte, so daß ich genöthigt war, einen Theil meiner Werkzeuge in mein Kopfpolster zu nähen, und kleinere Dinge, wie Sägen und Schlüssel, an eine Schnur gereiht, hinter dem nicht dicht an die Wand schließenden Eckschrank zu versenken, der angenagelt war, so daß ich nur auf künstliche und ganz bestimmte Weise dazu gelangen konnte.

Die Nächte wurden nicht nur immer kürzer, sondern die Vorsichtsmaßregeln auch immer schärfer, so daß ich täglich neue Schwierigkeiten erwarten mußte. Es handelte sich, wie schon früher bemerkt, um ein Durchsägen von Eisenstangen, welche die Kellerlöcher am Eingangsthor schlossen. Der Aufseher, welcher für ein hundert und fünfzig Gulden dieses Hinderniß entfernen wollte, verließ Bruchsal und ich sah ein, daß ich von Innen nur mit äußerster Schwierigkeit an die Stangen gelangen konnte.

Während diese Schwierigkeit mich beunruhigte, besuchte mich meine Freundin Louise T., die aus der Schweiz über Bruchsal und Frankfurt nach Berlin reiste, wo sie in Erbschaftsangelegenheiten zu thun hatte. Sie wollte bei ihrer Rückreise während der Nacht die Eisenstäbe durchfeilen und hatte sich zu dem Ende schon die Geräthschaften aus der Schweiz mitgebracht. Sie theilte ihr Vorhaben meiner Frau in Frankfurt mit. Diese schwieg; allein fühlte, daß sie eben so gut wagen könne, was irgend eine andere Frau wagen wollte und beschloß selbst das Abenteuer zu unternehmen.

Sie hütete sich jedoch wohl, ihr gefährliches Vorhaben ihren Eltern und Verwandten mitzutheilen, welche es geradezu für Wahnsinn erklärt haben würden. Das Unternehmen war auch ein außerordentlich gefährliches; denn sie konnte erschossen oder, wenn gefangen, gleichfalls ins Zuchthaus ge-

sperrt werden. Allein welchen Schrecken hat die Gefahr für ein liebendes Weib, welches den Gatten hinter Gefängnißmauern weiß! Meine Frau vergaß nicht nur die Gefahr, sondern auch manche andere nöthige Dinge und als sie Frankfurt verließ, war ihr Plan noch in sehr unbestimmten Umrissen gezeichnet.

Da ihr Baden verboten war, so mußte sie mit Vorsicht reisen. Sie fuhr um vier Uhr des Nachmittags von Frankfurt ab, ärmlich gekleidet und in der letzten Klasse. Im Wagen fand sie eine jüdische Handelsfrau, die in der Nähe der badenschen Grenze wohnte und nach Hause zurückkehrte. Meine Frau fragte sie um den Preis ihres Korbes nebst Inhalt zugleich mit einem schwarzen Stirnband der Judenfrau, welches sie haben wollte, um sich besser zu verkleiden. Die Händlerin, der gesagt wurde, daß es sich um einen Scherz handle, ließ sich um so billiger finden, als meine Frau sich ihre Adresse erbat, um ihr den Korb sammt Inhalt zurückzuschicken.

Mit dem schwarzen Stirnband und ihrem Korb war meine Frau recht gut verkleidet und man hielt sie um so eher für eine Jüdin, als ihr Gesicht den Typus des Südens trug, wie es der Tochter eines Italieners zukam.

An einer gewissen Station angekommen, stieg sie aus und traf in einem nicht weit von Bruchsal entfernten Dorfe einen jungen Menschen, der ihr als eifriger und zuverlässiger Demokrat von Käthchen empfohlen war. Er erklärte sich sogleich bereit, meiner Frau mit allem Eifer beizustehen; empfahl aber dringend, Käthchen von der Flucht nichts zu sagen; denn sie sei zwar ein sehr gutes Mädchen, aber ein Plappermaul. Er kannte ein paar alte Leute im Dorfe, welche ein Zimmer übrig hatten; dies wurde ihr auch ohne

viel Umstände für ein seidenes Tuch und einige Bänder überlassen.

Allein in ihrem Zimmer, bereitete sie sich für ihr Unternehmen vor. Die kleinen Uhrfedersägen wurden in Ordnung gebracht und das schwarze Wachs hervorgesucht, welches dazu dienen sollte, die gemachten Schnitte unberufenen Blicken zu verbergen. Die alten Wirthsleute gingen frühzeitig zu Bette und schliefen fest, als der Gehülfe meiner Frau das verabredete Zeichen gab. Sie schlich sich aus ihrem Zimmer und aus dem Hause, welches unverschlossen, da nichts darin zu holen war, und traf mit dem jungen Metzgerburschen zusammen.

Es war zehn vorüber und die Nacht finster und regnerisch; grad wie es zu einem solchen Unternehmen wünschenswerth und passend war. Gegen elf Uhr kamen Beide in die Nähe des Gefängnisses und konnten den abgemessenen Schritt der Schildwachen hören, welche bereits auf der Mauer postirt waren, denn die Vollendung des Geländers war sehr beeilt worden. Die Häuser, welche jetzt vor dem Zuchthause stehen, waren damals noch nicht vollendet und keins von ihnen bewohnt. Unter dem Schutz der Dunkelheit schlich meine Frau dicht an die Umfassungsmauer, ihren Gefährten absichtlich zurücklassend, damit er im Fall der Entdeckung nicht nutzlos geopfert werden möchte. Einen Graben entlang gehend kam sie endlich an das Eingangsthor, an dessen Seiten sich die so wichtigen Kellerlöcher befanden.

Sie begann sogleich zu sägen; allein das war eine bei Weitem schwierigere Arbeit, als sie es sich vorgestellt hatte. Aufgeregt wie sie war, konnte sie in der Finsterniß mit kleinen geschmeidigen Uhrfedern nichts zu Stande bringen. Sie schnitt häufiger und tiefer in ihre Finger als in das unbarmherzige Eisen, welches zwischen ihr und mir stand. End-

lich war sie genöthigt, den Versuch aufzugeben, und zu ihrem Gefährten zuzückzukehren, nicht ganz unzufrieden mit ihrem Erfolg, da sie gesehen hatte, wie nachlässig man das Haus bewachte und daß ein Erfolg mit besseren Instrumenten wirklich möglich war.

Als sie nach Hause zurückkehrte, unterrichtete sie sich besser und verschaffte sich von einem Schlosser eine Säge, die nach dessen Aussage Eisen wie Holz schnitt. Um sich nun zu üben, geräuschlos zu sägen, und zu erproben, wie viel Zeit sie brauchen werde, schlich meine Frau des Nachts in den Keller und verdarb mit ihren Versuchen die Eisenstäbe in den Kellerlöchern.

Während meine Frau so liebevoll sich zu meiner Befreiung vorbereitete, geschah Etwas, das ich längst gefürchtet hatte und was jeder Hoffnung auf Flucht ein Ende machte.

Eines Tages trat der Oberaufseher in meine Zelle. Es war dies nicht der ehemalige Officier, sondern der andere, ein Parapluimacher seines Zeichens, der außer in alte Regenschirme auch in Politik gepfuscht und der Regierung als Agent bei den Wahlen gedient hatte. Er sprach sehr breit, trug Sonntags einen langen blauen Rock und hatte ein Herz weich wie eine Buttersemmel. Seine Erscheinung war wie zu meinem Amüsement geschaffen; ich jauchzte förmlich innerlich vor humoristischer Künstlerwonne, wenn ich ihn am Sonntag in der Kirche die Nummer des Liedes ansagen hörte, die er zugleich an der Tafel markirte. Den Kopf von einer Seite auf die andere wiegend ging er mit benignanten (ich weiß keinen deutschen Ausdruck) Lächeln an die Tafel, und kein Mensch konnte wie er, christliche Frömmigkeit, Biederkeit, Wohlwollen, Zutraulichkeit u. s. w. u. s. w. durch die Art ausdrücken, wie er Nummer Einhundert und drei und zwanzig sagte. Seine natürliche Wasserleitung hätte

Hätte ich den alten Menschen derb angefahren, er würde entsetzt zur Thür hinausgeprellt sein und mir Zeit gelassen haben, das abscheuliche Billet zu verschlucken. Genug, der thränenfeuchte Ehrenmann, beständig versichernd, daß er nur thue, was ihm befohlen sei und entsetzlich die Augen verdrehend, schlüpfte mit meinen Kleidern nebst deren Inhalt zur Thüre hinaus. — „Lieber Gott", schickte ich einen Stoßseufzer zum Himmel, „gieb, daß die Esel den kleinen Zettel nicht finden!" Ich beabsichtigte keine Beleidigung gegen die Herren Beamten, sondern berichte nur als gewissenhafter Historiker selbst meine verdammlichsten Gedanken wörtlich. Zugleich erfuhr ich, daß der andere Oberaufseher meine Zelle mit Genauigkeit untersuchte und beklagte nun die Abwesenheit des „thönernen gestankabführenden Mediums", welches einen so guten Versteck geboten hatte.

Mir war ganz entsetzlich elend! Während der Nacht mußte ich aufstehen und verlor auf dem Rückwege nach meinem Bette die Besinnung. Ich fiel in Ohnmacht und habe gewiß einige Stunden auf den kalten Steinplatten gelegen, ehe ich wieder zu mir kam.

Da ich ein Verhör erwarten mußte und fest entschlossen war, eher das Aeußerste zu erdulden, als Jemand zu verrathen, oder nur zu kompromittiren, so machte ich mir im Kopfe eine Geschichte zurecht, wie sie für Das paßte, was man in meinen Kleidern gefunden haben mußte. Daß man unbegreiflicher Weise in meiner Zelle nicht das Geringste entdeckt, hatte mir ein Aufseher mitgetheilt. Die Zelle, in welcher ich mich befand, lag dicht neben meiner alten, deren Thür offen blieb, wie alle solche, die nicht besetzt waren. Dies brachte mich auf den Gedanken, mich wieder in den Besitz meiner Fluchtwerkzeuge zu setzen. Der Oberaufseher be-

willigte mir ohne Umstände das Kopfpolster, in welchem er nichts gefunden hatte, und als ich aus dem Spazierhof kam, ging ich, als ob aus Versehen, in meine alte Zelle. Es wollte mir jedoch nicht gelingen, die Sägen und Schlüssel in der Eile hinter dem Eckschrank hervorzuziehen und ich mußte zu meinem Leidwesen die Sachen und damit jeden Gedanken an Flucht aufgeben.

Am Nachmittag wurde ich in das Directionszimmer geführt, wo ich Dr. Fueßlin in Amtsmiene und den verdorbenen ehemaligen Schulmeister, nun Buchhalter und geheimer Ministerialagent, zum Protokolliren bereit vorfand. Es kam hauptsächlich darauf an, die Aufseher kennen zu lernen, durch welche die Correspondenzen nach Außen vermittelt worden waren, denn man war vernünftig genug, Versuche, unsere Lage zu erleichtern, uns nicht übel zu nehmen. Ich erzählte dem Herrn: daß ich einst, aus dem Hofe kommend, von einer mir unbekannten Person in der Stadt, die ihren Namen nicht unterzeichnet, in meiner Zelle einen Brief gefunden, in welchem man mir Dienste angeboten habe. Anfangs hätte ich darauf nicht reflektirt, allein auf wiederholtes Andringen das Erbieten unter der Bedingung angenommen, daß ich niemals eine der zur Correspondenz gebrauchten Aufseher kennen lerne, und daß man in den mir zu schreibenden Briefen niemals einen Namen nenne; dadurch sei ich ganz außer Stande, irgend Jemand zu verrathen; was man mir zu geben habe, möge man mir durch die Fütterungsklappe in die Tasche meiner stets vor derselben hängenden Jacke stecken und aus derselben meine Briefe herausnehmen. Die so wahrscheinliche Geschichte befriedigte den fieberhaft erregt dasitzenden Doktor keineswegs, denn bei meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit mochte er grad von mir besondere Aufschlüsse erwartet haben. Ja, er nahm

die Sache persönlich und war lächerlicherweise empfindlich über meinen „Mangel an Vertrauen zu ihm."

„Also", mischte sich der Protokollant hinein, „auf diese Weise haben Sie auch die zwölf Gulden erhalten, die sich in Ihren Kleidern vorfanden?" — „„Nur zwölf Gulden?"" fuhr mir unüberlegt heraus. Ich hätte mir die Zunge abbeißen mögen! — Der Himmel hatte meinen Stoßseufzer erhört, aber meinen Mangel an Glauben damit bestraft, daß er mir nicht den Verstand gab, die Erfüllung besser zu benützen! Man hatte mir die Kleider — Jacke, Hosen und Weste nebst Mütze — eigends zu dem Zweck genommen, um darin nach Geld oder Briefen zu suchen, — und hatte das Billet in der Weste nicht gefunden! — Mein Ausruf erregte Verdacht; die Kleider wurden nochmals visitirt und das Zettelchen mit dem Thaler darin kam zum Vorschein! Der Doktor zitterte ordentlich vor Aufregung und Freude, denn er war noch ein sehr ungeübter Verhörsrichter. Ich blieb natürlich bei der einmal erzählten Geschichte und ließ mich auf die Vermuthungen nicht ein, welche der Doktor aus dem Inhalt des Zettels ableitete. Ja er war ungerecht genug, einen Tagelöhner, den er ohne stichhaltigen Grund in Verdacht hatte, sogleich fortzuschicken.

Schwatzhaftigkeit hatte zu der Katastrophe Veranlassung gegeben. Im Hause befand sich ein Mensch von einiger wissenschaftlicher Bildung, der in Baiern gestohlen und sich nach Baden unter die Manches verhüllende revolutionäre Staubwolke geflüchtet hatte. Von dem Diebstahl wußte man nichts und A. galt für einen „politischen Verbrecher". Käthchen correspondirte auch mit ihm und schenkte ihm sogar viel Vertrauen trotz meiner Warnungen, da mein Instinkt mich gegen diesen Menschen einnahm. Das unkluge Mädchen

hatte ihm sogar meine Fluchtabsichten mitgetheilt und ich war höchlich erschrocken, als der Elende mich durch einen Aufseher fragen ließ. „Wie weit ich mit meinen Vorbereitungen zur Flucht gediehen sei?“ — Der Mensch wurde nach Baiern ausgeliefert und als Dieb mit Handschellen geschlossen abgeführt. Er rühmte sich gegen den Gensd'armen, daß er trotz der Einzelhaft Alles gehabt, was er nur gewollt und benahm sich eben erbärmlich.

Die Gensd'armen schwiegen nicht; man beobachtete scharf, bekam Verdacht auf die Familie Zöller, hielt Haussuchung, entdeckte mehrere Briefe von Gefangenen, welche das unkluge Mädchen aus Eitelkeit oder Pietät nicht vernichtet hatte und arretirte die Eltern und beide Töchter.

Käthchen war auf Veranlassung meiner Frau früher einmal zu ihr nach Frankfurt gereist und da sie, wie natürlich mit großer Freundlichkeit behandelt wurde, so faßte sie große Zuneigung zu ihr. Sie wurde auch mit in's Theater genommen, als dort ein in der französischen Revolutionszeit spielendes Stück gegeben wurde, welches Käthchen, die zum ersten Mal im Leben im Theater war, gewaltig aufregte und interessirte. Die Arme auf die Brüstung der Loge gestützt folgte das derbe Metzgermädchen, flammenden Auges und mit glühender Wange, der Handlung, hin und wieder selbst halb unterdrückte Ausrufe nicht verschmähend. Als endlich gar auf der Bühme Gensd'armen erschienen, um einen politisch Verdächtigen zu arretiren, konnte sie sich nicht länger halten; ganz laut rief sie: „Ei das Unglück! Ist man denn vor der Sorte nirgends sicher?!“ Meine Frau war herzlich froh, als das Stück glücklich, das heißt ohne weitere Exklamationen, überstanden war.

Das arme Mädchen saß längere Zeit im Gefängniß und hat viel Noth und Ungemach erdulden müssen. Theils

dadurch, theils aus Gram, an dem Ruin ihrer Eltern Schuld zu sein, ward ihre Gesundheit erschüttert, so daß sie noch ehe ich frei wurde starb; ihr Vater, ein zu Grunde gerichteter Mann, folgte ihr bald nach.

Wir haben weder Orden, noch Titel, noch Pensionen an unsere Anhänger zu ertheilen, womit Fürsten die ihrigen zu belohnen pflegen. Alles was ich thun kann ist: dafür zu sorgen, daß der Name des braven Käthchen Zöller aus Bruchsal nicht so bald vergessen wird, die für die Freiheitskämpfer wirkte, duldete und starb. Manche besternte Excellenz ist vergessen noch ehe die Würmer sie verspeisten, allein der Name des braven Metzgermädchens wird leben, so lange wenigstens wie diese Blätter. Ich erlaube mir Einiges aus Briefen anzuführen, die sie im Gefängniß schrieb, wobei ich jedoch die Orthographie verändere.

Der erste Brief ist an den Redakteur eines Journals in Frankfurt gerichtet.

„— „ — Ich will es Ihnen nur mit wenigen Worten erwähnen, was die Ursache meiner Verhaftung ist. Am 27. v. M. hat das Amt bei meinen Eltern Haussuchung gehalten, wo sie denn eine Masse Briefe von Gefangenen gefunden haben. Es hat sich denn noch etwas vorgefunden, was einpetschirt war, wodurch das Amt glaubte, ich wollte Gefangenen zur Flucht verhelfen *). — Nun, wenn dieses sein könnte, wäre es keine Sünde. —— Wurden dann sogleich meine beiden Eltern verhaftet wie ich auch. Als es sich dann einige Tage darauf herausstellte, daß meine Eltern unschuldig sind, und ich allein die Schuldige, so wurden meine Eltern entlassen, mich haben sie als Geißel behalten. So haben sie mich in Untersuchung herumgeschleppt bis zum 18. d. M.

*) Es war dies ein Päckchen mit Kleidern ꝛc. für mich.

Da haben sie mich belohnt mit zwei Monat schweren Arrest und zu allen Unkosten verurtheilt; meine Schwester zu vier Wochen und auch alle Unkosten."

Unterm 5. Dezember schrieb Käthchen an meine Frau:

„Liebe, theure Mutter!

So darf ich Sie mit Recht nennen, Sie sind die Einzige, die so mütterlich für mich sorgt; Ihnen habe ich ja alles Gute das mir wiederfährt in meinem Kerker zu verdanken. —— Ihren für mich so tröstenden Brief habe ich heute den 5. erhalten; er ist datirt vom 1. und daraus sehe ich, daß Sie meinen Brief noch nicht bekommen haben, was mich sehr beunruhigt. Ihr Zettelchen habe ich erhalten und Ihnen auch in meinem letzten Brief darauf geantwortet. Daß man die armen Gefangenen auch gequält hat bis sie gestanden haben, weiß ich wohl auch, allein schimpflicher hat man sie nicht behandeln können, als man es mir gethan hat. Doch ich fasse mich in meine so traurige Lage, denn ich glaube, daß Gott es so haben wollte. Trösten Sie sich auch mit mir und denken Sie, daß ich die Lebensretterin Ihres Mannes sei, denn das Einpetschirte, was man gefunden hat bei mir, hätte ich ihm auf alle Fälle geschickt und er hätte sich auch nicht mehr von diesem Schritt, den er in Vorschlag gehabt, abhalten lassen (meine Flucht nämlich) und es ist eine Unmöglichkeit. Und welches traurige Loos wäre dann für ihn bestimmt gewesen, wenn es ihm mißlungen wäre. —— Denken Sie sich, liebe Mutter, welch' ein Schmerz dies wieder gestern am Freitag für mich war, als ich es vernommen habe, daß meine Eltern keine Waare mehr nach Rastatt liefern dürften, denn der badische Stadtkommandant hat es ihnen niedergelegt (verboten); aber dies kommt nur vom † † † her, denn die Kommandantschaft ist im Kreis.

Meine Mutter ging sogleich zu einem Anwalt und erzählte ihm das ganze Verhältniß; aber er sagte, so lange der Kriegszustand dauern werde, könne er nichts machen. Denken Sie sich wie es mir da zu Muth ist, wenn auch noch den Eltern die Nahrung entzogen wird, und doch kann die ††† so gewissenlos handeln. Würde ich sie als Schuldige angeben, dann würde sie verhaftet und welchen schändlichen Ruf würde ihr dies bereiten. Sehen Sie, ich halte mich immer noch zurück, daß ich sie nicht in's Unglück stürzen will; denn mit Vorsatz Jemand in's Unglück stürzen ist eine große Verantwortung; denn es ist besser Unrecht leiden als Unrecht thun." —

Ebenfalls unterm 16. Februar 1851 schrieb sie aus dem Bürgergefängniß:

„Sehr geehrte Frau!

Ich fühle mich veranlaßt, Sie von dem traurigen Schicksal in Kenntniß zu setzen, welches neuerdings wieder über mich hereingestürzt ist. Ich hätte Ihnen gleich von meiner neuen Verhaftung Kenntniß gegeben, — allein ich war außer Stande einen Brief zu schreiben, denn meine Gesundheit wird von Tag zu Tag schlechter. Denken Sie sich meine traurige Lage, in die ich und meine Eltern neuerdings gestürzt sind durch eine verleumderische Zunge. Den 13. Januar wurde ich meiner Haft entlassen und am 17. Januar wurden ich, meine Mutter und Schwester wieder verhaftet. Eines Aufsehers Tochter mit Namen Vogel hat eine falsche Aussage gegen uns gemacht und angegeben, ich hätte ihr in Gegenwart meiner Mutter und Schwester den Antrag gemacht, ihr Vater, der Aufseher im Zellengefängniß ist, möchte mit dem Staatsgefangenen Corvin durch mich eine Correspondenz führen; ich hätt' ihr jeden Sonntag einen

preußischen Thaler versprochen und hätt' noch zu ihr gesagt: für Corvin ließe ich mein Leben, da ich doch diesen Gefangenen gar nicht kenne und ich kann doch gewiß für eine Person die ich nicht kenne, mein Leben nicht lassen wollen*). Dies beweist nun Alles, daß diese Person ein falsches Zeugniß gegen uns abgelegt hat; sie hat ihre falsche Aussage mit einem falschen Eid bekräftigt. Als ich im Verhör war, fragte mich der Untersuchungsrichter, von wem ich diese Unterstützung für Corvin bekäme, ob von seiner Frau oder von dessen Verwandten. — — Den andern Tag als mir die niedere Person in Gegenwart gestellt wurde, so hieß ich sie alles Schlechte vor dem Richter. Er drohte mir mit härterer Strafe, wenn ich nicht schwiege. — Allein eine solche Drohung von einem solchen ungerechten Richter achte ich für gar nichts; ich sagte zu dieser schlechten Person in Gegenwart des Richters, ich möge ihr begegnen wo ich wollte, so werde ich sie vor aller Welt ein meineidiges Mensch heißen. Dennoch hat das Amt diesem falschen Eid mehr Glauben geschenkt als meinen Aussagen und somit waren wir acht Tage in Untersuchung. Nach Verlauf dieser Zeit kam das ungerechte Urtheil, welches für mich lautet sechs Wochen, meine Schwester drei Wochen und meine Mutter vierzehntägige Kriegsgefangenschaft (?) und alle Unkosten zu tragen. Sie werden sich leicht denken können, wie es einem Menschen zu Muthe ist, wenn man solche Ungerechtigkeit obwalten sieht. Für meine Person liegt mir gar nichts daran, aber meine lieben Eltern bedaure ich sehr; den Schmerz, den ich ihretwegen empfinde, vermag ich nicht auszusprechen, denn ich mache mir die bittersten Vorwürfe, daß meine lieben Eltern meinetwegen so viel erdulden müssen.

---

*) Dieser Brief wurde aus dem Gefängniß geschrieben und daher mit Vorsicht. Sie kannte mich indessen wirklich nicht persönlich.

Dem Militair ist verboten worden, ihre Waare bei uns zu kaufen und meine Eltern haben dadurch den traurigsten Verlust dabei gelitten. Den 14. d. M. ist meine Schwester ihrer Haft entlassen worden; meine Strafe hört auf den 8. d. M., dann sitze ich in Gefangenschaft siebzehn Wochen und drei Tage für nichts und wieder nichts. Denn ich war kaum vier Tage meiner schweren Haft entlassen, so haben sie mich schon wieder eingekerkert. Ich leide alle Schmach und Verachtung mit Geduld, denn ich leide es ja für meine gefangenen Mitbrüder, die hier in den öden Mauern schmachten müssen! Würden sie auch von aller Welt verlassen und mögen ihnen auch alle Herzen kalt und gefühllos entgegenschlagen, mein Herz ist und bleibt ihnen geweiht! — weder Kerker noch Verachtung wird mich von ihnen trennen, denn ich weiß ähnlichen Schmerz zu ermessen, aber auch das Glück zu schätzen, wenn man weiß, daß für den Gefangenen noch Herzen schlagen. Ich habe Ihnen die ganzen traurigen Verhältnisse meiner Lage geschildert und hoffe auch Sie werden mir einen Trost in meinen Kerker schicken. Ich sage Ihnen auch meinen herzlichsten, unaussprechlichen Dank für das Geschenk, welches Sie mir zum Christkindchen schenkten, bis einst die glückliche Stunde wieder schlägt, wo ich wieder Alles vergelten kann mit Gottes Hülfe! — Ich grüße Sie rc."

Für die Bezahlung der Prozeßkosten sorgte meine Frau; sie selbst gab vierzig Gulden; den Rest legten demokratische Freunde in Frankfurt dazu; allein den Ruin der Familie konnten sie nicht verhindern. Daß man den Soldaten verbot bei dem Metzger Zöller zu kaufen und daß es diesem untersagt wurde seine Waare nach Rastatt zu bringen, wovon er hauptsächlich lebte, ist charakteristisch für die Art, mit der man damals gegen die Demokraten und ihre Freunde verfuhr. Die Tochter war schuldig, — dafür mußte die Familie ruinirt

werden. — Zu meinem Leidwesen muß ich sagen, daß auch einige politische Gefangene erbärmlich genug waren, ihre Wohlthäterin zu verrathen, wie auch die Aufseher zu nennen, wodurch mehrere Familien in's Unglück gestürzt wurden. Ich nannte Niemand; allein deßhalb liefen auch die Aufseher für mich durch's Feuer und ich hätte sie trotz aller Strenge zu allem Möglichen bewegen können; allein seit die Hoffnung auf Flucht verschwunden war nahm ich mir fest vor, nie wieder einen Aufseher wegen kleiner Erleichterungen ꝛc. zu verleiten und habe das auch bis zum letzten Tage meiner Gefangenschaft gehalten.

Herr von Jagemann war sehr ärgerlich über mein Verschweigen der schuldigen Aufseher und bemerkte halb bedauernd, daß man die Tortur freilich abgeschafft habe. Ich antwortete ihm lachend, daß sie ihm bei mir auch nicht helfen würde, denn was ich für ehrlos hielte würde ich nicht thun und stünde mein Kopf auf dem Spiel.

Mir wurden für sechs Monate Bücher und Schreibmaterialien entzogen, weil ich mit letzteren Mißbrauch getrieben, wie aus den gefundenen Briefen hervorging.

Die Geschichte war noch nicht zu Ende. Nach etwa zwei oder drei Monaten ward ich vor den Präsidenten des Aufsichtsrathes gebracht. Auf einem Tisch lagen Dinge, die ich sogleich erkannte, — meine Sägen und Schlüssel! Dem Gefangenen, der nach mir in meine frühere Zelle kam, fiel eine Feder hinter den Eckschrank; bei dem Versuch ihrer wieder habhaft zu werden entdeckte er le pot au rose und zeigte seinen Fund sogleich an.

Anfangs lehnte ich jede Bekanntschaft mit den Gegenständen ab; allein dies schülermäßige Lügen ekelte mich so an, daß ich es nur so weit zu thun beschloß, als Andere betheiligt waren und sagte: „Ja diese Sachen sind mein.“

Nun wollte man wissen, auf welche Weise ich sie bekommen und ich mußte wieder die Geschichte von meiner Jacke und deren Tasche erzählen. Schon Jagemann war über diese Erzählung beinahe aus der Haut gefahren und Hofrath Bengießer fragte, ob ich denn denken könne, daß irgend Jemand daran glaube? Ich erwiderte ihm, daß es mir auch gar nicht darauf ankäme, eine andere könne er aber nicht genießen.

Mit dieser Zerstörung meiner Fluchthoffnungen und dem Aufhören jeder Correspondenz nach Außen begann eine neue Phase meines Gefängnißlebens.

Drittes Capitel.

Hoffnungsirrlichter. — Ein Brief des Prinzen von Preußen. — Graf v. d. Gröben. — Minister von Manteuffel. — Unterhandlungen über Auswanderung. — Caution. — Ein störendes Manifest. — Herr Minister Freiherr von Wechmar. — Ein Traum. — Der Regent. — Meine Frau und die Carlsruher Polizei. — Der große Minister und was das Echo sagt. — Jagemann exit. — Herr Junghanns. — Ein Brief von Bettina von Arnim an mich. — Bericht eines Freundes über mich. — Wie man die Zeit tödtet, Körper und Geist pflegt und weder krank noch verrückt wird. — Federzeichnungen und Malereien. — Verkehr mit Heinrich Simon und Brief von ihm. — Freundliche Menschen. — Begünstigungen. — Im Hofe. — Meine Sperlinge. — Ein Schlachtstück. — Meine Zellenkameraden und häusliches Glück. — Ein Brief von dem Herrn Hofrath Bechstein. — Traumleben. — Sebastian Mattheis.

Nichts hat mir meine Gefangenschaft so sehr erschwert, als die Hoffnungen auf Befreiung, welche mir beständig gemacht und die stets getäuscht wurden. Die Beamten erregten dergleichen Hoffnungen theils aus freundlichen Absichten, theils weil sie selbst daran glaubten. Weihnachten, Neujahr, der Geburtstag des Großherzogs ꝛc. waren solche Tage, die man mit Ungeduld erwartete und deren Erscheinen die Gefangenen in eine fieberhafte Unruhe versetzte. Man lauschte auf jedes Geräusch, blickte fragend in jedes Gesicht. Meine Frau war unermüdlich thätig und setzte alle nur immer erdenklichen Mittel in Bewegung, meine Freilassung zu bewirken und meine Mutter unterstützte ihre Bemühungen.

Beide gingen unter Anderm nach Schlangenbad, um die Prinzessin von Preußen, die jetzige Königin, zu bitten, ein Schreiben meiner Mutter an ihren Gemahl zu befürworten. Die Prinzessin nahm zwar die Damen nicht an, ließ aber sagen, daß sie das Schreiben besorgen werde. Die Antwort darauf lautete:

„Wenn Sie den glücklich an Mir vorübergegangenen Unglücksfall benutzen, um Mein Mitgefühl für Ihre Sorge als Mutter eines Verirrten anzusprechen, so bedurfte es wohl dieser Veranlassung nicht erst, um das Gefühl in Mir zu erregen. Um so schwerer ist es Mir, Ihre Bitte um Verwandlung der Strafe Ihres Sohnes in die der Exportation, beim Großherzog von Baden nicht unterstützen zu können. Dieser Bescheid wird Ihnen nicht unerklärlich sein, wenn Sie bedenken, daß Ich die von Mir in den Kampf geführten Krieger habe fallen und bluten sehen gegen einen Feind, den Ihr Sohn befehligte. Der Großherzog von Baden hat bereits große Milde gegen denselben geübt, da, wenn er selbst nur irre geleitet sein sollte, er doch zu Denjenigen gehörte, welche den Kampf bis zum Aeußersten führten, so daß die Möglichkeit einer Rückkehr aus der Verbannung zu gleichem Zweck, nicht zur Unmöglichkeit gehört. Ob unter solcher Möglichkeit eine noch fernere Milderung zu erlangen ist, vermag Ich nicht zu beurtheilen. Möge der Himmel Ihnen, gnädige Frau, Ihr herbes Schicksal geduldig ertragen helfen; Er sendet nicht mehr als was wir nach Seinem Willen zu tragen vermögen.

Schloß Babelsberg, den 18. August 1850.

(gez.) Prinz von Preußen."

Meine Frau, die Nichts unversucht lassen wollte, da sie fürchtete, daß die Gefangenschaft mich tödten, oder doch meine

Gesundheit für immer zerstören werde, schrieb auch an Graf Gröben. In der Antwort, welche ich hier mittheile, nimmt derselbe das Verdienst meiner Rettung in Anspruch. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß die Verwendung des Grafen den Kriegsminister von Roggenbach mit bestimmte, das Todesurtheil nicht zu bestätigen. Wie aber, wenn der Feldwebel im Standgericht gleichfalls für Tod gestimmt hätte? — Wie, wenn mein Gericht nicht durch die früher erwähnten Umstände verzögert und der Befehl noch nicht erlassen worden wäre, nicht einstimmige Urtheile zur Bestätigung nach Carlsruhe zu senden? — Der Graf schreibt an meinen Stiefvater:

„Von meiner Reise zurückkehrend, habe ich aus einem hier vorgefundenen Schreiben der Frau Helene von Corvin ersehen, daß sie eine Verwandte von Ew. Hochwohlgeboren ist und sich bei Ihnen befindet.

Wohldieselben ersuche ich daher ergebenst, dieser in jeder Beziehung mein tiefstes Mitleiden in Anspruch nehmenden Dame Nachstehendes zu eröffnen:

In Folge der Ihrem Gemahl am 22. und 23. Juli 1849 auf höheren Befehl gegebenen Hoffnung, habe ich mich zweimal für ihn verwandt und ist in Folge dessen die ihm gerichtlich zuerkannte Todesstrafe in eine 10jährige Gefängnißstrafe verwandelt worden.

Ein Mehreres für Herrn ꝛc. v. Corvin zu erwirken, bin ich ganz außer Stande.

Von 5500 Capitulanten der Besatzung von Rastatt, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, hat man nur an Zwanzig und Einigen der Strenge des Gesetzes freien Lauf gelassen.

Mit besonderer Hochachtung ꝛc.
K. Gröben.“

Auch an den Minister von Manteuffel wandte sich meine Frau. Derselbe empfing sie mit außerordentlicher Artigkeit und Theilnahme und nicht wie die Frau eines Sträflinges, sondern als Frau von Corvin. Er erinnerte sich meiner noch lebhaft, beklagte meine Theilnahme an der Revolution und deutete an, daß mein Aufsatz im Morgenblatte der Grund sei, weshalb man neuerdings gegen mich so aufgebracht sei. —

Dr. Kusel, welcher mich vor dem Standgericht vertheidigt hatte und in Bruchsal wohnte, fuhr fort sich auf das Allerfreundlichste für mich zu interessiren. Er sprach mit dem Minister in Carlsruhe und erlangte endlich im Frühjahr 1851 die Versicherung, daß mir ebenfalls die Erlaubniß zur Auswanderung gegeben werden solle, wenn ich eine bedeutende Caution stelle. Dr. Kusel meinte, daß diese Caution möglichst hoch sein müsse, daß aber zehntausend Gulden genügen würden. Ich schrieb also zunächst an meine Freunde in Zürich; sie versprachen sogleich Schritte zu thun und gaben einem nach Frankfurt gehenden Herrn an verschiedene Personen darauf bezügliche Aufträge. Dieser, ein großer Demokrat, sagte meiner Frau, daß es nicht so schnell mit der Caution gehe; man müsse sich erst überzeugen, ob ich dessen auch werth sei 2c. Darüber verging Zeit. Mein alter Freund W. R. in Frankfurt war gleich bereit die Caution zu leisten; da er aber im Augenblick Gründe hatte, es nicht in seinem Namen zu thun, so suchte er einen andern meiner Freunde zu veranlassen, den seinigen herzugeben. Dieser letztere Freund war sehr umständlich in Bezug auf die zu gebende Sicherheit; vergebens mahnte Dr. Kusel zur Eile; es vergingen über sechs Wochen und als die Caution endlich an Dr. Kusel eingeschickt wurde, — war es zu spät. Die günstige Chance war verpaßt; das Ministerium war

wieder strenge gesinnt, dazu veranlaßt durch ein abgeschmacktes Manifest von London, welches einige Flüchtlinge unterzeichnet hatten, die keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen pflegen, ihre Namen und Personen in ostentatiöser Weise vor dem Volke zu paradiren, um dadurch den Glauben an ihre politische Wichtigkeit zu erwecken.

Ich war schon mit einem Fuß in Amerika und man kann sich wohl denken, daß die Zerstörung meiner Hoffnungen mich mit Recht hart traf und hauptsächlich ärgerte, weil ich sie einem so trivialen Grunde zuschreiben mußte. —

Die Hoffnung auf baldige Befreiung trat vollends in den Hintergrund, als der sehr wohlmeinende Minister Stabel abdankte und ein gewisser Herr von Wechmar an die Spitze des Ministeriums trat. Wie man 1848 in Berlin fragte: „Wer ist Kisker?“ so fragte man jetzt in ganz Baden: „Wer ist Wechmar?“ Kein Mensch wußte etwas von ihm und wie und wo der Großherzog dieses Talent aufgefischt hatte.

Ich habe diesen Menschen nie gesehen, denn obgleich er manchmal im Zuchthause war — ich wollte er wäre darin geblieben! — so verschonte er mich doch mit seinem Besuch. Er that wohl daran, denn er gab mir bald Ursache zu ganz spezieller Abneigung.

Der Großherzog starb. Als er anfing krank zu werden hatte ich einen ganz eigenthümlichen Traum, den ich einem der Beamten erzählte, welcher meinte, daß der Traum leicht zutreffen könne! — Der kranke Großherzog saß an der Spitze eines Eßtisches. Die Tafel schien eben aufgehoben, am untern Ende des Tisches standen sich gegenüber auf einer Seite Prinz Ludwig, auf der andern Prinz Friedrich, seine Söhne. Beide schienen aufgeregt und in einem Wortwechsel begriffen, von dem ich nur die letzte Antwort hörte, die Prinz Friedrich seinem Bruder gab: „Nun, Du sollst ja

Großherzog sein, ich will nur die Regierung führen." So kam es denn auch und man erwartete nach Ablauf der Trauer eine allgemeine Amnestie. Sie kam jedoch nicht, weil sie Herrn von Wechmar und Gesinnungsgenossen nicht gefiel. Meine Frau beschloß den Regenten zu sprechen und ihm ein Gesuch ihrer Familie zu überreichen und reiste nach Carlsruhe. Es war aber mit ihr zugleich ein russischer Großfürst als Besuch angekommen und der Regent nicht zu sprechen, sie hielt es daher für das Beste, wieder nach Frankfurt zurückzukehren, bis der Besuch abgereist sein werde. Als sie wieder nach Carlsruhe kam hielt sie es für zweckmäßig, sich nicht als Frau von Corvin, sondern als Frau von Wiersbitzka in's Fremdenbuch einzuzeichnen. Ein Polizist entdeckte aber dennoch wer sie war, machte viel Geschrei darüber, daß sie einen falschen Namen gebraucht habe und wollte sie zwingen, augenblicklich wieder abzureisen, da sie den Regenten nicht sprechen werde. Als sie den Polizisten überzeugte, daß sie ein Recht zu dem eingezeichneten Namen habe und ihm somit den Vorwand nahm, ging er zurück, um sich neue Instruktionen zu holen. Diese Zeit benutzte meine Frau, um den Gasthof zu verlassen und sich augenblicklich zu dem Adjutanten des Regenten zu begeben. Es war Morgens und der junge Officier noch nicht aufgestanden; er wurde jedoch bald sichtbar und zeigte sich als ein sehr freundlicher, liebenswürdiger Mann. Er mußte früh zum Rapport und meine Frau erwartete ihn im Schloßgarten, da sie fürchtete, in ihrem Gasthof einen Polizisten mit abermaligen Schubideen vorzufinden. Herr von * * * kam zurück, mit der angenehmen Nachricht, daß der Regent sie um elf Uhr empfangen wolle. — Richtig, am Hotel stand ein Polizeiwolf, der ihr auf das Allerheiligste betheuerte, daß sie den Regenten nicht sprechen solle und werde, und der ein Schafsgesicht

machte, als meine Frau ihm sagte, daß sie um elf Uhr „befohlen" sei.

Der Regent muß ganz außerordentlich liebenswürdig gewesen sein, denn meine Frau machte ihm das Compliment zu sagen, daß er in seinem Wesen die allergröste Aehnlichkeit mit mir habe, — als ich nämlich jung und noch bescheiden war, von welcher Schwachheit ich mich seitdem curirte, wie die Leser bemerkt haben werden. „Bescheidenheit ziemt dem Jüngling, Ernst dem Mann", pflegte A. Glaßbrenner bei jeder Gelegenheit zu sagen. — Der Regent war also liebenswürdig bescheiden; er hörte Alles an, fragte, antwortete dann, daß er neu und unerfahren in der Regierung sei und den Rath der Minister seines Vaters hören müsse &c. und schloß endlich mit der Aufforderung an meine Frau, „daß sie Milde hoffen solle". — Milde hoffend ging sie.

Da sie nun einmal in Carlsruhe war, so beschloß sie auch alle diejenigen Personen zu besuchen, welche ihr als einflußreich genannt waren. Ich will die Leser nicht mit Namen belästigen, die kein Mensch außerhalb Baden kennt. Herr von Jagemann fürchtete sich und ließ sich verläugnen; aber seine dritte Frau war zu sprechen. Herr von Wechmar war ebenfalls zu sprechen, — und wie! — Sein eigener regierender Fürst empfing meine Frau wie eine anständige Dame und dasselbe thaten der erste Minister von Preußen und jede hohe Person, mit welcher sie in jener trüben Zeit zusammen kam; aber dieser kleine Minister eines kleinen Staates benahm sich, als sei er Kaiser von China und wie sich in civilisirten Ländern kein Mann, der auf Bildung Anspruch macht, gegen eine Frau, und am allerwenigsten gegen eine unglückliche Frau benehmen darf. Herr von Wechmar ließ sie vor sich stehen und der brutale Ton seiner Rede war dem brutalen Inhalt angemessen. Er hatte unter

Anderm die Frechheit zu sagen: „Wie können Sie nur einen solchen Menschen lieben; Sie sollten froh sein, daß er (im Zuchthause!) gebessert wird.“ —

Auf eine solche Rede läßt sich schriftlich nicht gebührend antworten, rief man aber in irgend ein Thal Badens hinein „Wechmar!“ so schallte als Echo daraus die Stimme des Volkes hervor: „Weg Narr!“ — Als ich bei seinem nächsten Besuche Herrn von Jagemann erzählte, wie der Minister meine Frau behandelt habe, lächelte er verlegen und sagte, indem er mit seinem Finger auf die Stirn zeigte: „Ja, Herr von Wechmar hat etwas kuriose Ideen.“

Das Gesuch der Familie meiner Frau, mir die Auswanderung zu gestatten und welches diese dem Regenten überreichte, wurde denn auch „mit höchster Entschließung eines Großherzoglichen Staatsministeriums vom 2. Juli“ von dem Regenten „abweislich verbeschieden.“

Nun richteten sich die Hoffnungen der Gefangenen wie der Beamten wieder auf den Geburtstag des Regenten, auf den ersten Januar u. s. w.; aber Herr von Wechmar hielt es für zweckmäßig, die abschlägigen Antworten auf alle Gesuche gerade auf den Geburtstag des Regenten in das Zuchthaus zu senden. Meine Hoffnung richtete sich nur auf einen Wechsel des Ministeriums, denn nachdem ich verglich, was ich von dem Charakter des Regenten und dem seines aufgeblasenen Ministers hörte, schien es mir ausgemacht, daß der letztere sehr bald seinen Abschied erhalten werde. Die mich besuchenden Beamten ärgerten oder amüsirten sich oft darüber, wenn ich ihnen eine Scene zwischen dem bescheidenen Regenten und dem Minister vorspielte.

Obwohl Herr von Jagemann immer sehr wohlwollend that und sich den Anschein geben wollte, als sei er für meine Freilassung thätig, so habe ich doch in Erfahrung gebracht,

daß er besonders dagegen wirkte. — Er erkältete sich auf einer Reise in der Schweiz und starb. In seine Stelle in Bezug auf die Strafanstalten trat ein Ministerialrath Junghanns. Dieser Mann wurde als außerordentlich hart und streng geschildert, und ich erwartete seinen Besuch mit einigem Mißbehagen. Er trat allerdings sehr finster und streng auf; allein die Züge seines Gesichtes machten diesen Eindruck nicht auf mich; sie sprachen mich im Gegentheil an. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung mit mir verwandelte sich plötzlich seine ganze Art und Weise; er sprach freundlich und theilnehmend, und ich vermuthe, daß man ihm eine sehr ungünstige Schilderung von mir gemacht hatte, die sich bei persönlicher Bekanntschaft als unwahr darstellte.

Ich war es längst müde geworden zu hoffen; denn diese Hoffnungen verhinderten mich, zu meiner Ruhe zu gelangen. Meine Frau jedoch, die fortwährend von der Vorstellung meiner Lage gequält wurde und es sich nicht verziehen haben würde, nicht Alles zu thun, was irgend in ihrer Macht stand, meine Freiheit oder wenigstens eine Erleichterung meiner Gefangenschaft zu erlangen, ließ kein Mittel unversucht und ermüdete nie in ihren großmüthigen Bestrebungen. Da zwei Schwestern meines Vaters mit einem Herrn von Arnim verheirathet gewesen waren, so beschloß meine Frau, diese Art von Verwandtschaft zu benutzen, um Bettina von Arnim für mich zu interessiren, was ihr auch gelang. Welche Schritte diese bekannte Frau für mich that, geht aus dem folgenden Briefe hervor, den sie mir in das Gefängniß schickte:

„Lieber Herr von Corvin!

Sie legen Werth darauf, daß ich Ihnen schreibe, und ich thue es gern, da mir gesagt ist, daß Dies Ihnen Trost gewähren könne.

Ich sehe Ihre Lage für eine solche an, die Sie bald mit einer besseren umtauschen werden. Aus Dem, was Sie mir über den Geheimen Rath Junghanns mittheilen, schließe ich, daß er Ihnen wohl will und gern Ihnen nützen wird, wenn Sie Ihr Vertrauen auf ihn festhalten. Kein edler Mann widersteht dem und es scheint, nach dem was Sie mir von ihm schreiben, dies Vertrauen in Ihnen rege zu machen.

Was ich auf Anregung Ihrer lieben Frau an den Prinzen-Regenten schrieb, war blos, weil sie mir ihn als den liebenswürdigsten und menschenfreundlichsten unter allen Fürsten bezeichnete, so dachte ich, es sei nicht überflüssig, eine Bitte ihm an's Herz zu legen, die doch auch zur Anerkenntniß dieser hohen Eigenschaften in ihm beitragen mußte. Wenn nun auch keine Antwort erfolgte, so kann ich doch den besten Hoffnungen mich nicht erwehren in Bezug auf Herrn Junghanns, den ich geradezu für Ihren Gönner halte. Halten Sie diesen Gedanken fest und glauben Sie, daß Ihnen hierdurch ein magnetischer Einfluß auf diesen Mann möglich wird und durch ihn wieder auf den Fürsten, der gewiß seinen Vorschlägen der Begnadigung gern zusagen wird, und so hätten Sie diese Begnadigung zum größten Theil durch Nachgeben und Vertrauen sich selbst zu danken, was nach den Gesinnungen, die mir von Ihnen mitgetheilt wurden, Ihnen gewiß auch wohlthuend entspricht.

Die Politik steht heute auf einem Wendepunkt, der als der edelste und — darf ich sagen — als der idealischste sich bewähren muß, was Den segensreich kräftigt, der den Muth hat, ihm zu dienen.

Berlin, 4. August 1854.

Ihre ergebene
Bettine Arnim."

Am Anfang 1855 schrieb Frau von Arnim wieder an Herrn Junghanns, der in seiner Antwort sagte:

„Zwischen den von Ihnen angedeuteten Fällen liegt noch ein dritter, der Fall der Entlassung nach Erstehung der Einzelhaft (September 1855), allein es giebt auch für diesen keinen sichern Anhaltspunkt, und es wäre unrecht, Hoffnungen zu erwecken, deren Erfüllung in anderer Hand steht.“ —

Bei meiner großen Lebhaftigkeit und der ganzen Eigenthümlichkeit meines Wesens war es nicht zu verwundern, daß ich die in den vorigen Kapiteln geschilderte Art der Gefangenschaft ganz besonders schmerzlich fühlte und zu Zeiten von einer solchen Sehnsucht nach Freiheit ergriffen wurde, daß sie mich fast toll machte. Diese Sehnsucht wurde durch die Fluchtpläne natürlich noch verstärkt und es mag entschuldigt werden, daß ich zu diesen Bestrebungen meiner Frau, die Erlaubniß zur Auswanderung zu erlangen, die Hand bot. —

Obwohl ich in Allem, was ich über mich selbst und meine Empfindungen sage sehr offenherzig bin und mich immer bestrebe objectiv zu urtheilen, so ziehe ich es doch vor, wenn möglich, Andere reden zu lassen. Um nun den Eindruck zu schildern, den ich auf Andere in jener Zeit machte, führe ich den Brief eines Freundes von Mannheim an, der mich im Auftrag anderer Freunde besuchte, um sich von meinem Zustande zu überzeugen. Derselbe sah mich am 27. Januar 1851 und schreibt:

„Lieber Freund!

Ich war gestern bei Corvin. Sein Anblick ergriff mich tief. Er ist mager geworden, seine Augen liegen tief im Kopfe, allein sein wildes, strudelndes Wesen ist noch in ihm, auch ist er noch kräftig und lebhaft bis ins Wilde gehend.

Er sagt mir, daß es ihm in neuerer Zeit besser gehe und daß er seltener seine Gichtschmerzen im Kopfe habe, dagegen fühle er, daß seine körperliche Kraft anfange sich zu schwächen. — Seine Arbeit ist Litzenschuhe flechten, dagegen ist ihm wieder gestattet zu lesen, was ihm einige Zeit in Folge seines unglücklichen Fluchtversuchs untersagt war. Dagegen ist es mit dem Malen und Lesen *) ihm schwierig gemacht. Ich kann mir leicht jeden andern Menschen eher ins Zellengefängniß denken als diesen C. Diese Lebhaftigkeit des Charakters, dieses brennende, lodernde, wilde Innere, bildet einen solchen Contrast mit den kalten, poesielosen Räumen des Gefängnisses, daß mir ordentlich schauderte, als ich den Menschen da stehen sah. Gerade das ist aber auch von großem Nachtheil für ihn, weil es ihn so schroff macht, daß alle Grenzen der Klugheit überschritten werden. *** den ich gut kenne, und den ich grade wegen C. einlud, sagte mir, die Verwaltung sei durchaus nicht freundlich gegen ihn gesinnt, da ihm nichts recht zu machen sei und er immer erbittert sei und zu klagen habe, welches letztere er außerdem in öffentlichen Blättern gethan habe. Es gehe ihm nichts ab, er werde unter besonderer Berücksichtigung behandelt, allein es helfe nichts. Ich suchte während einer ganzen Stunde diesem tête carrée — begreiflich zu machen, daß die Persönlichkeit C.'s, sein ganzes körperliches und inneres Wesen und Sinn, gar keine andere Erscheinung bei ihm möglich mache und daß er doch Psycholog genug sei, um bei allenfallsigen Anfragen von Seiten des Ministeriums wegen C. dieser Geschichten nicht zu erwähnen (es war nur wegen allenfallsiger Begnadigungsideen); allein so ein Beamter geht von ganz andern Grundsätzen aus und ich habe mit Schmerz

*) Soll wohl Schreiben heißen.

bemerkt, daß C., wenn er Begnadigung zu erwarten haben sollte, in * * * wenig Unterstützung finden wird. Deshalb muß dahin gewirkt werden, daß er klug wird. Thun Sie es wo Sie können, ich werde das meinige thun. — Der gute C., lange hatte er keinen Freund gesehen. Er war außerordentlich erfreut und aufgeregt, als er mich erblickte. „„Vor fünf Minuten habe ich an Sie gedacht,““ sagte er.“

Daß mein Freund mich aufgeregt und wild fand ist kein Wunder. Es war mitten im Winter, wenn die entsetzliche Luftheizung auf den Körper wirkt und dies in Verbindung mit dem mehr als ascetischen Leben die Nerven auf das Allerhöchste anspannt und reizt. Es war mir häufig, als ob ein glühender Bolzen durch meine beiden Schläfe gesteckt sei. Zu manchen Zeiten war ich wieder sehr niedergeschlagen und besonders wenn ich aus angenehmen Träumen durch die Glocke geweckt wurde. Dann überfiel mich das ganze Gewicht meines Unglücks und manchmal rann eine stille, bittere Thräne meine abgezehrte Wange herab.

Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf!
Ich möchte bittere Thränen weinen,
Den Tag zu sehen, der in seinem Lauf,
Mir auch nicht einen Wunsch gewährt, — nicht einen.

Eines Abends, als ich noch nicht lange im Bette lag, wurde ich durch entsetzliche Töne aufgeschreckt, die von innerhalb des Hauses kamen und sich meiner Thüre näherten. Es war ein so grauenerregendes Gebrüll und etwas so menschlich-teuflisches darin, daß sich meine Haare sträubten, und die Schlange, die zusammengeringelt in der dunkelsten Kammer des menschlichen Herzens schläft, der Wahnsinn, anfing, sich zu rühren: es kostete mich die allergrößte Anstrengung, nicht mitzubrüllen! — Am andern Tage sagte mir ein Aufseher, daß es ein wahnsinniger Gefangener ge-

wesen sei, welcher am Abend den Aufseher beim Schließen der Zelle bei Seite gestoßen habe und im Hause umher gelaufen sei. Er sagte mir auch, und andere Aufseher bestätigten es, daß dergleichen Ausbrüche von Tollheit sehr häufig seien, und beschrieb mir die Angst, die er stets empfinde, wenn er des Nachts zu einem solchen Gefangenen gehen müsse, weshalb er es auch nie allein thue, sondern sich stets einen Kameraden mitnehme. Er war außerordentlich ängstlich in Bezug auf diese Mittheilungen und bat mich sehr dringend, nichts davon gegen einen der Beamten zu erwähnen, die von Wahnsinn nichts wissen wollten und meistens Verstellung voraussetzten.

Ich begreife es vollkommen, wie man in dieser Anstalt verrückt werden kann. Es ist schrecklich, einen langen Tag vor sich zu sehen, der nichts als Kummer und Sorge bringt; nicht eben den Schatten einer Freude, wie sie ja der Aermste und Elendeste der freien Menschen genießen kann. Sie können in Feld und Wald gehen, und da findet jedes nur im Geringsten empfängliche Herz Quellen von Genüssen, deren geringster selbst meine traurige Zelle mit einem rosigen Schimmer überhaucht haben würde.

Manchmal, mich wenig an die lauernden Schildwachen kehrend, sah ich durch mein Fenster, wo mich ein jenseits der Mauer stehender Kirschbaum, der im Frühjahr stets mit Blüthen überschneit war, wie ein alter Freund anblickte. Auf der dort vorüberführenden Landstraße sah ich Menschen und mich rührte eigenthümlich die Stimme der Frauen und Kinder. Einmal gar zog eine große Prozession vorüber und im Spätherbst sah ich eine Jagd. Einst, nach vielen Bitten, nahm mich mein Aufseher in die Schulstube, welche in dem mittleren Thurm lag, und von deren Fenster aus man eine köstliche Aussicht auf die Gegend und die Stadt hat. Ich

genoß sie nur für zwei Minuten, denn es kam Jemand; es war einer der größten Genüsse, welche ich während dieser sechs Jahre hatte.

Nachdem meine Fluchtpläne fehlgeschlagen und meine Hoffnungen auf Freilassung wenigstens so weit abgethan waren, um mich nicht mehr zu beunruhigen, ging ich mit mir selbst zu Rath, prüfte meine geistige Rüstkammer in Detail und wählte aus was dazu dienen konnte, dem mich belagernden Feind zu widerstehen; denn ich hatte mir mit all meiner Willenskraft vorgenommen, weder körperlich noch geistig krank zu werden.

Anfangs waren meine Gedanken durch die Fluchtpläne und den Verkehr nach Außen hinlänglich in Anspruch genommen; als das abgethan war, mußte ich einen Ersatz suchen und fand ihn darin, nicht nur die Charaktere sämmtlicher Beamten gründlich zu studiren, sondern auch die Resultate dieses Studiums praktisch dazu anzuwenden, mir so viel Annehmlichkeiten als nur immer möglich zu verschaffen. Das Zuchthaus war für diese Jahre meine Welt und ich beschloß, meine kleinen Absichten mit all der Beharrlichkeit und all dem Ernst zu verfolgen, wie man sie sonst nur für große Dinge und Zwecke für nöthig findet. Die ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten, die mir nicht nur durch die Einrichtungen des Hauses, sondern auch durch das Schwankende in dem Charakter mancher Hauptpersonen in den Weg gelegt wurden, machten die Beschäftigung nur interessanter. Ich bin förmlich stolz auf meine Erfolge dort; denn ich setzte nach und nach Alles durch, was ich mir nur immer vernünftigerweise vornehmen konnte. Es ist das keine Kleinigkeit, wenn man in einer Zelle allein eingesperrt ist und diejenigen Personen, auf die man wirken muß, manchmal nur

alle acht oder vierzehn Tage auf einige Minuten zu sehen bekommt.

Ein sehr hartnäckiger Kampf war der um meinen Schnurrbart und um mein Haar. Dr. Fueßlin wollte mir den ersteren durchaus nicht gestatten und schlug vor, mir einen Backenbart unter dem Halse zusammenhängend wachsen zu lassen. „Ja wohl," sagte ich, „damit ich wie ein Scheerenschleifer aussehe, der Gänse gestohlen hat." Dann schlug ich vor, die Gesichter aller Gefangenen vermittelst einer Art von Pressenmaske in eine stereotype Spitzbubenphysiognomie zu verwandeln. Dr. Fueßlin schickte mir dann den Chirurgen über den Hals, der das Rasiren und Scheeren besorgte, und welcher mich durch die Verweise zu rühren trachtete, welche er von Herrn von Jagemann wegen meines Schnurrbartes von Carlsruhe erhalten haben wollte. Dann wieder steckte sich der Director hinter meine Frau, die ganz unschuldig darauf einging und nicht begreifen konnte, warum ich so hitzig wurde, wenn sie mir Nachgeben vorschlug. Zeigte sich der Director freundlich und nachgiebig gegen einige meiner Wünsche, dann verschwand mein Schnurrbart, bis ich es wieder für zweckmäßig hielt, diesen haarigen Gehülfen wachsen zu lassen. Endlich siegte meine Beharrlichkeit und mein Schnurrbart nebst Kinnbart blieben ebenso stereotyp wie mein langes Haar.

Das Ministerium in Carlsruhe drang fortwährend darauf, daß wir durchaus ebenso behandelt werden sollten, wie die andern Sträflinge; allein sowohl der Director, wie sämmtliche andere Beamten der Anstalt erklärten das für positiv unmöglich. Der Director kam dadurch oft in die Klemme, da er es weder mit uns, noch mit dem Ministerium verderben wollte und von Natur nicht zur Härte geneigt obwohl Prinzipienreiter war.

Von meiner Schusterei und sonstigen Zuchthausarbeiten wußte ich mich mit viel Geduld und Geschicklichkeit endlich ganz zu befreien, indem mir gegen Zahlung von fünfzehn Kreuzern täglich das Recht verkauft wurde, zeichnen und später auch in Wasserfarben und selbst in Oel malen zu dürfen. Der spindeldürre Jagemann, dem das fette Oel so heiter erschien, war ja todt. Ich versuchte mit der Feder zu zeichnen und ahmte zu dem Ende mit großer Gewissenhaftigkeit Holzschnitte nach. Gleich die ersten Blätter gelangen über Erwarten. Dadurch ermuthigt fuhr ich mit um so größerem Eifer fort und erreichte bald eine große Geschicklichkeit in dieser Kunst. Ich machte mehrere hundert Federzeichnungen, die zum Theil an meine Freunde verschenkt, zum Theil von meiner Frau verkauft wurden. Eine derselben, der Kirchgang nach Bendemann, wurde für das Album des verstorbenen Königs von Preußen angekauft, der aber nicht wußte, daß ich die Zeichnung gemacht hatte, da es mir nämlich ausdrücklich untersagt war, meinen Namen unter meine Zeichnungen und Bilder zu setzen. — Ein weggejagter Aufseher hatte in Heidelberg ein kleines, sehr künstlich von verschiedenen Hölzern zusammengesetztes Fäßchen, als von *mir* gemacht, sehr gut verkauft. Ich wollte, daß ich solche Geschicklichkeit erlernt hätte, denn sie würde mir mehr genutzt haben wie all meine Zeichnerei und Schriftstellerei, so daß der Herr Hofrath Bengießer mit seinem Rath doch nicht so Unrecht hatte.

Ich malte auch Miniaturgemälde auf Elfenbein, mußte es aber lassen, da meine Augen bei dem unsicheren Licht in der Zelle zu sehr davon angegriffen wurden. — Eine Zeitlang übte ich mich auch in Compositionen, besonders komischer Genrebilder, die aber meist satyrisch ausfielen und mißliebig wurden. Einige davon erschienen in Nieritz's Volkskalender.

Ich versuchte mich ebenfalls im Potraitiren; allein Jagemann hatte das verdorben. Unter den politischen Gefangenen war nämlich ein Zeichner, der sehr gut potraitirte und einige der Beamten hatten durchaus keinen Anstand genommen, die Bitten des Gefangenen zu erfüllen, ihm in der Zelle zu sitzen, besonders da er ihnen das Portrait schenkte. Durch seinen Spion, den nachher weggeschickten Buchhalter, erfuhr Jagemann die ganze Geschichte, plumpte plötzlich wie eine Bombe in die Zelle und schleppte mit höchsteigenen Ministerialhänden die Mappe des Künstlers hinweg. Er schwelgte dann im Ertheilen von Ministerialnasen und verbreitete solchen Schrecken unter den Beamten und Angestellten, daß mein Aufseher, wenn ich ihn mit dem Pinsel in der Hand ersuchte, mich einen Augenblick seine Nase ansehn zu lassen, ängstlich hin und her trippelte und endlich sagte, „daß er erst den Herrn Director fragen müsse." Ich war also genöthigt, an meinem eigenen Gesichte Studien zu machen und portraitirte mich vor einem handgroßen Spiegel mit der Feder, mit Tusche, auf Elfenbein und mehrmals in Oel. Ich malte auch verschiedene Aufseher trotz alles Protestirens und habe noch das meines braven Mattheis im Album, der während der letzten Jahre mein Aufseher war und von dem ich noch reden werde.

Im Allgemeinen wollte meine Kunst nicht viel bedeuten; allein sie war mir ein großer Trost im Gefängniß. Hatte ich ein Bild angefangen, so stand ich vergnügt auf und der Tag verging mir häufig nur zu schnell. Ich war dann meistens so heiter gestimmt, daß ich oft laut sang, zum Entsetzen der Aufseher, die Töne der Heiterkeit nicht gewöhnt waren. Ich kehrte mich aber nicht daran und erwiderte, sie möchten dem Herrn Director nur sagen, daß ich es sei, der singe. —

Ich zweifle, ob meine Arbeit mir so viele Freude gemacht haben würde, wenn sie Niemand gesehen und bewundert hätte. Ich pflegte stets in meiner Zelle eine Ausstellung von all meinen fertigen Arbeiten zu halten, bevor ich sie weg schickte. Gewöhnlich standen sie auf dem an die Wand geklappten Bette und ich war nicht gleichgültig gegen Lob oder Tadel des geringsten Aufsehers.

Meine Freundin, Louise Trendelenburg, jetzt die Gattin meines Freundes Dr. Loewe (Kalbe) in New-York, die mir häufig schrieb, schickte mir aus der Schweiz, unter andern Zeichenmaterialen, zwei so köstliche Zeichenfedern, daß ich sie nie wieder so gut habe bekommen können, sogar nicht mehr bei dem Fabrikanten Guillot, den ich später in Birmingham selbst darum befragte. Meine gute Frau gab sich die unendlichste Mühe, mir stets das Allerbeste in jeder Hinsicht zu verschaffen, und als die mir gesandten Federn nicht genügten, schrieb sie, da Frau Louise in Paris war, an Heinrich Simon, der in Zürich wohnte, wo die Federn gekauft worden waren. Dies ward die Veranlassung zu einem freundlichen Verkehr mit Simon und den Seinen. Er sowohl, als Frau Professor Gärtner, seine Cousine, und deren Kinder thaten was nur immer in ihrer Macht stand, um mich auf irgend eine Weise zu erfreuen, und ihre Briefe, durchdrungen von herzlicher Gesinnung, thaten mir sehr wohl. Da wir Heinrich Simon nun verloren haben, so werden einige Briefe von ihm um so willkommener sein, als sie ein Beweis seines trefflichen Herzens und seiner wackern Gesinnung sind. Der erste Brief ist an meine Frau gerichtet; er lautet:

Zürich, 12. März 1852.

„Nehmen Sie meinen herzlichen Dank hin, verehrte Frau, für ihre freundlichen Zeilen vor Allem und dann,

daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihrem unglücklichen Gatten eine kleine Freundlichkeit zu erweisen. Ich komme eben heim vom Begräbnisse des trefflichen Todt, den eine Frau und fünf Kinder auf fremder Erde beweinen — und Ihr Mann, weil ihm das Herz hochschlug für ein freies Vaterland — im Zuchthause. Wenn sich so die einzelnen harten Schicksale in ihrer Grellheit vor uns hinstellen und wir mitten drin stehend davon ergriffen sind, mag wohl mitunter das Herz banger klopfen: aber der Blick auf den Preis, für den wir gekämpft haben, das Bewußtsein, als Ehrenmänner nach innerstem und heiligstem Bewußtsein gehandelt zu haben und das Wissen, daß ein Sinn und ein Zusammenhang in der Weltgeschichte und somit kein Opfer ein vergebenes, das stählt auch in solchen Momenten die Kraft. Möge sie bei Corvin im langen Kerker nicht erlahmen; in solcher Lage ist Mannesmuth die einzige Stütze. Corvin wird sich aber auch erinnern, wie viele Männer selbst nach langwierigem Kerker mit ungebrochener, ja mit intensiver Kraft wieder in's Leben getreten sind. Es giebt in so qualvoller Lage nur Ein Mittel, sie sich möglich zu machen: das Gezwungene als ein Gegebenes zu betrachten und in sich zu verarbeiten und dadurch mit dem eigenen Willen in Verbindung zu bringen.

Und die Zeit eilt heute rascher als früher. — —.

Was nun die Kommission anlangt, so bin ich zweifelhaft, ob sie mit Glück ausgeführt. Die bedeutendste hiesige Handlung mit derartigen Zeichenapparaten, in welcher auch, wie ich weiß, Frau Louise die betreffenden Einkäufe gemacht, hat dieselbe Feder nicht mehr, versicherte aber hoch und theuer — ich erinnerte ihn an Himmel und Hölle —, daß die beifolgenden zwei Sorten das Beste derartige seien. So will ich denn wünschen, daß der Mann nicht im Irrthum.

Sagen Sie Corvin, daß ich mich auf sein Bildchen freue und recht oft an ihn dächte.

Ich habe seit vierzehn Tagen keine Nachricht aus Paris; nach dem letzten Briefe wollte die kleine Gesellschaft schon um den 10. des Monats nach Nizza; sie scheinen also den Pariser Aufenthalt zu verlängern.

Mit achtungsvoller Ergebenheit

H. Simon."

In jener Zeit wurde es bedenklich gefunden, wenn ich mit H. Simon correspondirte und deshalb dictirte er gewöhnlich seine Briefe, ohne sich zu unterschreiben, oder Frau Gärtner erzählte mir, was mich interessiren konnte in der allerliebenswürdigsten Weise. — Ebenso correspondirte ich, als die jetzige Frau Loewe nach Amerika gegangen war, mit ihrer Schwester, später Frau von Rappard, die so freundlich war zu schreiben: „Hieran anknüpfend will ich mir gleich die Bitte für mich erlauben, daß Sie mir die Freude machen, mich zuweilen mit Ihren Bedürfnissen irgend welcher Art bekannt zu machen, die Ihnen sonst wohl Louise zu besorgen pflegte, und die Ihnen auch jetzt nicht von Ihrer Frau Gemahlin, wegen ihres Aufenthaltes in Berlin, so schnell als durch mich zugesendet werden können. Ich würde dies als eine Art Vermächtniß von Louisen betrachten, was mich stets angenehm an sie erinnerte." — Diesen Brief, der über Zürich ging, hatte Frau Gärtner, geborne Simon, außerordentlich herzliche Zeilen hinzugefügt, von denen ich nur einige anführe: „Wenn Ihnen aber das Herz einmal recht schwer ist und die Einsamkeit Sie zu tief bedrücken will, dann lassen Sie sich gesagt sein, was Sie ja auch wissen, daß Sie nicht einsam sind, daß treue warme Herzen bei Ihnen und mehr als Sie wissen." —

Eine Sendung, bestehend aus einem reichhaltigen Kasten mit Pastellfarben nebst Zubehör, köstlichen Perry'schen Stahlzeichenfedern, die so hart sind, daß sie wie Glas brechen, wenn sie von mäßiger Höhe hinunterfallen und eine große Kiste voll der schönsten Prünellen, war wie Simon schreibt, „ein Compagniegeschäft" von Fräulein Albertine (nun Frau von Rappard) und ihm und begleitet von liebenswürdigen Briefen, die mir eine sehr große Freude gewährten. Simon schreibt darin unter dem 4. April 1854: „Ein Zustand, wie der Ihrige, werther Herr, kann entweder nur ruiniren, oder sehr bedeutend heben, nämlich in die Stimmung versetzen, in der Ihr Brief v. 19. v. Mts. geschrieben, der Ihre Unabhängigkeit von Ihrem Schicksal darlegt. Einem solchen Manne gegenüber hört der innere Sinn der Strafe auf, und da Ihre offenbar menschenfreundlichen unmittelbaren Vorgesetzten hier mitfühlen, so bauen Sie auf deren Berichterstattung nach oben, die unzweifelhaft von wesentlichem Einfluß.

Ihre Federzeichnung nach Schirmer ist außerordentlich schön und macht einen wahrhaft künstlerischen Gesammteindruck; ich fasse sie unter Glas und Rahmen, als Gefährten zweier früherer Zeichnungen."

„So eben habe ich Ihren Brief noch einmal gelesen. Sie sollten Ihre inneren Erlebnisse, Ihre Gedanken niederschreiben. Oder läßt Ihre übrige Thätigkeit keine Zeit dazu? Wer so wie Sie in die Schachten von Seele und Geist hinabsteigt hat viel zu berichten. Was Sie von dem Weltzusammenhang, und somit von dem Wirken eines Jeden sagen, ist mir aus der Seele gesprochen." —

Der freundliche Verkehr mit Simon und seiner Familie dauerte bis zum Ende meiner Gefangenschaft und auch noch später fort. Diese Briefe, welche alle die herzlichste Theil-

nahme athmeten und durch ihren sonstigen, gediegenen Inhalt sehr tröstend, erfrischend und anregend wirkten, waren meistens von einem Geschenk von allerlei Dingen begleitet, wie sie mir in den letzten Jahren der Gefangenschaft gestattet wurden, wozu hauptsächlich getrocknetes Obst gehörte, namentlich Pflaumen, die Simon immer nicht köstlich genug finden konnte, da ihm nur die schönsten Bordeauxpflaumen für mich genügten. Ebenso erwiesen mir Rappard und seine jetzige Frau sehr viel Freundliches. —

Ich hatte für Simon mein Portrait in Oel gemalt und sandte es ihm mit einem andern kleinen Oelgemälde. Meine Geschenke erregten große Freude und knüpften das freundliche Band noch fester. *)

Nach langem Krieg mit dem Director Fueßlin waren wir endlich zum Verständniß gekommen und ich besiegte meine alte Antipathie. Ich habe seine Geduld allerdings auf die allerhärteste Probe gestellt, und wenn er sich auch manchmal sehr ärgerte, so hat er es mich doch niemals fühlen lassen. Was mich Anfangs an seiner Art und Weise verletzte war verschwunden und er blieb bis zum Ende stets gleich freundlich. Auch die übrigen Beamten, selbst wenn sie mit einer

*) Ich kannte Simon damals nicht persönlich. Als ich im Jahre 1859 mit amerikanischen Freunden eine Reise durch die Schweiz machte und durch Zürich kam, war es natürlich mein Erstes Simon zu besuchen. Als das Dienstmädchen mir öffnete, erkannte sie mich sogleich an dem Portrait, welches in Ihres Herrn Zimmer hing. Ich fand Simon, dessen Bruder, Frau Gärtner und deren Tochter — letztere mit dem ersten Kindchen auf dem Arm und den Gatten Dr. B. aus Chur zur Seite, bei Tische. Letzterer begleitete uns auf den Rütli. Ich brachte nur eine Stunde bei Simon zu, aber wir fanden Gefallen aneinander. Ich hoffte ihn wieder zu sehen und war sehr erschüttert, als ich die Nachricht von seinem so plötzlichen Tode erhielt.

vorgefaßten Meinung gegen mich in das Haus kamen, änderten dieselbe bald. Nur ein einziges Mal während meiner sechsjährigen Anwesenheit im Gefängniß, vergaß sich einer der Beamten, von dem man es am wenigsten hätte erwarten sollen, auf die allergröbste Weise gegen mich. Da er unmittelbar darauf seine Uebereilung bereute und mich bat, den ihn beschämenden Vorfall zu vergessen, so will ich denselben, so charakteristisch, amüsant und verführerisch zur Mittheilung er auch immer sein mag, hier nicht erwähnen. —

Als der Regent auf Veranlassung des Staatsministeriums das Gesuch um Auswanderung abschlug, zu dessen Bewilligung er persönlich geneigt war, soll er den Wunsch ausgesprochen haben, daß mir wenigstens all diejenigen Erleichterungen zu Theil werden möchten, welche sich mit der Art meiner Gefangenschaft vertrügen. Darüber waren aber die Ansichten sehr verschieden, denn wenn auch früher gesagt wurde, daß die Einzelhaft ein Behandeln der Gefangenen nach ihrer Individualität möglich mache, so hatte das doch viele praktische Schwierigkeiten. Die Aufseher schwiegen nicht; theilten andern Gefangenen bewilligte „Begünstigungen" mit und veranlaßten viel stürmische Bitten, wie das ganz natürlich war. Was mir im letzten Jahre gewährt wurde, will ich erwähnen. Es war mir gestattet, den Steinboden meiner Zelle mit einer im Zuchthause angefertigten und von mir bezahlten Strohmatte zu bedecken. Gegen Zahlung von fünfzehn Kreuzern täglich durfte ich zeichnen, malen und schreiben. Ich brauchte nicht mit dem Glockenschlag aufzustehen; ich war von der Schule dispensirt und stillschweigend von dem Besuch der Kirche; auch war man in Bezug auf meine Correspondenz nachsichtig. Ich durfte mir monatlich englische und französische Bücher von Frankfurt senden lassen; deutsche waren verboten, obwohl hin und wieder eine Aus-

nahme gemacht wurde. Ich hatte eine helle, gute Lampe; erhielt statt anderthalb Pfund Schwarzbrod zwölf Loth Weißbrod und zwei Schoppen abgerahmte Milch und täglich sechs Loth Fleisch. Da ich außerordentlich schwach wurde, bewilligte mir der Doctor — wie einigen andern Gefangenen — wöchentlich einen Schoppen Achtkreuzer-Wein, welche Bewilligung aber als zu kostspielig von der Verwaltung gestrichen wurde. Da ich aber beharrlich war, so gelang es mir, die Erlaubniß zu erhalten, mir selbst Wein kommen lassen zu dürfen, und da gegen meine Logik, daß guter Wein medizinisch wirksamer sei als schlechter, nichts einzuwenden war, so trank ich natürlich den besten, obwohl in sehr geringem Maße. Als ich diese Erlaubniß erhielt, sandte mir meine stets besorgte Frau von Berlin augenblicklich eine Flasche des besten Johannisbergers und eine des besten Ruster Ausbruchs. Die Ankunft dieser beiden mit kostbaren vergoldeten Etiketts versehenen Flaschen erregte unter den Beamten eine große höchst spaßhafte Aufregung und ich erhielt den Wein, nachdem die Etiketts abgewaschen worden waren. Später sandte man mir auch Bordeaux und Asmannshäuser in unschuldigen Flaschen, wovon ich in der ganz letzten Zeit täglich einen halben Schoppen trinken durfte. Es war das eine sehr nöthige und äußerst werthvolle Bewilligung, ohne welche mein Körper nicht gesund geblieben sein würde. Ferner wurde mir auch, aus Gesundheitsrücksichten, die Zusendung von trockenem Obst gestattet und ich hatte immer nur zu wehren, daß man mir nicht zu große Delicatessen dieser Art sandte, wozu meine Freunde in der Schweiz sowohl, als meine Frau, wie besonders Frau Fanny Katzenstein in Frankfurt ganz außerordentlich geneigt waren. Letztere verfehlte auch nie, mir zu Weihnachten oder meinem Geburtstage, eine Schachtel mit Blumen zu senden und überhaupt jede

Gelegenheit zu ergreifen, meiner Frau oder mir eine Freude zu machen. Das waren köstliche Sendungen, die sehr viel dazu beitrugen, mir meine Gefangenschaft in der letzten Zeit zu erleichtern. Für die Bezahlung meiner Ausgaben im Gefängniß sorgte mein alter treuer Freund W. R. in Frankfurt. — Die werthvollste Bewilligung aber, die mir gemacht wurde, war die Erlaubniß, mir einen Vogel zu halten. Als der Bruder meiner Frau mir selbst einen Canarienvogel überbrachte, war man sehr im Zweifel, ob man mir denselben geben solle, da man den Vogel in Verdacht hatte, daß er ein Hahn sei und singen werde, was als „gegen den Ernst des Orts" für unschicklich gehalten wurde. Andere Gefangene hatten nur Sperlinge. Genug, der Vogel wurde mir gegeben. Er sang wunderschön und wurde bald so zahm, daß er sich auf meine Schulter setzte, oder auf den Rand meines Buches, wenn ich las, und sang. Das arme Thierchen konnte aber die Luftheizung nicht vertragen; es wurde bald krank und der Director sagte, es habe die „Zuchthausschwindsucht." Es hustete die ganze Nacht und schien von einem innern Feuer verzehrt, denn es saß fortwährend im Wasser um sich zu kühlen. Endlich starb es. Ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich bittere Thränen vergoß, als ich meinen kleinen Freund verlor. Ich packte ihn in Moos, legte ihn in eine Schachtel, und sandte ihn nach Frankfurt, um ihn dort neben einem treuen Hündchen meiner Frau begraben zu lassen.

Wenn man keine großen Freuden haben kann, muß man so viel als möglich aus kleinen machen und diese findet man, wenn man nicht gänzlich im Gemüth verwahrlost ist, in jeder Lage. Auch ich fand sie und zunächst in den Spielen meiner Phantasie. Oft überließ ich mich Tagträumen. Ich versetzte mich in diese oder jene Lage; malte mir alle Details der-

selben aus und bei meiner großen Erregbarkeit genoß ich alle Eindrücke der Freude, der Angst, Aufregung und Betrübniß in einer Weise, die nicht gar weit von der Wirklichkeit entfernt war. Daß ich oft Reden hielt und Schlachten focht, versteht sich ganz von selbst.

Ich suchte mich auch auf andere Weise zu unterhalten, und wenn ich auch keine Schachtel mit Nadeln umherstreute, um sie wieder zusammen zu suchen, wie man von Gefangenen erzählt, so gab ich mich doch ähnlichen geistigen Spielereien hin. Unter Anderm bemühte ich mich, die Namen sämmtlicher Kameraden zusammen zu bringen, mit denen ich in Potsdam und Berlin im Cadettenhause gewesen war. Um das zu können, mußte ich mich wieder in die Anstalt versetzen und alle dort erlebten Lagen auffrischen. Es war wunderbar, wie ein Gesicht nach dem andern und zwar mit einer Lebhaftigkeit erschien, daß ich jedes hätte malen können. Ich brachte auch über vierhundert Namen zusammen, was mich für lange Zeit beschäftigte. Oft sprang ich des Nachts aus dem Bette, um den mir einfallenden Namen eines Neuentdeckten mit Kreide auf den Tisch zu schreiben, um ihn am Morgen der Liste hinzuzufügen.

Andere geistige Unterhaltungen waren vernünftigerer Art. Ich stellte mir irgend ein Problem, welches ich mit all seinen Details durch dachte. Manchmal waren es mathematische Aufgaben und einer erinnere ich mich wegen des Schreckens, den ich dem Lehrer damit verursachte. Da Platina schwerer und Kupfer leichter als Gold ist, so muß sich aus einer Mischung beider Metalle eine Münze herstellen lassen, welche bei weit geringerem Werth, Gewicht und Größe eines Goldstückes hat, von dem es, wenn galvanisch vergoldet auch kaum durch den Klang zu unterscheiden sein möchte. Zur Lösung dieser Frage mußte ich nicht allein die Verhält-

nisse der Zusammensetzung und des Gewichtes eines Goldstückes, sondern auch die specifischen Gewichte der Metalle kennen. Vermittelst einer Gleichung ließe sich dann die Frage lösen, die ich dem Lehrer stellte: „Welches ist die geringste Quantität von Platina, die man Kupfer zusetzen muß, um ein Goldstück zu erzielen, das an Größe und Gewicht einem Doppellouisd'or gleich ist." Der Lehrer aber entsetzte sich, nicht ob der Schwierigkeit der Gleichung, sondern ob der zuchthäuslerischen Tendenz derselben und floh vor mir.

Briefe, die ich von dem Vorsteher einer Kolonie in Südamerika, einem deutschen Doctor, erhalten hatte, welcher mich gern bei sich haben wollte, lenkten meine Gedanken auf Einrichtung einer Kolonie nach modifizirten kommunistischen Grundsätzen. — Ich legte einen Wintergarten im größten Maßstabe an, den ich später im Londoner Krystallpalast aber doch übertroffen fand. Die Verbesserung und praktische Benutzung der Luftballons beschäftigte mich lange Zeit. Dann wieder erregten mich die noch in der Kindheit befindliche Photographie, von der ich durch das polytechnische Journal von Dingler Nachricht erhielt, welches mir ausnahmsweise gestattet wurde. Ich schlug schon damals alle die Dinge vor, die jetzt ausgeführt werden bis auf die Visitenkarten und machte Pläne für die Illustration von Büchern durch Photographien, ja hatte sogar die Herausgabe eines solchen Buches im Sinn, welches photographische Landschaften aus Amerika enthalten sollte, — wie man sie jetzt überall sieht. Meine Kenntniß der Galvanoplastik war für mich eine unerschöpfliche Fundgrube. Ich fand eine Menge dahin gehörige Dinge und unter anderm die Kunst, Perlmutter, Schildplatt, Steine u. s. w., auf galvanischem Wege in Metall einzulegen, eine Erfindung, die mir später in England und Frankreich patentirt wurde. Diese Erfindung

wird noch große Anwendung finden; aber Andere werden die Früchte erndten, da mir das Talent zum Kaufmann ganz und gar abgeht.

Ich las natürlich ungeheuer viel, mußte es aber oft wegen Schwäche aufgeben, da ich zu manchen Zeiten nicht vier bis fünf Seiten lesen konnte, ohne die entsetzlichsten Kopfschmerzen zu bekommen. Ich hatte nie Zeit finden können, Englisch zu lernen; nun hatte ich Zeit im Ueberfluß, und wenn wirklich Zeit Geld ist, so war ich in dieser Beziehung ein Rothschild. Ich studirte also mit aller Geduld Ollendorfs Grammatik und schrieb alle Aufgaben so oft auf eine Schreibtafel, bis ich sie ohne Fehler schreiben konnte. Ich las alle Bücher von Dickens, nebst unendlich viel andern, den ganzen Spectator von Addisson und an dreißig Bände der Household = Words. Dadurch lernte ich die feinsten Nüancen aller englischen Wörter kennen und gerieth fortwährend in Zorn über meinen Dictionair von Kaltschmidt, der so populär ist, aber durch und durch nichts taugt. Der vortreffliche von Dr. Flügel war leider noch nicht erschienen. — Bei Nennung dieses Namens darf ich nicht vergessen einer Freundlichkeit zu erwähnen, die mir von Dr. Flügel zu Theil wurde, der in Leipzig amerikanischer Consul war und den ich im Literaten=Verein nur oberflächlich kennen gelernt hatte. Er suchte nicht allein Erleichterung meiner Gefangenschaft zu erlangen, indem er sich an die ihm bekannten einflußreichen Personen wandte, sondern gab sich unendlich viel Mühe, ein mir werthes, altes Buch wieder zu erlangen, welches ich dem verstorbenen Major Pierer geliehen hatte und von dem sich Flügel erinnerte, daß ich es als die Perle meiner Bibliothek betrachtete. Er erreichte seinen Zweck und sandte das Buch meiner Frau. Das Buch war zwar nur die Reitkunst des Herrn Antoine de Pluvinel und nicht das kostbare Werk

ähnlichen Inhalts des Herzogs von Newcastle, allein die Freundlichkeit bleibt dieselbe.

Ich schrieb auch eine Menge Dinge; zunächst die „Erinnerungen aus meinem Leben“; Bilder aus dem Thierleben; Briefe eines Einsiedlers über alle mögliche Themata; über Militärwissenschaft; über Religion u. s. w. Solche Gegenstände, welches zu scharfes Nachdenken erforderten, waren jedoch nicht im Verhältniß mit der spärlichen Nahrung und der auszehrenden Luftheizung. Dazu kam noch immer das abscheuliche Quinkiliren der wohlfeilen Orgel, die manchmal für Stunden ihren Schreihals nicht schloß. Eine sehr häufig wiederkehrende Passage war mir besonders unangenehm. Diese Stelle erinnerte mich immer an eine ungeschickt fortspringende wildgewordene Kuh, die in ganz kurios abgeschmackter Weise ihren Schwanz schwingt.

Im Sommer war ich meistens in besserer Laune als im Winter und ich freute mich auf die Bewegung in freier Luft — wenn nicht grade Mistjauche gepumpt wurde — und die mancherlei Unterhaltungen, die sich mir in dem „Spazierhofe“ boten. Eine Quelle des Amüsements war freilich abgeschnitten worden. Früher waren nämlich die weißen Mauern, zwischen welchen wir einzeln auf- und abliefen, von den Gefangenen benutzt worden, um an ihnen schriftlich und bildlich ihre Gefühle und Gedanken mitzutheilen. Ich hatte da, von einem unorthographischen Spitzbuben angeschrieben, gelesen: „Di Frischarn sin al in Switz mit al di Kanoner uns Mildär.“ Unter dem nicht geschmeichelten Gemälde eines preußischen Soldaten stand ein eigenthümliches Stoßgebet: „Dübel kum un hol e Wage full fon diese Kärls.“ Ein reumüthiger politischer Gefangener, der sich wahrscheinlich auf die Auswanderung nach Amerika vorbereitete schrieb: „O brison you are a great master!“

— Gelehrte correspondirten in Latein oder Griechisch, oder auch nur mit griechischen Buchstaben. Hin und wieder wurden auch Zettelchen über die Mauern der Spazierhöfe geworfen, bis denn endlich durch sehr große Strenge diesen al fresco Unterhaltungen ein Ende gemacht wurde.

Man hatte menschenfreundlicher Weise den öden Hof in einen Garten verwandelt, in welchem nicht nur Gemüse, sondern auch Blumen gezogen wurden. Es war das ein sehr glücklicher Gedanke. Ich liebe Blumen sehr und wenn ich auch nicht so sentimental in dieser Hinsicht war wie der Gefangene in Picciola, so gewährte mir der Anblick durch das eiserne Gitter vor meinem Spazierhofe, manchen frohen Augenblick. Mehr interessirten mich aber die Mäuse, die ich hin und wieder zwischen dem Holze spielen sah und vor allen Dingen die Vögel. Unter dem Dach des Zuchthauses wohnte ein ganzes Heer von Sperlingen und im Frühjahr konnte man die neu verheiratheten Paare zusammen auf der Dachrinne sitzen sehn. Wo eine andere Röhre abzweigte schien die Miethe theuerer zu sein, denn da sah man stets vornehme, fette Sperlings-Gentlemen unter dem Schatten eines kleinen Semiramisgartens, der seine Existenz dem erdigen Stoff verdankte, welches vom Dach herunter geschwemmt wurde, und wozu die Sperlinge selbst, wahrscheinlich zufällig die Saat herbeigetragen hatten.

Es war verboten worden, den Sperlingen Brod zu geben; ich kehrte mich aber nie an solche Verbote und wenn ich auch noch so hungrig war, bekamen sie doch stets die Krume meines Weißbrods, welches sie sehr wohl von Schwarzbrod zu unterscheiden wußten und vorzogen. Sie kannten mich ganz vortrefflich trotz meiner Maske und paßten auf bis ich kam. Kaum hatte ich den Fuß aus der Thüre gesetzt, so flogen sie um mich herum, als könnten sie die Zeit nicht

erwarten. Hatten sie mich einmal verpaßt, oder war ihnen über dem Warten die Zeit lang geworden, und sie saßen auf dem Dach, so brauchte ich nur mit der Hand zu winken und herunter kam der ganze Schwarm in hungriger Eile. Sie kamen ohne Furcht ganz dicht vor meine Füße und würden noch weit zahmer geworden sein, wenn nicht einige rohe Gefangene stets nach ihnen geworfen oder Versuche gemacht hätten, sie zu fangen. Hatten sie Junge, so brachten sie dieselben in meinen Hof und die ganze Spatzenfamilie saß dicht vor meinen Füßen, die Jungen flatternd, die gelben Schnäbel weit aufgesperrt, und die Alten mit der eigenthümlichen Spatzenpfiffigkeit zu mir aufblickend und die weichen Krumen auflesend, womit sie ohne weitere Vorbereitung ihre Jungen füttern konnten. Meine Sperlinge waren das Wunder aller Aufseher.

Wir hatten aber nicht nur Sperlinge, sondern auch Rothschwänzchen und Bachstelzen. Die letztern, die ich oft leise singend auf dem Holze sitzend belauschte, hatte ich ganz besonders gern und ich beobachtete einst eine von Bachstelzen aufgeführte kleine Scene, die ich mich nicht enthalten kann zu erzählen. Hätte Shakespeare sie mit angesehen, er würde den Namen Bachstelze nie als ein Schimpfwort für den feigen Hausmeister gewählt haben, den der brave Kent durchbläute.

Seit längerer Zeit hatte ich ein armes Bachstelzenhähnchen beobachtet, welches die Hälfte eines Fußes verloren hatte und nicht wie seine Kameraden hinter den Insecten herzulaufen vermochte, sondern mühsam unter den Rändern der Blumenbeete hinhoppeln mußte, um zu sehen was es so erhaschen konnte. Dieser kleine Invalide hatte einen Feind, der ihn überall hin verfolgte. Eines Tages wurde er von demselben ganz unerwartet angegriffen und mußte sich, so gut er konnte, zum Kampf vorbereiten. Er that dies mit großem Geschick,

indem er seine Flügel und Schwanz fächerartig ausbreitete und sich an ein Rasenstück anlehnte. Der elende Angreifer stand in der Mitte des Weges, einige Schritte von ihm und avancirte, grade wie ein Fechter, Schritt um Schritt. Er schien bei Weitem stärker, wie mein kleiner Freund, dessen Gefieder rauh war und der krank und schwach aussah. Er that mir leid und ich überlegte, ob ich nicht vermittelst eines Steins die Rolle des Schicksals spielen sollte, als, wie ein Blitzstrahl, ein anderes Bachstelzenmännchen durch die Luft gesaust kam und mit einem Geschrei und einer Wuth, wie ich sie einer Bachstelze nie zugetraut hätte, den feigen Raufbold angriff, ihn augenblicklich in die Flucht schlug und verfolgte. Ich konnte nicht sehn, wie er ihn abstrafte, aber die Vorstellung wie er ihn zauste, that mir gut. Nach einiger Zeit kam mein tapfrer Ritter zurück und es war hübsch mit anzusehen, wie sorgfältig er um seinen kranken Freund beschäftigt war und wie aufmerksam er untersuchte, ob er Schaden gelitten habe.

Als meine Frau mich im Sommer besuchte, brachte sie mir zwei andere Canarienvögel, ein Pärchen. Sie waren aus einer großen Menge sorgfältig ausgesucht und wunderschön. Das goldgelbe Hähnchen taufte ich „Hans" und sein Weibchen, welches eine wunderschöne schwarze Krone auf dem Kopf hatte und eine große Schönheit war, nannte ich nach einer hübschen Freundin „Fritzchen." Diese zwei Gefährten waren für mich eine Quelle immerwährender Freude und des Trostes. Sie zu beobachten und mich mit ihren kleinen Eigenthümlichkeiten bekannt zu machen, war meine Unterhaltung, die mir nie Langeweile machte, und wenn der finstere Geist die Oberhand über mich gewinnen wollte, trieb ihn stets der Gesang meines kleinen David von dannen. Nun hatte ich Freunde, die ich lieb haben, beobachten, pflegen

und verwöhnen konnte. Welche Freude für mich, als sie anfingen ein Nest zu bauen! Als es vollendet war kamen hübsche kleine Eier und Fritzchen saß auf ihnen, dabei leise singend, was ich noch nie von einem Weibchen gehört hatte und was sie, glaub' ich, nur thun, wenn sie Mutterfreuden erwarten. Hans besichtigte oftmals seinen Schatz und beide saßen auf dem Rand des Nestes, zärtlich schwatzend.

Als ich vernünftigerweise Junge erwarten durfte, sah ich jeden Morgen in das Nest, wenn die Mutter herunter flog, um eine eilige Toilette zu machen, oder ein paar Leckerbissen zu knabbern, welche mein ehrlicher Aufseher Mattheis gebracht hatte. Endlich wurde meine Hoffnung erfüllt und ich sah den kleinen Vogel früher als seine Mutter. Das Ei war grade in der Mitte auseinandergeplatzt, und zwischen den zwei Hälften bewegte sich ein kleines Ding, dessen Kopf größer war als sein Körper. Als die Mutter zum Neste zurückkam, nahm sie eine der beiden Schaalen in ihren Schnabel und flog damit auf den andern Käfig, auf welchem Hänschen saß. Als er die Schaale gesehen hatte, ließ sie dieselbe fallen und beide flogen zusammen zum Neste, wo der Vater mit augenscheinlichem Vergnügen seinen Erstgeborenen betrachtete. Dann wurde ein Weilchen gezwitschert und geschnäbelt und dann nestelte sich Fritzchen sehr glücklich auf ihr Junges und die andern Eier. Kein König konnte mehr Vergnügen haben als ich bei dieser Freude meiner kleinen Freunde.

Wenn die Henne auf dem Nest sitzt und brütet muß sie der Hahn füttern; denn wenn sie nach Futter ausgehen müßte, würden die Eier kalt werden. Dies Füttern scheint sie beide zu amüsiren und wenn sie während ihrer Liebschaft recht zärtlich sind, flattert die Henne immer mit den Flügeln und will gefüttert sein, was ihr Herr und Meister schäkernd

thut. Das Füttern der Jungen scheint auch das Geschäft des Hahns, so lange dieselben im Neste sind und Hans schob sein Weibchen oft eifrig bei Seite, wenn sie einen Theil seines Amtes übernehmen wollte.

Hans wurde sehr zahm und lernte allerlei Kunststücke. Ich legte ihn auf den Rücken und er mußte thun, als ob er todt sei. Ich konnte ihn an den Flügeln in die Höhe heben, oder an einem, oder an seinem Schwanz, oder an den Füßen, ohne daß er ein Lebenszeichen von sich gab. Sein Köpfchen baumelte lose herunter und man würde ihn ernstlich für todt gehalten haben, wenn er nicht seine kleinen, schwarzen, schelmischen Augen stets offen behalten hätte. Manchmal machte ich eine Rolle von Papier und lud ihn hinein, als ob er eine Kugel und die Rolle eine Pistole sei, wie ich das von Taschenspielern gesehen hatte. Am Anfang versuchte er natürlich zu entwischen und ich hatte stets viel Mühe, ihn wiederzufangen; deshalb befestigte ich an seinen Fuß einen Riemen von weichem Handschuhleder, wie der Schuh eines Falken. Als der kleine arme Kerl sich so gefesselt sah, legte er sich von selbst auf den Rücken und machte ungeheißen all seine kleinen Kunststücke. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, ihn wieder zu fesseln.

Die zwei besten meiner drei jungen Vögel verlor ich. Sie waren wunderschön, aber sehr wild und im Spielen rannten sie gegen den Käfig und brachen den Hals. Das jüngste Thierchen, ein Weibchen, war nie in Eile. Sah man durch das Fenster einen Raubvogel in der Luft und die Alten warnten, so flogen seine beiden Brüder wie toll aus dem Käfig; aber das kleine gescheute Ding sah sich sehr sorgfältig um, ehe es ausflog und „Mäuschen“ reiste deshalb auch mit mir über die See in die Verbannung.

Fritzchen und Mäuschen flogen einst zusammen zum Fenster hinaus. Es war November und kalt und bereits ziemlich spät am Nachmittag und ich fürchtete sie zu verlieren, besonders da Fritzchen in die Weinberge geflogen war. Die Tochter eines Aufsehers war zufällig dort und fing leicht den Vogel, der die Kälte nicht gewöhnt war; Mäuschen wurde in eine Zelle gelockt. Auch Hans machte einen Ausflug in die Welt; aber der arme Schelm kam übel an. Jeden Sonnabend putzte ich meine Fenster und das war stets ein großes Vergnügen für mich, denn ich stand auf einem Tritt und konnte weit in's Land sehen. Als ich wieder einmal meine Fenster putzte, kam Hans aus seinem Käfig zu mir, flatterte erst ein wenig, erstaunt über die frische Luft, und ehe ich noch das Fenster zuklappen konnte, flog er hinaus und sogleich über das Dach der Anstalt hinweg. Ich war ein paar Stunden lang sehr unglücklich; aber es war Sommer und Hans konnte es wenigstens im Freien aushalten. Ich sollte indessen den Vater meiner kleinen Familie nicht verlieren. Als er in ein oder zwei Stunden genug von der Welt gesehen hatte, setzte er sich auf die äußere Mauer neben einer Schildwache. Der Soldat versuchte ihn mit seinem Helm zuzudecken, was aber mißlang. Der Vogel, der es gewohnt war, gefangen zu werden, flog nicht weg, und als der Soldat es versuchte, ihn mit der Hand zu greifen, gelang es. Es war ein badischer Soldat und als er hörte, daß der Vogel mein sei, lieferte er ihn an den Portier ab, der ihn frei in seiner Stube fliegen ließ. Als der arme Kerl wieder gefangen wurde, um mir gebracht zu werden, muß man es ungeschickt angefangen haben, denn einer seiner Flügel hing herunter und unter demselben war eine Blutblase so dick wie eine kleine Haselnuß.

Als Hans wieder in seinen Käfig kam, sprang Fritzchen ganz vergnügt umher, ohne besondere Notiz von ihm zu nehmen; fing aber an unruhig zu werden, als er wahrscheinlich einige ihrer Fragen nicht beantwortete. Sie betrachtete ihn von allen Seiten, setzte sich endlich dicht neben ihn und hob mit ihrem Schnabel den kranken Flügel in die Höhe, um hinunter zu gucken. Hätte ich es nicht mit eignen Augen gesehen, ich würde dergleichen von einem Vogel nicht geglaubt haben. Nachdem sie gesehen hatte, was dem armen Hans fehle, bemühte sie sich auf die rührendste Weise um ihr krankes Männchen. Sie küßte ihn und zwitscherte leise, und er drehte ihr sein Köpfchen so zärtlich und schmachtend entgegen, wie es etwa ein verwundeter Mann thun würde, den seine Frau zu trösten sucht.

Ich badete den verletzten Flügel den ganzen Tag in kaltem Wasser um Entzündung zu verhindern und am andern Tag nahm unser Chirurg eine Operation mit ihm vor, die zwar sehr schmerzhaft, aber von den besten Folgen war. Ich band den Flügel in die Höhe und nach ein Paar Monaten konnte Hans wieder fliegen, obgleich der linke Flügel herunter hing, so daß Mattheis stets sagte, er trage einen Schleppsäbel.

Im nächsten Jahre bekam ich nur einen jungen Vogel, der „Bübchen" getauft wurde. Ich konnte die Thierchen nur mit der allergrösten Sorgfalt und Pflege am Leben erhalten. Von der trockenen Luft verloren sie trotz alles Badens und kühlenden Futters, wie Aepfel und Kreuzkraut, die Federn und das wurde erst besser, als ich darauf kam, ihnen stets ein Stückchen Speck in den Käfig zu hängen, den sie außerordentlich begierig fraßen. Die größte Plage war aber das Ungeziefer und ich würde nicht einmal den einen jungen Vogel bekommen haben, wenn ich nicht

jeden Tag ein neues Nest gemacht hätte. — Da ich einst gehört, daß Bechstein ein Büchelchen über die „Stubenvögel“ geschrieben, so wandte ich mich um Rath an ihn. Wir hatten immer in freundlichem Verkehr gestanden und noch 1844 schrieb er mir nach einem Besuch in Leipzig: „Endlich mein lieber und verehrter Freund, gelange ich dazu, Ihnen zu schreiben, und nochmals tausend Dank zu sagen für alle mir so tausendfach dort erwiesenen Freundlichkeiten und Gefälligkeiten. Möchte ich irgend zu vergelten im Stande sein!“ — Um dem Herrn Hofrath dazu Gelegenheit zu geben, bat ich ihn um ein Mittel gegen die Vogelläuse. Ich kann mich nicht enthalten, den Brief abdrucken zu lassen, da er so charakteristisch ist. Ich hatte Bechstein zuletzt bei einem Fest (1847) auf der Wartburg gesehen, zusammen mit Storch, der mir in das Gefängniß nach Bruchsal geschrieben und mich damit bekannt gemacht, daß Bechstein ich weiß nicht welche Orden erhalten habe. Der hofräthliche Brief lautet:

„576. Herrn v. Corvin. Bruchsal.

Seit ich Ihre Mittheilungen über Rastatt im Morgenblatt las, erfuhr ich nichts von Ihnen, und kannte nicht einmal Ihren Aufenthalt. Ihren Wunsch zweifle ich, erfüllen zu können; Sie verwechseln mich mit meinem Oheim, der vor einem halben Jahrhundert über die Pflege ꝛc. der Stubenvögel schrieb. Ich dichtete dieses Buch nur in humoristischer Weise und, wenn Sie mein Opus nicht kennen, und Ihnen gestattet ist, unverfängliche Bücher wie das meine, in der nur von Vogelfreiheit die Rede ist, zu empfangen, und Sie wünschen es, so sende ich Ihnen zur Erheiterung in Ihrer Einsamkeit ein Exemplar.

Ich glaube, Sie irren, wenn Sie neben den gewöhnlichen Vogelläusen oder Milben auch noch eine unsichtbare Art Milbe annehmen, welche die Flaumfedern wegfressen. Dieser

Federverlust hat andere Ursachen. Trockene Kälte der Temperatur ist eine derselben. Lauliche Bäder befördern das Wachsthum der Federn, eine Erbse groß schwarze Seife in lauem Wasser aufgelöst, und in das Bad gemischt, (versteht sich nicht in das, darin man die Vögel sich selbst überläßt) vertreibt die Läuse. Häufiger Wechsel der Springhölzer, die von Hollunderstäbchen (Sambucus nigra), deren Mark ausgestoßen ist, gemacht werden, ist sehr heilsam, denn die Läuse ziehen sich hinein, und bilden Colonieen, die sich schneller vermehren, als die aller Hinterwäldler. Endlich in den frischen, reinen, oft erneuten Sand einige Tropfen Anisöl, von Zeit zu Zeit — ist eine treffliche Abwehr. Die Läuse pflegen dann auszuwandern trotz der lieben Deutschen, denen es daheim zu wohl ist, indem sie sich einreden, es sei ihnen nicht wohl, und die Kanarienvögel freuen sich, diese Proletarier los zu sein. Von einer Wirkung der Aristolochia clematitis habe ich nie gehört, d. h. bei Vögeln, allerdings hat die Abkochung der Wurzel reinigende Kräfte; die Roßärzte brauchen dieselbe zur Reinigung und Heilung unreiner Geschwüre. Ich weiß nun nicht, ob das, was einem Roß gut thut, auch einem Kanarienvogel frommt, ja ich möchte dies fast bezweifeln.

Was Ihnen Storch über mich geschrieben, hat ihm die bitterste Ironie in die Feder gesagt. Meine Kreuze sind ihm Dornen. Unsere so langjährige Freundschaft hat ein Ende seit 1848, wo so viele Freundschaften durch die unseligen politischen Wirren in die Brüche gingen. Ihm beliebte den Demokraten zu spielen, und ich blieb, wie mir geziemt, fest und unbedingt monarchisch gesinnt. Da waren wir gleich fertig miteinander. Es thut mir weh, daß es so gekommen, zumal er unglücklich ist, und ich ihn innig liebte. Er ist ganz taub, und wenn er nach Amerika geht, ist er ganz ver-

loren. Bei Ihnen ist das ein anderes. Reisen Sie, wenn Sie frei geworden, mit Gott! Sie sind ungleich jünger, haben praktische Kenntnisse, können Farmer, Trapper, Pelzjäger, Schwimmmeister, Turner ꝛc. und am Ende sogar Tanzmeister werden, oder ein Rittergut pachten — (es wird in zehn Jahren in Nord-Amerika Ritter und Barone, in 50 Jahren Fürsten, in 100 Jahren Könige und Kaiser geben). Ich wünsche Glück zu allem was Sie wählen werden.

Autographen sammle ich immer neben andern Dingen noch ein wenig, lasse mich aber auf Tauschverkehr, der nur die Zeit zersplittert, nicht ein, und Herr Consul Flügel läßt sich nicht auf Kauf ein, so ist die Sache flügellahm. Ich kenne der leidenschaftlichen Sammler, die alles geschenkt haben wollen, mehrererere.

Dreißigacker, mein Freund, sitzt während ich dies schreibe, bei mir auf meiner Stube und mustert Bildermappen. Er grüßt Sie freundlichst wieder, und bittet mich, Ihnen zu schreiben, daß Sie auch gelegentlich Ihre liebe Frau von ihm grüßen möchten, was ich denn auch von mir zu thun bitte. D. ist seit einer Reihe von Jahren hier Postmeister, und ein sehr tüchtiger.

Gerstäckers Bekanntschaft habe ich noch nicht machen können. Da wir noch der Eisenbahn entbehren, liegt Coburg sehr weit von hier. Wie es in der Welt hergeht, darf ich Ihnen nicht mittheilen, da Ihnen Zeitungen zu lesen, untersagt ist, obschon ich kein Zeitungsschreiber bin. „Katzenjammer", wie Sie meinen, werden Sie indeß nicht finden, wenn Sie wieder aus Ihrer Klause treten. Da der Rausch ein flüchtiger war, konnte der Katzenjammer nicht lange dauern, und da es noch zu viel kerngesundes Element im deutschen Volke giebt, haben die Purganzen und Aderlässe, welche sehr nothwendig und heilsam waren, nur gut gewirkt.

Auch sind die Aerzte von damals noch frisch und munter, und sehr bereit, bei Recidiven die probaten Pulver und Pillen wieder in Anwendung zu bringen, die so beruhigend wirkten.

So leben Sie denn wohl, so wohl als Ihnen möglich; und wünsche ich dem körperlichen Uebelbefinden, das Sie in Ihrem Briefe klagten, baldige Besserung!

Meiningen, 28. November 1854.

Bechstein."

Ich denke, es ist wohl überflüssig, diesem Apothekerbriefe noch irgend eine Bemerkung hinzuzufügen.

Der gute Gerstäcker bewährte sich, wie auch von ihm nicht anders zu erwarten, als ein treuer Freund. Er schrieb mir häufig in liebevollster Weise. — Auch von meinem alten Freund Baron von Andlau in London empfing ich hin und wieder Nachricht; ja er besuchte mich in meinem Gefängniß und setzte durch seine ungeheure Lebhaftigkeit, welche die meine noch übertrifft, den im Zwischenkäfig des Sprechzimmers stehenden Oberaufseher in das lebhafteste Erstaunen.

Wenn ich auch oben all' die Erleichterungen meiner Gefangenschaft erwähnte, die ich in der letzten Zeit derselben genoß, so wurden dieselben doch häufig unterbrochen und traten überhaupt sehr nach und nach ein. Im Allgemeinen aber befand ich mich in den letzten Jahren, nachdem ich mit der Hoffnung ziemlich fertig war, heiter und ruhig im Geist, und pflegte mit aller nur möglichen Sorgfalt meinen Körper, um nicht zu unterliegen. Ich war schwach und elend, allein ich wollte nicht krank werden und legte mich niemals, wohl wissend, daß wenn man einmal das Gefühl des Krankseins recht aufkommen läßt, es damit immer schlimmer wird.

Manche, die mich später gesehen und sich darüber gewundert haben, daß mein Aeußeres sich — nachdem ich einige Zeit frei war — so gar nicht verändert, daß mein Haar nicht grau geworden 2c. fragten mich, wie ich das angefangen? — Welche geistige Hülfsmittel ich anwandte, habe ich erzählt; deshalb nur ein paar Worte über Körperpflege. Um den so verderblichen, austrocknenden Wirkungen der Luftheizung zu widerstehen, rieb ich während des Winters meinen Körper fast jeden Abend mit feinem Haaröl ein und gebrauchte dasselbe auch reichlich für Haar und Bart. Das hielt die Haut frisch und geschmeidig. Gegen den schändlichen Zug, besonders Nachts im Bette, verwahrte ich mich äußerst sorgfältig. Wenn ich im Winter schlafen ging, sah ich wie ein Berliner Nachtwächter in der Neujahrsnacht aus, und konnte mich nie des Lachens enthalten, wenn ich mich betrachtete. Auf dem Kopf zwei Mützen und ein Tuch; um den Hals einen großen Shawl; um den Leib eine kleine Steppdecke, die mit einem andern Shawl umwickelt wurde. So hielt ich's aus und zu sonstiger Erhaltung der Gesundheit halfen mir das später erlaubte Obst und der Wein.

Schon oft habe ich in diesen Blättern davon geredet, daß ich ein großer Träumer bin und manche Leser werden vielleicht darüber gelacht haben, daß ein Mann, der sich für ziemlich verständig hält, dergleichen „Abgeschmacktheit" einen Werth beilegt. Was Hamlet zum Horatio sagt, will ich nicht wiederholen, weil es schon zu abgedroschen ist. Es ist aber in der That nicht Alles Unsinn, was sogenannte gescheute Leute, die sich besonders auf ihren nüchternen Menschenverstand etwas einbilden, so zu nennen belieben. Wenn man findet, daß die eigenen Erfahrungen und dadurch gewonnenen Ansichten mit denen der allergescheutesten Männer übereinstimmen, welche das Menschengeschlecht aufzuweisen hat,

dann ist man wohl gerechtfertigt, dieselben für mehr als Täuschungen und Einbildungen zu halten. Ein Aufsatz von Arthur Schoppenhauer über „Träume, Geistererscheinungen und was damit zusammen hängt“ und den ich erst nach meiner Freilassung kennen lernte, hat mich auf das Allerlebhafteste überrascht, denn in demselben werden alle meine Wahrnehmungen als längst beobachtete und richtige bezeichnet.

Durch den Hunger, die lange Einsamkeit und andere Einflüsse meiner Zellengefangenschaft wurden meine Nerven auf das Aeußerste gespannt und reizbar, und da mein System schon von vornherein empfänglich war, so bildete sich unter so begünstigenden Umständen mein Traumtalent sehr aus. Ich freute mich stets sehr auf die Nacht, denn während derselben lebte ich ein ganz anderes Leben. Ich lernte in meinen Träumen fremde Menschen und Länder kennen und diese Bekanntschaften blieben nicht isolirt, sondern spannen sich die ganze Zeit hindurch fort. Es war das eine Welt, voll von Poesie und durchweht von reinen, wonnigen Empfindungen. Solche Träume fanden jedoch nur während der Nacht statt; mit dem annahenden Morgen nahmen sie einen ganz andern Charakter und oft den von Visionen und Offenbarungen an, die den Träumen, welche ich früher als solche bezeichnete, in ihrem Charakter und besonders in Bestimmtheit ganz gleich waren. Mit Personen, die mir theuer und besonders geistig verwandt waren, stand ich fortwährend in einer geheimnißvollen Verbindung. Schrieb zum Beispiel meine Frau an mich, so wußte ich es fast immer, selbst wenn ich keinen Brief erwarten konnte; ja ich hatte oft eine Kenntniß des Inhalts. War der Brief flüchtig geschrieben, dann wußte ich gewöhnlich nichts davon; waren aber, wie aus demselben hervorging, die Gedanken der Schreiberin ganz auf mich concentrirt, dann war meine Kenntniß klar.

Es thut mir leid, daß ich diese hellen Träume nicht immer aufschrieb, obwohl ich viele derselben in den Briefen an meine Frau erzählte. Einige derselben will ich anführen.

In den letzten vier Jahren meiner Gefangenschaft sah ich weder jemals ein Zeitungsblatt, noch hörte ich irgend jemals eine politische Nachricht. Den Beamten war es auf das Allerstrengste verboten worden, mir dergleichen mitzutheilen und so kam es denn, daß ich erst im Jahr 1855 etwas von einem Krieg zwischen Rußland, Frankreich und England hörte. Die erste Nachricht von einem Kaiser Napoleon III. erhielt ich durch einen Kalender, in welchem ich ihn mit großer Verwunderung in der Reihe der Monarchen fand. Dessenungeachtet folgte ich doch in meinen Träumen den politischen Ereignissen, obgleich ich keinen Zusammenhang hineinbringen konnte. Ich will nur einige Beispiele geben.

Einst ging ich an einem großen Palast vorüber. Es war in der Dämmerung und man sah festliche Erleuchtung. Von der Küche aus hörte ich den Oberkoch seine Helfer befehligen und Alles war mit den Vorbereitungen zu einer großen Festlichkeit beschäftigt. Ich bin nie in Wien gewesen; allein im Traum wußte ich, daß ich in Wien sei. Zu jener Zeit vermählte sich der Kaiser und an zweihundert politische Gefangene wurden begnadigt.

In einer andern Nacht war ich in Petersburg. Auf einem großen, freien Platz sah ich Rekruten exerciren und überall Kriegsvorbereitungen machen. Es war dies zur Zeit, als der russische Krieg begann.

Einst führte mich der Traumgott in eine östliche Gegend. Ich befand mich in dem niedrigen, ersten Stockwerk eines hölzernen Hauses, dessen kleiner Hof von einem Bretterzaun umgeben war. Vom Fenster aus sah ich zu meinem Er-

staunen, rothröckige, englische Soldaten in einer Tirailleur-linie vorrücken. Ich hörte und sah ihre Schüsse; konnte aber den Feind nicht erblicken, da der sanft abgeflachte Rücken eines Hügels die Aussicht hinderte. Die Engländer machten eine Bewegung und verschwanden hinter dem Hügel. Auf ihrem linken Flügel jedoch, zunächst dem Gebäude, in welchem ich mich befand, sah ich nun eine geschlossene, merkwürdig aussehende Bataillonscolonne vorrücken, deren Anblick mir am andern Morgen viel zu schaffen machte, da ich durchaus nicht wußte, was ich aus ihr machen sollte; denn die Soldaten sahen aus wie Orientalen, hielten aber doch die beste occidentalische Ordnung. Diese Colonne avancirte, wie die Chasseurs d'Afrique, in einem regelmäßigen Trab und begleitete ihren Schritt mit einem grunzenden, tiefen Laut, der einen eigenthümlich schrecklichen Eindruck machte. Am nächsten Morgen dachte ich, ich sei in Indien gewesen und habe die Engländer im Kriege mit einem der dortigen Völker gesehen, aber diese orientalisch gekleideten Truppen fochten auf derselben Seite wie die Engländer! Wahrscheinlich sah ich ein Bataillon Zouaven, von denen ich damals noch nichts wußte.

Sehr oft war ich in den Laufgräben vor einer belagerten Festung und sah Truppen marschiren, angreifen, Kanonen aufpflanzen, Bomben fliegen 2c. Es war das 1855, und ich quälte einen der mich besuchenden Beamten mit Fragen, was für ein Krieg und welche Festung belagert sei. Daß eine Festung belagert sei gestand er ein, ließ mich dann aber rathen, ohne mir die Wahrheit zu sagen.

Während der letzten vier Jahre blieb ich in derselben Zelle und hatte fast ebenso lange denselben Aufseher, meinen guten und braven Sebastian Mattheis. Es spricht doch für die Menschheit, daß man fast keine Gefangenengeschichte liest,

in welcher nicht ein guter Kerkermeister vorkäme. Der meinige war ein sehr ehrlicher Mann, dessen Zartgefühl und Takt manchem Ministerialrath zu wünschen sein möchte. Sein Vater war durch fallende Steine in einem Bruch schwer verletzt worden und gestorben; er selbst hatte ebenfalls im Steinbruch hart gearbeitet, und da er dies oft in der Sonnenhitze mit bedecktem Kopfe gethan, so hatte er fast alle seine Haare eingebüßt, obwohl er noch jung war. Sein Vater hinterließ ihm einen kleinen Bauernhof in der Nähe des Neckars, wo er lebte, bis er Soldat werden mußte. Er hatte die Korbmacherkunst gelernt; aber die Kartoffelkrankheit hatte ihn zu weit zurückgebracht und er fand es schwer, sich und seine Familie zu ernähren. Deshalb bewarb er sich also um eine Aufseherstelle im Zellengefängniß.

Da ich es gewohnt bin, Menschen zu beobachten, so studirte ich denn meinen guten Mattheis con amore und lernte ihn endlich so auswendig, daß er nicht einmal seine Gedanken vor mir verbergen konnte. Oft amüsirte ich mich damit, ihm seine geheimen Wünsche zu offenbaren, was ihn dann nicht wenig in Erstaunen setzte. Er war für mich durchsichtig wie Glas; aber er konnte es aushalten durch und durch gesehen zu werden, denn es war nichts Falsches oder Böses in ihm und seine kleinen Eigenthümlichkeiten unterhielten mich. — Ich habe ihm nie etwas Unerlaubtes zugemuthet, wie ich das überhaupt seit Langem aufgegeben hatte, und erst als mir der Director — schriftlich — mein Ehrenwort zurückgab, correspondirte ich wieder heimlich mit meiner Frau in Citronensaft in Briefen, die durch die Hände des Directors gingen und mit seinem Namenszug bezeichnet sind. —

Alle Sonnabend Morgen ging ich mit einer gewissen Feierlichkeit, den Bleistift in der Hand, an den in der Zelle

hängenden Wandkalender und strich mit einem erleichternden Seufzer die Woche durch. Der Moment des Umkehrens des Kalenders war natürlich noch feierlicher. Endlich hatte ich dieses Experiment oft genug wiederholt und es blieb nur noch ein Monat von meiner Einzelhaft, als die Gerüchte von unserer Freilassung immer mehr Halt gewannen. Die „Begnadigung" wurde am Geburtstage des Regenten, am 9. September, ganz bestimmt erwartet und der gute Dr. Kusel hatte es meiner Frau geschrieben. Sie hatte bereits zur Abreise gepackt, als er ihr eine telegraphische Depesche nach Berlin schickte, welche sie vorläufig noch dort zurückhielt. —

Viertes Capitel.

Freiheit! — Erste Eindrücke. — Schwierigkeit im Reden und Hören. — Das erste Mittagessen. — Abschied von Mattheis. — Nach Frankfurt. — Gefährliche Aufregung. — Ich werde der Zeit angepaßt. — Meine Freunde die Philister. — Der Finger Hinkeldey's. — Männliche Fassung. — Meiner Mutter Tod. — Meines Vaters Tod. — Erfreuliche Lage. — Finanzen. — Literarische Täuschungen. — Meine „Brandschrift." — „Interessant" aber gefährlich. — Gerstäcker. — G. Kinkel. — Leben in Soden. — Ein edler Ungar. — Reise nach Amsterdam. — Die Familie Binger. — Reise nach London.

Am zweiten Oktober Vormittags war ich mit einer Federzeichnung beschäftigt, als der Director in meine Zelle trat und mir ankündigte, daß ich frei und meine Frau in Bruchsal sei. An demselben Tage vor sechs Jahren hatte ich das Zellengefängniß betreten. Da ich meine Freiheit erwartete, so war ich nicht überrascht und meine Freude nichts weniger als stürmisch; ich hatte zu lange darauf gewartet und so viele zerstörte Hoffnungen hatten mich fast unfähig gemacht, mich zu freuen. Ich packte sogleich meine Sachen und wurde in ein Zimmer gebracht, wo ich dieselben Kleidungsstücke vorfand, die mir abgenommen worden waren. Es war mir als hätte ich diese Kleider nur um ein Bad zu nehmen abgelegt. Daß das Bad aber sechs Jahre gedauert hatte, fiel mir in dem Augenblick nicht auf; die Zeit der Gefangenschaft schrumpfte merkwürdig zusammen. Als ich

fertig war, kam der Director und ließ mich etwas unterschreiben, was er mich nicht lesen lassen wollte. Er sagte, es sei nur eine Form und mir war es ganz gleichgültig. Dann kündigte er mir an, daß ich nicht nach Baden kommen dürfe, bei Androhung den Rest meiner Strafe — acht Monat Zellengefängniß gleich dem zehnten Jahr der mir zuerkannten Zuchthausstrafe — erstehen zu müssen. Das war mir auch gleichgültig, denn ich hatte einen gründlichen Ekel an Baden.

Ich empfing nun noch ein Zeugniß meines Wohlverhaltens — in welchem ich unbegreiflicherweise Paul getauft bin und welches in meinem Zuchthaus-Album aufgehoben ist, und wurde dann meiner mit einem Wagen wartenden Frau übergeben.

Da standen wir uns denn einander gegenüber nach sechs Jahren, während welcher wir Beide mit aller möglichen Kunst und Ueberlegung gefoltert worden waren. Trauer, nicht Freude war unser erstes Gefühl, und in den nächsten Augenblicken waren wir Beide bitter und gereizt. Erst als der Wagen über die Grenze des Zuchthauses hinausrollte und ich wieder grüne Bäume und Felder und geschäftige und fröhliche Menschen auf der Straße sah, als ich ihre heitern Stimmen hörte, von denen mich die langentbehrten der Weiber und Kinder am meisten ergriffen, da wich der Zuchthausalp von meiner Brust, ich athmete hoch auf und die im Herzen zusammengedrückt und welk hinsiechenden Freudenblumen fingen an ihre Häupter zu erheben, wie wenn in der Natur der Frühling eingeläutet wird. Allmählig kam ich zum Bewußtsein; ein voller heller Glockenton, der zum Jubelgeläut anschwoll, durchzitterte mein Inneres und Freiheit! Freiheit! rief es in mir erst halb fragend, dann immer sicherer, lauter und jubelnder. —

Im Gasthofe zur Post empfing uns die freundliche Wirthin. Sie hatte uns das beste Zimmer gegeben und mitten auf dem Tisch prangte, als ein Geschenk von ihr, der schönste Blumenstrauß, der in Bruchsal zu haben war. —

Die Kinderstimmen, die von der Straße heraufschallten, der Anblick ihrer unschuldigen, frischen Gesichter zogen mich mächtig an. Diese Kinder waren geboren während ich im Grabe lag; sie hatten keine Ahnung davon, daß wir für sie gekämpft und gelitten hatten, daß sie die Früchte der Freiheitssaat mit genießen würden, die mit dem Blute der edeln Märtyrer von 1848 und 1849 eingesäet wurde. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, eines dieser Kinder zu herzen und zu küssen und man brachte mir eins herauf, welches mit großen, blauen Augen verwundert auf das bewegte, bleiche Gesicht des Mannes schaute, der es an seine Brust drückte.

Da ich seit so langer Zeit nur Männergesichter gesehen hatte, erschienen mir die Frauen und Mädchen, selbst die Häßlichen, alle hübsch und vor allen Dingen ganz auffallend gesund aussehend.

Der gute Dr. Kusel besuchte mich. Mit Erstaunen hörte ich von ihm, welche große Veränderungen in Europa seit meiner Abwesenheit vorgegangen waren. Ich überstürmte ihn mit Fragen und überlegte mit ihm, was am besten für mich zu thun sei. Ich sprach mit ungeheurer Lebhaftigkeit, die noch lange anhielt und meine Freunde erschreckte, denn sie war in der That beunruhigend. Des vielen Sprechens ungewöhnt, fühlte ich davon einen eigenthümlichen Schmerz im Halse und meine Zunge wurde wund. Auch ward es mir schwer zu hören, oder vielmehr zu verstehen, was sich jedoch in einigen Tagen besserte. Ich dankte dem braven Dr. Kusel nochmals herzlich für die uninteressirte, menschen-

freundliche Theilnahme, welche er mir und meiner Frau während all dieser Jahre erzeigt, konnte aber nicht halb ausdrücken, was ich wirklich fühlte. — Dr. Kusel ist ein Israelit, wie die meisten derjenigen Personen, welche mir und meiner Frau die meiste und herzlichste Theilnahme und Hülfe erwiesen. Es ist dies kein Wunder. Die Juden haben so lange unter ungerechtem Druck gelitten und das hat ihre Herzen besonders theilnehmend für Unglückliche und Verfolgte gemacht. Theilnehmend und hülfreich fand ich sie überall, in Baden, in Frankfurt, in Berlin, in Hamburg, in Amsterdam und in London.

Wir beschlossen, nicht sogleich nach Frankfurt zu reisen, sondern die Nacht in Bruchsal zu bleiben. Gern hätte ich einen Spaziergang gemacht, um mein Gefängniß von Außen zu betrachten; allein ich fürchtete, daß der Director Unannehmlichkeiten davon haben möchte, da ich eigentlich sogleich hätte abreisen sollen und unterließ es daher. Ich ging aber in den Garten hinter dem Gasthause, mich ein wenig zu sammeln und an die Freiheit zu gewöhnen.

Meine Frau und ich waren uns während der sechs Jahre gewissermaßen fremd geworden. Wir Beide hatten manche andere Gewohnheiten angenommen und mußten uns erst wieder aneinander gewöhnen. Ihre Verlegenheit, sich wieder allein mit einem Manne in einem Zimmer zu sehen, war rührend und komisch. Dabei hatte die Nothwendigkeit sie sehr unabhängig gemacht. Was ich sonst besorgte, that sie; sie arrangirte Alles im Gasthofe und auf der Reise und mit einer Bestimmtheit und Ordnung, die mich in Erstaunen setzte. Sie war mein Schützer und Begleiter und ich nicht der ihrige.

Meine Ausrufe der Verwunderung und der Freude rührten und unterhielten sie; denn jeden Gegenstand, den ich

in dem Zimmer und auf dem gedeckten Mittagstisch sah, begrüßte ich als meine alten Bekannte. Es erschien mir Alles äußerst elegant und luxuriös. Da waren Teller, Messer und Gabeln und Gläser. Statt eines Tellers hatte ich für mein Fleisch ein kleines Brettchen benutzt, welches ich zum Andenken aufhob, und als Gabel benutzte ich eine große Nadel, die ich von meiner Litzenschuhmacherei in der Zelle behalten hatte — ein Paar Schuh, welche ich gemacht, hatte ich meiner Frau geschickt und sie werden ebenfalls als Andenken aufbewahrt; — statt eines Trinkglases gebrauchte ich ein überzähliges Vogelgläschen. Ein Tischtuch und eine Serviette erfüllten mich mit einer Art Ehrfurcht und den Gebrauch von Messer und Gabel hatte ich beinahe verlernt und stellte mich überhaupt beim Essen ziemlich ungeschickt und wie meine Frau meinte „barbarisch" an. —

Die Wirthin sandte ein treffliches Diner auf das Zimmer und meine Frau warnte mich, zuerst nicht so viel zu essen; aber ich lachte, und mit dem Hunger eines Wolfes verzehrte ich Alles was aufgetragen wurde bis auf das letzte Stück des Desserts und trank eine Flasche Wein dazu, ohne daß es mich im Geringsten incommodirte. Der Kaffee und die Cigarre nach Tisch waren köstlich.

Am Nachmittag kam mein ehrlicher Mattheis um Abschied von mir zu nehmen. Dem braven Manne standen die Thränen in den Augen. Er hatte sich so an mich gewöhnt und sagte betrübt, daß er mich sehr vermissen und gewiß alle Morgen aus alter Gewohnheit in meine Zelle kommen werde. Ich kannte alle seine Verhältnisse und häuslichen Sorgen und war immer sein Rathgeber gewesen, wie überhaupt der Beichtvater einer Menge von Aufsehern im Hause, die manchmal heimlich in meine Zelle kamen, obwohl

das bei schwerer Geldstrafe verboten war, um mich in ihren Verlegenheiten um Rath zu fragen. —

Am andern Morgen reisten wir nach Frankfurt ab. Die Reise war außerordentlich ermüdend. Da der Regent von Berlin erwartet wurde, so waren alle Bahnhöfe roth und gelb und schwarz und weiß bewimpelt, und überall sah man eine Menge von Menschen, denen mein Leichengesicht auffiel. Meine Vögelchen begleiteten mich natürlich und die Zellengebornen schienen höchlich erstaunt über die Menge von Menschen, welche sie sahen. — In Folge des Aufenthaltes, den wir auf allen Hauptstationen in Baden fanden und weil wir einige Stunden in Heidelberg warten mußten, kamen wir erst gegen Abend bei meinem Schwager Don Carlos an, bei dem wir einige Wochen bleiben wollten. Mein Aeußeres muß sehr auffallend gewesen sein, denn ein Dienstmädchen, welches zur Zeit meiner Brautschaft im Hause meiner Schwiegereltern gewesen war, war so ergriffen bei meinem Anblick, daß sie entsetzt fortstürzte, sich in der Küche auf den Boden warf und laut weinte.

Meine Aufregung, anstatt sich zu legen, wuchs von Stunde zu Stunde. Ich mußte natürlich erzählen und das trug nicht dazu bei, mich zu beruhigen. Als ich am andern Morgen meinen Freund W. R. sah, ergriff mich das Wiedersehen so sehr, daß ich an seine Brust sank und wie ein Kind schluchzte. Auf der Straße begegnete ich einem andern alten Freunde, einem Arzt. Er betrachtete mich aufmerksam und rieth mir sehr dringend, jede heftige Aufregung zu vermeiden und besonders nicht in's Theater zu gehen; bei der ungeheuren Anspannung meiner Nerven könne eine einzige heftige Aufregung hervorbringen, was sechs Jahre Einzelhaft nicht vermocht hätten, nämlich Wahnsinn.

Die erste Sorge meiner Frau war nun, mich wenigstens äußerlich in einen Menschen zu verwandeln, der mit der Zahmheit von achtzehnhundert fünf und fünfzig harmonirte, denn mein dunkler Mantel mit schwarz=roth=goldnen Schnüren, den ich sonst über der Uniform getragen, schmeckte doch zu sehr nach der Zeit der „Anarchie" und beleidigte die Augen und Herzen der Philister. O diese lieben Philister, wie oft hatte mich der Gedanke an sie in meiner Einsamkeit erheitert und die erste Composition, die ich jemals machte, stellte eine Gruppe derselben dar. Da sitzen sie alle vor ihrem Glase Bier oder Schoppen, der A=B=C= und der Dmeier, die Haupthähne aus dem Kasino von Wuzenwinkel und der Stadtrath Wehmeier ist auch dabei, alle noch aus der „guten, alten" vorcigarrlichen Zeit, wo man mit langer Pfeife und Tabacksbeutel in's Kasino stieg und „liberal" war. Ihr wolltet den Rhein durchaus nicht fahren lassen und schwärmtet dann für Schleswig=Holstein stammverwandt. Dann — Gott verzeih' euch die Sünde! — wurdet ihr beinahe Demokraten, spracht sehr despectirlich von einem gewissen Prinzen und war't Parlamentsfanatiker. Dann begeistertet ihr euch wieder für die Herstellung der Ordnung und „hattet es gleich gesagt," und meine schwarz=roth=goldnen Schnüre waren euch natürlich ein Gräuel. Eure Butterherzen versagten meinem bleichen Gesichte die Theilnahme nicht, ja ihr hattet rechtes Mitleiden mit mir, besonders als ihr hörtet, daß ich sechs Jahre lang nicht rauchen durfte, und wenn ich euch begegnete, lächeltet ihr überaus freundlich und schütteltet mir auffallend herzlich die Hände, während ihr verlegen und ängstlich umher blicktet, ob es auch Niemand bemerke und innerlich darüber geärgert war't, und den Grund davon nicht begreifen wolltet, daß ich mein Haupt so stolz trug,

obwohl ich im Zuchthause gewesen, und daß ich mich über meine triumphirenden Freunde so lustig machte!

Als ich am Tage nach meiner Ankunft in Frankfurt zu einem Friseur ging, spazierten zwei Herren vor dem Hause desselben auf und ab, die eintraten als ich es verlassen hatte. Sie examinirten den Haarkünstler sehr sorgfältig über Alles was ich geredet. Es waren zwei Herren, die zu der preußischen Gesandtschaft in gewissen Beziehungen standen. Bald wurde denn auch die Frankfurter Polizei mit dringenden preußischen Verwunderungen über meine Anwesenheit behelligt, von der sie eine Zeit lang keine Notiz nahm, da ich es für gut gefunden hatte, mich nicht anzumelden. Endlich wurde ich aber citirt; mein Schwager mit einer kleinen Ordnungsstrafe belegt und mir der Aufenthalt verweigert, obwohl nicht der Besuch von Frankfurt untersagt. Ueberhaupt war die Frankfurter Polizei nicht zur Strenge geneigt und wich nur dem von Berlin ausgeübten Druck. Hinkeldey hatte mit geheimem Aerger, der sich übrigens deutlich genug in seinen Zügen malte, in mein lachendes, durchaus nicht bußfertiges Gesicht gesehen und Herr von Jagemann pflegte stets sich zu „freuen," daß ich „noch immer meine männliche Fassung behaupte." „Ei, Herr von Jagemann," antwortete ich ihm lachend „wie können Sie sich darüber wundern, daß ich gefaßt bin, Sie haben ja selbst diese Anstalt für männliche Fassung gebaut." Nach seinem Besuch machte ich eine Federzeichnung, mich selbst in der Zelle mit meinen Vögelchen darstellend, mit der Unterschrift: „Ein in Rastatt gefaßter Solitair."

Wir beschlossen also einstweilen trotz des vor uns liegenden Winters, nach Soden zu gehen, wo unsere liebe Freundin Emilie Winkler ein Haus besaß. Zu meinen Eltern konnten wir nicht gehen, denn beide waren todt. Die Mutter

war schon vor einigen Jahren gestorben; aber man hatte es mir verhehlt und ihr Nichtschreiben mit der Gicht im rechten Arm entschuldigt. Mein Stiefvater hatte nach ihrem Tode seinen Abschied genommen, lebte von seiner Pension und dem Händedruck des Königs, der, wenn er den Dichter des Preußenliedes sah, nie verfehlte ihm die Hand zu reichen und freundlich zu sagen: „Wie geht's Tiersch", was von spaßhaften Leuten in „Wie geht Dir's" verdreht und bis zum Ekel im Kasino abgehandelt wurde. Dazu trank mein Stiefvater guten Rheinwein und zog an den Rhein, um denselben besser zu genießen. Einst, nachdem er seine zwei Flaschen am Abend ausgenippt hatte, legte er sich im Gasthofe, wo er wohnte, zu Bett und „als er am andern Morgen aufwachte war er todt." Er lag augenscheinlich wie er eingeschlafen war, und da ihm die bloße Erwähnung des Wortes Tod ebenso unangenehm war wie dem Minister Kaunitz, so konnte ihm nichts Glücklicheres begegnen, als solch ein Ende.

Wir waren ganz entsetzlich arm. Als ich 1847 nach Paris ging, war ich auf dem besten Wege, alles durch die Glyphographie Verlorne wieder einzubringen; die hereinbrechende Revolution stürzte Alles über den Haufen. Die Theilnahme an den Ereignissen von 1848 in Baden, dessen Regierung mich steckbrieflich verfolgte, verhinderte mich nach Gotha zurückzukehren. Was man da fand, wurde verkauft und mit Mühe rettete meine Frau einen Theil ihrer Sachen. Während meiner Gefangenschaft starb meine Tante Arnim und ein Vetter von mir sandte mir die Abschrift ihres Testaments. Das Vermögen ging zwar größtentheils an die Frauen unserer Familie, allein ich und ein paar Vettern waren an einem Kapital betheiligt. Die Zuchthausverwaltung nahm Einsicht von diesem Testament und machte Bericht.

In Folge dessen wurde mein Name mit in einen Prozeß eingeschlossen, den die „Generalstaatskasse“ gegen diejenigen Theilnehmer an der badischen Revolution führte, welche Vermögen hatten. Mir ward aufgegeben vor Gericht zu erscheinen, aber nicht gestattet dem Folge zu leisten. Ich konnte mich also nicht vertheidigen und es wurde unter dem 14. Juni 1851 wegen Versäumniß „zu Recht erkannt, der Beklagte sei schuldig, den dem Gr. Fiscus durch die Revolution erwachsenen Schaden, in noch festzusetzendem Betrage, sammtverbindlich mit den übrigen Theilnehmern — (die man nämlich hatte und die was hatten) — zu ersetzen und habe die Kosten dieses Verfahrens zu tragen.“

Während meiner Gefangenschaft hatten einige nicht dazu autorisirte Personen angefangen, für meine Frau Geld zu sammeln, von dem dieselbe jedoch für sich nichts annahm. Sie that dies nicht aus Hochmuth, sondern weil die Leute, die solche Unterstützungen gaben, nicht allein damit eine Art Recht der Controle über die Handlungen des Unterstützten beanspruchten, sondern auch überhaupt in oft sehr unzarter Weise verfuhren. Außerdem widerstand es auch meiner Frau, sich von einer Partei unterstützen zu lassen, die solche Hülfe nicht sowohl als die Zahlung einer Ehrenschuld, sondern beinahe als ein Almosen betrachteten und ferner ruhig duldeten, daß Einige aus ihrer Mitte meinen Namen besudelten, obgleich ich härter wie die Meisten für die Sache litt und duldete, die ich verrathen haben sollte.

Meine Frau hatte es möglich gemacht, zwanzig Louis'dor zu ersparen; das war Alles, was wir auf der Welt besaßen, als ich das Gefängniß verließ und da so Vieles neu angeschafft werden mußte, so reichte das Geld nicht weit. Ich war aber unbesorgt, denn ich hatte im Gefängniß einen solchen Ueberfluß an Stoff gesammelt, daß ich als Schrift-

steller bald Geld genug zu verdienen hoffte. Ich schrieb also gleich an einige Redaktionen. Ein sehr tüchtiger Freund in Leipzig antwortete mir auf die herzlichste Weise und erbat sich für sein Blatt eine unterhaltende und belehrende Schilderung des Gefängnisses und der Gefangenen unter dem Titel „Ein Besuch in Bruchsal." — Ich schrieb den Artikel einige Tage nach meiner Freilassung, natürlich mit ingrimmigem Humor, von der Art, die Einem den Athem versetzt. Unterm 12. November 1855 erhielt ich folgende Antwort:

„Aber um Gotteswillen, Verehrtester, wie können und konnten Sie glauben, daß bei den bestehenden Verhältnissen und Preßgesetzen ich auch nur ein Wort Ihres „Besuchs in Bruchsal" zu veröffentlichen wagen darf? Wie haben Sie annehmen können, daß eine Sprache, die kaum Ende 49 noch ungestraft in der Presse geführt werden konnte, jetzt noch der strengsten polizeilichen Ahndung entgehen würde, in Sachsen, wo vor Kurzem der zahme Dorfbabier deshalb zu 3 Wochen Gefängniß verurtheilt wurde, weil er die durch gesetzgebende Kammern vertriebene Königin Christina von Spanien nur eine „intriguante Frau" genannt? — — Ich traute meinen Augen kaum, als ich Ihre Brandschrift las und gab sie *** zur Begutachtung, der mir ganz einfach antwortete, er würde mich für wahnsinnig halten, wenn ich den Artikel druckte. In welcher Welt leben Sie nur, Verehrtester?" — Ich war damals sehr empört; allein sah bald ein, daß ich dem Schreiber der obigen Zeilen in Gedanken sehr Unrecht gethan hatte. Meine Erfahrungen mit andern Blättern waren nicht viel erquickender. Alle fanden meine Artikel „sehr interessant" — aber schauderhaft gefährlich. Ich habe verschiedene solcher Briefe vor mir liegen und muß beim Lesen derselben oftmals laut auflachen. Die „Hausblätter" waren das einzige Journal, welches es wagte, meinen Namen wieder vor das Publikum

zu bringen; kein Buchhändler hatte den Muth, die Erinnerungen aus meinem Leben zu unternehmen. — Ja sogar meine unschuldigen Erzählungen aus dem Kadettenhaus, wie sie nun im ersten Bande enthalten sind, wurden aus Furcht, Anstoß zu geben, zuerst abgelehnt! Alles Das hatte ich nicht erwartet und damit starben meine Hoffnungen, mich in Deutschland als Schriftsteller zu ernähren, denn wenn es mir auch meine Freunde nicht an gutem Rath fehlen ließen mich zu mäßigen, so war es mir doch absolut unmöglich, plötzlich so zahm zu werden wie die andern Leute.

Freund Gerstäcker schrieb mir:

Hinteriß in Tyrol, 17. Oktb. 55.

„Mein lieber guter Corvin.

Den herzlichsten Glückwunsch Ihrer endlich gewonnenen Freiheit. Sie glauben nicht, wie ich mich darüber gefreut habe. Ihren Brief erhielt ich oben auf dem Pirschhaus auf der Alm in den Tyroler Alpen, wo ich mit dem Herzog von Coburg und Mr. Barner, den Sie auch wohl kennen, kampire und eben von der Jagd mit einem erlegten jungen Gemsbock zurückkehrte.

Schonen Sie sich nur recht in der ersten Zeit und trauen Sie sich nicht zu viel gleich zu, denn der erste Genuß der Freiheit könnte Ihnen sonst mehr schaden, als es die jahrelange schwere Haft gethan. Sie wissen, daß das Wild oft den schwersten Winter glücklich überdauert und im Frühjahr beim vollen Genuß des grünen Futters eingeht. Lassen Sie sich das als alter Jäger eine Warnung sein. Wenn Ihr Geist auch nicht gelitten hat, der stärkste Körper muß darunter leiden. Daß Ihre arme Frau geistig so angegriffen ist, erklärt sich leicht — sie hat mehr ertragen als Sie, und Sie werden ihr in Ihrem ganzen Leben nicht genug danken

können. Sie hat sich musterhaft betragen und die Bewunderung und Achtung aller Derer im höchsten Grade erworben, die näher kennen lernten, was sie eigentlich gethan und wie sie es gethan. Ich habe dem Herzog gesagt, daß ich einen Brief von Ihnen bekommen hätte und daß Sie frei wären. Er freute sich darüber und trägt Ihnen keinen Groll mehr nach. — — Was nun Ihr Buch anbetrifft, so bin ich fest überzeugt, daß jeder Buchhändler gute Geschäfte damit machen würde 2c. — — Doch jetzt ade mein lieber guter Corvin, grüßen Sie mir Ihre liebe Frau recht herzlich; wie innigen Antheil ich an Ihrem beiderseitigen Schicksal nehme, wissen Sie ja überdies. Auch Ihre lieben Verwandten grüßen Sie mir auf das Freundlichste und gedenken Sie mit der alten Liebe manchmal

Ihres Ihnen treu ergebenen
Friedr. Gerstäcker."

Wir Deutschen haben über England und besonders London merkwürdig kuriose Begriffe, die das Resultat von Urtheilen sind, welche von Personen gefällt wurden, die sich einige Zeit dort aufhielten und ihre ersten Eindrücke schilderten. Ich hatte gehört und geglaubt, daß meine Federzeichnungen in London sehr gut verkauft werden könnten, und als ein junger Freund von Frankfurt nach London reiste, vertraute ich ihm eine Mappe derselben nebst einem Briefe an Kinkel an. Anfangs 1856 erhielt ich von diesem folgende Antwort:

6 Eastbourne Terrace, Paddington, London.
Jan. 2. 1856.

„Lieber Freund!

Es ist jetzt 4 Wochen, daß ich von Ihnen die Mappe mit Zeichnungen erhielt, begleitet von einer Visitenkarte mit dem Namen K....n. Die Mappe war offen, der Brief,

vom 29. Oktbr. datirt, ebenfalls offen darin, und ein deutscher Lohnbedienter brachte sie mir aus einem der deutschen Gasthöfe in Finsbury Square. Die Frist, „wenn Sie mir vor Mitte November schreiben," war längst vorüber; der Freund, an welchen ich die Zeichnungen abgeben sollte, damals meines Wissens nicht in London. Die Mappe enthielt 33 Zeichnungen incl. der gemalten Blumen, aber kein Preisverzeichniß. Ich habe sie sogleich verpackt, und die Zeichnungen sind alle unbeschädigt.

Unter den damals obwaltenden Umständen blieb mir nichts übrig, als auf Weiteres zu warten. Einen zweiten Brief, auf den Ihr letzter von Weihnachten sich bezieht, habe ich nicht erhalten: und auf diesen letzten eile ich zu antworten.

Ihre Befreiung hatte mich schon vor Ihrem ersten Briefe, als ich sie in der Zeitung las, mit inniger Freude erfüllt: denn der letzte große Schmerz, den die Revolution mir im Herzen ließ, war — und ist das Andenken der Freunde im Gefängniß. Das Verräthergeschrei ist längst verhallt*): ich habe mit Bezug auf Sie nie in dasselbe eingestimmt. Die praktische Frage ist die nächste, und ich will Ihnen sagen, wie ich sie ansehe.

Ihre Zeichnungen hier zu verkaufen habe ich keine Aussicht, auch wenn ich das Verzeichniß der Preise dabei hätte. Zu beschäftigt, die Gesellschaft zu besuchen, haben meine Frau und ich längst die geselligen Verbindungen aufgegeben, die in London ausschließlich berechtigen etwas zum Kaufe anzutragen. Wir haben hier sehr schwer, bis zur Erschöpfung aller Kräfte, gearbeitet, und sind nun geachtete

*) Ja wohl! Noch vor etwa zwei Jahren äußerte Freiligrath gegen Jemand, „daß ich mich zweideutig benommen!" — Von solchen braven Menschen thut's denn doch weh.

Lehrer hier. Mehr kann ich nicht sagen: Sie sehen, daß wir bis heute also nur unsere Nothdurft erwerben.

Und doch glaube ich Ihnen in dieser Stellung nützen zu können. Nach der Schweiz zu gehen scheint mir unräthlich: sie giebt Flüchtlingen nur schwer Brot. Da Sie noch Briefe schreiben wie Ihrer an mich war vom 29. Oktbr., so würde es Ihnen auch wohl in Deutschland bald zu heiß und zu enge werden, und Brot brauchen Sie. Es kommt auf zwei Fragen an: Erstens, können Sie Englisch, so viel, daß Sie leicht lesen und sich im Sprechen verständlich machen können? Zweitens: Können Sie vergessen was Sie waren? Können Sie sich entschließen, eine Carriere von unten anzufangen, wie ich es gethan habe (und das giebt mir das Recht auch an Sie diese Frage zu richten), kleine Kinder, wenn es Noth ist, lesen zu lehren, in Allem Unterricht zu geben, Zeichnen, Deutsch, Wissenschaften aller Art — und fühlen Sie sich stark pünktlich zu sein, worauf hier mehr ankommt als auf Ihr reiches Talent — dann versuchen Sie es hier in London, oder sonst in England.

Vielleicht können Sie von Ihren deutschen Freunden so viel Geld nicht nehmen, sondern leihen, um die Reise hierher zu machen, und sich hier sechs Wochen zu behaupten. Für das letztere, da Sie mit Kleidern nach Ihrem Briefe equipirt sind, brauchen Sie circa 40 oder 50 Thaler, vorausgesetzt, Sie kommen allein, zunächst ohne Ihre Frau. Ich halte es, wie ich meine Stellung hier kenne, für überwiegend wahrscheinlich, daß ich Ihnen in der angegebenen Frist Stunden verschaffen kann. Dann kommt freilich die böse Saison Juli bis Oktober, wo Alles auf's Land geht, aber bis dahin können Sie sich hier vielleicht schon festgesetzt haben. Es kommen jetzt, da ich meine Stunden nicht mehr ausdehnen kann, ziemlich oft Anträge an mich wegen Lehrer,

und es ist mir gelungen, Einzelne gut zu placiren. Was meinerseits für Sie geschehen kann, soll treulich gethan werden, und in einigen Monaten essen Sie vielleicht ein freudloses, aber auch sorgenloses Brot mit Ihrer tapfern Frau; denn Alles in Allem ist hier in London noch die beste Luft für den Exulanten, und Ihr herrliches Zeichnen allein würde Sie hier feststellen, wenn Sie pünktlich und im Kleinen treu sind. An diesen letztangedeuteten Klippen, an dem Verdruß, unter dem geistigen Werthe als Lehrer beschäftigt zu sein, habe ich viele Carrieren hier in London scheitern sehen. Fragen Sie sich, ob Sie da stark genug sind. Hiermit schließe ich without talking sentiment. Schreiben auch Sie mir nur business, damit Ihre Briefe nicht weggenommen werden und Ihnen nicht schaden. Antworten Sie rasch. Herzlichen Gruß von uns Beiden Ihnen und Ihrer prächtigen Frau.

Herzlich und treu
Ihr Freund Kinkel."

Ich hatte ebenfalls an meinen Freund Baron v. Andlau geschrieben und nachdem derselbe sich mit Kinkel besprochen hatte, schrieb mir der letztere, wie beide übereingekommen, daß ich sogleich mit meiner Frau kommen sollte. Dieser Brief war vom 10. Februar und in ihm hieß es: „Indem ich Ihnen rathe zu kommen, übernehme ich ein furchtbares Risiko, aber dennoch thue ich es, und habe guten Muth dabei. Meine Frau und ich müssen so arbeiten, daß wir für freundschaftlichen Umgang keinen Raum mehr finden: aber was ich thun kann Ihre Interessen geschäftlich zu fördern, das soll treulich geschehen. Also abermals: Hauen Sie durch, und kommen Sie. Andlau kann Ihnen hoffentlich ein Quartier aufsuchen und ausmachen, dies kann ich nur

schwer, denn mein ganzer Tag ist voll von Morgen bis Nacht.

Herzlichen Gruß an Ihre Frau und Sie, halten Sie den Kopf oben, aus Ihren Briefen und der Mappe mit Zeichnungen sehe ich, daß Sie durchschwimmen werden. Jetzt nicht an Erholung gedacht, sondern die Zähne zusammengebissen, bis Sie wieder Grund unter den Füßen haben.

Leben Sie wohl und lassen Sie mich Ihren Plan wissen. Getreulich Ihr K."

In demselben Briefe bietet Kinkel mir freiwillig an, für sechs Wochen die Miethe (elf Thaler) zu zahlen, wofür ich ihm einige Zeichnungen für seine Kunstklasse im brittischen Museum machen könne.

Wir hatten unterdessen kümmerlich in Soden gelebt. Ich war sehr niedergeschlagen und körperlich sehr schwach. Meine arme Frau war auch leidend; aber immer muthig und bereit, Hand an's Werk zu legen und mir mit dem Beispiel voran zu gehen, übernahm sie große Stickereien, in welcher ihre Geschicklichkeit unübertrefflich war. Sie stickte den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht an zwei Sesseln für irgend einen Fürsten, die ausgestellt, sehr bewundert und dem Besteller mit mehreren hundert Gulden bezahlt wurden und wofür sie — für mehrwöchentliche Arbeit zwanzig Gulden erwarb! Es that mir das Herz weh, sie so angestrengt arbeiten zu sehen und sie mußte es auch bald aufgeben, da ihre armen Augen zu sehr litten.

Da uns von keiner Seite Hülfe angeboten wurde, so überhob man uns der Mühe sie abzulehnen. Doch nein, einmal wurde solche Hülfe angeboten und mit Rührung angenommen, da ein Ablehnen den Geber tief gekränkt haben würde. Mein Verleger Hartknoch in Leipzig erhielt nämlich aus Ungarn einen Brief von einem Herrn v. Z.—, der

in Folge seiner literarischen Thätigkeit zu Stockhaus-Arrest in Eisen verurtheilt und funfzehn Monat gefangen gewesen war. Dieser Mann kannte mich aus meinen „Historischen Denkmalen", aus der Weltgeschichte und hatte „aus dem Brockhausischen Conversationslexikon ersehen, daß ich frei sei." Er sandte mit dem liebenswürdigsten Brief zwanzig Gulden C. M., sich mit seiner Armuth wegen der Geringfügigkeit der Summe entschuldigend. Ich dankte und acceptirte und dazu aufgefordert, sandte ich dem wackern Manne einige Federzeichnungen, die er verkaufte, mir für diejenige dankend, die ich ihm als ein Andenken schenkte. Diese Liebesgabe aus Ungarn hatte um so höheren Werth, als die Leute dort selbst der Hülfe bedurften, Herr von Z.— schreibt: „— — wir sind hier Alle arm, und was noch schlimmer ist, erwerbsunfähig, denn man hat den meisten unserer Gesinnungsgenossen die Advokatur-Befugniß entzogen und uns so indirekt an's Hungertuch verwiesen." — Ich nenne den Namen dieses edeln Ungarn nicht, aus Furcht ihm zu schaden, aber ich werde ihn nicht vergessen.

Es gelang mir endlich das Verfahren der Glyphographie an Jemand für zweihundert Gulden zu verkaufen und zu gleicher Zeit übertrug mir mein Freund W. R. ein Geschäft in Amsterdam, welches mich dort sechs Wochen festhalten mußte. Sobald dieses Geschäft abgemacht sein würde, beschloß ich Kinkel's Rath zu folgen und nach London zu gehen.

Im März 1856 reisten wir also nach Amsterdam, wo ich mich auf die Bekanntschaft des Buchhändlers Herrn M. H. Binger, des Verlegers meines niederländischen Freiheitskrieges ganz außerordentlich freute; denn dieser Mann hatte mir seit Jahren Zeichen herzlicher Theilnahme gegeben und

war beständig mit mir in freundschaftlicher Verbindung geblieben.

Da mein Buch schon so viel länger geworden ist, als ich es eigentlich beabsichtigte, muß ich leider darauf verzichten, von diesem höchst angenehmen Aufenthalte in Amsterdam so weitläuftig zu reden, als es nicht allein die Stadt, sondern vor allen Dingen die Freundlichkeit und Herzlichkeit verdient, die mir dort nicht nur von der Familie Binger, sondern auch von allen Personen erwiesen wurde, mit welchen dieselbe mich bekannt machte. Da die beiden ältesten Söhne dieser Familie, die Verleger dieses Buches sind, so darf ich nichts weiter sagen, als daß dieses gegenseitige Verhältniß der Freundschaft und Hochachtung seitdem fortbesteht und hoffentlich immer fortbestehen wird.

Mein „Fritzchen" war schon in Frankfurt gestorben und in Amsterdam starb „Häuschen." Ich begrub meinen treuen Mitgefangenen in einem rothen, feinen Blumentopf, in welchem ich ein Lorbeerbäumchen pflanzte und worauf ich mit weißer Oelfarbe eine Grabschrift schrieb. Diesen Topf stellte ich in einen andern von durchbrochenem, versilbertem Laubwerk und setzte meinen Freund H. Binger, der ein in Holland wohlbekannter Dichter ist, als Hüter dieses Grabes ein. Der Lorbeerbaum gedieh nicht, aber abgestorben wie er ist steht er noch auf dem Schreibtisch meines Freundes.

Fünftes Capitel.

Die erste Seereise. — Ankunst in London. — Andlau. — Kinkel. — Ein Brief von ihm. — Kinkels Freundin. — Mein erster Schüler. — Ein englischer Gentleman. — Gothic-House. — Der Lord Bischof von C. — Household Words.. — Flucht von London. — Rückkehr nach Soden. — Ein Schoppenhauerianer. — Verbindungen mit Hamburg. — Ein Brief von Ludwig Storch. — Hamburg. — Campe. — Vor dem Hamburger Polizeiherrn. — Schriftstellerekel. — Die schlechteste Adresse in Hambnrg. — Caution. — Dr. Volkhausen. — Die liberale Partei. — Frau X. — Mutter Y. — Krankheit. — Polizei-Ueberfall. — Berliner Inspirationen. — Der Frost. — Meine alte Ordonnanz. — Wie man die Polizei anführt. — Mein alter Schwiegervater und die preußische Polizei. — Pinneberg. — Struensees Haus. — Zweite Reise nach London. — Ausweisung meiner Frau aus Berlin. — Meine Frau in Hamburg im Gefängniß. — Von den Dänen erlöst. — Verbannung. — Kämpfe. — Abschied vom Leser

Im April reisten wir nach Rotterdam ab, um von dort nach London zu gehen. Unterwegs blieben wir einige Stunden im Haag, gingen nach Scheveningen und sahen, Beide zum ersten Mal, die See. Obwohl das Meer ganz ruhig war, fühlte sich doch meine Frau unwohl von dem bloßen Anblick, oder wohl vielmehr von der daher wehenden Luft. Die Ueberfahrt nach London war denn auch für sie eine entsetzliche Qual. Sie getraute sich nicht in die Cajüte zum Diner. Da es aber als gut betrachtet wird, dem Magen etwas zu bieten, so sandte ich ihr einen Teller mit Hammelbraten auf das Verdeck. Der bloße Anblick war

genügend, ihr Innerstes bis in die tiefsten Tiefen zu erschüttern; die Wellen der Seekrankheit schlugen über ihrem Haupte zusammen und sie verschwand in der Versenkung, um unter der Sorge der Stewardeß mit dem unbarmherzigen Schicksal zu ringen. — Ich wurde nicht seekrank und genoß in vollen Zügen meine erste Seereise.

Es war an einem Sonntag Morgen sehr früh, als wir in London, nicht fern von der Londonbrücke, landeten. Ein Commissionär mit einem Brief von meinem Freunde Andlau fand mich noch an Bord. Der Brief enthielt ganz genaue Angaben, die ich sehr nützlich und praktisch fand, die Adresse der für mich gemietheten Wohnung und das Versprechen des Schreibers, frühzeitig bei uns sein zu wollen.

Es war ein wunderschöner Frühlingsmorgen, aber es war erst gegen sechs Uhr und Sonntag; die Straßen waren leer und noch überall die Fenster blind. Nach einer Fahrt von mehr als einer Stunde kamen wir in Hannoverstreet, Islington an, wo Andlau uns ein Parlor und Backparlor — Vorder- und Hinterzimmer ebener Erde — für zwölf Schilling (vier Thaler) die Woche gemiethet hatte.

Schon um acht Uhr hielt Andlau's Gig vor der Thür. Er begrüßte uns mit wahrhaft wohlthuender Herzlichkeit. Er und seine Frau hatten daran gedacht, daß es Sonntag sei und wir nicht das Geringste kaufen könnten; deshalb hatten sie in freundlicher Vorsorge alles Mögliche eingepackt, was man hier in London zum Frühstück nöthig hält, und in solcher Menge, daß es für eine Woche reichte. Da waren Thee, Kaffee, Zucker, Butter, Brot, Schinken, Wurst, Speck, Eier, Jam, — ja ich glaube sogar auch ein Fläschchen Rahm. — Clapham, wo Andlau wohnt, ist etwa acht englische Meilen von Islington, obwohl beide Stadttheile des ungeheuren Londons sind, und daß er schon so frühzeitig bei mir

erschien, war eine Freundlichkeit, welche ich erst später recht schätzen lernte, als ich mit London bekannt wurde. Als Andlau uns verlassen hatte, sandte er uns seinen Neffen, einen jungen Mann, der in der City beschäftigt war, aber nicht sehr weit von uns wohnte, das heißt nicht weiter als eine kleine Stunde, welcher sich zu unserer Disposition stellte, sobald wir nur seiner Hülfe bedürfen würden.

Am Nachmittage wollten wir Kinkel besuchen. Wir folgten genau der gegebenen Anweisung und warteten am „Engel“ auf den Paddington-Omnibus. Dieser Engel ist ein großes Wirthshaus (inn), oder Publichouse an der City Road und wichtiger Knotenpunkt für die Omnibusse, deren es hier in London gegen eintausendzweihundert giebt. Nachdem wir vorsichtig nach dem Paddington-Omnibus gefragt hatten, stiegen wir in denselben ein, und als wir am Endziel von dessen Reise anlangten, entdeckten wir zu unserem Erstaunen, daß wir glücklich nach der entgegengesetzten Richtung gefahren und an London Bridge, etwa sechs Meilen von Paddington waren. Wir machten also denselben Weg noch einmal, und als wir an Kinkels Wohnung ankamen, war Niemand zu Hause.

Um uns ein wenig in London umzusehen, beschlossen wir zu Fuß zu gehen. Es war wie bemerkt Sonntag und an einem solchen ist London eine ganz andere Stadt als an anderen Tagen. Alle Läden sind geschlossen und die ungeheuer breiten und endlosen Straßen erscheinen todt und leer wie die von Potsdam, obwohl die einzige Oxfordstreet mit Hyde Park trotzdem so viel Spaziergänger als Potsdam Einwohner zählen mochten.

Ich hatte mich noch keineswegs von den Folgen meiner Gefangenschaft erholt und meine Nerven waren noch immer ganz außerordentlich reizbar; ich war in einem beständigen

Fieber. Die Aufregung, mit der ich Kinkel erwartete, machte mich fast krank. Ich freute mich außerordentlich darauf, ihn zu sehen, wie das wohl natürlich war, da wir uns unter so außerordentlichen Umständen kennen gelernt und zuletzt als Todescandidaten von einander Abschied genommen hatten. Außerdem gefiel mir Kinkels Persönlichkeit und vor Allem sein natürliches, anspruchsloses Wesen.

Als am Dienstag Morgen ein Cab vor meiner Thür hielt und Kinkel ausstieg, ging ich ihm mit einem so warmen Herzen und mit einer solchen Freude entgegen, wie ich sie selten beim Anblicke eines Menschen empfunden habe und meine Frau theilte mein Gefühl. — Kinkels Art und Weise kühlte unsere deutsche Herzensgluth indessen schnell und gründlich. Nach einigen flüchtigen Begrüßungen und Worten und nachdem Kinkel mich um mein Haar beneidet hatte — das seinige war von einem Jahr Zuchthaus grau geworden — drängte er von „business“ zu reden und business — Geschäft — war sein drittes Wort. Er brauchte Zeichnungen für seine Vorlesungen und bestellte eine derselben bei mir. Ich sollte ein sehr beschädigtes, altgriechisches Basrelief im britischen Museum abzeichnen, wozu er mir die Erlaubniß verschaffen wollte. Nach einer halben Stunde ging er.

Als Kinkel weg war, sahen meine Frau und ich uns verwundert an und ich brach über ihr Erstaunen endlich in ein lautes Lachen aus. Sein Benehmen bildete in der That mit unsern herzlichen Erwartungen einen zu lächerlichen Contrast. — Dies war das einzige Mal, daß Kinkel bei mir war; ich war nie in seinem Hause, da er uns nach dem ersten Besuch nicht einlud und seine Frau den der meinigen gar nicht erwiederte.

Obwohl ich Kinkel vorhersagte, daß ich nicht Künstler genug sei, um die mir von ihm übertragene Arbeit zu machen, so fand ich mich doch im Museum ein und versuchte es. Der Versuch mißlang vollständig; ich schrieb es Kinkel und erhielt von ihm folgenden Brief:

„Lieber Freund!

Ihr Brief von heute thut mir leid, um Ihretwillen. Wer in London sagt: Ich kann nicht, verliert Einen Schritt. Doch grämen Sie sich nicht. Ihren vorgeschlagenen Künstler werde ich nicht engagiren: ich brauche die Zeichnung überhaupt für den Cursus dieses Jahres nicht mehr.

An Herrn F. hatte ich Sie empfohlen. Fordern Sie fünf Schilling für die Stunde; sagen Sie ihm aber, daß wenn er drei Stunden regelmäßig nehmen will, Sie vier Schilling nehmen wollen.

Thimm, wie jeder Londoner Buchhändler, empfiehlt die Bücher, deren Verkauf ihm Vortheil bringt. Ahn ist, um Männer zu unterrichten, ganz unbrauchbar. Nehmen Sie Dr. Aue's (größere) Grammatik zu drei Sch. sechs, die Thimm ebenfalls, für meine Schüler, immer vorräthig hat: sie ist wissenschaftlich genau.

Ich bitte dringend, gehen Sie nie unvorbereitet zu F. nach Ihrer ersten Lection. Eine Gelegenheit wie diese, einen respektabeln englischen Schüler zu gewinnen, habe ich im Anfange wie lange vergebens gesucht!

Wollen Sie mich einmal unterrichten hören, so kommen Sie nächsten Mittwoch um sieben Uhr nach Crosby Hall Bishopgate Street, City, und fragen nach meinen deutschen Klassen (beifügend, daß ich Sie hinbestellt habe). Ich unterrichte dort drei Klassen, und Sie können bleiben, so lange Sie wollen.

Ich werde sorgen, Sie um etwas anderes zu bitten, das Sie für mich zeichnen. Daß Ihre Frau, der ich mich verbindlich empfehle, schon einen Absatzweg findet, freut mich unendlich.

Meine Frau ist krank und muß zu Bette liegen.

Herzlich grüßt

Kinkel."

Kinkel hatte auch meine Frau an eine Freundin in der City empfohlen, von der er voraussetzte, daß sie ihr behülflich sein könne, eins ihrer mannigfachen Talente zu Geld zu machen. Entschlossen nichts unversucht zu lassen, wie sehr es auch widerstreben mochte, gingen wir also nach der City, Kinkels Freundin aufzusuchen. Wir fanden in einem Lädchen mit Stickereien u. s. w. eine noch junge, ziemlich hübsche und schmutzige Judenfrau, die, nachdem sie Kinkels Brief gelesen, meine Frau von oben bis unten mit einer Frechheit ansah, die mich in Erstaunen setzte, aber höchlich amüsirte. Ein kleines, ruppiges, männliches Individuum, um einige Oktaven tiefer dreckig als seine Dame, mit schöner Hakennase, einem zu weiten, schwarzen, von Schmutz glänzenden Frack, begann ein grausam Gedibber mit Kinkels nicht zu reinlicher Freundin, und als das Geschmuhs im besten Gange war, retteten wir uns auf die Straße, meine Frau ganz verblüfft und ich lachend, daß mir die Thränen herunterliefen.

Obwohl mich Kinkels Art und Weise verdroß, so war ich mir doch zu gut meines gereizten Zustandes bewußt, und meine übertriebene Empfindlichkeit unterdrückend beschloß ich nach Crosby Hall zu gehen, um Kinkel unterrichten zu hören, da ich allerdings von ihm lernen konnte.

Schon in dem Briefe, den Kinkel mir nach Deutschland schrieb, hatte er sich erboten, mir die Miethe für sechs Wochen

à zehn Schilling die Woche, also drei Pfund vorzuschießen, was ich jedoch nicht annahm, da ich noch Geld hatte. Vor Beginn des Unterrichts nahm er mich bei Seite und fragte: „Corvin, wie steht es mit Ihrer Kasse? — Ich habe Ihnen ein Pfund mitgebracht,“ und in einem späteren Briefe wiederholte er, daß ein Vorschuß „bis zu dem fixirten Betrage“ zu meiner Disposition stehe. Ich lehnte jedoch sein freundliches Anerbieten ab, da Alles was ich von irgend Jemand an Hülfe erwartete, nur darin bestand, mich auf den Weg zu bringen, etwas zu verdienen. Für den Schüler, den mir Kinkel zugewiesen hatte, war ich ihm sehr dankbar; das war die Art der Unterstützung, die ich wünschte. Ich beanspruchte von ihm keine Opfer, sondern nur die Zuweisung von Schülern, die er nicht annehmen konnte. Herr F. war ein solcher, da derselbe nur die Zeit zwischen acht und neun Uhr Morgens frei hatte, die Kinkel nicht paßte.

Der Herr hatte mir geschrieben und den Tag für meine erste Stunde festgesetzt. Am Abend vorher erhielt ich von Freund Andlau ein Billet, in welchem er mich darauf aufmerksam machte, daß ich auf meinem Wege nicht rauchen möge, da Engländer, die noch nicht gefrühstückt hätten, nicht so vertraut mit Tabaksgeruch seien als unsere Landsleute.

An dem festgesetzten Morgen regnete es, wie es nur in London regnet. Da die Omnibusse nicht vor acht Uhr fahren und ein Cab etwa fünfundzwanzig Silbergroschen gekostet haben würde, mußte ich zu Fuße gehen und zu dem Ende schon um halb sieben Uhr aufbrechen, da die Wohnung des Herrn F. grad im Centrum der Fashion lag und von meiner Wohnung in Islington über eine deutsche Meile oder mehr entfernt war; wenigstens brauchte ich, wenn ich rasch ging, anderthalb Stunden. Einige Minuten vor dem Glockenschlage war ich an Herrn F.'s Thür. Ein sehr

wohlgenährter, stattlicher Bediente in Morgenlivree öffnete und ich trat in die Vorhalle, ein Zimmer, welches mit einem Kamin versehen war, in dessen Mitte ein Tisch mit Schreibzeug und verschiedenen Visitenkarten stand und worin mir ein ungeheurer Regenschirm und ein überdachter, eigenthümlicher Lehnstuhl auffiel, der für den Bedienten bestimmt ist, wenn er seine Herrschaft aus einer Abendgesellschaft oder der Oper erwartet. Ueber dem Kamin in der Halle hing ein Marmormedaillon mit dem Portrait des Lords * * *, eines berühmten Lordkanzlers von England, dessen unmündigem Enkel nun das stattliche Haus gehörte. Herr F. war der Onkel und Vormund des jungen Lords und seiner Geschwister.

Aus der Vorhalle trat ich in ein geräumiges Treppenhaus, aus welchem sehr breite, mit schönen Teppichen belegte Treppen in die obern Stockwerke führten und dann in die »library", das Bibliotheks-, oder wie wir es nennen würden, das Studirzimmer des Herrn. Bei meinem Eintritt verließen es zwei junge, schöne Mädchen, die Schwestern des jungen Lords, denen Herr F. bereits eine Stunde Religionsunterricht gegeben hatte.

Das Zimmer hatte zwei sehr große Fenster mit der Aussicht nach dem Park und war hoch und geräumig. An den Wänden hingen classische Kupferstiche und standen Bücherschränke. Auf verschiedenen Sesseln und Staffeleien lagen und standen große Mappen. Bequeme Sophas und noch bequemere Sessel waren reichlich vorhanden. In der Mitte des Zimmers stand ein sehr großer Schreibtisch, ohne Aufsatz; Alles gediegen, aber nicht in die Augen fallend.

Herr F. war ein noch jung aussehender Mann, der in der Mitte der Dreißiger sein mochte. Er sah durchaus englisch aus, trug aufstehende „Vatermörder", wurde oft roth und hatte ein sehr gutes Gesicht, aber nicht von dem John-

Bull-Schnitt, sondern mager und mehr länglich als breit. Er empfing mich artig aber etwas zurückhaltend; wir setzten uns nebeneinander an den Schreibtisch, den Rücken dem Kamin zugewendet, und meine erste Stunde begann.

Die Sache hatte ihre Schwierigkeit, denn mein Englisch ließ sehr viel zu wünschen übrig. Ich hatte es für mich allein im Gefängniß gelernt und wenn ich auch jedes Buch vollständig verstand und wie ich später entdeckte, es ganz gut schreiben konnte, so waren die Anweisungen in Ollendorfs Grammatik doch nicht hinreichend gewesen, mich die Aussprache zu lehren. Es verstand mich in der That Niemand und ich verstand Niemand. Die Engländer haben überhaupt nicht die Leichtigkeit der Franzosen im Verstehen der Fremden, die das oft für Böswilligkeit halten, aber mit Unrecht, wovon man sich überzeugt, wenn man lange in England gelebt hat und es Einem mit frisch herüberkommenden englisch redenden Landsleuten wie den Engländern geht. Ich fragte einst nach Warf Road, was ich Warf Road aussprach; der Mann kannte die Straße nicht und endlich nach langem Besinnen und Wiederholen rief er ganz erstaunt: „Ach, Sie meinen Uarf Road!"

Herr F. verstand etwas Deutsch, sprach es aber nicht und es kam ihm auch darauf nicht an, er wollte es jedoch gründlich grammatikalisch lernen, um deutsche Werke verstehen zu können, wie er griechische, lateinische, italienische und französische verstand. Ich hatte da einen Schüler, der mir ordentlich „auf den Zahn fühlte" und dessen Fragen mich manchmal in Verlegenheit setzten, denn unsere Grammatik ist gar nicht so einfach und will, um sie zu lehren, ganz außerordentlich sorgfältig studirt sein, wenn man auch selbst grammatikalisch richtig zu schreiben versteht. Kinkels Rath, mich stets vorzubereiten, war ein sehr zweckmäßiger.

Es existirt eine Art Freimaurerei unter Gentlemen und durch die geheimen Zeichen derselben entdeckte Herr F. bald, daß ich zu seinem Orden gehöre und damit änderte sich sein Benehmen. Es zeigte sich das in einer Menge kleiner Dinge, die sich nicht aufzählen, sondern nur fühlen lassen und deren Werth ich erst recht verstand, als ich mehr mit englischen Sitten bekannt wurde. Ein Sprachlehrer, als solcher, steht auf einer sehr niedrigen Sproße der socialen Leiter und ein Bewegen in Gesellschaftskreisen, zu welchen Herr F. gehörte, ist für Jeden, der irgend welche Stunden für Geld giebt ein Ding der Unmöglichkeit; wer seinen Sprachlehrer darin einführen wollte, und wäre derselbe in seiner Heimath ein Graf, würde geradezu für verrückt gehalten werden.

Da ich einen so langen Weg zu machen hatte, bestand Herr F. darauf, daß ich während der Stunde stets frühstücken solle und jedes Mal stellte der Bediente auf ein neben meinem Stuhl stehendes Tischchen, ein massiv silbernes Kaffeeservice und feinste Sevrestassen, denn auch Herr F. schenkte sich manchmal eine Tasse ein, damit mein Frühstück nicht den Anschein einer Abfütterung habe. — Einige Minuten vor neun erschien der Butler — der als das Haupt der Dienerschaft betrachtet wird — und holte die große Familienbibel, um sie in das Speisezimmer zu bringen, wo der Haushalt und die Familie zum Morgengebet bereits versammelt waren. Mit dem Schlage neun läutete die Glocke, und Mr. F., der nach englicher Sitte das Gebet zu sprechen hatte, ging hinweg, mich bei meinem Kaffee lassend. Bevor er zurückkam hatte ich das Haus verlassen.

Es war für mich höchst amüsant und dabei rührend zu sehn, mit welcher Delicatesse Herr F. gegen mich verfuhr und den Wechsel seiner Gedanken zu beobachten, was mir bei seinem offnen Gesicht sehr leicht wurde. Er interessirte sich

lebhaft für mich und schon nach der zweiten Stunde sah ich, daß ihn etwas beunruhige. Endlich konnte er es nicht länger aushalten und nach einer Stunde sagte er in großer Verlegenheit, indem er mir eine Fünfpfundnote reichen wollte: „Sie werden Geld brauchen, — ich möchte gern meine Lectionen bezahlen." — Ich lehnte aber ab, indem ich sagte, daß ich nicht genug Geld bei mir habe, um ihm herauszugeben. —

Als ich zur nächsten Stunde erschien, fragte er mich, ob ich etwas dagegen habe, ihn durch den Park zu begleiten, da er sich nach der Gesundheit seiner Schwägerin erkundigen wolle, deren Niederkunft erwartet wurde. Als wir auf der Straße waren sagte er eilig und etwas verlegen: „Wir Engländer gehen nicht so allein spazieren" und faßte mich unter den Arm. Er behielt denselben als wir zurückkamen und ging mit mir so in das Haus, damit die Dienerschaft sehen solle, daß er mich als seinen Freund betrachte. Ich wiederhole es, nur wer englische gesellschaftliche Verhältnisse ganz genau kennt, kann die Bedeutung und den Werth dieser anscheinend unbedeutenden Freundlichkeit vollkommen würdigen.

Von da an ging ich alle Morgen zu Herrn F. Ich wurde sein Freund, und wem es einmal gelungen ist, das Zutrauen und die Freundschaft eines anständigen Engländers zu gewinnen, der kann auf dieselbe unter allen Umständen zählen.

Der Ertrag dieser einen Stunde reichte für unsere Bedürfnisse nicht hin und ich war darauf bedacht, mir andere Erwerbsquellen zu öffnen. Freund Andlau gab sich die äußerste Mühe, mir in dieser Beziehung behülflich zu sein. Da ich ein sehr geschickter Federzeichner bin, so begleitete er mich zu mehreren großen Lithographen; allein Niemand hatte etwas für mich zu thun. Durch seine Bemühungen verkaufte ich einige Federzeichnungen und meine Frau einige ihrer herrlichen Blumenmalereien.

Andlau hatte, wie schon früher erwähnt, ein Erziehungsinstitut eingerichtet und mit Hülfe seiner trefflichen Frau kam das Unternehmen nach einigen Jahren unsäglicher Arbeit zu einer sehr erfreulichen Blüthe. Er hatte nun gegen fünfzig Knaben, die zwischen achtzig bis hundert Pfund jährlich bezahlten und bewohnte ein reizendes, mitten in einer herrlichen Parkanlage stehendes Gothic-Hause genanntes Haus in Clapham. Wir wurden dort auf das Allerherzlichste aufgenommen, was um so anerkennenswerther war, als ich sehr geringe Ansprüche auf solche Freundlichkeit hatte, und in keiner Weise ihm nützen, oder sein Interesse fördern konnte; ja was mehr ist, sein und seiner Familie Freundlichkeit blieb sich gleich bis auf den heutigen Tag. Andlau lieferte mir den besten Beweis, daß man sein warmes Herz, wenn dasselbe nur auf der richtigen Stelle sitzt, auch nach zwanzigjährigem Aufenthalt in England bewahren und ein Deutscher bleiben kann. —

Auch nach einer andern Seite hin hatten wir Glück. Ehe wir noch verheirathet waren, hatten wir ein Mädchen kennen gelernt, welche Lehrerin in dem Erziehungsinstitut der Freundinnen meiner Frau in Frankfurt gewesen war. Dies Mädchen war nun seit acht Jahren Gouvernante in dem Hause des Lord Bischofs von *** und stand mit Recht in sehr hoher Achtung bei der Familie. Ich weiß nicht, wie Manche sagen mögen, daß man so wenig gute und brave Menschen in der Welt findet; ich kann in diese Klagen nicht einstimmen. Mag sein, daß ich glücklicher in dieser Beziehung war als Andere, allein ich fand überall gute und brave Menschen; eine der bravsten, achtungswerthesten und zuverlässigsten war Fräulein Amalie D. Sie war im Elsaß geboren und ihr Charakter durch und durch deutsch im besten Sinne des Wortes.

Fräulein D. veranlaßte, daß zwei Töchter des Bischofs bei meiner Frau Unterricht im Malen nahmen und diese zu dem Ende einen Nachmittag der Woche im Hause desselben zubrachte. Daraus entspann sich ein sehr angenehmes Verhältniß, denn sowohl der Bischof als seine Gemahlin und Kinder interessirten sich lebhaft für uns.

Man konnte nichts Achtungswertheres und Erfreulicheres sehen als diese Familie. Der Lord Bischof war ein sehr kluger, ehrwürdiger und äußerst gütiger Herr und seine noch hübsche, stattliche Gemahlin stand ihm an Güte nicht nach. Sechs blühende Töchter, eine schöner als die andere, und aufgewachsen unter der Sorgfalt einer deutschen, sehr verständigen Governeß, zierten sein Haus. Eine dieser Töchter war blind geboren. Sie war ein Engel an Güte und in jeder Beziehung eine höchst interessante Erscheinung. —

In Deutschland war ich mit meiner striftstellerischen Thätigkeit übel angekommen und wollte nun versuchen, was sich vielleicht in England thun lasse. Da ich allerlei Erzählungen aus der Revolution in Household Words gelesen hatte, so dachte ich, daß meine Erlebnisse interessiren möchten. Ich schrieb dieselben deutsch nieder und sandte sie ein, vollkommen davon überzeugt, daß Herr Dickens oder einer seiner Unterredacteure Deutsch verstünde. Das war jedoch nicht der Fall und als ich persönlich auf der Redaction nachfragte, sagte mir der Herr, welcher die Redacteurgeschäfte für Dickens besorgt, daß der deutschverstehende Mitarbeiter plötzlich nach der Krim abgereist, — und mein Manuscript nirgends zu finden sei. Als ich zu Hause kam, war es zu meinem Erstaunen bereits in meiner Wohnung; es hatte sich vorgefunden, grad als ich das Büreau verlassen. Ich wurde gebeten, den Inhalt so gut ich könne in englischer Sprache niederzuschreiben. Kinkels „Wer in London sagt: Ich kann nicht, ver-

liert einen Schritt" noch in den Ohren, machte ich mich frisch an die Arbeit. Dickens Stellvertreter lehnte das Manuscript zuerst ab; allein glücklicherweise sah es Dickens selbst durch und ich wurde höchst angenehm durch einen Brief überrascht, welcher nicht nur die Annahme des Manuscripts, sondern auch die Aufforderung erhielt, fernerhin Beiträge für Household Words zu liefern. Das war um so schmeichelhafter für mich, als Dickens Journal in dem Ruf stand, nur sehr schwer fremde Artikel aufzunehmen und in Bezug auf den Styl eine sehr strenge Censur zu üben. Außerdem war die Sache auch in pecuniärer Hinsicht wichtig, denn ich erhielt und erhalte stets ein hundert und zwölf preußische Thaler für den Bogen von sechszehn Seiten. Seit jener Zeit bin ich Mitarbeiter an Household Words und All the Year Round geblieben. Dickens lernte ich damals nicht kennen.

Unsere Aussichten waren also ganz vortrefflich und weit mehr, als wir es damals verstanden; allein die Saison ging im Juli zu Ende und sowohl der Bischof, als Herr F. verließen London, wo sie nur drei Monat im Jahr zubringen, und die Stunden hatten ein Ende. Selbst Andlau's verreisten, da alle Schulen und Pensionsanstalten um diese Zeit ihre langen Ferien haben, und vor drei oder vier Monaten war nicht wohl daran zu denken, neue Stunden zu bekommen. Wir überzählten also unsere Kasse, was nicht viele Secunden hinwegnahm und sahen, daß wir „dieweil das Gras wuchs" mit aller Bequemlichkeit in dieser großen Häuserwildniß verhungern könnten. Um dieser Unannehmlichkeit vorzubeugen, beschlossen wir schleunigst wieder nach Soden zu gehen, um dort die Rückkehr besserer Conjuncturen in London abzuwarten.

Als ich Herrn F. diesen Entschluß mittheilte, schrieb er mir sehr liebenswürdig: „daß er gern eine laufende Rech-

nung habe und mich bitte, einliegende Anweisung auf zehn Pfund à conto anzunehmen, da er dadurch gezwungen sein werde, bei seiner Rückkehr nach London recht fleißig Stunden zu nehmen." — Diese so delicat und freundlich gebotene Hülfe kam um so gelegener, als ich das Honorar für meine, vier Nummern von Household Words hindurch gehenden Artikel erst nach deren Abdruck beanspruchen konnte.

Als ich einige Tage in Soden war, erhielt ich durch Kinkels Bemühung einige Anerbietungen, die mich in London zurückgehalten haben würden, wenn sie einen Tag früher gekommen wären. — Damals war ich ziemlich ärgerlich über Kinkel und meinte, daß er sich nicht genug Mühe gebe, mir Stunden zu verschaffen, nachdem ich auf seine Veranlassung mit meiner Frau nach England gekommen war; allein nachdem ich London und den Geschäftsweg besser kannte, sah ich ein, daß ich ihm Unrecht that, — wenigstens in dieser Beziehung.

Der Aufenthalt in Soden war ein sehr angenehmer. Wir waren nicht mehr von so dringenden Sorgen gequält, lebten mit lieben Freunden, machten Ausflüge in die herrliche Umgegend und ich fing an, mich von den Folgen meiner Gefangenschaft zu erholen.

Wir lernten unter den Badegästen angenehme Leute kennen und auch mein Freund Binger aus Amsterdam besuchte mich. Unter den Badegästen unserer Bekanntschaft war ein Herr aus Berlin, welcher für einen Philosophen schwärmte, dessen Namen ich noch nie gehört hatte, obwohl er in Frankfurt lebte, wo ich Jahre lang gewohnt hatte. Dieser Berliner Philosophen-Gesell hatte beständig Aussprüche seines Meisters im Munde, für dessen Potrait in Oel er eine sehr große Summe bezahlte. Wir amüsirten uns höchlich über den Enthusiasmus des Berliners, den wir beinahe als eine

Narrheit betrachteten. Als derselbe den Domthurm in Frankfurt bestieg, fragte er den Thürmer: „Wo liegt das Haus des großen Mannes?“ — Der Thürmer sah ihn erstaunt und verwirrt an, und sich endlich besinnend sagte er: „Rothschild wohnt dort.“ — Der Berliner war indignirt und rief: „Wie, Ihr kennt nicht einmal Arthur Schoppenhauer?“ — Er möchte denselben Vorwurf an tausend Frankfurter gerichtet haben, die sich gebildet nennen. Erst viel später wurde ich mit den Schriften Schoppenhauers bekannt und begriff den Enthusiasmus des Berliners.

Ich blieb während des Herbstes und Winters in Soden. Unsere Freundin Amalie D. aus London kam dorthin, bevor sie nach Canada ging, wo sie im Hause des Gouverneurs Governeß wurde. —

W. R., mein alter Freund hatte Jagden in der Nähe von Soden und indem ich fleißig in Wald und Flur umherstreifte, wurde mein Körper wieder kräftig.

Unsere theuerste Freundin, die ein Haus in Soden hatte und bei der wir wohnten, als die Badegäste abreisten, wurde krank an der Wassersucht. Sie verließ Soden und starb nach einiger Zeit. Es war das ein großer Verlust, denn sie war das trefflichste weibliche Wesen, welches mir auf meinem Lebenswege begegnet ist.

Ich war damit beschäftigt die „Erinnerungen aus meinem Leben“ druckfertig zu machen und wegen der Herausgabe in Unterhandlungen. Diese kamen erst im December zu einem Abschluß. Herr Campe in Hamburg erklärte sich bereit, das Buch — welches die beiden letzten Bände des gegenwärtigen Werkes umfaßte — in Verlag zu nehmen und sandte mir sogleich eine bedeutende Abschlagszahlung auf das Honorar. Außerdem hatte ich für Household Words und die „Hausblätter“ geschrieben und war glücklich und

etwas stolz darauf, daß sich nach so kurzer Zeit und trotz aller Hindernisse meine Aussichten so günstig gestalteten. Es hatte mich Niemand unterstützt und was wir hatten, verdankten wir uns selbst.

Mit Gerstäcker hatte ich beständig in Verbindung gestanden und er suchte mir zu nützen, wo er konnte; auch an Storch schrieb ich, von dem ich in dieser Zeit einen Brief erhielt, den ich abdrucke trotz der darin über mich geäußerten, übertrieben günstigen Meinung, weil er an und für sich interessant ist. Storch war einst einer unser beliebtesten Schriftsteller; hätte er in England gelebt anstatt in Deutschland, so würde er ein reicher Mann geworden sein und ein glückliches Alter erlebt haben; sein Roman, der Freiknecht, würde ihm allein schon ein schönes Vermögen erworben haben. Dickens erhielt für David Kopperfield zweihundertundvierzigtausend Gulden Honorar und jeder nur einigermaßen bekannte Schriftsteller wird sehr hoch honorirt. Der Grund dieser großen Verschiedenheit der Honorare in Deutschland und England liegt nicht in dem größeren Geiz unserer Buchhändler, sondern hauptsächlich an den Beschränkungen der Presse und zum Theil wohl auch an der mangelhaften Einrichtung unseres Buchhandels, der an zu langem Creditgeben krankt. In England zahlt man die Bücher gleich baar und dann kauft eine einzige Leihbibliothek in London oft mehr Exemplare von einem Werke, als in Deutschland in Jahren abgesetzt werden. Von Macaulys Geschichte von England nahm Muddie's Leihbibliothek in London — fünftausend Exemplare!!

Der arme Storch liefert ein betrübendes Beispiel von dem harten Loose eines deutschen Schriftstellers, welches sich gemeinlich mit dem einen Worte „Verkümmerung“ charakterisiren läßt. — In England führte Schriftstellerruhm zu

Reichthum und hohen Ehren, — seit England frei ist, und ich erwähne nur als Beispiele aus der Gegenwart, Lord Macauly, Sir Bulwer Lytton und Disraeli; in Deutschland führt er zu Noth, Elend und Verfolgung, die Schriftsteller sind permanente Artikel in den Listen der Gefängnisse und nicht wenige sterben im Armenhause, und das Volk — errichtet ihnen Statuen, wenn sie verhungert sind. —

Storch schreibt an mich:

Bayreuth, den 14. October 1856.

„Mein lieber Freund Corvin!

Ihr Brief hat mich in mehr als einer Hinsicht sehr angenehm überrascht, Ihretwegen und meinetwegen, und ich würde ihn auf der Stelle beantwortet haben, wenn ich nicht eben in einer kleinen Arbeit gesteckt, die ich gern erst fertig haben wollte, um Ihnen mit der ganzen vollen Seele zu schreiben und zu danken. Ihretwegen, daß Sie nach solchem Schicksal solche Schnellkraft des Geistes, ja sich gleichsam neue Jugend und Lebens- und Schaffenslust ertrotzt haben. Wahrlich Sie sind ein Mann in der ganzen weitgreifenden Bedeutung des Wortes, gleich entschlossen vom Leder wie von der Feder und ebenso tüchtig in der Schlacht als Feldherr, auf dem Weltmarkt als Weltmann, im Hörsaal als Lehrer, in der Studirstube als Schriftsteller. Das nenn' ich selbst seine Feinde zu Achtung und Anerkennung zwingen.

Mir fiel bei Lesung Ihres Briefes eine Stanze von Goethe ein, die, weil er sie in hohem Greisenalter dichtete, wenig bekannt ist und die doch verdient, daß jeder Deutsche, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat, sie eben im Kopf und im Herzen habe zu aller Zeit und an allen Orten. Dieser paar Zeilen wegen ist mir Goethe lieber als wegen der meisten seiner größeren Werke; denn sie beweisen, daß

er in den rechten Weihestunden doch den Minister vergaß und ein ganzer Mensch selbst im Alter noch war. Da ich vermuthe, daß auch Sie dieses kleine köstliche Gedicht nicht kennen, das doch ganz in Ihrem Geist gedichtet und gleichsam ihr Lebensmotto ist, so schreibe ich es Ihnen ab:

„Feiger Gedanken,
Bängliches Schwanken,
Weibisches Klagen,
Aengstliches Zagen,
Wendet kein Unglück,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei."

So haben Sie denn nach sechsjähriger gräßlicher Haft, die tausend Andere aufgerieben hätte, gleich im ersten Jahre die Arme der Götter durch trotzige Kraft gerufen, daß sie Ihnen 1648 fl. gewährt. Es giebt keinen schönern Beweis für die Tüchtigkeit eines Mannes. Zweierlei sehr wichtige Dinge sind Ihnen freilich dabei besonders hülfreich gewesen, gleichsam Nahrung und Stärkung für die Schwungfedern Ihres Geistes, nämlich Ihre treffliche, charaktertüchtige, Ihrer in jeder Beziehung würdige Frau, die gleich stark von Geist wie Gemüth, weit über die Gewöhnlichkeit der meisten Weiber erhaben, sich ebenso wenig wie Sie selbst durch ein hartes Mißgeschick niederwerfen ließ, ja sich ihrer Ihnen geweihten Liebe und Treue erst recht bewußt wurde und zu thatkräftlicher Ausübung brachte, als Sie in der scheußlichen Haft waren. Mit einem solchen Weibe im innigsten Vereine läßt sich dem Teufel trotzen. — Die zweite Schwung- und Stärkungskraft, die Ihnen zu gut kam, ist Ihr gesunder Körper, namentlich ist Ihr Unterleib in Ordnung. Sie ahnen kaum, was das für ein Segen für einen strebsamen Mann ist. Beide Hülfscorps haben mir in meinem Kampfe mit den Dämonen des Lebens gefehlt.

Nicht nur, daß mich Frau und Gesundheit im Stich ließen, wenn es galt; sie kehrten sich sogar feindlich gegen mich, und so war ich im eigenen Hause und im eigenen Körper verrathen und verkauft. Das ist bitter! Und auch diesen Gewalten zum Trotz sich erhalten, wie allen andern, dazu gehört auch eine ungewöhnliche Kraft. Hätte ich eine Frau gehabt wie die Ihrige und hätten meine Unterleibsleiden mich nicht Jahre lang taub und fast toll gemacht, ich hätte es auch zu schöneren Resultaten gebracht.

Ich las diesen Sommer in einer Zeitschrift, daß Sie in London seien. Ich freute mich herzlich und wenn ich Ihre Adresse gewußt hätte, würde ich Ihnen unverzüglich geschrieben und Sie beglückwünscht haben; denn ich war Ihnen einen Brief schuldig.

Sie können kaum glauben, welche trübselige Jahre ich seit 1849 verlebt habe! Das Leben in diesem Neste Waltershausen wurde mir ganz zur Last. Die schöne Natur reicht nicht aus. Der Geist bedarf auch der Anregung durch den Menschengeist, und ein schwerhöriger Mann von Herz und Geist noch viel mehr. Und nun diese Menschen um mich! O barmherziger Gott! Wie Kassandra flüchtete ich tagelang „in des Waldes tiefste Gründe.“

„Einsam in die Wüste tragen,
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott. — —
Dein Orakel zu verkünden
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschlossenen Sinn?“

Meine körperlichen und geistigen Leiden mehrten sich so, daß — da die ungeschwächte Körperkraft widerstand — ich immer fürchtete wahnsinnig zu werden. Die wunderlichen

Erscheinungen, die ich an mir erlebte, grenzen an's Fabelhafte. Kein Arzt, selbst die erfahrensten nicht, hatte je von dergleichen gehört oder gelesen. Natürlich konnte ich nichts verdienen und kam in die drückendste Lage. Nur eine einzige Menschenseele stand mir bei in dieser Noth, eine ebenfalls kranke und nicht mehr jugendliche Frau. Ohne sie hätt' ich verhungern oder betteln müssen. Das geschah im Lande des freisinnigen, gepriesenen unvergleichlichen Herzogs von Coburg, eine halbe Stunde von seiner Sommerresidenz Reinhardsbrunn. Und die Leute wußten's wie mir's ging. Voriges Jahr in der Mitte des Septembers kam ich hierher auf ein kleines hübsches Grundstück, das für mich erworben worden war; denn von körperlicher Arbeit in freier Luft war allein Linderung meiner Pein zu erwarten. Die Kur schlug wunderbar schnell an; schon bis zum Winter befand ich mich weit besser. Aber als ich drei Tage von Waltershausen fort war, legte sich meine Frau an einer Rückenmarksentzündung und brachte ein halbes Jahr auf dem Siechbette zu, und als sie endlich so weit war, um zu mir zu kommen, verweigerte sie es, weil mir die Hülfe von einer Frau geworden war, die sie nicht leiden kann, wie sie sagt. Die Krankheit meiner Frau in Waltershausen hat mich viel Geld gekostet und da ich mich endlich an einem kleinen bescheidenen Ziel sehe, um für die letzten Lebensjahre ein warmes Nestchen zu bauen, bin ich ferner davon als je. Die unerwartete Weigerung meiner Frau zu mir zu gehen, macht meine Pläne zu nichte. Ich kann nun das Grundstück nicht behaupten und habe es vor vierzehn Tagen wieder verkauft. Da ich eher in die Hölle gehen würde, als wieder nach Gotha oder Waltershausen, so habe ich mich entschlossen zu meinem jüngsten Sohne zu gehen, der als Architekt bei einem großartigen Zuchthausbaue (!) in Ungarn in der kleinen Festung Leopoldsstadt

bei Freistädtl an der Waag, zehn Meilen von Preßburg nördlich *), angestellt ist. Die deutsche Cultur steht da noch auf dem Gefrierpunkte; im ganzen Waagthale wohnen nur Slowaken. Was meiner da für ein Leben harrt, läßt sich denken; aber ich bin doch bei Jemand, der mir angehört; es ist doch ein Herz, das mich liebt. Einsam leb' ich hier auch. Ich bin es nicht gewohnt, daß sich Freunde von sonst um mich bekümmern. Ich bin ja ein alter Demokrat. Die werden jetzt ausgelacht und vergessen. Deßhalb war mir Ihr Brief auch meinetwegen so angenehm. Es war mir doch ein Beweis, daß ein edles Herz meiner denkt — nein zwei, denn das Ihrer lieben Helene hat auch mit an dem Briefe gearbeitet. In vierzehn Tagen schwimme ich die Donau hinab. Wenn Sie mir erst nach Ungarn wieder schreiben, so haben Sie oben meine Adresse. — Mit dem herzlichsten Gruß an beide Freundesherzen Ihr

Ludwig Storch."

Der Zufall wollte, daß ich in Waagthal, in der Nähe von Storchs künftigem Aufenthalt, einen Correspondenten hatte, an den ich ihn empfehlen konnte. Er wurde darauf hin sehr freundlich aufgenommen, wie er mir später schrieb. Seitdem habe ich keine weitere Nachricht von meinem armen Freunde gehabt. —

Im Dezember reiste ich allein nach Hamburg ab, um den Druck meines Buches bei Campe zu betreiben. Meine Frau kam einige Wochen später nach. Ich ging sogleich zu Campe, der dort ein Haus in der Schauenburger Straße be-

*) Diese Adresse, wie auch die Stelle: „Ich bin ja ein alter Demokrat" war von den Literaturfreunden, welche die ihnen von der Hamburger Polizei überlieferten und mir geraubten Papiere durchschnüffelten, notirt und angestrichen worden.

sitzt, in welchem auch sein Geschäft ist. Ich hatte ihn bereits in Leipzig bei einem Buchhändleressen im Hotel de Prusse kennen gelernt, bei dem er mir gegenüber saß. Der wohlbekannte Verleger H. Heine's, Vehse's und anderer den Regierungen nicht besonders wohlgefälligen Schriftsteller, war von mittler Größe, gedrungener Gestalt und im Ganzen ein kräftig und gesund aussehender, lebhafter alter Mann, dem man nicht ansah, daß er die Sechzig überschritten hatte, trotz seiner weißen Haare. Sein aufgewecktes Gesicht trug den Stempel der Energie und der Pfiffigkeit, und wenn man es wußte, konnte man leicht den ehemaligen Husaren in ihm erkennen.

Wir hatten bereits mehrere Briefe gewechselt und er empfing mich sehr freundlich. Er hat viel gehört, gesehen und selbst erfahren und ist voll von Erinnerungen, Anekdoten und Schnurren, die er gern und mit vielem Humor erzählt. Wenn er wollte, könnte er sehr interessante Memoiren schreiben, da er mit so vielen ausgezeichneten und berühmten Leuten in Berührung gekommen ist.

Nahe seinem Fenster hing ein sehr schönes Portrait von Heine, von dem er natürlich Mancherlei zu erzählen wußte. „Einst," sagte Campe, „kam ein schmächtiger, noch sehr jugendlich aussehender Mann in mein Geschäft und fragte mit etwas piepiger Stimme, ob ich die Gedichte von einem gewissen Heine habe? — Als ich ihm das Bändchen gab, sagte er: Das ist wohl alles schlechtes Zeug? — Herr, erwiderte ich, in der That so übel nicht, es ist sehr viel Schönes darin. — Herr, meinte der junge Mann, ist dies Ihr Ernst? — Gewiß, das ist meine Ueberzeugung. — Na, solch Zeug kann ich Ihnen mehr schreiben, wenn Sie wollen; ich bin Heine." — Das Buch der Lieder erschien, wollte aber nicht recht ziehen. Als daher Campe bei einem Buchhändler-

essen während der Messe in Leipzig war, und die üblichen Toaste vorüber waren, stand er auf und fragte die anwesenden Buchhändler, ihm zu erlauben, einige kurze Gedichte vorzutragen, was ihm mit lauter Acclamation gestattet wurde. Es las; die Gedichte wurden mit Jubel aufgenommen und allgemein bestürmte man ihn um den Namen des Verfassers. Er nannte Heine und machte die Buchhändler auf das bei ihm erschienene Buch der Lieder aufmerksam, welches er ihrer besondern Berücksichtigung empfahl. Das half und das Buch ging reißend ab, so daß eine Auflage nach der andern gedruckt werden mußte.

Herr Campe lud mich eines Abends zu sich zum Thee ein, was mir Niemand in Hamburg glauben wollte! Warum weiß ich nicht. Ich war häufig bei ihm und wir wurden nicht fertig mit Erzählen, so daß wir noch oft nach zehn Uhr Abends in seinem Geschäft beisammen saßen, wo ich ihm auch manchmal eingelaufene Manuscripte vorlas. Kurz, wir gefielen einander und wurden sehr gut miteinander fertig. —

Campe hatte mein Manuscript dem Doctor Volkhausen gezeigt, der mir darauf nach Soden schrieb und mich um Beiträge zu einer Zeitschrift bat, welche er in Hamburg mit Walesrode herausgeben wollte. Ich lernte in Volkhausen einen sehr angenehmen tüchtigen Mann kennen, der mir viel Freundlichkeit erwies. Walesrode hatte ich schon im Literatenverein in Leipzig kennen gelernt, wohin er von Königsberg kam. Er und Volkhausen lebten in gespannten Verhältnissen mit der Hamburger Polizei, die von allen deutschen Polizeien in Deutschland die allerdeutscheste und eine Art Commandite des Berliner Hauses Hinkeldey und Comp. zu sein schien, dessen Erben jetzt, wie ich zu meiner Freude höre, bankerott gemacht haben.

Auch ich sollte mit dieser fern und nah berühmten Polizei bekannt werden, ja zu ihr in vertrautere Beziehung treten, ein Vorzug, dessen sich in Deutschland bekanntlich alle Schriftsteller von einiger Bedeutung zu erfreuen haben. Ich empfing eines Morgens die schmeichelhafte Einladung, ebenfalls vor dem Polizeiherrn der Republik Hamburg zu erscheinen. Wie mein Herz schlug, den großen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dessen Ruf mich bereits lange vorher mit Ehrfurcht erfüllt hatte! Auf einer schmutzigen Bank in einem schmutzigen Vorzimmer zwischen zwei schmutzigen Bergpriesterinnen sitzend, erwartete ich beinahe zwei Stunden lang dieses Glück. Endlich, endlich wurde mein Name aufgerufen und ich in die erhabene Gegenwart dieses mächtigen Mannes geführt, den ein Freund den Alten vom Berge zu nennen pflegte, was in Hamburg ein etwas fragliches Compliment ist.

Friedrich der Große war ein kleiner Mann, Prinz Eugen ebenfalls, Napoleon auch und Alexander von Humboldt auch; keinem von ihnen sah man seine Größe an und dem Senator von Blumenthal, dem Polizeiherrn von Hamburg, sah man sie auch nicht an, obwohl er größer war als alle die genannten großen Männer, — um wenigstens zwölf Zoll. Der große Mann stand hinter einer Art von Katheder und rechts und links von ihm standen zwei Großwürdenträger der Polizei, wie ich glaubte, um ihn zu unterstützen, wenn er einen Krampfanfall haben sollte, wozu er sich grade anzuschicken schien, als ich ihm angemeldet wurde und er seine Blicke auf mich richtete. Seine Züge arbeiteten, als habe er heftige Leibschmerzen und seine Arme bewegten sich auf und nieder wie die Flügel einer verscheidenden Fledermaus; ja selbst seine ehrwürdigen aber spärlichen Haare schauderten und schlugen entsetzt die Hände zusammen: „Was wollen Sie hier,

was wollen Sie hier? — Wir haben genug Schriftsteller in Hamburg, wir brauchen keine mehr!" rief der gequälte Mann mit weinender Stimme und ich dachte im Augenblick ich habe meinen zur Mumie zusammen gehutzelten Hauptmann Toll vor mir. — Mit mühsam verbissenem Lachen beantwortete ich die klagenden Fragen des Polizeiherrn, der aber fortfuhr zu jammern und anfing mir Leid zu thun. „Man hat nichts als Unannehmlichkeiten von diesen Schriftstellern. — Wen kennen Sie denn hier — was wollen Sie denn hier? — Warum gehen Sie denn nicht gleich nach England?" — Ich nannte ihm die Namen einiger geachteten Männer, die ich in Hamburg kannte und er fragte mit erweitertem Mißvergnügen: „Ja, will denn einer von den Herren, die Sie nennen, Caution für Sie leisten?" — Ich berief mich auf meinen guten sächsischen Paß und sagte, „daß es mir in der That nicht eingefallen sei, irgend einen Bekannten um eine derartige Gefälligkeit zu bitten, daß ich aber nicht zweifle, daß mein Verleger, Herr Campe, sie leisten werde."

Bei dem Namen Campe geriethen die geistreichen Züge des Herrn Senators in eine bedauerliche Confusion; der Mund öffnete sich, die Augen irrten aus der ihnen von der Natur angewiesenen Bahn, die Schultern zogen sich bis über die Ohren, was etwas sagen will, die Arme breiteten sich mit erhobenen Ellbogen aus, die Finger spreizten und krümmten sich wie Adlerklauen und dem weisen Mund entsprudelte jammernd das rasche Wort: „Campe! das ist die allerschlechteste Adresse in ganz Hamburg!"

Ich lachte innerlich und genoß den Polizeiherrn mit dem Behagen eines Thiermalers, der seinen Favoritaffen bei einer selten gesehenen Fratze erwischt. Die Großwürdenträger wurden verlegen und hmhmten; der Polizeigroßherr hmhmte auch

und blies aus den Nasenlöchern, als wolle er den Begriff Campe wegpusten, der ihm in die Polizeinase stank und als er endlich seiner Sinne wieder mächtig war weinte er: „Nun freilich, — wenn Sie keine andere Bürgschaft bringen können, so muß ich diese wohl annehmen.“ — Als ich das Polizeigebäude verließ legte ich das mir noch vorschwebende Portrait des Polizeiherrn in mein Menschenherbarium, Abtheilung „kuriose Kerls“ und ging lächelnd zum alten Campe, der sich ungeheuer über das Lob freute, welches ihm der Senator ertheilt und mit großer Genugthuung einen Zettel schrieb, durch welchem er zu jedem beliebigen Betrage und auf jede beliebige Zeit für mich Bürgschaft leistete, worauf ich denn eine Aufenhaltskarte auf drei Monate erhielt.

Der Grund, weshalb der Senator von dem alten Campe eine so besonders günstige Meinung hatte, war nicht nur Hamburg, sondern ganz Deutschland bekannt. Campe verlegte alle Bücher, die Verleger in andern Staaten sich nicht herauszugeben getrauten, weil er sich genugsam durch die Verfassung seiner Stadt geschützt glaubte und der Willkür der Polizei gesetzlich Schranken gesetzt waren, was in Oesterreich, Preußen und anderen deutschen Staaten damals nicht der Fall war. Diesen verwahrlosten Zustand der Polizei wollten aber besagte Staaten nicht anerkennen, und wenn ihren Regierungen ein bei Campe erschienenes Buch nicht gefiel, so drängten sie die Hamburger Polizei zu Maßregeln, welche sich mit den hamburger Gesetzen nicht vertrugen. Dadurch gerieth der Polizeiherr in grausame Verlegenheit, denn entweder mußte er diese Gesetze verletzen, oder was noch bei Weitem schlimmer war, die Ungnade der mächtigeren Polizeisultane fürchten.

Vehse's Geschichte der deutschen Höfe ist ein Werk, welches noch polizeiwidriger als irgend eines, das jemals in Deutsch-

land gedruckt wurde und äußerst gefährlich geachtet war — nicht für das Wohl Deutschlands, sondern was als weit schlimmer betrachtet wurde, für das Wohl gewisser Fürstenhäuser; denn es enthielt, was von schlechten Fürsten aller Zeiten am meisten gehaßt wurde — Wahrheit, kühle historische Wahrheit! Gegen diese vermag nun freilich selbst die Polizei nichts; allein in diesem Buch war eine Stelle enthalten, in der von einem notorisch wenig taugenden damals noch lebenden Duodez-Prinzchen eine Handlung erzählt wird, wie sie Fürsten zwar manchmal begehen, aber nicht vor die Oeffentlichkeit gebracht haben wollen. Der Verfasser wurde zur Rechenschaft gezogen und gefragt, von wem er das von ihm erzählte Factum habe und nannte, mit dessen Erlaubniß, Campe, der es jedoch entschieden ablehnte, seine Quelle zu verrathen. Um ihn dazu zu zwingen, setzte man ihn ins Gefängniß, und belegte ihn mit einer ungeheuren Geldstrafe für jeden Tag, den er in seinem Schweigen beharrte. Es war dies eine neumodische Art der Tortur, auf die Erfahrung gegründet, daß der Geldbeutel der meisten Hamburger das Herzblatt ihrer Seele ist. Der alte Campe hielt trotzdem standhaft aus, bis endlich seine Mitbürger, die ein solches gefährliches Polizeiprinzip nicht aufkommen lassen wollten, kräftig eingriffen und seiner Gefangenschaft ein Ende machten. Die Polizei erlitt also eine eclatante Niederlage; der Polizeiherr hatte unendlichen Aerger und es war kein Wunder, daß er Campe's Adresse als die allerschlechteste in Hamburg bezeichnete.

Ich durfte also in Hamburg bleiben und bezog eine Privatwohnung. Die Stadt ist schön und das Leben in ihr sehr angenehm, wenn man das Glück hat, in angenehme Kreise eingeführt zu werden, und das war bei mir der Fall. Dr. Volkhausen machte mich mit einer Dame bekannt, in deren Hause sich Alles versammelte, was sich zur Partei des

Fortschritts zählte und von der Polizei mit Mißtrauen betrachtet wurde, obwohl sich darunter Personen befanden, die nicht nur reich waren, sondern auch allgemein in der höchsten Achtung standen. Nach der Revolution hatte es diese Partei möglich gemacht, der Hamburger Polizei manches Opfer zu entreißen, indem sie ungarische und andere politische Flüchtlinge heimlich nach England schaffte, was den Polizeiherren sehr lange und schwere Nasen von allerlei Regierungen zuzog. Von dieser Fortschrittspartei wurde denn auch, wie man mir erzählte, die Flucht Kinkels bewerkstelligt, von deren Geschichte ich indessen die allerverschiedensten Versionen anzuhören bekam.

Die Unruhe in diesem Fortschrittsuhrwerk war Frau X. — Sie war eine Frau, der es um keinen Preis in der Welt möglich gewesen wäre, auch nur eine Minute ruhig zu sein, sowohl geistig wie körperlich. Ihre Zunge war die beweglichste im ganzen heiligen römischen Reich; sie stille zu halten, war die größte Pein, die man ihrer Besitzerin hätte zufügen können und sie vermied denn auch solchen Zustand der Ruhe so viel als möglich. Es ist wahr, Frau X. sprach ganz angenehm und wußte sich sehr gut auszudrücken; allein wer selbst gern redete mußte sie hassen, denn freiwillig ließ sie nicht leicht Jemand zu Worte kommen. Geschah das dennoch einmal, so bewegte sie wenigstens die Lippen, während der Andere sprach, wahrscheinlich um das geläufige Uhrwerk nicht rosten zu lassen. Sie war eine Frau von mittleren Jahren, natürlich mager, denn sie ließ dem Fett keine Zeit sich anzusetzen; ihre Züge waren angenehm, die Nase spitz, das Kinn ebenfalls und der nimmer ruhende Mund dünnlippig. Wer ihr ein Geheimniß anvertraute, beging eine sehr weise Handlung.

Frau X. war eine Vollblut-Demokratin mit allen Tugenden und Fehlern dieser Klasse. Sie war fanatisch,

einseitig und daher intolerant, obgleich sie sich sehr ruhig, vernünftig, vielseitig und besonders sehr tolerant glaubte. Auch hielt sie sich für äußerst praktisch, war aber in der That weit mehr fussy, ein Wort, welches sich mit geschäftig nur unvollkommen übersetzen läßt. Ihre ausgesprochenen Grundsätze waren streng, ja hart und lieblos, und hätte sie immer danach gehandelt, so wäre sie die unliebenswürdigste Person auf Gottes Erdboden gewesen; allein glücklicherweise war sie in der Praxis milder als in der Theorie. Dabei war sie leidenschaftlich und tyrannisch, wie man das häufig bei Demokraten findet.

Die Menschen beurtheilte sie durchaus subjektiv und irrte sich daher beständig in ihnen. Wer ihrer Meinung war oder zu sein vorgab und in ihrer Weise mit ihr in derselben Richtung, aber unter ihrer Leitung, wirkte, für den schwärmte sie und war blind für alle seine Fehler; wer aber einen einzigen Fehler hatte, der ihrer Eigenthümlichkeit besonders zuwider war, den verdammte sie eben so schwärmerisch und war blind für seine Tugenden. Sie irrte sich daher beständig und wurde von Schwindlern aller Art mißbraucht. Warnungen verständiger Freunde halfen nichts; sie machte die Sache des Verkannten zu ihrer eigenen und brachte demselben die größten Opfer. Was alle Welt sah, das sah sie nicht und das Resultat davon war, daß sie nicht allein verlacht wurde, sondern auch schiefe Urtheile über sich selbst hervorrief, die um so kränkender waren, als ihr oft grade solche Handlungen und Grundsätze zugeschrieben wurden, die sie am meisten verabscheute.

Die besondere Specialität des Liberalismus, welche sich Madame X. für ihren Wirkungskreis ausersehen hatte, war der des religiösen Fortschritts und der — Kindergärten. Dafür fanatisirte sich Frau X. und der gescheute Mann,

der zu ihrem Eifer lächelte, oder die Sache nicht für so übermäßig wichtig anerkannte, war in ihren Augen ein frivoler, oberflächlicher Mensch, während Nullen die darauf eingingen, sie bewunderten und plünderten, für Sterne erster Größe ausposaunt wurden. Was die Geschichte und die Meinung des Volks in Deutschland schon lange gerichtet hat und dessen Zusammensturz nach den ewigen Gesetzen ganz von selbst und bald erfolgen muß, aber zufällig in dem Hamburger Lalenburg noch ein wenig fester eingewurzelt war wie anderswo, das wurde mit großem Eifer und einem Aufwand von Mitteln angegriffen, die mir Verschwendung schienen und die nach andern Richtungen hin weit zweckmäßiger hätten angewandt werden können. Die Leutchen schossen, wie sich der Jäger ausdrückt, über das Grab; sie feuerten fortwährend auf ein Wild, das bereits verendend am Boden lag. — Einem brüllenden Löwen mit Muth entgegengehen ist achtungswerth, aber einen halbtodten Esel mit Knitteln vollends todtschlagen ist — wenigstens nichts Großes.

Darüber mag man indessen verschiedene Ansichten haben; jedoch jedenfalls waren die Absichten der Frau X. rein und gut und Jeder, der ihr Thun und Treiben beobachtete, mußte die Energie und Aufopferung bewundern, mit welcher sie ihre Zwecke verfolgte. Trotz ihrer Verkehrtheiten leistete sie viel Gutes und man konnte ihr nicht seine Achtung versagen, wenn man sich auch oft über sie ärgerte, oder über sie lachte.

Ihre Rivalin war eine andere, ältere Dame, die nach derselben Richtung hin wirkte und zwischen beiden herrschte stets eine Art von Eifersucht. Mutter Y. war ein in Hamburg wohlbekanntes Original, die selbst beim Senat in hoher Achtung stand und über deren excentrisches Wesen man lächelte. Sie war bei Weitem genialer als ihre Nebenbuh-

lerin; kannte besser die Menschen und die Welt als diese und trug nicht solche schwere Artillerie von moralischem Apparat zur Schau, sondern war im Gegentheil eher ein Renommist nach der entgegengesetzten Richtung hin. Sie war die Tochter eines Engländers und einst ein schönes, munteres Mädchen, dessen sich noch manche alte Senatoren mit Schmunzeln erinnerten, und wurde keine grämliche, moralische Sprüche ausschwätzende alte Frau, sondern ihr Herz blieb heiter und jung. Anstatt über manche Thorheiten genialer Menschen die Hände über den Kopf zusammenzuschlagen, wie ihre in „Sittlichkeit“ machende Freundin und Nebenbuhlerin, zuckte sie die Achseln und fand es natürlich, daß ein Palast einen größeren Schatten wirft als eine Zöllnerbude.

Mutter Y. stand in offener Feindschaft mit dem Gott, den die Pfaffen proklamirten und erklärte sich dreist und keck für eine Atheistin; da sie aber stets wie eine wahre Christin handelte, so glaubte ihr kein Mensch.

Sie war ebenso entschlossen und aufopfernd, wie Frau X., wenn es galt, der Sache der Freiheit oder ihrer Freunde zu dienen; aber sie that es manchmal ohne zu überlegen und ihre Hülfe brachte oft größere Calamitäten hervor, als diejenigen waren, über welche sie hinweghelfen wollte. Sie war jedoch eine liebe, alte Seele, über die und mit der man wohl manchmal herzlich lachen, aber sich niemals ärgern konnte.

Ich lernte in diesem angenehmen, anregenden Kreise manchen tüchtigen Menschen kennen, Männer und Frauen, aber unsere Bekanntschaft war zu oberflächlich, als daß ich ihnen volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen könnte. Unter ihnen war Dr. Ree, Lehrer an der jüdischen Schule, ein Mann, der in jenen Kreisen in hoher Achtung stand. Ebenso Herr Martens, der die arbeitenden Klassen organisirte und der in Hamburg eine nicht unbedeutende Rolle

spielte; er war ein Mann, der Herz und Kopf auf der richtigen Stelle hatte und oftmals den Philistern im Senat und außer demselben die Hölle heiß machte.

Das Wetter war in jener Zeit in Hamburg ganz entsetzlich rauh und unter diesen ungünstigen Einflüssen kam in mir eine Krankheit zum Ausbruch, die schon lange in mir gearbeitet haben mochte; ein nervöses, gastrisches Fieber, welches mich hart anpackte und mich zwang das Bette zu hüten.

Eines Morgens in den ersten Tagen des Januars achtzehnhundert und siebenundfünfzig, als kaum der Tag graute, wurde an die Thür meines Schlafzimmers geklopft und der Dienstbote sagte, daß zwei Herren mich zu sprechen wünschten. Meine Frau stand auf und kehrte bald darauf mit zwei Männern in Civilkleidern zurück, die sich als Polizeibeamte zu erkennen gaben und sagten, daß sie den Auftrag hätten, alle meine Papiere in Beschlag zu nehmen und mich zu arretiren. „Wie," rief ich, „krank wie ich bin, wollen Sie mich in diesem rauhen Wetter in's Gefängniß schleppen?" — „O wir packen Sie in Kissen," hieß es, „und bringen Sie in einem Wagen fort." Während die Männer, die sich mit einer Art von Schinderknechts-Höflichkeit benahmen, mit meinen Papieren beschäftigt waren, schickte meine Frau den Dienstboten ab, um meine Freunde von dem, was mich bedrohte in Kenntniß zu setzen. Die Polizeibeamten sagten, daß am Tage vorher ein Brief mit einem großen Siegel von Berlin angekommen sei, in welchem die Hamburger Polizei den Befehl erhalten habe, sich meiner Papiere zu bemächtigen und mich zu arretiren. Wie die preußische Polizei dazu kam, sich das Recht anzumaßen, einen mit einem guten Paß versehenen sächsischen Unterthan auf fremdem Gebiet zu reklamiren, verstehe ich nicht. Die beiden Polizeimenschen, welche

den Befehl ausführten, erzählten mit großer Selbstgefälligkeit, daß sie schon seit einigen Stunden vor der Hausthür auf- und abspaziert wären, damit ich nicht etwa zufällig das Haus verlassen möchte.

Obwohl es noch sehr früh war, so erschienen doch bald meine Freunde; sie und der Arzt protestirten gegen meine Arretirung, und als sich selbst die Polizeidiener durch den Anblick davon überzeugt hatten, daß ich sehr krank sei, begnügten sie sich damit, meine Papiere davonzuschleppen, worüber sie mir nicht einmal eine Quittung zurückließen.

Da ich verschiedene Besuche erwartete, so ließ ich mein Bett in mein großes, dreifenstriges Wohnzimmer stellen. Am Abend erschien abermals einer der beiden Polizeidiener. Er flüsterte mit meiner Frau und es gelang ihm vermittelst einer geschickt angebrachten Lüge, diese zu bewegen, ihm meine Aufenthaltskarte auszuliefern. Der Kerl hatte wahrscheinlich nicht gehofft, seinen Auftrag so leicht zu erfüllen; er war daher sehr vergnügt und rief, als er das Zimmer verließ, sehr artig: „Ich empfehle mich Ihnen Herr von Wiersbitzki." — „Hol' Sie der Teufel mit Ihrem verfluchten preußischen Namen!" brüllte ich wüthend und machte Miene aus dem Bette zu springen, worüber sich der Polizeimensch so entsetzte, daß er bei meiner lachenden Frau vorbei, die Treppe hinunter und zur Hausthür hinausstürzte, ohne sich auch nur umzusehen. — Der Name „Wiersbitzki" ärgerte mich aber deshalb so, weil er mir den Beweis gab, daß der Befehl zu dem gewaltsamen Verfahren gegen mich wirklich von Berlin kam.

Am andern Morgen wurde meine Frau vor den Polizei-Großherrn citirt und damit sie nicht, wie ich, zwei Stunden zwischen Hamburger Bergpriesterinnen zu sitzen haben möchte, begleitete sie Frau X. dorthin, die das Privilegium hatte, in jedem Augenblick vor dem Polizeigroßherrn zu erscheinen.

Während ihrer Abwesenheit erschien vor meinem Bette ein höherer Polizeibeamter, Dr. G., der mir ankündigte, „daß mir der Aufenthalt nicht länger gestattet werden könne, und daß ich, sobald ich im Stande sei zu reisen, meinen nach Leipzig visirten Paß erhalten solle.“ — „Nach Leipzig?“ fragte ich erstaunt, „aber ich habe nicht das Allergeringste in Leipzig zu thun und beabsichtige nach England zu gehen.“ — Dr. G., der sich offenbar seiner Rolle schämte, zuckte verlegen die Achseln und sagte, „daß ich nach Leipzig reisen müsse.“ — „Denken Sie denn,“ fuhr ich auf, „daß ich die Absicht dieses Verlangens nicht errathe? — Um von hier nach Leipzig zu gehen muß ich durch Preußen, und an der Grenze nehmen mich preußische Gensd'armen in Empfang; da spart die Hamburger Polizei die Mühe und die Verantwortlichkeit. Das ist ein kaum zu rechtfertigendes Verfahren.“ — „Mein Gott,“ erwiederte Dr. G., „warum sagen Sie das mir, Herr von Corvin?“ — „Warum? — weil ich den hundsföttischen Senator nicht vor mir habe!“ rief ich, — oder rief vielmehr der Geist des nervösen Fiebers aus mir, was mir ganz ungeheure Gewissensbisse verursachte, als ich wieder gesund wurde und um so mehr, als der Senator allgemein als einer der ausgezeichnetsten, weisesten, ehrenhaftesten, großherzigsten, gefälligsten, liebenswürdigsten, tugendhaftesten, unbestechlichsten, unabhängigsten, bürgerfreundlichsten, liberalsten, frömmsten aller Hamburger Polizeiherren anerkannt wurde, anerkannt wird und in der Geschichte anerkannt werden wird. —

Man zeigte mir in Hamburg viel Theilnahme und ich erholte mich sehr schnell. Besonders eifrig und aufopfernd zeigten sich die beiden früher geschilderten Damen. Frau X. sandte mir, da mir sehr kräftige Speisen verordnet waren, die köstlichsten in ihrer Küche sorgfältig bereiteten

Gerichte und was immer sonst einem Kranken heilsam sein konnte. Vor meinem Bette saßen fast beständig theilnehmende Besucher und oft bis zwölf Uhr in der Nacht. Auch Freund Campe kam eines Abends elf Uhr mit seiner Frau.

Man theilte mir mit, daß von dem Fenster einer benachbarten Weinstube ein verkleideter Polizist beständig den einzigen Eingang zu meinem Hause bewache, und wir überlegten Mittel, wie es möglich zu machen sei, trotz der Polizei das Haus zu verlassen und an Bord eines gewissen Schiffes zu kommen, dessen Befehlshaber sich mit seinem Ehrenwort verbindlich gemacht hatte, mich sicher nach England zu bringen.

Der Tag zu dieser Abreise war bereits festgesetzt, als plötzlich heftiger Frost eintrat, die Elbe fest zufror und alle Schiffahrt für einige Wochen ein Ende hatte. Das war eine um so größere Verlegenheit, als ich jeden Augenblick befürchten mußte, von der Polizei zur Abreise „nach Leipzig“ gezwungen zu werden; ja man hatte bereits von Berlin ungeduldige Anfragen nach Hamburg geschickt, sich wundernd, daß der Befehl mich zu arretiren noch nicht ausgeführt sei.

Als ich noch darüber unschlüssig war, was am Besten zu thun sein möchte, besuchte mich eines Morgens ein Mann, welcher während des närrischen Zuges nach Baden im Frühjahr 1848 meine Ordonnanz, dann mit mir in Straßburg gewesen war und den ich später in Berlin wieder angetroffen hatte. Er hatte eine Hamburgerin geheirathet und besaß nun einen an der Eisenbahn liegenden Gasthof in dem Holsteinischen Städtchen Pinneberg. Durch die Zeitungen hatte er meine Anwesenheit in Hamburg und meine Lage erfahren und kam, mir sein Haus und seine Dienste anzubieten.

Ich beschloß dieses freundliche Anerbieten anzunehmen und gegen Abend den schwärzesten Undank gegen die Ham-

burger Polizei zu begehen und mich ihren Aufmerksamkeiten ohne Abschied zu entziehen. Meine Freunde trafen mit großer Zweckmäßigkeit und Schnelle alle nöthigen Maßregeln und versammelten sich gegen Abend bei mir.

Vor meinem Bette stand eine spanische Wand, die dasselbe dem ab- und zugehenden Dienstmädchen sowohl wie der Wirthin verbarg, die Beide durch Drohungen von der Polizei als Spione gepreßt worden waren. Ich stand auf und kleidete mich mit Hülfe meiner Frau hinter dieser spanischen Wand in ihre Kleider. Da man meinen Schnurrbart durch den Schleier sehen konnte so wurde im Conseil beschlossen, daß derselbe geopfert werden müsse und er wurde unter vielem Bedauern von meiner Seite und vielem Gelächter von der der Damen abgeschnitten.

Wagen hielten vor der Thür und die Polizei war absichtlich daran gewöhnt worden. Das Mädchen wurde ausgeschickt und die Wirthin durch einen Besuch, den ihr eine meiner Freundinnen machte, in ihrem Zimmer festgehalten. Dann faßte ich Frau ***, eine ziemlich große Dame, unter den Arm, ging mit ihr die erleuchtete Treppe hinunter, zur Hausthür hinaus und stieg ganz unbefangen vor den Augen der Polizei in den Wagen, der ungehindert davon rollte. Da es ein Fiaker war und derselbe uns verrathen konnte, so ließen wir ihn mitten in einer belebten Straße an einem Durchgange halten und gingen zu Fuß in die Wohnung anderer Freunde, wo ich mich schnell wieder in einen Mann verwandelte.

Bald erschien ein anderer Wagen und zwei handfeste Freunde; diese, die erwähnte Dame und ich stiegen hinein und fuhren unangehalten über die Holsteinische Grenze. Hier verließ uns Frau ***, um, allein durch den Schnee mitten in der Nacht nach Hamburg watend, die Nachricht von meiner

glücklichen Flucht dorthin zu bringen. Es war zwölf Uhr Nachts als ich in dem Gasthof meines Freundes in Pinneberg anlangte.

Die Polizei in Hamburg und meine Wirthin glaubten mich ganz sicher in meinem Bette und um die Täuschung zu erhalten, saß Frau *** hinter dem Schirm und sprach und lachte wie sie mit mir zu thun pflegte, sobald das spionirende Dienstmädchen im Zimmer war. Erst spät am andern Morgen theilte meine Frau der Wirthin die Nachricht mit, daß ich abgereist sei. Die Frau war sehr aufgebracht, denn sie fürchtete die Rache der Polizei, und machte sogleich ihre Meldung.

Daß sich ganz Hamburg unbändig freute, daß die Polizei sich furchtbar ärgerte, der große Senator einen Zornwalzer tanzte und alle Absichten auf meine Freiheit in einem preußischen Hamburger Blatte abgeleugnet wurden, — das versteht sich von selbst.

Zu jener Zeit hielt sich mein mehr als achtzigjähriger Schwiegervater in Geschäften in der preußischen Stadt Nordhausen auf. Er wurde eines Tages von Polizeidienern heimgesucht, die mit dem größten Eifer seine Papiere durchstöberten und alle Briefe von meiner Frau und mir hinwegnahmen. Sie durchsuchten den alten Mann ganz genau am Körper und sogar gewisse Compressen, die er wegen Schwächen, wie sie hohes Alter bei Hämorrhoidarien mit sich bringt, tragen mußte. Der etwas cynische alte Italiener amüsirte sich königlich und rief den schnüffelnden Polizisten ein lachendes: „Wohl bekomm's" zu.

Ich machte mir das Vergnügen sogleich an die englische Times zu schreiben, die den Brief, in welchem meine Erlebnisse in Hamburg enthalten waren, unter der Ueberschrift: „Preußische Polizei" abdruckte.

Meine Frau folgte mir bald nach Pinneberg, wo mich meine Hamburger Freunde recht häufig besuchten und wo ich ein ganz angenehmes Philisterleben führte. Pinneberg ist ein hübsches Städtchen von etwa zweitausend Einwohnern, welches damals gegen achtzig Wirthshäuser aber nicht eine einzige Kirche hatte. Ich hatte selten ein herzlicheres, gemüthlicheres und kneiplustigeres Völkchen gesehen als diese Pinneberger. Da Pinneberg der Sitz eines Gerichtes oder Amtes ist, so lebten dort eine Menge Beamte. Diese und die Angestellten in den mancherlei Fabriken versammelten sich Abends in dem Gasthofe meines Freundes und wir spielten Billard, tranken sehr viel Bier, rauchten entsetzlich und trieben allerlei närrisches Zeug.

Hier in Pinneberg wurde mir ein interessantes altes Haus als dasjenige bezeichnet, in welchem Struensee gewohnt habe. Wir gingen hinein und die artige Eigenthümerin zeigte uns das von dem unglücklichen Minister bewohnte Zimmer, zu dem wir eine Art von Hühnerstiege hinaufkletterten. Die Wände waren Bretter und nach allen Richtungen hin verzogen. Ich glaube, man kann kaum in einem Urwalde ein primitiveres Zimmer sehen. Es enthielt außer seiner äußersten Einfachheit und Erbärmlichkeit nichts Merkwürdiges und die Wirthsleute wußten auch keine interessanten Details. Noch während meiner Anwesenheit in Pinneberg wurde das Haus abgebrochen.

Campe wurde durch den Eifer ängstlich gemacht, mit welchem die preußische Polizei das Erscheinen meines Buches zu verhindern suchte. Dasselbe blieb ungedruckt und erst vier Jahre später gelang es mir, dasselbe wieder in meine Hände zu bekommen, indem ich es zurückkaufte.

Als der Frühling kam und meine Gesundheit hergestellt war, beschloß ich abermals mein Glück in London zu ver-

suchen, aber, durch die Erfahrung ängstlich gemacht, meine Frau nicht gleich mitzunehmen, die nach Berlin gehen wollte, um bei Professor Schmidt Unterricht im Landschaftsmalen zu nehmen, was ihr in London mehr nützte als die Blumenmalerei.

Da sich auf dem Bahnhof in Altona stets Hamburger Polizeibeamte befanden, so fuhr ich mit Extrapost von Pinneberg dorthin und Abends nach Hamburg, wo ich bis gegen Mitternacht bei meinen Freunden blieb. Dann fuhr ich mit meiner Frau und Madame *** nach Altona, wo wir die Ankunft des Hamburger Dampfschiffes erwarteten. Dasselbe kam gegen zwei Uhr und hielt an, um mich aufzunehmen; ich stieg an Bord und fühlte mich sicher auf dem englischen Boden. Es war ein Glück, daß ich vorsichtig handelte und nicht in Hamburg an Bord ging; denn als das Schiff eben von dort abfahren wollte, erschienen Polizeibeamte — nach der Beschreibung diejenigen, deren Bekanntschaft ich bereits gemacht hatte — holten alle Passagiere aus den Betten und untersuchten sehr sorgfältig ihre Pässe und noch sorgfältiger ihre Gesichter. —

Nachdem meine Frau einige Monate in Berlin gewesen war, fing die Polizei an, ihr besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Sie wurde gefragt, „ob sie noch immer mit mir in Verbindung stehe", und als sie dieses Verbrechen eingestand, wurde sie ausgewiesen. Sie protestirte gegen diese Maßregel bei dem Ministerium des Innern; allein der Minister Herr von Westphalen verfügte, daß es bei der Bestimmung der Polizei sein Bewenden haben müsse. Meine Frau flüchtete also wieder auf dänisches Gebiet, nämlich auf die Insel Föhr und besuchte dann eine Freundin in ihrem Landsitz auf Hamburger Gebiet.

Als sie eines Tages in der Nähe des Hauses skizzirte, suchte sie ein Dienstbote auf und sagte, daß zwei Herren sie zu sprechen wünschten. Die beiden Herren waren abermals die beiden in Civil verkleideten Polizeidiener, welche sich ihrer Papiere und ihrer Person bemächtigten, sie nach Hamburg auf die Polizei und von dort in ein gemeines Gefängniß — den Winzerbaum — brachten, wo man sie acht Tage gefangen hielt, unter dem Vorgeben, daß ihr das Betreten des Hamburger Gebietes verboten worden sei, was indessen der Polizeiherr geträumt und im Wachen auszuführen vergessen haben muß. Die Freundin meiner Frau wurde um zwanzig Thaler gestraft, weil sie ihren Gast nicht angemeldet hatte.

Meine Frau würde wahrscheinlich noch länger die Gastfreundschaft der Republik Hamburg — im Winzerbaum — haben genießen müssen, wenn der Landdrost von Pinneberg, Herr von Scheele sie nicht, weil sie eine Holsteinische Aufenthaltskarte hatte, ernstlich reklamirt hätte. — Ich theilte diese Vorfälle abermals der Times mit, die meine beiden Briefe wieder unter der Ueberschrift „Preußische Polizei" abdruckte. Nun kam meine Frau zu mir nach London, um die Leiden des Exils mit mir zu theilen. —

Das Leben eines Verbannten in London in meiner Lage ist ein die Kräfte verzehrender Kampf um die bloße Existenz; ein fortwährendes Sträuben gegen den grimmen Mangel, gegen das Verhungern. Die Eigenschaften, welche mich fähig machten, eine sechsjährige Zellenhaft in einer Weise zu ertragen, die Viele in Erstaunen setzte, halfen mir auch in diesem Kampfe; allein ich gestehe ein, daß jeder Schneidergesell in dieser Art Krieg gegen mich im Vortheil ist. Ein Schwert enthält Stahl genug, um daraus hunderttausend Nähnadeln zu machen; allein es ist ein sehr ungeschicktes Instrument, damit die Arbeit einer einzigen zu verrichten.

Viele Flüchtlinge errangen hier eine angenehmere Existenz als sie dieselbe in ihrem Vaterlande hatten oder zu erreichen hoffen konnten. Sie kamen fast sämmtlich hier an, als die Sympathie für ihr Schicksal allgemein war; Jedermann bemühte sich ihnen zu helfen, oder sie in eine Bahn zu lenken, wo sie ihre besonderen Fähigkeiten zu Gelde machen konnten. Als ich nach London kam, war diese Sympathie längst abgestorben und außerdem waren alle Plätze, die ich allenfalls hätte annehmen können, ausgefüllt. Für mich blieben nur die Brosamen und selbst in dem Kampf um diese hatten Diejenigen den Vorzug, die durch sechsjährigen Aufenthalt hier die Mittel und Wege besser kannten als ich, und außerdem widerstrebt dieses Haschen und Schnappen nach hingeworfenen Brocken meiner innersten Natur.

Diese Jahre des Exils waren härter für mich als die im Zuchthause, und das Leben in letzterem hatte mich auch für den Kampf um die Existenz unfähiger gemacht, als ich es früher war. Im Gefängniß war es nothwendig, darauf zu studiren, die Zeit zu verschwenden, die man in so lästigem Ueberfluß hatte. Jede weggetändelte Minute war dort ein Schritt näher zur Freiheit, während sie hier ein Schritt zum Hungertode ist. Gewohnheit wird aber leicht zur andern Natur und kein Verständiger wird mich deßhalb hart beurtheilen, daß ich mich nicht sogleich darin finden konnte, von einem Extrem zum andern überzugehen.

Die deutsche Presse war mir damals gänzlich verschlossen, denn was Campe abhielt, mein Buch zu drucken, schreckte auch andere Verleger ab. — Ich war also genöthigt, mich der englischen Presse zuzuwenden; allein es ist für einen Fremden unendlich schwer darin Fuß zu fassen und gelingt allenfalls nach einer langen Reihe von Jahren und dann nur, wenn die Umstände besonders günstig

sind. Ich wurde Mitarbeiter von Dickens' Wochenschrift, die hin und wieder Artikel von mir brachte; allein wenn auch die Seite mit einer Guinee — sieben Thaler — honorirt wird, so kann man bei der großen Menge englischer Mitarbeiter doch nur auf wenig Raum Anspruch machen und außerdem reicht eine Guinee hier nicht so lange als in manchen Theilen Deutschlands zwei Thaler.

Viele Flüchtlinge leben hier als Lehrer; allein das ist eben einer der Gründe, weshalb ich nicht so leben konnte, und außerdem hat nicht Jeder die zu einem Lehrer erforderlichen Eigenschaften, ebensowenig, wie vortreffliche Lehrer, die vielleicht mehr Verstand und Kenntnisse haben, als ich sie besitze, dennoch schwerlich im Stande sein würden, Alles zu thun was ich thun kann. Alles schickt sich nicht für Alle!

Ich mußte also andere Wege aufsuchen, eine Existenz zu gewinnen. Ich hatte im Gefängniß eine Erfindung gemacht, die von Allen, die davon hörten, mit Enthusiasmus begrüßt wurde. Die Erfindung hängt mit der Galvanoplastik zusammen und ich habe sie in der Gartenlaube bekannt gemacht. Alle Männer von Fach in England versprachen mir goldene Berge; Herr Elkington in Birmingham sagte, ich müßte ein Vermögen damit machen; allein man überließ es mir die Sache auszuführen.

Es ist nun in Deutschland allgemein angenommen, daß England das Land für alle Erfindungen ist, daß sie hier am besten zu verwerthen seien. Das ist ein großer Irrthum. Der arme, fremde Erfinder, der nach England kömmt, sehr seltene glückliche Ausnahmen abgerechnet, wird hier im Elend verkommen, und irgend ein reicher Engländer, der sich der Erfindung bemächtigt, wird davon noch reicher werden und dem Erfinder nicht nur die materiellen Früchte der Erfindung, sondern auch sogar den Ruhm derselben rauben und sich

selbst anmaßen. An manchen trefflichen Erfindungen, die jetzt allgemein gepriesen werden, ruinirten sich viele unternehmende Menschen, ehe dieselbe zur Anerkennung kamen. Ich führe nur als Beispiel die Maschine für die Fabrikation des Papiers ohne Ende an, womit hunderttausende von Pfunden verloren worden sind.

Ich machte dieselbe Erfahrung, die Viele vor mir machten: daß die besten Erfindungen nur mit sehr vielem Gelde durchzusetzen, besonders wenn sie ganz neu sind und andern etablirten Geschäften schaden. Ich nahm hier ein Patent auf meine Erfindung, allein nach bedeutenden Verlusten an Zeit und Geld und äußerster Erschöpfung aller meiner Hülfsquellen mußte ich die Sache fallen lassen.

Wer hier trostlos die Hände in den Schooß legt und sich selbst aufgiebt, der ist verloren wie Derjenige, der in einem Gedränge niedersinkt. Ich legte die Hände nicht in den Schooß; ich that Alles was meine Fähigkeiten, die Umstände und meine Natur erlaubten, und wenn mich unvorhergesehene Unglücksfälle von dem — sehr bescheiden hohen — Gipfel meiner Hoffnungen wieder an den Fuß des Berges zurückschleuderten, begann ich immer wieder auf's Neue den Kampf.

Ich bin jetzt neunundvierzig Jahre alt. Nicht neidisch, allein traurig und verwundert sehe ich, wie Menschen, weniger von der Natur begabt als ich, zufrieden und glücklich am eigenen Heerde im Kreise ihrer Familie leben und anscheinend spielend Lebensaufgaben lösen, die mir Räthsel sind und, wie ich fürchte, ewig Räthsel bleiben werden. Ich habe Alles verloren, was sonst dem Menschen das Leben theuer macht und treibe als ein Schiffbrüchiger auf dem Lebensmeere. Sogar von meiner treuen und großherzigen Gefährtin mußte ich mich trennen; denn um sie vor Mangel zu schützen, der

vor meiner Thür lauerte, mußte ich sie — ich hätte beinahe gesagt als Sklavin verkaufen. Sie fand als Governeß eine Stelle in einer englischen Familie. Das ist unter allen Umständen ein hartes Loos, aber doppelt hart nach so vielen Leiden, im vorgerückten Alter und wenn man nicht dazu erzogen wurde und bessere Tage gesehen hat. —

Indem ich die Geschichte meiner Verfolgungen und Leiden erzählte, beabsichtigte ich nicht, Mitleid zu erregen. Ich habe mich in der Vorrede darüber ausgesprochen. Ich erzählte meine Verfolgungen, weil ich stolz darauf bin, daß man mich deren für würdig hielt und weil sie ein besseres Zeugniß sind, als alles Lob von Parteigenossen sein würden, da sie bezeugen, daß ich der Sache, welcher ich mein Leben weihte, treu blieb, und man meine Thätigkeit für dieselbe nicht allein schätzt, sondern mir auch den Willen und das Talent zutraut ihr ferner zu nützen. Ich erzählte meine Leiden dem Volke, für welches ich litt, damit es meiner freundlich gedenke und sich besonders meiner erinnere, wenn es Männer braucht, denn stolz rühme ich mich mit Wallenstein

Hier steh' ich ein entlaubter Stamm!
Doch innen in dem Marke lebt die schaffende Gewalt.

* * *

Und nun, Leser, lebt wohl. Verzeiht mir, wenn ich hin und wieder durch zu große Breite gelangweilt habe und bedenkt, daß ich diese Erinnerungen größtentheils während der sechs Jahre schrieb, in denen ich mich für das Volk in einsamer Zelle langweilte.

Ich horche auf das Rauschen der zurückkehrenden Fluth; ich begrüße mit Freude die über das deutsche Meer herüberwehende Brise, die vom Wiedererwachen des deutschen Volkes

flüstert. Hellen Auges betrachte ich das im Süden sich immer dichter zusammenziehende Gewitter. Entschlossen und todesmuthig stehe ich am Ruder meines Lebensbootes, bereit, bei dem ausbrechenden Sturm in die See zu stoßen, dem mit den alten, feindlichen Elementen kämpfenden Schiffe der deutschen Freiheit und Einheit zur Hülfe! —

* * *

Seit ich die letzten Zeilen meines Buches schrieb und dasselbe gedruckt wurde, hat sich der politische Horizont mehr und mehr bewölkt und im Westen, im Herzen der großen amerikanischen Republik, rast ein Bürgerkrieg, welcher die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt erregt.

Uebermorgen werde ich mit dem „Great Eastern" nach Amerika abreisen, und zwar als Special-Correspondent der Allgemeinen Zeitung. Es macht mir große Freude, daß die Verlagshandlung gerade mir diesen Posten überträgt, ohne Rücksichten auf meine politischen Ansichten und nur allein deshalb, weil sie mich der Aufgabe gewachsen glaubt und weiß, daß ich unparteiisch schreibe. Ich werde mich bemühen, die von mir gehegten Erwartungen zu erfüllen und rufe den Lesern nochmals ein Lebewohl zu.

London, 8. Septbr. 1861.

Corvin.